Rarum!

Zum Andenken

Fischelhausen, den 14 August
1880

Albrecht Schramm



Gez. und ausgeführt von W. Dums in Wesel

Verlag von A. Spaarmann in Oberhausen

Leben, Wirken und Leiden

Sr. Heiligkeit

des

Papst-Königs Pius IX.

von seinen frühesten Jugendjahren bis zur Gegenwart.

Von

Dr. H. G. Rütjes,

Pfarrer zu Obermörmter.

Druck und Verlag von Ad. Spaarmann

in Oberhausen.

Erstes Buch.



Lith. Anst. von J. A. Rosr, Dusseldorf.

Verlag v. Ad. Spaarmann, Oberhausen.

ANSICHT VON ROM.

Erstes Kapitel.

Sinigaglia. — Hohes Alter und berühmter Jahrmarkt dieser Stadt. — Geburt von Johann Maria Mastai-Ferretti. — Das Geschlecht und die Familie Mastai-Ferretti. — Vorbedeutungsvolle Namen. — Eine fromme Mutter. — Ein Marianisches Pflegekind.

Etliche Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung verließen die Senonen, eine gallische, in der Gegend des heutigen Lyon in Frankreich wohnende Völkerschaft, ihre Wohnsitze, wanderten in das weit schönere Italien ein, vertrieben die Umbrier und Etrurier, siedelten sich in den Thälern der Apenninen und am adriatischen Meere auf Kosten der Vertriebenen an und gründeten eine Stadt, der sie ihren Namen gaben. Sena Gallica, die Tochter der Senonischen Gallier, ist unter italienischer Benennung das heutige Sinigaglia (sprich Sinigallja). Noch heutigen Tags verkünden die alterthümlichen Wälle, die prächtigen Straßen, der herrliche Dom das Alter ihres Ursprunges.

An der Straße von Bologna nach Ancona und am Meeresufer, wo die ausmündende Misa einen Hafen bildet, sehr glücklich gelegen, zählt Sinigaglia gegen neuntausend Seelen. Der berühmte Jahrmarkt dieser Stadt beginnt im Monat Juli und dauert bis zum 20. August. Es strömt eine ungeheure Menge von italienischen, sicilianischen, deutschen,

dalmatischen und besonders griechischen Kaufleuten dahin. Seit undenklicher Zeit holen die letzteren in Ancona und Sinigaglia die Erzeugnisse des europäischen Kunstfleißes und vertheilen sie dann im Innern Griechenlands. Vor der großen Concurrenz mit Triest glich Ancona einer griechischen Inselstadt. Die Schiffe der Griechen füllten den Hafen; die meisten Magazine, Buden, Kaffehäuser gehörten den Griechen, und Sinigaglia war ein fast ausschließlicher Markt für ihre Landsleute. Heutzutage kommen sie nicht mehr nach Sinigaglia, sie betreiben ihre Geschäfte auf brieflichem Wege. Das besser gelegene Triest wächst auf Kosten seines alten Nebenbuhlers, dessen Ausfuhr sich jetzt auf Getreide, Hanf, Talg, Leder, Bauholz beschränkt.

Ungeachtet seines Verfalles bietet Sinigaglia noch immer während des Jahrmarktes einen außerordentlich malerischen Anblick dar. Man denke sich ein beständiges Bewegen von Menschen aller Nationen, in den verschiedenen Trachten, damit beschäftigt, sich aufzusuchen oder in aller Eile die Waaren vom Hafen in die Stadt und von der Stadt zum Hafen zu bringen; eine ganze Stadt auf den Straßen, die mit zwei Reihen zierlicher, wie Zelte geformter Buden besetzt sind, und deren Boden zur Erleichterung des Transportes mit Dielen belegt ist; eine zum ungeheuren Marktplatz gewordene Stadt, deren Gräben, Glacis und angränzende Flächen mit Hütten, Küchen, Pferden und Pflöcken bedeckt sind; dieß ist ein Schauspiel, das kaum die morgenländischen Städte bieten, in welchen die großen Caravanen nach Mecca pilgernder Muselmänner auf ihrer Hin- und Rückreise lagern.

In dieser alten, zum größten Theile jedoch neu hergestellten, zum Kirchenstaate gehörenden, obwohl augenblicklich in fremdem Besitze befindlichen Stadt, dem Sitze eines Bischofs, erblickte am dreizehnten Tage des Wonnemonats (Mai), im Jahre des Heils eintausend siebenhundert zwei und neunzig ein Knäblein das Licht der Welt, das in der heiligen Taufe die Vornamen Giovanni (Johannes) Maria empfing.

Wenn je im Namen eine Vorbedeutung gelegen hat, so ist es hier der Fall gewesen; denn aus dem Kinde ist ein wahrer Apostel und Evangelist Johannes an Milde und Kraft, und ein Verehrer und Beförderer der Ehre Maria's, aber auch ein Schützling von ihr geworden, wie kaum ein Anderer vor ihm. Weder der ihn taufte, noch sonst ein Sterblicher mochte damals ahnen, daß beiläufig ein halbes Jahrhundert später diese beiden Namen einem anderen, dem der Welt- und Kirchengeschichte angehörigen, ebenfalls Charakter und Schicksal vorbedeutenden Namen Pius IX. Platz machen und daß der Träger dieses Namens eine Zierde des heiligen apostolischen Stuhles, der Hort der Gerechtigkeit, die Schutzwehr der wankenden bürgerlichen Gesellschaft werden und beinahe ein viertel Jahrhundert lang, wie die Sonne am Firmamente Licht und Wärme, so hier auf Erden Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe rings um sich her ausstrahlen würde.

Des Kindes Eltern waren der Graf Hieronymus Mastai-Ferretti und die Gräfin Katharina Solazzi.

Die Familie Mastai-Ferretti ist von altem lombardischen Adel. Sie hatte ihren Stammsitz zu Crema in dem venetianischen Gebiet Cremasco, zog aber von hier gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts fort und siedelte nach Sinigaglia in der Legation von Urbino und Pesaro über. Bis in die jüngste Zeit waren mehrere Glieder dieser Familie mit den höchsten Stellen der städtischen Verwaltung betraut, so zwar, daß es in Sinigaglia sprüchwörtlich geworden, die Ehre, Gonfaloniere (Bannerherr oder Bürgermeister) zu sein, sei in der Familie Mastai erblich und eigen.

Am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts erhielten die Mastai als Belohnung einer langen Reihe glänzender Dienste vom Fürsten Farnese, Herzog von Parma und Piacenza, den Grafentitel. Später, in Folge einer Verbindung mit dem letzten Sprossen der Familie Ferretti, fügten sie den Namen Ferretti zu dem ihrigen und führen seitdem beide Namen.

Johann Maria war von vier Brüdern der jüngste. Zwei Brüder, Gabriel und Gaetano, leben noch, der erstere sechs und achtzig, der ander zwei und achtzig Jahre alt. Seine Schwester, die Gräfin Benegini, trägt noch mit Rüstigkeit die Bürde ihrer neun und siebenzig Jahre. Sein Vater, der Graf Hieronymus, starb mit achtzig, seine Mutter, die Gräfin Katharina, mit zwei und achtzig Jahren. Sein Großvater, der Graf Hercules, erreichte ein Alter von sechs und neunzig Jahren.

Man fühlt sich unwillkürlich zu fragen versucht: Wie erklären sich diese hohen Lebensjahre bei fast allen Gliedern der Familie? Die Antwort darauf ist sehr einfach: In der Familie Mastai-Ferretti war von jeher die zarte Liebe der Kinder zu ihren Eltern eine merkwürdige und bekannte Thatsache. Ist es zu verwundern, daß bei Allen bis heutezu das Wort der heiligen Schrift: „Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest und es dir wohl gehe auf Erden", in Erfüllung ging?

Die Familie Mastai ist sehr zahlreich. Der älteste, der Graf Gabriel, dessen Ehegattin, die Gräfin Victoria, erst vor Kurzem von schwerer Krankheit wieder aufgekommen, hat zwei Söhne, den Grafen Ludwig, der die Fürstin del Drago, und den Grafen Hercules, der die Nichte des Cardinals Cadolini zur Frau hat.

Der Graf Gaetano ist Wittwer und kinderlos. Der vor einigen Jahren verstorbene Graf Joseph, vormaliger Gensdarmerie-Hauptmann, hat keine Nachkommen hinterlassen; allein die vier Schwestern, von denen nur eine noch am Leben ist, haben dem jetzigen Kirchenoberhaupt eine große Zahl Neffen und diese wiederum eine Anzahl von Neffensöhnen gegeben; doch hat Keinem derselben die Beförderung ihres Oheims und Großoheims zu der höchsten Erdenwürde auch nur einen Bajocco auf Kosten der Kirche oder des Staates eingebracht.

Das Haus, worin Giovanni Maria Mastai geboren ward, steht noch in seiner alterthümlichen Beschaffenheit da. Es hat allerdings ein palastartiges Aussehen, aber ein sehr

bescheidenes, ist von kleinen, schmalen, finstern Gäßchen umgeben und liegt hinter dem Stadthause beinahe versteckt.

In der kleinen Schloßcapelle befindet sich noch heutzutage ein ungewöhnlich großes Kreuz mit einem riesenmäßigen Christus daran. Es ist ein altes Familienstück, mit den Erinnerungen und den Erlebnissen der Familienglieder auf das Innigste verwachsen, daher Gegenstand ihrer zartesten Verehrung. Wie oft mag Pius IX. als Kind und Jüngling in ahnungsvoller Andacht, sein künftiges „Kreuz vom Kreuze" (crux de cruce) das ein vom Geiste Gottes erleuchteter Erzbischof (der heilige Malachias von Armagh in Irland) Jahrhunderte vorher ihm als Papstzeichen geweissagt hat, gewissermaßen vorempfindend, davor gekniet und fromme Thränen vergossen haben! Wie hoch daher namentlich er es auch jetzt noch in Ehren hält, beweist der Umstand, daß, als bei einer nothwendig gewordenen Wiederherstellung der Capelle Rede davon war, das unverhältnißmäßig große Kreuz zu entfernen, Pius IX. dieses zu verhindern und ihm seinen alten ehrwürdigen Platz zu erhalten gewußt hat.

Wie ein patriarchalisches Alter, so ist auch ein patriarchalischer Biedersinn, eine erleuchtete Frömmigkeit, wahre christliche Menschenfreundlichkeit und eine glühende Liebe für ihr schönes Vaterland Italien, für dessen Freiheit und Unabhängigkeit in der Familie Mastai-Ferretti erblich. Zur Zeit war sie durch ihre Abneigung gegen Oestreich, als eine in ihren Augen ungebührlichen Druck auf ihr Vaterland ausübende Macht, und gegen jegliche Fremdherrschaft bekannt. Personen von etwas starrer Anhänglichkeit an das Althergebrachte wollen zu gewisser Zeit ein etwaiges, ihnen bedenklich scheinendes Hinneigen zu den freisinnigen politischen Ideen und Einrichtungen der Neuzeit an Etlichen der Mastai-Ferretti wahrgenommen haben.

Wie dem auch sein möge, Gott hatte den jüngsten männlichen Sprossen des Hauses Mastai unter seine besondere Obhut genommen und bediente sich dabei der Mithülfe einer ausgezeichneten Mutter. Die Gräfin Mastai war eine Frau von großem Charakter und hoher Frömmigkeit. Man sagt,

zwei edle Frauen, Mütter von zwei großen Heiligen, Thomas von Aquino und Franz von Sales, hätten ihr im Werke der Kindererziehung als leuchtende Muster vor Augen geschwebt, und nach dem Vorgange Jener sei es auch ihr Bestreben gewesen, in dem Charakter ihrer Kinder Festigkeit und Milde, Thatkraft und Sanftmuth vermittelst der lautersten Frömmigkeit zu einer schönen Einheit zu verschmelzen. Gewiß ist, daß wenigstens an einem ihrer Kinder dieses Ideal auf kaum geahnte Weise ist erreicht worden. Was ihr dabei sehr zu Staaten kommen mußte, war eine äußerst zärtliche Andacht und Liebe zu Maria, der Königin der Jungfrauen und der Märtyrer, wodurch sie sich auszeichnete. Wahrscheinlich wohl auf der Mutter Wunsch, gewiß nicht, wie bereits angedeutet worden, ohne Fügung der Vorsehung, die mit dem Kinde ihre besonderen Absichten hatte, hatte dasselbe in der Taufe die Vornamen Johannes Maria erhalten: Johannes, zu welchem der sterbende Heiland vom Kreuze herab, auf die Jungfrau deutend, gesprochen: „Sieh da deine Mutter"; Maria, zu welcher derselbe, den geliebten Jünger anblickend, gesagt hat: „Sieh da deinen Sohn". Diese beiden Namen, welche ihr zwei so heilige Personen im Zusammenhange mit jenem so schmerzensvollen Schauspiel auf dem Calvarienberge, im Zusammenhange mit dem Kreuze, worunter sie standen, in die Erinnerung riefen; diese beiden Namen, welche als Vorboten namenlosen Herzeleids, aber auch als Herolde übernatürlicher Wonnen und Tröstungen dem Namen Mastai voranstanden, machten die gefühlvolle, tiefsinnige Frau, wenn sie in einsamen Stunden, an der Wiege sitzend, der Bedeutung derselben an und für sich und in ihrer Zusammenstellung nachsann, oft unwillkürlich erschaudern und erbeben. Hatte ihr in dem ersten Blicke des holden Knäbleins Etwas entgegenzulächeln geschienen, das nicht von dieser Welt war, so hatte sie dagegen auch in seinem ersten Wimmern einen Schmerzenston heraus zu vernehmen geglaubt, wie er von den Lippen gewöhnlicher Kinder nimmer vernommen zu werden pflegt. So offenbart Gott, der die Voll-

kommenheit der mütterlichen Liebe durch seine persönliche Herniederkunft in das Herz einer Mutter hat krönen wollen, ganz ausgezeichneten Müttern bisweilen durch ein Lächeln, durch einen Ton der Stimme die ganze Zukunft ihres Kindes. Hatte er ja auch der im Geruche der Heiligkeit verstorbenen Mutter Pius VII. ihres Sohnes dereinstige Erhebung zur päpstlichen Würde und die lange Reihe von Leiden geoffenbaret, welche er als Papst würde zu erdulden haben.

Der Gräfin Mastai, vielleicht auf ähnliche Weise durch geheimnißvolle, ihre tiefste Seele bewegende Vorahnungen über des Kindes Zukunft belehrt, kam wieder und wieder der Calvarienberg in den Sinn. Da warf sie sich eines Tages zu den Füßen eines Bildnisses der Schmerzensmutter nieder, und ihr Kind in ihren Armen zu derselben emporhebend, rief sie aus: „O Maria, wie du einst den Lieblingsjünger des Herrn an Sohnes Statt aufgenommen hast, so gefalle es Dir, auch diesen hier als deinen Sohn anzunehmen! Dir weihe ich ihn, dir, dir überlasse ich ihn!"

Durch diese Widmung war der kleine Giovanni Maria ein wahres Pflegekind Mariä geworden. Und so hat das verehrungswürdige Oberhaupt unserer heiligen katholischen Kirche, zu welchem die Welt staunend und ehrfurchtsvoll emporblickt, so zu sagen mit der Muttermilch auf den Knieen einer frommen Mutter jene Liebe und jene Andacht zu Maria eingesogen, die durch seine Hand eine so strahlende Perle in den Ehrenkranz der jungfräulichen Gottesmutter und ein so glorreiches Blatt in die Jahrbücher der Kirchengeschichte eingeflochten hat.

Wie innig fromm Mutter und Kind waren, wie sinnig jene von Anfang an nebst der Liebe zu Jesus und Maria auch die Liebe zu der Kirche Gottes und zu ihrem sichtbaren Oberhaupte in des Kindes Gemüth einzupflanzen verstand, und wie frühzeitig sich dieses dafür offen und empfänglich erwies, dafür liefert eine rührende Anekdote, die in die ersten Kindheitsjahre Mastai's fällt, einen sprechenden Beweis. Doch bedarf es, um sie recht verstehen zu können, zuvor eines Blickes auf die damalige Zeitlage.

Zweites Capitel.

Traurige Zustände allenthalben. — Republik in Frankreich. — Ihr Nachspiel in Italien. — Aufstand in Rom, durch Fremde angezettelt. — Pius VI. in der Verbannung. — Sein Tod. — Eines frommen Kindes Gebet für den bedrängten heiligen Vater. — Ein engelgleicher Knabe.

Es war eine für Kirche und Staat äußerst traurige Zeit, trauriger noch und weniger troſtreich, als die gegenwärtige Zeit. Auch ein Pius saß damals auf dem Thron der Christenheit, Papst Pius VI.; doch nein, nicht auf dem Throne saß er: im Gefängnisse, in Kerker und Banden schmachtete er. In Frankreich und in andern Ländern ging es drunter und drüber, und Menschenblut floß in Strömen. Das war nicht urplötzlich und über Nacht so gekommen: das war die Frucht einer lange vorher ausgestreuten bösen Saat, mit andern Worten: das war die Folge der gottentfremdeten, religionsfeindlichen, umwälzungssüchtigen Ideen, welche, in geheimen politischen Gesellschaften ausgebrütet, sich um so schneller verbreiteten, je mehr selbst gekrönte Häupter und deren Rathgeber ihre Beförderer gewesen waren. Kaiser Joseph II. in Deutschland, Großherzog Leopold in Toscana und die Minister du Tillot zu Parma, Tanucci in den beiden Sicilien hatten mit verwegener Hand sich Eingriffe in die ewigen und unveräußerlichen Gerechtsame der Kirche erlaubt, ihre Disciplin gelockert, ihren wohlthätigen Einfluß auf die Völker beschränkt und, blos um freiere Hand zur Verwirklichung ihrer sogenannten zeitgemäßen, fortschrittlichen Ideen und

zur Knechtung und Blendung der Geister ihrer Unterthanen zu haben, Das aufgehoben und niedergerissen, was die Kirche, vom Geiste Gottes geleitet, seit Jahrhunderten zum Wohl der Völker aufgebaut, gepflanzt und gepflegt hatte.

Nachdem so die Könige und ihre Minister die Sturmglocke gegen die Kirche geläutet, brach der Sturm auch gegen sie los und stürzte einen Thron nach dem andern über den Haufen. Da mußte der Unschuldige mit dem Schuldigen büßen. So war es eben jetzt (1793) in Frankreich gegangen, wo der fromme, tugendreiche König Ludwig XVI. von seinem eigenen Volke ermordet und das Königreich unter Blutströmen in einen Freistaat, in eine wüste, wilde Republik umgewandelt worden.

Wie in Frankreich, so wollten die fanatischen Freiheitshelden es allenthalben haben: überall sollten die Throne der Monarchen fallen und den Republiken Platz machen. Vor Allen war es auf den ältesten, rechtmäßigsten und ehrwürdigsten Thron der Welt, auf den des Papstköniges in der ewigen Stadt Rom abgesehen, und mit ihm glaubte man um so leichteres Spiel zu haben, als ein hochbejahrter wehrloser Greis auf demselben säß und das Scepter über die Christenheit führte. Allein man hatte sich an dem Priestergreis versehen. Pius VI. verweigerte dem französischen Consul die beanspruchte Befugniß, auf dem Gesandtschaftsgebäude die Fahne der Republik aufzupflanzen. Der Consul bestand darauf, und zwei Agenten der Revolution (Laflotte und Basseville) durcheilten mit der den Franzosen eigenen, keine Gefahr scheuenden Hitze die lange, breite, prachtvolle, Rom seiner ganzen Länge nach durchschneidende Hauptstraße — Corso — genannt — und entfalteten dort auf ihren Wagen die dreifarbigen Fahnen. Das römische Volk pfiff sie aus und warf mit Steinen; jene sollen mit einem Pistolenschuß geantwortet haben; kurz es entbrannte eine Aufruhr, die beiden Franzosen wurden von einer wüthenden Menge verfolgt, und die Lüfte hallten wieder von dem Rufe: „Es lebe Sanct Peter!" Laflotte verdankte seine Rettung den auf den ersten Lärm herbeigeeilten päpstlichen Truppen und Basseville, der sich in

einen Laden geflüchtet, bekam von dem Rasirmesser eines Barbiers einen Hieb, woran er den folgenden Tag starb.

Der heilige Vater Pius VI. verbarg seinen Schmerz über diese Vorgänge nicht und zog die Schuldigen nach Gebühr zur Strafe. Allein die empfindsame Republik an der Seine hielt sich dadurch nicht für befriedigt; vielleicht war auch der höhnende Freudenruf der Römer über Basseville's Tod nach Paris zu ihr hinübergedrungen. In allen Classen der Bevölkerung Roms feierte man diese Begebenheit und Dichter besangen sie in meisterhaften Liedern. Das that die Liebe der Römer zu ihrem guten, ihnen von Gott gesetzten väterlichen Herrscher. Sofort bedrohten die französischen Heere das westliche Italien; ihr anfangs langsamer Marsch wurde rascher, als sich Bonaparte an ihre Spitze gestellt. Ob dessen raschen, siegreichen Vordringens bestürzt und kraftlos zur Gegenwehr, sah Pius VI. das einzige Rettungsmittel darin, daß er Bevollmächtigte sandte und um große Opfer zuerst den Waffenstillstand von Bologna, dann den Frieden von Tolentino erkaufte, der so schnell wieder gebrochen wurde. Zur Erfüllung der Friedensbedingungen wurden damals die Heiligthümer ihrer Schätze beraubt; goldene Kelche, kostbare Gemälde und andere Meisterwerke italienischer Kunst wanderten über die Alpen, selbst das verehrte Bild von Loretto wurde als Siegestrophäe weggeschleppt.

Um die dreißig Millionen, die ihm durch den Vertrag von Tolentino auferlegt worden, zahlen zu können, sah Pius VI. sich genöthigt, die Steuer-Auflagen zu vervierfachen. Der durch diese Maßregel verursachten Unzufriedenheit bedienten sich die Unruhestifter, den Geist der Empörung im Volke wachzurufen. In der Nacht vom 27. auf den 28. December 1797 brach ein Aufstand aus, an dessen Spitze, unter dem Schutze französischer Offiziere, der Bildhauer Ceracchi stand. Alle Versuche, die päpstlichen Truppen zum Abfall zu bewegen, waren vergebens: sie blieben treu, und als die feigen Aufrührer wild aufschrieen und frech den Soldaten Trotz boten, feuerten diese auf sie und streckten unglücklicher Weise den General Duphot todt zu

Boden. Das war in den Augen der Revolutionäre eine neue Verletzung des Völkerrechts. Das Pariser Directorium sandte abermals eine Armee gegen den Papst unter dem Oberbefehl des Generals Berthier, der am 11. Februar 1798 ohne Widerstand in Rom einrückte und am 15. daselbst unter dem üblichen Firlefanz die Republik ausrief.

Der heilige Vater Pius VI. legte gegen diese kühne Verletzung seiner Rechte, wie es seine Pflicht war, Protest ein. Dafür wurde er gefangen genommen, und ihm zum Hohne bei'm Eingange der Engelsbrücke ein Statue der Freiheit errichtet, welche die päpstliche dreifache Krone und andere Sinnbilder der Religion zu ihren Füßen liegen zeigte.

Noch war der rechtmäßige Herrscher in seiner Residenzstadt anwesend; das war aber den Revolutionsmännern für ihre Pläne noch immer ein Hinderniß. Trotz seinen achtzig Jahren und seinem leidenden Zustande mußte Pius VI. daher in der Nacht vom 19. auf den 20. Februar seine Hauptstadt verlassen und in das Elend wandern.

Man schleppte den Greis in einen engen, sorgsam verschlossenen Wagen von einem Ort zum andern. In Siena und darnach in Florenz gönnte man ihm bis zum 29. März des folgenden Jahres einige Rast. Da ließ das Directorium ihn nach Turin und von dort nach Briançon abführen. Ueber das Felsgeklippe des Berges Genevre mußte man ihn auf den Armen tragen; sein schneeweißes Haar flatterte im Winde; Husaren wollten ihm aus Mitleid ihre Pelze geben, der Greis aber lehnte sie ab, er wollte lieber selbst leiden, als Andern Leiden verursachen. Bei alledem ging keine Klage über seine Lippen, kein Schmerz trübte seine heitern Gesichtszüge. In Briançon angelangt, drängte sich die Schaar der Neugierigen, ihn zu sehen: die Einen segneten ihn, die Andern verhöhnten ihn: Pius VI. schleppte sich bis an das Fenster; „Ecce homo!“ sagte er zu ihnen, und wie die guten Leute den Stellvertreter Christi wirklich in einem Zustande sahen, der ihnen das Jammerbild seines göttlichen Vorbildes Jesus Christus in die

Erinnerung rief, warf sich die Menge ehrfurchtsvoll auf die Kniee nieder. Von Briançon ging die Zwangsreise nach Grenoble und endlich nach Valance weiter, wo er am 14. Juli 1799 ankam und wo anderthalb Monate später (29. August 1799) der Todesengel ihm die Bande abnahm und ihn in die Heimath der Freiheit und des Friedens abholte — im einundachtzigsten Jahre seines Alters und im fünfundzwanzigsten seines Pontificates. Die Prophezeihung des alten Erzbischofes Malachias von Armagh, desselben, der das „Kreuz vom Kreuze" in Bezug auf Pius IX. prophezeite, war an ihm wahr geworden: vir apostolicus moriens in exilio (ein apostolischer Mann, der in der Verbannung stirbt). Kein Papst seit Petrus hatte länger regiert, als er, und schon jubelten Viele über die Abschaffung des Papstthums.

Daß bei der Kunde von den Verfolgungen und Quälereien, welche gottlose Menschen dem Oberhaupte ihrer Kirche und ihrem gemeinsamen Vater anthaten, alle katholischen Herzen bluteten, alle gutgesinnten katholischen Familien in Wehmuth und Trauer versetzt wurden, läßt sich unschwer begreifen.

So herrschte denn auch zu Sinigaglia in dem gräflichen Hause Mastai ob aller dieser Vorgänge große Niedergeschlagenheit, die um so empfindlicher sein mußte, als sie aus Furcht vor den Machthabern, in deren Dienst Graf Hieronymus Mastai als höchste Magistratsperson der Stadt stand, sich in das Innere verschließen mußte und nirgendwo nach Außen hin sich Luft machen durfte. So konnte man denn blos Gott seine Noth klagen und allein bei Ihm, dem allmächtigen und treuen Schirmherrn Seiner Kirche, Trost und Hülfe suchen. Das Mittel dazu ist das Gebet. Und je vertrauensvoller, je kindlicher und unschuldsvoller das Gebet, desto besser, desto kräftiger und erfolgreicher ist es auch. Auch im Hause Mastai betete und hoffte man.

Von ihrer frühesten Jugend an hatte die Gräfin Katharina welche als eine christliche Mutter ihren Kindern vor Allem eine wahre und innige Gottesfurcht einzuflößen bestrebt war, sie

daran gewöhnt, jeden Morgen und jeden Abend mit ihr zu beten und in ihrem Gebete auch des heiligen Vaters Pius VI. zu gedenken, welcher dazumal das mit Untergang bedrohete Schifflein Petri unter so bedauerlichen Umständen lenkte.

Als nun die Bedrängnisse des heiligen Stuhles immer größer wurden und die Kunde davon auch nach Sinigaglia gelangte, hielt es die fromme Mutter für ihre Pflicht, ihrem jungen Sohne, so viel er davon begreifen konnte, (er zählte etwa sechs oder sieben Jahre) mitzutheilen und ihn aufzufordern, von nun an seinen Morgen- und Abendgebeten ein Vaterunser und ein Ave hinzuzufügen.

„Liebes Kind", sagte sie, als sie ihn zum ersten Male zu diesem guten Werke aufforderte, „großes Unglück droht dem erhabenen Oberhaupte der Kirche, er ist sehr betrübt: bitte Gott mit mir, daß es ihm gefalle, die Leiden des heiligen Vaters zu mildern und jede Gefahr von seinem Haupte abzuwenden."

„O ja", antwortete das Kind, „ich will beten mit Dir für den heiligen Vater, und ich verspreche Dir, daß mein Gebet recht innig sein soll." — Und jeden Morgen und jeden Abend erinnerte nun der junge Mastai selbst seine Mutter an das Vaterunser, welches sie zusammen beten sollten.

Eines Abends, als sie ihr gewöhnliches Gebet verrichteten, umarmte die Gräfin unter Thränen ihr Kind und sagte:

„Lieber Kleiner, wir müssen heute Abend mit besonderer Inbrunst für den heiligen Vater beten; das Unheil, welches man befürchtete, beginnt hereinzubrechen; Bewaffnete haben sich seiner bemächtigt, er ist gefangen und man führt ihn weit weg von Rom."

Bei diesen Worten begann das Kind, welches bis dahin seiner Mutter aufmerksam zugehört hatte, mit ihr zu weinen, und die Händchen faltend, betete es mit der Andacht eines Engels.

Als es mit seinem Gebete zu Ende war, erhob es sich, und während ihm noch die Thränen in den Augen standen, sagte das Kind halb im Zweifel zu seiner Mutter:

„Aber, Mama, wie kann der liebe Gott zugeben, daß der Papst, der Stellvertreter seines Sohnes Jesu Christi, also vom Unglück heimgesucht werde? Wie kann er gestatten, daß man ihn, welcher, wie Du sagst, so gut ist, wie einen Uebelthäter in die Gefangenschaft schleppe?"

„Mein Kind", erwiderte die Gräfin, „gerade weil der Papst der Stellvertreter Christi ist, gestattet Gott, daß also an ihm gehandelt werde. Erinnerst Du Dich nicht, was ich Dir von der Geschichte des Erlösers erzählt habe: wie der göttliche Heiland, welcher die Liebe selbst war, dennoch Feinde hatte, wie diese Feinde sich seiner bemächtigten, wie sie die schrecklichsten Martern ihn dulden ließen und zuletzt ihn an's Kreuz schlugen? Und siehst Du, liebes Kind, Gott hat so gewollt, daß die Päpste die Nachbilder des leidenden Christus waren; er gibt es auch zu in Bezug auf den heiligen Vater Pius VI."

„Aber dann, Mama", entgegnete das Kind, „sind jene Menschen, welche so grausam den heiligen Vater behandeln, Bösewichter, nicht wahr? Und man muß Gott bitten, sie zu strafen?"

„Liebes Kind", erwiderte die Gräfin, „man muß Gott nie bitten, irgend wen zu strafen! Erinnere Dich, was Jesus Christus selbst noch am Kreuze that! Er betete für seine Feinde, er bat Gott, Erbarmen mit ihnen zu haben und ihr böses Herz zum Guten zu lenken. Dies thut, ich bin dessen gewiß, in diesem Augenblicke auch Pius VI.; wir müssen unser Gebet mit dem seinen vereinen und Gott bitten, alle jene Gottlosen zu erleuchten, welche Hand an den heiligen Vater legten."

Und der junge Mastai warf sich auf die Kniee und wiederholte das Vaterunser auch für die Feinde Pius VI.

So lernte Pius IX. in den ersten Tagen seiner Kindheit unter dem milden Einflusse einer christlichen Mutter, mit zu empfinden die Leiden des Oberhauptes der Kirche, zu begreifen, daß vor Gott der Stellvertreter Christi weniger als irgend ein Anderer ausgenommen sein dürfte von den Prüfungen dieser Welt, und in dem kindlichen Herzen die erhabensten Regungen

zu entfalten: Verzeihung der Schmähungen und das Gebet für die Feinde.

O, wenn nach diesem Gespräche zwischen seiner Mutter und ihm ein Engel Gottes, den Schleier lüftend, der seinem Auge die Zukunft verhüllte, ihn sich selber fünfzig Jahre später gezeigt hätte auf dem erhabenen Thron der Päpste, den fünften Nachfolger Pius VI.! Und wenn derselbe, die Geschichte seines Pontificates prophetisch vor seinem Auge entrollend, ihn hätte lesen lassen die Trübsale, welche sich über ihn ausgießen, die Feinde, welche ihm in den Weg treten sollten, die Thränen aller seiner Unterthanen, ihre zum Himmel erhobenen Hände, ihre auf das Grab des heil. Petrus niedergelegten Opferspenden von den Goldkronen der Reichen bis herab zu den vom Munde ersparten Groschen und Pfennigen der Wittwen und Waisen, wenn er ihn hätte sehen lassen die Schaaren blühender Jünglinge, die, ihre Heimath, ihre Eltern, ihre Geschwister, ihre Bräute verlassend, gleich jungen Machabäerhelden für ihn in den Kampf ziehen und mit todesmuthiger Begeisterung unter dem Rufe: „Hoch lebe Pius IX.! Hoch lebe Sanct Peter!" sich dem dichtesten Kugelregen und dem sicheren Tode aussetzen würden, — wahrhaftig, der holde Knabe würde es noch besser begriffen haben, daß die Tiara, diese dreifache Krone der Päpste, ihr erhabenes Haupt vor Trübsal nicht schützt, und daß, wenn Gott nach seiner unerforschlichen Weisheit ihnen allen den bittern Kelch reicht, welchen Christus trank, Er auch allen die Kraft giebt, als unschuldige Opfer zu dulden und ihren Feinden zu verzeihen.

Und wahrlich! durch die in ihrer kindlichen Unschuld so glühenden Gebete, welche er am Morgen seines Lebens für den verehrten Pius VI. zum Himmel gesandt, hat Pius IX., der nunmehrige König der Kirche, es wohl verdient, daß in den Tagen seines Unglücks die ganze Kirche im Gebete für ihn sich vereine, daß die Kinder mit ihren Müttern auch für ihn ihre Hände zum Himmel erheben und jeden Morgen und jeden Abend ein Vaterunser und ein Ave beten auch für ihn!

Drittes Capitel.

Johann Maria Mastai ein engelgleicher Knabe. — Seine Rettung von augenscheinlichem Tode. — Edle (obwohl ohne Schuld späte) Dankbarkeit dafür. — Welche Folgen jener Unglücksfall für Johann Maria Mastai's Gesundheit gehabt. — Wie derselbe als Kind und Greis das vierte Gebot erfüllt und sich stets als guter Sohn und braver Bruder bewährt hat.

Der Umstand, daß der kleine Giovanni Maria von seiner tugendhaften Mutter Maria, der Königin der Jungfrauen gewidmet worden, konnte nicht anders als glückbringend für ihn sein, und ist es in der That, auch was seine leibliche Daseinsweise anbelangt, stets in hohem Grade für ihn gewesen. Denn wie der göttliche Sohn Diejenigen, die ihn lieben, wieder liebt, so thut das Gleiche auch die gebenedeite Mutter, und diese ihre Gegenliebe kann nie und nimmer unfruchtbar bleiben. Sie äußert sich zunächst und vor Allem in der Erflehung einer reinen, unschuldvollen, jungfräulichen Seele für den Geliebten, die dann nicht umhin kann, ihren inneren Lichtglanz, ihre bezaubernde Schönheit auch durch ihre fleischerne Hülle (den Körper) durchstrahlen zu lassen und diesem etwas Aetherisches, etwas Unirdisches mitzutheilen. Das war denn auch ganz und gar bei dem jungen Mastai-Ferretti der Fall. Man merkte es seinen regelmäßigen und feinen Zügen an, die mit seltsamem Liebreiz seine engelgleiche Gesichtsbildung immer deutlicher hervortreten ließen: man merkte es seinen leichten und anmuthigen Formen an, die seiner ganzen persönlichen Erscheinung, ja seinen geringsten Bewegungen mehr und mehr jene majestätische Haltung

und jenen wahrhaft königlichen Glanz verliehen, den jetzo Alle mit Entzücken an ihm bewundern; man merkte es ganz vorzüglich an jenen glücklichen Naturtrieben, die wie von selbst in sein schlichtes, aufrichtiges Herz sich einsenkten, um nach Außen hin in lieblichen Früchten der Gottesfurcht und der Tugend sich zu entfalten.

Es war so schön, das adelige Kind, es spiegelte auf seiner Stirn so rein den sanften Glanz der Unschuld ab, daß man es für eine jener holdseligen Engelgestalten hätte halten können, welche die Maler seines Landes mit so vielem Geschick um ihre Madonnenbilder zu gruppiren verstanden haben. Wie oft, wenn der Kleine unter den Augen der Mutter mit andern Kindern spielte, sah man ihn plötzlich innehalten, sich ein wenig an die Seite begeben, seine Augen gegen Himmel heben und leise den Kopf neigen, als ob er von Oben herab eine Engelsstimme vernähme, die ihm zuflüsterte: Mein Bruder. — Wie oft, nachdem er das Familienmahl eingenommen, schlich er, anstatt nach Kinderart sofort seinen Vergnügungen nachzurennen, sich heimlich in das mütterliche Betcapellchen, knieete da nieder und faltete vor dem Bilde des lieben Jesuskindleins, das man ihm so gut lieben und nachzuahmen gelehrt hatte, oder vor dem Standbilde jener erhabenen Jungfrau, die man ihm als den kostbarsten Schatz der Erde und des Himmels schilderte, die unschuldvollen Händchen! Unter den reinen Eingebungen dieser doppelten heiligen Liebe flossen Giovanni Maria Mastai's erste Jugendjahre rasch, für ihn zu rasch, von aller Welt, zumeist aber von den Armen und Unglücklichen, gesegnet, dahin. Ward der Knabe eines Armen ansichtig, so schwoll sein zartes Herzchen vor Mitleid; er lief, so schnell er konnte, zur Mama hin, und nachdem er deren warme und reine Nächstenliebe mit Erfolg für den Flehenden in Anspruch genommen, zog er diesen sanft mit sich fort, um durch das Zuschauen seiner Augen den armen Unterstützten ja nicht zu beschämen.

Bei diesen so vortrefflichen Eigenschaften des holdseligen Knaben, der wie ein Engel durch das Haus schwebte und durch

sein liebreiches, gewecktes, kluges Wesen Alle entzückte, läßt sich der Schrecken ermessen, von dem Eltern und Geschwister und sämmtliche Hausgenossen bei der Kunde ergriffen werden mußten, der kleine Giovanni Maria sei auf ein Haar nahe ein Kind des Todes gewesen.

Es war gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (1797) im Monat October, als sich die erlauchte Familie Mastai-Ferretti auf einen ungefähr acht Meilen von der Stadt entfernten Landsitz begab. Unter den Gliedern der Familie befand sich der lebhafte, liebenswürdige Giovanni.

Eines schönes Tages nun begiebt sich der muntere Knabe hinaus auf die Landschaft, von einem schlichten Hausbedienten, Domenico Guido mit Namen, begleitet, um sich nach Kinderart im Freien mit Pflücken von Blumen oder Fangen von bunten Schmetterlingen zu erlustigen. Der Spaziergang führt sie zu einem ziemlich tiefen, mit stehendem Wasser angefüllten Graben. Das Kind steht still, erblickt kleine, im Wasser spielende Fische, ergötzt sich an ihren schnellen Wendungen, will sie mit der Hand fangen, nähert sich, ohne Gefahr zu ahnen, dem Abgrunde, schreitet auf diesem schlüpfrigen und lehmigen Erdreich etwas vorwärts — — — plötzlich wankt sein Fuß, Giovanni stürzt und versinkt unter dem Gewässer. Sein Tod scheint unvermeidlich: aber die Vorsehung, die in ihren unergründlichen Rathschlüssen den schirmenden Fittig über ein so kostbares Leben ausbreitet, entreißt ihn der Gefahr.

Der muthige Diener Domenico Guido sprang eilends herbei, erreichte ihn noch glücklich, bevor er in die Tiefe versank, zog ihn hervor und führte ihn, einen zweiten Moses, gerettet an's Ufer. Wie Vieles hing an diesem Augenblicke, an diesem Herbeieilen des Retters! Wie Vieles, das damals selbst die hocherfreuten Eltern und Geschwister des geretteten Kindes nicht von ferne ahnen konnten!

Wahrlich, dieser gute Domenico Guido hat durch die lebensgefährliche Rettung eines so überaus kostbaren Lebens gewiß ein eben so großes Verdienst um die Menschheit sich er-

worben, als jener treue Stallmeister (Froben), der einst sich dem augenscheinlichen Tode aussetzte und ihn auch fand, um seinem Herrn, dem „großen Churfürsten" das Leben zu retten. Nebst einer diamantenen Rettungsmedaille hätte er wohl ein Ehrendenkmal in der Geschichte verdient. Jene ist ihm gewiß nicht zu Theil geworden und auch sein Name ist lange im Dunkeln geblieben; dennoch hat seine edle That ihm, wenngleich spät, reichen Segen schon hienieden eingetragen, wie folgende Anekdote lehrt:

Fünfzig Jahre waren seit diesem Vorfall vergangen. Da kam im October 1847 ein alter, gebrechlicher Mann von siebenzig Jahren nach Rom. Es gelang ihm, bei'm heiligen Vater Audienz zu erhalten. Am 28. desselben Monats früh (er mochte wohl nicht ohne Absicht gerade diesen Tag gewählt haben) wartete der arme Fremdling in den päpstlichen Vorzimmern; allein der ungewohnte Glanz und irgend ein körperliches Leiden machte auf den ohnedieß kränkelnden Mann einen so heftigen Eindruck, daß er bald den Gebrauch seiner Sinne verlor und in Ohnmacht sank. Er wurde weggetragen und der heilige Vater hiervon in Kenntniß gesetzt. Der Patient aber erholte sich schnell, und konnte schon um vier Uhr desselbigen Tages Seiner Heiligkeit vorgestellt werden. Da ging nun Alles sehr gut. Die ermuthigende Freundlichkeit des Papstes nahm dem alten Manne alle Angst und flößte ihm ein großes Vertrauen ein. Er sagte nun dem heiligen Vater, er heiße Domenico Guido, er sei es, der ihn vor fünfzig Jahren als Knäblein aus dem Wasser gerettet, und fügte bei, daß ihn sein zum Erwerbe unfähiges Greisenalter und eine unversorgte Tochter bewogen hätten, Seine Heiligkeit auf dieses sein größtes Verdienst aufmerksam zu machen. Der heilige Vater erinnerte sich an den Vorfall und bezeigte seinem Lebensretter den wärmsten Dank. Sogleich warf er dem altersschwachen Manne für die noch übrige Lebensdauer einen reichlichen Monatsgehalt, und zur Aussteuer für dessen Tochter eine beträchtliche Summe aus, ließ ihm neue Kleider anfertigen und schickte so den Ueber-

glücklichen in einem bequemen Wagen mit einem Empfehlungsschreiben nach Sinigaglia an die gräfliche Familie Mastai.

Die Gefahr, worin der kleine Grafensohn geschwebt, machte ihn, wie es ja gewöhnlich der Fall, den Seinigen nur um so liebwerther. War er ja im gewissen Sinne ein wiedergefundenes Söhnlein, und ließ die Thatsache seiner unverhofften, zweifelsohne dem besonderen Schutze seiner himmlischen Pflegemutter zuzuschreibenden Rettung vermuthen, daß Gottes Vaterauge mit besonderer Sorgfalt über die Tage desselben wache und er dermaleinst, als ein Werkzeug in Gottes Hand, noch zu etwas Großem zu dienen bestimmt sein möge. Auf den Kleinen selbst übte der Vorfall, wie sich denken läßt, einen erschütternden, nachhaltigen und nicht so gar bald zu vergessenden Eindruck. Körper und Geist wurden dadurch in etwa angegriffen, und ein blasses Aussehen und fortwährendes Kränkeln, dessen eigentliche Natur erst später sich offenbaren sollte, war eine Folge davon.

Der Geist aber war seitdem nur desto erregbarer und schwunghafter, dem Höheren immer zugewandter geworden; denn seine fromme Mutter ermangelte, wie man denken kann, nicht, ihm diese Lebensrettung als eine besondere Wohlthat Gottes und als einen Beweis der vorzüglichen Liebe Mariä zu ihm, wofür er nie und nimmer dankbar genug sein könne, darzustellen.

So nahm denn der Knabe Mastai, wie es in den heiligen Büchern von dem Knaben Jesus berichtet wird, in Wahrheit wie an Jahren, so auch an Weisheit und an Gnade bei Gott und den Menschen sichtbarlich zu. Und wie von dem Knaben Jesus gemeldet wird, daß er seinen Eltern in allen Stücken unterthan war, so kann dasselbe von dem Knaben Mastai gerühmt werden. In der That mögen — wie es bereits oben als eine Merkwürdigkeit bei den Mitgliedern der Familie Mastai-Ferretti vermerkt worden — wohl wenige Diener Gottes ihre Eltern so geliebt und geehrt haben, wie Pius IX., der darum auch die Segensverheißung des vierten Gebotes in so reichlichem Maße an sich hat in Erfüllung gehen

sehen und noch täglich in Erfüllung gehen sieht. Für die Kindesliebe, welche Einer in seinen Jugendjahren gehegt, ist es ein entsprechender Beweis, wenn er auch in späteren und in spätesten Jahren noch werth und in Ehren hält, was je einmal seinen Eltern angehört oder irgendwie mit ihnen in Verbindung gestanden hat. Eine solche Thatsache nun, woraus hervorgeht, wie Pius IX. noch in späteren Jahren Gegenstände, die zu seinen verstorbenen Eltern je in Beziehung gestanden, in Ehren hält, und welche mithin einen Schluß auf die Kindesliebe gestattet, die er in jüngeren Jahren zu seinen Eltern, insbesondere zu seiner Mutter im Herzen getragen haben mag, enthält die nachfolgende Erzählung, die wir einem Franzosen verdanken, der das darin Berichtete selbst erlebt und dann veröffentlicht hat.

„Ich hatte eines Tages", so lautet sein Bericht, „das Glück gehabt, einer stillen Messe Seiner Heiligkeit im Vatican beizuwohnen. Nachdem er das heilige Opfer gefeiert, knieete der Papst an einem Betschemel, ein paar Schritte vom Altare entfernt, nieder und eine andere Messe begann, die sein Caplan las. Auf einem niedlichen, ihm nahe zur Hand angebrachten Leuchterstuhle lagen Gebetbücher, die einen in sehr reichem Einband, die andern von außerordentlich altem Aussehen. Nach dem Evangelium nahm Pius IX. eines von jenen alten Büchern, öffnete es und begann sehr andächtig darin zu lesen. Alle Seiten waren voller Flecken, gelblich und ließen auf einen langjährigen Gebrauch schließen. Beim Umschlagen im Weiterlesen begegnete der Papst groben, ebenfalls fleckigen Bildern und brachte sie an seine Lippen, küßte sie und machte einige Male das Kreuzzeichen. „Siehe da", dachte ich, „den Stellvertreter Jesu Christi, einen Mann, der an Macht und Gewalt über Menschen erhaben ist. Sein Wort, vom apostolischen Lehrstuhl gesprochen, ist unfehlbar; er erklärt das Dogma; er spricht über den Gottlosen den Bannfluch und errichtet Altäre der Heiligkeit. Und ich sehe ihn demuthsvoll und in aller Stille die Andachtsübungen der Kleinen mitmachen." Und mir fielen dabei die

Worte des Evangelisten Lukas ein: Wahrlich, ich sage euch, ein Jeglicher, der das Reich Gottes nicht aufnimmt, wie ein Kind, wird in dasselbe nicht eingehen.

Beim Herausgehen fragte ich einen der Dienstthuenden, was es mit diesen alten Büchern für eine Bewandtniß habe, und er gab mir zur Antwort: „Der Papst legt denselben einen großen Werth bei; man glaubt, daß sie von seiner Mutter herrühren." So weiß denn sogar sein Hofgesinde um des heiligen Vaters Liebe zu seiner längst entschlafenen Mutter. Ist das nicht ein edler Zug, ein Zug von Demuth und Kindesliebe zugleich?"

Wie ein gutes Kind seine eigene Mutter ehret und liebt, so wünscht und will es auch, daß Andere ihre Mutter ehren und lieben, und findet es unrecht und tadelnswürdig, wo dieses nicht geschieht. So gewahren wir es auch an Mastai, nachdem er ein Greis und noch dazu ein Papst geworden.

Am Tage nach der Seligsprechung des ehrwürdigen Pater Canisius (wovon später unten) begab sich der Papst nach dem amerikanischen, für die Aufnahme von Zöglingen aus Nordamerika bestimmten Collegium. Nachdem er das Allerheiligste angebetet, besuchte er die neue, auf seine Kosten errichtete Capelle und geruhete, die Zöglinge zum Fußkusse zuzulassen. Darunter befand sich ein Kind von neun Jahren, ein Peruvianer und Abkömmling von den Inkakönigen. Der Obere stellte ihn Seiner Heiligkeit vor; und wie Pius IX. ihn mit süßer Theilnahme betrachtete, sagte das Kind in spanischer Sprache, die der Papst sehr gut spricht, zu ihm: „Heiliger Vater, gieb mir den Segen für mich und meinen Vater." Bevor er seine Hand auf des Kindes Haupt legte, sprach Pius zu ihm: „Und für Deine Mutter verlangst Du den Segen nicht?" Der arme kleine Peruvianer hatte seine Mutter vergessen. Wie er seinen Fehler inne ward, fing er zu weinen an. „Nun", sagte der Papst mit aufgehobenem Finger, „ein anderes Mal vergieß mir Deine Mutter nicht; setz' Dich auf die Kniee, daß ich Dich segne und mit Dir Deinen Vater und

Deine gute Mutter." Dieser Zwischenfall schien bereits vergessen; aber als der heilige Vater das Seminar verließ, durchbrach das Kind, das ihm unverwandt mit dem Blicke gefolgt war, die Menge, warf sich weinend zu des Papstes Füßen nieder, und begann, an sein Gewand sich festklammernd, seine Hand mit Küssen und Thränen zu bedecken. Ein Noblegardist wollte den Kleinen entfernen; allein Pius IX. sagte lächelnd, im Tone milder Vertraulichkeit: Lasciate lo sfogare (Lasset ihn nur austoben).

Diese paar Züge, so klein sie auch sind, werfen ein helles Streiflicht auf die Liebe, welche Pius IX., als er noch ein Knabe von den Jahren dieses kleinen Peruvianers war, zu seinen Eltern, insbesondere zu seiner Mutter muß getragen haben, und lassen uns mithin den obersten Hirten der Christenheit auch von diesem Gesichtspunkte aus als ein Vorbild für Kinder und für Erwachsene erscheinen.

Daß Johannes Maria auch mit seinen Geschwistern auf dem besten Fuße lebte, und sie brüderlich liebte, läßt sich schon aus seinem ganzen Charakter voraussetzen. Einen thatsächlichen Beweis dafür bietet unter Anderem der Umstand, daß seine drei Brüder die Ersten waren, die er noch am Abende seiner Erwählung zum Papste durch ein Schreiben, das ganz Liebe athmete, von diesem Ereigniß in Kenntniß setzte. Auch werden wir in den Tagen der Bedrängniß seinen ältesten Bruder als schützenden Engel an seiner Seite erblicken. Würde diese Bruderliebe in dem reiferen Lebensalter wohl so innig gewesen sein, wenn sie nicht in der frühesten Kindheit so tiefe Wurzeln geschlagen hätte? So bewährte sich denn auch an unserm Giovanni Maria, was schon in der Natur der Sache liegt: daß ein braver Sohn in der Regel auch ein braver Bruder ist.

Doch hier thut es Noth, daß wir wiederum einen Blick auf die damaligen Zeitereignisse werfen.

Viertes Capitel.

Der Cardinal Chiaramonti wird in Venedig zum Papst erwählt und nimmt den Namen Pius VII. an. — Seine Reise nach Rom gleicht einem Triumphzuge — Glückverheißender Anfang seiner Regierung. — Concordat mit dem ersten Consul der französischen Republik. — Feierliche Uebertragung des Leichnams Pius VI. aus Frankreich nach Rom und Beisetzung desselben in der St. Peterskirche unter dem vorschriftsmäßigen Ceremoniel (nach dem Bericht eines Augenzeugen und Theilnehmers).

Da Rom bei Pius VI. Ableben noch in der Gewalt der Franzosen war, versammelten sich gemäß einer Verfügung desselben, daß das Conclave (die in einem verschlossenen Locale vorzunehmende Wahl eines neuen Kirchenoberhauptes) dort gehalten werden sollte, wo sich die meisten Cardinäle befänden, auf den Aufruf des Cardinals-Decans Albani, unter dem Schutze des deutsch-römischen Kaisers Franz II., nach Vorkehrungen, Schwierigkeiten und Hindernissen aller Art, am 1. December des Jahres 1799 fünfunddreißig von verschiedenen Seiten aus der Gefangenschaft und der Verbannung herbeigeeilte Cardinäle zu Venedig. Die Wahl schwankte lange zwischen zwei hervorragenden Kirchenfürsten (Bellisomi und Mattei); da aber keiner dieser beiden die nöthigen zwei Dritttheile sämmtlicher Stimmen erhalten konnte, brachte der Prälat Hercules Consalvi, welcher Secretair des Conclave war, den Cardinal Barnabas Chiaramonti in Vorschlag, und dieser wurde nun am 16.

März 1800 (nach einem Conclave von hundertvierzig Tagen, da in jenem Jahr der letzte Februar kein Schalttag war,) einstimmig zum Papst erwählt und erklärte, er nehme den Namen Pius VII. an, zu einem Zeugniß dankbarer Erinnerung an den Schutz seines Wohlthäters Pius VI. Die feierliche Krönung fand in der Kirche des heiligen Georg statt. Vernichtet war so die höhnisch verkündigte Weissagung der Pariser Clubbs, daß nach Pius VI. kein Papst mehr den Stuhl Petri besteigen würde. Der neue Statthalter Jesu Christi schiffte sich am 6. Juni auf einer östreichischen Fregatte ein, zog am 21. Juni unter dem Donner der russischen Schiffe, die daselbst im Hafen stationirten und unter dem begeisterungsvollsten Jubel der dortigen Bevölkerung, zu Ancona, und am 3. Juli, unter nicht geringer Begeisterung der Römer in die kurz vorher durch die verbündeten Oestreicher und Neapolitaner von den Franzosen gesäuberte Hauptstadt ein.

Eine der ersten Arbeiten der Regierung Pius VII. war die Beseitigung mehrerer Mißbräuche in der Staatsverwaltung, die Außercourssetzung einer von der Republik her im Umlauf gebliebenen groben Münze von sehr geringem Gehalte, wodurch namentlich die Armen zu großem Schaden gekommen waren, die Verminderung der ungeheuren Schuldenlast, womit der öffentliche Schatz durch jene war beschwert worden und die Wiederherstellung einer wohlgeordneten, menschenfreundlichen Regierungsweise, wie sie vor der Fremdherrschaft bestanden hatte. Auch die Verschönerung der Stadt und die Beförderung der schönen Künste ließ sich der väterliche Herrscher, so viel seine schwachen Geldkräfte es erlaubten, bestens angelegen sein. Vor Allem aber lag ihm die Wiederherstellung der durch die französische Staatsumwälzung ganz in Zerrüttung gerathenen religiösen und kirchlichen Verhältnisse in Frankreich am Herzen. Die Verhandlungen, welche dieserhalb zwischen dem Papste einerseits und der französischen Republik oder deren erstem Consul (Bonaparte) andererseits gepflogen wurden, führten zu dem Concordat vom 15. Juli 1801, das zwar keine Partei, am Wenigsten

den heil. Vater selbst, vollkommen befriedigte, jedoch unter den obwaltenden traurigen Umständen das einzige Mittel war, das Schisma (die Spaltung) und die Verfolgung zu heben.

Ueber allem Diesem vergaß Pius VII. der Pietät (kindlichen Liebe) und Dankbarkeit nicht, die er seinem verewigten Vorgänger und Wohlthäter Pius VI. dafür, daß er ihm den Purpur der Cardinalswürde und mit derselben das Vorrecht der Wählbarkeit zur Würde des Papstthums verliehen hatte, schuldig war. Er wußte, daß es dieses heiligmäßigen Dulders letzter Wunsch gewesen, seine Gebeine möchten unter dem nämlichen Gewölbe mit denen der Apostelfürsten Petrus und Paulus ihre letzte Ruhestätte finden. Diesen Wunsch zu erfüllen, sah Pius als eine heilige Pflicht an. Er ließ daher durch den Cardinal Caprara den ersten Consul bitten, daß der Leichnam Pius VI. dürfe nach Rom übertragen werden. Buonaparte entsprach dem Gesuche und befahl, daß der Körper dem Cardinal Spina übergeben würde.

So erlebte denn die ewige Weltstadt ein nie gesehenes Schauspiel. Derselbe Papst, der bei lebendigem Leibe bei Nacht und Nebel zu den Thoren der Stadt als ein Missethäter gefangen hinausgeführt worden und in der Verbannung endete, hält als Leichnam einen so prunkvollen Einzug in seine Königsstadt, als kaum je ein gekröntes Haupt ihn bei Lebzeiten gehalten. Und was in der ganzen Kirchengeschichte wohl als etwas Einziges dasteht, ein Papst hält dem andern, Pius der Siebente Pius dem Sechsten die Leichenfeier. Eben deßhalb dürfte eine etwas umständlichere Beschreibung der, rücksichtlich jenes letzteren Punktes zwar seltenen oder einzigen, im Uebrigen aber beim Ableben eines jeden Kirchenoberhauptes, mit wenigen Ausnahmen vorschriftsmäßigen Leichenceremonien hier wohl an ihrem Platze sein.

Am 15. Februar des Jahres 1802, am Jahrestage der Erhöhung Pius VI., der siebenundzwanzig Jahre vorher zum Papst erwählt worden war, kam der Leichenzug aus Valence in Frankreich nach dem nicht weit von Rom gelegenen Flecken

la Storta und ward daselbst von dem Cardinal Antonelli, Groß-Pönitentiar und Bischof von Porto empfangen. Der Cardinal, unter dessen bischöflicher Gerichtsbarkeit dieser Flecken stand, sprach selbst, mit dem bischöflichen Ornate angethan, die üblichen Todtengebete (Absolutionen) und las am andern Tage in Gegenwart des Leichnams die Messe.

Abtheilungen der Infanterie und Kavallerie begannen einen Ehrendienst; und schon begaben sich Römer in großer Menge vor die Stadt hinaus, der Leichenbegleitung entgegenzugehen.

Am 16. hielt der Leichenzug bei einem Palaste, der dem Herzoge von Bracciano unfern der Porta del Popolo (dem Volksthore) angehörte.

Mittwoch, am 17. Februar, bei anbrechendem Tage, verkündigte eine Artilleriesalve den Anfang der Ceremonien.

Der große Platz des Volkes (piazza del popolo), von den Strahlen einer glänzenden Sonne beleuchtet, war mit Truppen besetzt. Die Säulengänge der Paläste, die Fenster und Dächer wimmelten von Zuschauern.

Um neun Uhr Morgens zog die aus jungen römischen Adeligen zu Pferde bestehende Noble-Garde des Papstes und seine Schweizerwache vor die Thore der Stadt hinaus, um sich in Reih' und Glied um den Sarg aufzustellen, der auf einem etwas über zwölf Schuhe hohen und etwas mehr als acht Schuhe breiten, mit violettem Damast verzierten und mit goldenen Fransen besetzten Trauerbett stand, das eine Decke von Goldstoff hatte, die mit schwarzem Sammet verbrämt war, und in deren vier Enden man das Wappen Pius VI. (eine von einem Zephyr angehauchte Lilie) und die in Gold gestickten Worte sah: Pius P. P. VI. P. M. (Pius Papa (Papst) VI. Pontifex Maximus (oberster Priester). In der Mitte erhob sich ein reich von Gold durchwirktes Kissen, auf welchem die dreifache Krone stand, die diesen ganzen Aufzug krönte.

Am Vormittage gingen Seine Excellenz, Don Abondio Rezzonico, Senator von Rom und assistirender Fürst bei'm Throne, dann die Conservatoren und der Fiscal des Capi-

toliums (der alten römischen, auf dem capitolinischen Hügel erbauten Burg), welchem ein Theil des römischen Adels folgte, vor die Stadt hinaus dem Leichenzug entgegen.

Um ein Uhr Nachmittags gab die Engelsburg (jene aus einem kolossalen altrömischen Grabmal in eine Citadelle umgewandelte Burg mit dem riesengroßen Standbild des Erzengels Michael oben auf) ein Signal und fuhr fort, von drei zu drei Minuten eine Kanone zu lösen. In diesem Augenblick fingen die Glocken aller Kirchen das Todtengeläute an.

In dem Augenblick, wo die Pforten der Stadt zum Einzug des Trauerbettes sich öffneten, sah man einen Anblick, der das Herz mit tiefer Rührung erfüllte. Vor dem Trauerbett gingen zweihundert Personen, die in wenig Reihen fest geschlossen, jeder eine brennende Fackel trugen; zweihundert Personen mit ebenso vielen Fackeln folgten dem Trauerbett. Nun setzte die Prozession sich in Bewegung.

Die Zöglinge des Hospitiums St. Michael und die Waisenkinder eröffneten den Zug. Hierauf kamen die geistlichen Orden nach dem Range, der ihnen in dem Ceremoniel angewiesen ist: Die Penitenzieria (d. h. sämmtliche mit außerordentlichen Vollmachten versehene Beichtväter der höchsten Hauptkirchen Roms), die unbeschuhten Augustiner, die Paulaner, die Capuziner, die Congregation des seligen Petrus von Pisa, die Priester aus dem dritten Orden des heiligen Franziscus, die Minoriten der Franziscaner, die Augustiner der lombardischen Congregation, die Augustiner-Einsiedler, die Karmeliter, die Serviten, die Dominicaner, die Chorherrn von St. Salvator, die Cisterzienser, die Benedictiner von St. Calistus.

Dann kamen die vierundfünfzig Pfarrer von Rom, die Stiftsherren der neun verschiedenen Collegial-Kirchen, die Capitel der vier niederen Hauptkirchen, der Klerus der drei Patriarchalkirchen von St. Maria der Größeren, vom Vatican (so heißt die Peterskirche und der daran stoßende päpstliche Palast von dem Hügel, worauf sie erbaut sind), und von St. Johann vom Lateran. Hiernach sah man Monsignor Fenaja, Vice-Gerenten

Monsignor Attanasio, Luogotenete, (Beide Stellvertreter Seiner Eminenz des Cardinal-Vicars La Somaglia), welche vor dem Monsignor Spina, Erzbischof von Korinth, hergingen.
Hierauf schritt das römische Baronaggio (der hohe römische Adel) vor; dann der Majordomus (der oberste Haushofmeister) des Papstes und die Bischöfe. Diesen folgten die apostolischen Protonotare, die Auditoren der Nota (die hochgestellten Mitglieder des höchsten weltlichen und geistlichen Gerichtshofes) die unterzeichnenden Stimmgeber, die Abbreviatoren (die zweiundsiebenzig Notarien und Schreiber der päpstlichen Kanzlei, welche die päpstlichen Breven u. s. w. entwerfen) und die Referendari, alle auf Maulthieren reitend, die mit Trauerstoffen bedeckt waren; endlich der übrige Hof Seiner Heiligkeit, der Fürst Don Paluzzo Altieri an der Spitze der Noble-Garde, und die damals in Rom stationirten Regimenter mit gesenktem Gewehr; vier mit schwarzem Flor bedeckte Kanonen, die Corps der Cavallerie und die Wagen der Botschafter und des ganzen römischen Adels.

Als der Leichenzug vor den Basteien der Engelsburg vorüberkam, gaben die Batterien verdoppelte Salven, die nur in dem Augenblick aufhörten, wo die Leiche in die St. Peterskirche einzog; und alle Tempel der Stadt läuteteu das Todtengeläute schneller.

Der Empfang sollte durch den Cardinal von York, den Erzpriester der Chiesa tumulante, d. h. derjenigen Kirche, wo der Leichnam sollte bewahrt werden, und die auch allein in dieser Eigenschaft ihr Kreuz hätte zur Prozession senden dürfen, geschehen. Aber der Papst selbst wollte, begleitet von dem heiligen Collegium, zugegen sein, und er selbst auch hielt die ersten, von dem heiligen Ritual vorgeschriebenen Ceremonien ab und beschloß dieselben durch die feierliche Absolution der Todten (d. h. mit jenen Gebeten, welche nach der Darbringung des heil. Opfers für den Vorstorbenen an der künstlich errichteten Todtenbahre (tumba) vom Priester zu seiner Erledigung aus dem Reinigungsorte gebetet werden, mit dem ergreifenden

„Libera“ beginnen und mit dem tröstenden „Herr! gieb ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm! Laß ihn ruhen in Frieden! Amen!“ schließen).

Die Noble-Garde und die Schweizerwache hielten bei der Leiche, die mitten in dem großen Schiff der Kirche niedergestellt war, die Ehrenwache. Die St. Peterskirche war mit wogenden Volksmassen angefüllt, welche vordringen und das Trauergerüst in möglichster Nähe sehen wollten. Man mußte die Reihen öffnen und Alle, die zugegen waren und deren Anzahl sich über dreißigtausend belief, gingen ehrfurchtsvoll vor der Leiche vorüber und zogen sich dann durch die Nebenschiffe zurück.

Am Abend ward der Sarg aus Eichenholz, der einen andern von Blei in sich faßte, in die große Chorcapelle übertragen, und von dem Capitel des Doms zu St. Peter unter Vortragung des apostolischen Kreuzes und unter Absingung des Psalms Miserere (Erbarme Dich meiner, o Gott u. s. w. begleitet. Als der Sarg in des Chores Mitte aufgestellt war, begab sich, auf ein Zeichen des päpstlichen Ceremonienmeisters, das in der nicht weit davon entfernten Sacristei harrende Cardinals-Collegium in feierlichem Zuge gleichfalls dahin, wo ein Jeder seinem hohen Range gemäß der Leiche zunächst seinen Platz einnahm. Trauergesang ertönte; Monsignor Pietro Francesco Galeffi, Oekonom und Secretär der Kirche, stimmte das „Liberta“ (Errette mich, Herr vom ewigen Tode u. s. w.) an; dann ward zum Act der Recognition (Wiedererkennung) der Leiche geschritten. Die Siegel wurden als unverletzt anerkannt. Man öffnete den hölzernen, dann den bleiernen Sarg. Der Körper ward ganz und mit Ausnahme eines Theiles des Gesichtes, der auf dem Blei auflag, völlig unverletzt gefunden. Bei den Knieen fand sich eine Börse, die eine kleine Anzahl Münzen enthielt, welche unter der Regierung dieses Papstes waren geschlagen worden. Da der Körper mit dem weißen Talar (dem bis an die Fersen reichenden päpstlichen Hausrocke) und der rothen Stola war begraben worden, fügte man die päpstlichen Gewande und das Pallium (eine schmale,

weiß=wollene, mit Kreuzen von schwarzer Farbe durchwirkte, vorn= und rückwärts um die Schultern herab hängende Binde, das Ehrenzeichen der bischöflichen Vollgewalt) bei, und überdieß eine andere Börse aus rothem Atlas, welche sämmtliche Denkmünzen seines Pontificats enthielt. Dann wurden die Särge, nachdem man zuvor an den bleiernen eine, die Thatsache der Uebertragung von Valence nach Rom am 15. Februar 1802 bekundende Inschrift, ebenfalls von Blei, angeschweißt und eine, die wichtigsten Thaten und Erlebnisse des Verstorbenen enthaltende Pergamentrolle beigefügt hatte, verschlossen und vierfach (nämlich von dem Cardinal=Erzpriester, Herzog von York, dem Vicekämmerling der heiligen Kirche, Cardinal Doria, dem Oberhaushofmeister des heiligen Palastes, Monsignor Gavotti und dem Capitel von St. Peter) versiegelt. (Gewöhnlich wird der bleierne Sarg in einen dritten von Holz, der siebenfach versiegelt wird, eingeschlossen und dann bis zum Tode des nächstfolgenden Papstes in eine große Nische in der Seitenmauer nahe bei der Chorcapelle eingemauert.) Hierauf las der Notar des heiligen Palastes auf den Knieen den Erkenntnißact, der so eben war aufgesetzt worden. Bei diesen Ceremonien befanden sich die Erzherzogin Marianna, Schwester des deutschen Kaisers und viele Fremde von Auszeichnung, unter welchen jedoch kein Franzose sein durfte.

Die Särge wurden hernach auf das Leichengerüst gestellt, das mitten im großen Schiff der Kirche zwischen den Altären der allerseligsten Jungfrau und des heiligen Gregorius errichtet war.

Weiterhin vor der confessio (der Grabstätte) des heiligen Petrus hatte man einen Altar aufgerichtet, der zur Feier des heiligen Meßopfers bestimmt war. Vor dem ehernen Standbilde des Apostelfürsten stand ein Thron bereitet für den heil. Vater. Von jeder Seite erhoben sich Bühnen, für die Erzherzogin und den Herzog von Chablais, und für das diplomatische Corps, das sammt und sonders in schwarzen Gewanden der Ceremonie beiwohnen sollte. Noch weiter waren mit Ta=

peten behängte Ehrenplätze, welche für den römischen Adel und die römischen und fremden Damen aufbewahrt wurden.

In dem Augenblick, wo es Tag wurde, am 18., fing man heilige Messen zu lesen an; die Anzahl derselben belief sich auf etwa tausend. Das Almosen dafür zahlte aus seinen eigenen Mitteln der heilige Vater, der, bei diesem Anlaß und für diesen Tag allein, alle Altäre der St. Peterskirche für privilegirt erklärte.

Eine noch bedeutendere Volksmenge als am Tage zuvor bestürmte die Pforten des Tempels, der so unermeßlich ist, daß diese ganze Menge gehörige Plätze finden konnte. Die große Ceremonie begann; das Amt ward in Gegenwart des Papstes von dem Cardinal Antonelli gesungen, der unter den, vom verstorbenen Papste ernannten Cardinälen der erste gewesen war. Nicht beschreiben läßt sich der Feuerstrom von Tausenden auf das Geschmackvollste angebrachter Kerzen und Lichter, der das Todtengerüste umwogte, die Höhe, die Verzierungen des Katafalks mit allerlei auf das Leben und die Tugenden des Verewigten Bezug habenden sinnbildlichen Darstellungen; beinahe alle Einwohner der Stadt auf den Knieen, Landleute, besonders Frauen aus allen benachbarten Flecken mit jenen so buntfarbigen und malerischen Gewanden, die selbst mitten unter dieser allgemeinen Trauer befremdend abstachen; die zahlreiche, alle Rangstufen und Orden vertretende Geistlichkeit; dann das heilige Collegium der Cardinäle, dessen Besorgnisse nun für immer beschwichtiget schienen und das in ernster und gemessener Haltung da stand; und endlich das Oberhaupt der Kirche, der Papst, der in diesen Augenblicken, unter diesen Umständen, mehr dem Himmel, als der Erde anzugehören schien.

Die Musik der Sänger der Capelle unterbrach von Zeit zu Zeit die Stimme des celebrirenden Priesters.

Eine große Stille entstand, als Monsignor Joachim Tosi, der die Trauerrede in lateinischer Sprache halten sollte, die Rednerbühne bestieg, die eigens für ihn bereitet war. Er hielt seine meisterhaft ausgearbeitete, gut einstudirte Rede mit wohl

gehaltener und eindringlicher Stimme. Gleich Anfangs bemerkte er, es seien erst zwei Jahre, weniger zwei Tage, seit Pius VI. von Rom entführt worden; er wolle die Dienste nicht aufzählen, die derselbe während eines langen Pontificats (außer den Arbeiten bei den Pontinischen Sümpfen, den errichteten Obelisken und dem bereicherten Museum) dem heiligen Stuhle geleistet; die heiligen Lehren, die durch diesen Nachfolger des heil. Petrus wären erklärt worden, der sich als Lehrer, als Hirt, als Oberhaupt und als die Wurzel der Kirche gezeigt und beständig als ein zärtlicher Vater gearbeitet habe, da die Liebe geduldig ist. (1 Kor. 13, 2.)

Darnach erwähnte er, — zu nicht geringer Besorgniß des mit großem Gepränge anwesenden, übrigens edelgesinnten französischen Gesandten Cacault — die Verfolgungen und Mißhandlungen, die ihm „durch jene schändliche Leidenschaft und Schamlosigkeit angethan worden, die es sich angelegen sein ließen, die christliche Religion beinahe in allen Welttheilen zu verfolgen, die Diener derselben, zumal den erhabensten, zu beschimpfen und Gehässigkeiten zu erwecken, was Alles jedoch die wundersame, väterliche Geduld Pius VI. mit der größten Sanftmuth gelitten habe: er fluchte nicht, als ihm geflucht ward. (1 Petr. 2, 23.)"

Der Redner zeigte Pius VI., wie er durch seine Schreiben, Antworten und Decrete, welche er feierlich kund machte, die Irrthümer seiner Freunde zurückdrängte, sich als eine sprechende Säule des Glaubens erwiesen und männiglich kund gethan, daß Petrus noch lebte und daß er sein heiliges Amt in der Person Pius VI. ausübte!

Sodann erwähnte er lobend des Papstes Reise nach Wien, um einen von der falschen Aufklärung seiner Zeit geblendeten Fürsten, wo möglich seinen Vorurtheilen und dem Verderben, in das sie ihn und sein Reich stürzen würden, zu entreißen; kam darnach auf die Missionäre, die nach Constantinopel gesandt wurden; auch die Bischöfe, die zu Baltimore, zu Pondichery, im Königreiche Siam, in Tunkin ernannt wur-

den von einem Gesandten des heiligen Stuhles, der zu Petersburg aufgenommen ward.

Am Schlusse seiner begeisterten Rede wandte Monsignor Tosi sich an den heiligen Vater selbst, der das Haupt und die Augen gesenkt hielt, betrachtete ihn mit ehrerbietiger Freiheit, rief ihm, bewog ihn, das Haupt zu erheben und nöthigte ihn durch eine befehlende Miene, es anzuhören, was er nun aussprechen wolle, was alle Menschen empfänden und einsähen, daß nämlich Pius VI. es sei, dem sie es verdanken, ihn (Pius VII.) zum Oberhaupt der Kirche zu haben, ihn, auf dessen Wissenschaft, Urtheil, Weisheit, Glauben und Tugend Alle sich stützen, ihn, der, durch seines Vorgängers und Gönners Gebet unterstützt, den Frieden und die Ruhe der Kirche befestigen und dieselbe hohen Ehren und Triumphen entgegenführen werde.

Nach beendigter Rede stieg der Papst von seinem Throne herab, um die Ceremonie der Absolutionen zu beginnen, die er unter dem Beistande der Cardinäle Herzog von York, Matai, Archotti und Doria vornahm. [1])

Hiermit war eine Feier beendigt, die, wie bereits bemerkt, in ihrer Veranlassuug und in ihrer Ausführung einzig dasteht, die dem, der sie veranstaltete, zur Ehre gereichte und eine glorreiche Genugthuung für den armen, verfolgten und zertretenen Stellvertreter Desjenigen war, der einst auch schmachvoll endete, aber nach seinem Tode Alles an sich zog und seine Gruft weit über alle Königsgrüfte verherrlicht sah; eine Feier, deren Kunde wie ein Blitzstrahl durch die Welt flog den Feinden der Religion zur Beschämung und Entmuthigung, den Gläubigen und Frommen zum Trost und zur freudigen Ermunterung.

Wie wird der fromme kleine Knabe des Bannerherrn zu Sinigaglia, der so innig und so oft mit seiner Mutter für den bedrängten heiligen Vater Pius VI. betete, der so

---

[1]) Vgl. Geschichte des Papstes Pius VII., verfaßt von Ritter Artaud. Wien, 1837.

bitterlich weinte, als er dessen jammervolles und dunkles Ableben und Verschwinden im fernen, fremden Lande vernahm: wie wird er sich gefreut und dem lieben Gott gedankt haben, als seine Mutter ihm erzählte, wie die Dinge sich nun zum Besseren gewendet, wie wieder ein neuer heiliger Vater unter dem Namen Pius VII. auf St. Peters Stuhl sitze, glücklich regiere und die Leiche seines im Elend und in der Verbannung verblichenen Vorgängers wie im Triumphe aus Frankreich nach Rom, der ewigen Stadt zurückgeführt habe! ......

Fünftes Capitel.

Johann Maria Mastai bezieht das Piaristen-Colleg zu Volterra. — Ein Blick auf diese Stadt und die besagte Lehranstalt. — Der heilige Joseph Calasanza, Gründer des Piaristen-Ordens. — Wie der junge Mastai zu Volterra durch seine Führung und durch seine Fortschritte sich auszeichnet, und welche Anerkennung ihm dafür zu Theil wird.

Giovanni Maria hatte inzwischen sein zehntes Lebensjahr zurückgelegt. Die Gräfin Mastai, so lieb sie auch ihren letztgebornen Sohn hatte, theilte doch keineswegs die thörichte Weichherzigkeit und Eigenliebe so vieler vornehmer Mütter, welche, um ihren hochgebornen Kindern die kleinen Unannehmlichkeiten, die das Leben in der Fremde, zumal im Umgange mit Niedrigergestellten mit sich führt, zu ersparen, sie, auf Unkosten ihrer standesmäßigen Ausbildung, möglichst lange um sich halten, sie verzärteln und verweichlichen. Nicht so wollte sie es mit ihrem Knaben gehalten wissen. „Fremde Augen machen Leute“ mochte sie denken. Ihr Sohn sollte — das war beider Eltern Wille

— sobald die Zeit gekommen, und sie schien ihnen jetzt da zu sein, fremden aber guten, zuverlässigen Händen behufs seiner weiteren Ausbildung und Auferziehung übergeben werden. Wo und in welcher Weise der junge Mastai die ersten Anfangsgründe sich angeeignet, ob im elterlichen Schlosse unter Anleitung eines Hausgeistlichen oder in einer öffentlichen Elementarschule, wird zwar nicht ausdrücklich gemeldet; eben so wenig wissen wir genau das Jahr und die einzelnen Umstände der ersten heiligen Communion und Firmung des gräflichen Knaben. Zu vermuthen ist jedoch sowohl wegen der in Italien herrschenden Sitte, die Kinder früh zum Tische des Herrn zuzulassen, als auch wegen der außerordentlichen Frömmigkeit und der seinem Alter weit vorgeeilten Verstandesreife des Knaben, daß er noch in Sinigaglia, etwa im elften Altersjahre, diesen glücklichsten Tag seines Lebens gefeiert und fast gleichzeitig auch das heil. Sacrament der Firmung empfangen habe. Daß er, unterstützt von den Gebeten und den guten Beispielen seiner gottseligen Mutter, sich mit allem Fleiße und der innigsten Herzensandacht darauf werde vorbereitet haben, davon zeugen die überaus gesegneten Früchte dieser Erstlings-Communion und des Sacramentes der Stärkung: die aus seinen Augen strahlende seraphische Andacht, mit der jetzt noch Pius IX. alltäglich die heilige Messe feiert und ihr beiwohnt und vor dem hochwürdigsten Gute seine Betrachtung hält, sowie die unerschütterliche Festigkeit, mit welchen er den Feinden seines Heiles nicht minder, wie den Feinden des Reiches Gottes, dessen Hort er ist, beharrlich den heldenmüthigsten Widerstand leistet.

Nach gemeinsamer Berathung und Erflehung des Lichtes von Oben waren die Gatten über die Wahl der Erziehungsanstalt, der sie ihren Liebling anzuvertrauen gedachten, einig geworden.

Es sollte das Collegium der Piaristen zu Volterra sein, welches damals wegen seines umfassenden Studienplanes und seiner vorzüglichen Unterrichtsmethode in verdientem Rufe stand. Dahin also wurde der Knabe, vermuthlich im Geleite beider

Eltern, gebracht. Der Abschied mag für den Scheidenden wie für die Zurückbleibenden rührend genug gewesen sein.

Sowohl die Stadt als die Lehranstalt, in die wir den künftigen Papst-König als elfjährigen Knaben einziehen sehen, verdienen wohl, daß wir sie einige Augenblicke näher ansehen. Lehret doch die Erfahrung in Verbindung mit der Seelenlehre, daß, wie die Eindrücke des Vaterhauses und der Vaterstadt, so auch die des ersten Aufenthaltsortes in der Fremde auf das Gemüth des Kindes oder Knaben von bestimmendem Einflusse für das ganze Leben, und die Erinnerung daran für alle Folgezeit entweder wie Honig und Balsam, oder wie Essig und Galle auf die betreffende Seele wirken.

Volterra nun, wohin der junge Edelknabe geschickt wurde, war nicht minder wie Sinigaglia ganz geeignet, seine Wißbegierde und seine Einbildungskraft wohlthuend anzuregen. Unweit Pisa in Toscana auf eines Berges Gipfel hoch und einsam gelegen und Sitz eines Bischofes, ist es nunmehr nur noch von etwa viertausend Menschen bewohnt. Wer sieht es diesem Städtchen an, daß es in der Vorzeit eine der zwölf mächtigen etrurischen Städte war, sechs Meilen im Umfange, starke, sogenannte cyklopische Mauern und feste Thore und innerhalb derselben nicht weniger als hundert tausend Einwohner hatte? Alle diese Herrlichkeiten der Heidenwelt sind verschwunden und nur noch einige wohlerhaltene Trümmer erinnern an sie. Dagegen lebt und blüht das Christenthum in herrlichen Bauten und Anstalten. Da erhebt sich majestätisch der Dom, vor mehr denn sechs Jahrhunderten erbaut, und in dessen Nähe, der Sage nach auf den Grund eines Hercules-Tempels in Form eines Achtecks errichtet, das prachtvolle, als Taufcapelle dienende Baptisterium; da laden die Gotteshäuser San Francesco und Antonio, das Frauenkloster und das eine Meile entfernte Camaldulenser Kloster la Bidia mit ihren Kirchen zur Andacht ein; da ragt das palastartige Rathhaus, dem zu Florenz ähnlich, mit hohen Thürmen über den Zinnen; da zieht eine werthvolle Bibliothek mit schätzbaren alten Drucken und Handschriften,

das Vermächtniß eines braven Priesters, den Gelehrten, ein Museum der etruscischen Alterthümer, außerordentlich reich an Todtensärgen und Denkmalen der Kunst und der Lebensweise der alten Etruscer, den Kunstfreund an; da ruft die Citadelle, von den Medicäern erbaut, mit ihrem berüchtigten als Staatsgefängniß dienenden Thurm, dessen Mauern elf Fuß dick sind, Erinnerungen an schauderhafte Verbrechen und unmenschliche Rache, da rufen römische Alterthümer (wie der Fischteich und das Bad des Kaisers Otho) Erinnerungen an die Ueppigkeit und an das Schlaraffenleben der alten Römer wach.

Daß diese Wissens- und Sehenswürdigkeiten seiner nunmehrigen Heimath dem talentvollen, kunstsinnigen Grafensohne nicht vorenthalten blieben, sondern seiner Fassungskraft entsprechend ihm zum Verständnisse gebracht wurden, dafür sorgten pflichtgemäß die wackern Lehrer, deren Händen er nunmehr vertrauensvoll von den Seinigen übergeben wurde.

Diese Lehrer gehörten, wie bereits ewähnt, dem Orden der Piaristen an, dessen Gründer der heilige Joseph Calasanza ist.

Es war ein merkwürdiger Mann, dieser Calasanza. Im Königreiche Arragonien aus alt-adeligem Geschlechte geboren, verband er mit der umfassendsten und tiefsten Wissenschaft die Demuth der Heiligen und die edle Begeisterung für das Gute, wovon sein Landsmann, Ignaz Loyola, so glückliche Beispiele gab.

Seiner tiefen Wissenschaft wegen nannte ihn der Cardinal Marcus Antonius Colana den Göttlichen; doch der Glanz seines Lehramtes war für ihn ein Beweggrund, um so eifriger die Werke der Verborgenheit zu suchen. Er verließ, nachdem er theils zu Lerida, theils zu Urvella als Beichtvater des Bischofs, als Professor und Generalvicar mit Eifer und mit Segen gewirkt, sein Vatenland nnd kam im Jahre 1592 nach Rom. Er trat in die Erzbruderschaft der Apostel, welche an die Dürftigen Almosen vertheilt. Während dieser wohlthätigen Uebungen bemerkte er, daß die Unwissenheit die fruchtbare

Mutter des Lasters und des Elendes sei. Sein Herz brach, als er eine Menge kleiner Knaben ohne alle Aufsicht der Eltern ganze Tage auf den Straßen herumschweifen und betteln sah. Der nur alle Sonntage in den Pfarreien ertheilte Religionsunterricht konnte nicht während der ganzen Woche fruchten; zudem hatte Rom um diese Zeit nur die vom Staate spärlich besoldeten Religionslehrer. Joseph Calasanza bat sie, diese armen Kleinen in ihre Schulen aufzunehmen; allein sie weigerten sich, sofern man sie nicht besser besoldete. Dieser zärtliche Freund der Kinder klopfte allmälig an alle Thüren: überall wurde er unter diesen oder jenen Vorwänden abgewiesen.

Als er seine Bemühungen erfolglos sah, beschloß er, selbst die Verwirklichung seiner Wünsche zu unternehmen. Im Monat September 1597 gründete er die erste öffentliche Armenschule zu Santa Dorothea in dem jenseits der Tiber gelegenen Stadttheil, Trastevere genannt; er wählte gerade dieses Quartier Roms, weil sich hier das Bedürfniß des Unterrichts am Fühlbarsten machte. Der würdige Pfarrer Antonio Brendani überließ ihm zwei Säle und nahm selbst an seinem edeln Unternehmen Theil. Bald traten zwei andere Welt-Priester zu den Stiftern, und die Schule zählte in Kurzem mehrere Hunderte von Zöglingen, unter denen auch der nachmalige Erzbischof von Benevent und Cardinal der römischen Kirche, Augustin Oregio, sich befand. Weil der Unterricht der Armen vorzugsweise ein frommes Werk ist, so nannte der heil. Joseph seine Anstalt fromme Schulen (scuole pie). Er unterrichtete die Kinder im Katechismus, im Lesen, Schreiben, Rechnen, in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache u. s. w., und schaffte den armen Knaben alles Nöthige, oft sogar Kleidungsstücke.

Der Ruf der frommen Schulen verbreitete sich indessen bis nach Spanien; der König Philipp III. wünschte den Heiligen wieder in seine Staaten zurück, und trug ihm durch seine Gesandtschaft in Rom ein Canonicat von Sevilla und späterhin

ein Bisthum an. Beides verbat sich der demüthige Diener Gottes, indem er sein so segensreich begonnenes Werk vollenden wollte. Um indeß demselben einen dauernden Bestand zu geben, ging er mit dem Gedanken um, aus seiner Anstalt einen eigenen Orden zu bilden. Ghellius Ghellini, der seine Dompfründe zu Vicenza niedergelegt hatte, um desto ungestörter Gott und dem Nächsten zu dienen, hatte sich bereits zu diesem Werke ihm angeschlossen, wie auch Caspar Dragonetti aus Lentini in Sicilien, ein Priestergreis von dreiundneunzig Jahren, der schon längere Zeit in Rom die Grammatik gelehrt hatte und dann in den frommen Schulen noch die Redekunst vortrug bis in sein hundertzweites Lebensjahr, in welchem er den ewigen Lohn seiner zeitlichen Mühen empfing. Der Eigenthümer des Hauses, in welchem der Unterricht gegeben wurde, Monsignor Vestri, Secretär der päpstlichen Breven, der Augenzeuge der Fortschritte der Jünglinge war, die sich schon bis auf siebenhundert vermehrt hatten, setzte den heiligen Vater von dem freudigen Beginnen der Anstalt in Kenntniß. Die Cardinäle Antonioni und Baronio erhielten den Auftrag, die Schulen und die Lehrmethode in Augenschein zu nehmen, und da Alles die Erwartung sogar übertroffen hatte, verlieh der Papst diesen Schulen seine Gunst und Unterstützung, und wünschte sie zu einer Genossenschaft zu erheben.

Bisher war es eine Gesellschaft von Priester-Lehrern, und Calasanza nahm den Titel Präfect der frommen Schulen (Scholarum Piarum) an. Aus Verehrung gegen die Mutter unseres Heiles nahm er den Namen von der Mutter Gottes an und gab auch seiner Congregation den rührenden Namen: Arme der Mutter Gottes von den frommen Schulen. Die Armuth, Maria die Kindheit, diese drei Worte gingen gerade an's Herz und verschafften den sich aufopfernden Männern, welche sie zum Wahlspruch nahmen, Segnungen und reiche Unterstützungen. Calasanza nahm sogar Judenkinder auf und oft hörte man ihn in seinen Predigten gegen das gemeine Volk donnern, welches diese armen Unglücklichen wegen

ihrer Religion verfolgte. Papst Clemens VIII. approbirte diese neue Congregation, welche nun ein regelmäßiger Orden mit den drei gewöhnlichen Gelübden (Armuth, ehelose Keuschheit, freiwilliger Gehorsam) und dem des Unterrichtes wurde.

Der Heilige bemühete sich besonders, die Kinder durch eine weise Zucht zu bilden: die Mönche (Scolopii oder Piaristen) haben noch immer dieselbe Methode. Sie nehmen die Kinder jedes Standes mit dem siebenten Jahre auf und ertheilen ihnen Vor- und Nachmittags dreistündigen Unterricht. Die Zöglinge gehen täglich zur Messe, sprechen am Anfang und Ende der Classen ihre Gebete; sie versammeln sich auch am Sonntag in ihren Sälen zu frommen Uebungen und halten jährlich um Ostern die Uebungen der Geistessammlung (die sogenannten geistlichen Exercitien). An die Volksschule schließt sich die höhere Schule an, worin Unterricht in den gelehrten Sprachen, in der Philosophie nnd Theologie ertheilt, und die nach der gleichen Methode, im gleichen Geiste und in der gleichen Absicht, die da keine andere ist, als Erziehung zur Frömmigkeit und Wissenschaft, geleitet wird. Sowohl hinsichtlich der Ordensverfassung als der Kleidung hat der Piaristen-Orden viele Aehnlichkeit mit dem der Jesuiten, ohne jedoch den Haß und die Verfolgung auf sich zu laden, welche gemeiniglich der Antheil Jener sind.

Der treue Diener Gottes, dessen Grundtugend Demuth war, die er in heroischem Grade selbst übte und Allen empfahl, verschied endlich, zweiundneunzig Jahre alt, am 25. August 1648. Vor seinem Tode hatte er noch die Freude, die große Verbreitung seiner Schulen in Italien, Deutschland, Polen und Ungarn zu erleben und aus ihnen herrliche Früchte der Frömmigkeit und Wissenschaft hervorwachsen zu sehen. Wie mag der Heilige im Himmel sich gefreut haben, als er beinahe anderthalbhundert Jahre nach seinem Ableben unter der Pflege seiner Söhne zu Volterra in dem jugendlichen Grafensohne von Sinigaglia eine Blume erblühen sah, an deren lieblichem Duft einst die ganze Welt sich erlaben sollte, ein Bäumchen heran-

wachsen sah, das dereinst, zum Baume erstarkt, mit seiner majestätischen Krone den christlichen Erdkreis mild überschatten, mit einem Worte einen Diener Gottes und Maria's sich heranbilden sah, der treu und glänzend, wie kein Anderer, seinen Geist, den Geist der Demuth und Stärke, der Wissenschaft und Gottseligkeit abspiegeln und dadurch für Millionen und Millionen Menschen ein Segensspender im vollsten Sinne des Wortes werden solle.

Nahezu sechs Jahre weilte Mastai in dem Colleg zu Volterra als Pensionär, um sich den sogenannten classischen Studien, das heißt dem Studium gelehrter Sprachen, der Geschichte, Geographie, Mathematik, Naturkunde und Philosophie zu widmen. Sein edles Aussehen, die Sanftheit seines Gemüthes, gepaart mit großer Charakterfestigkeit, ein heller Verstand bei wahrer erleuchteter Frömmigkeit, bescheidener Zurückhaltung bei großer Redegewandtheit, reicher Gedankenfülle und umfangreichem Wissen gewannen ihm bald die Liebe und Achtung nicht nur seiner Mitschüler, die seiner stets mit Freude sich erinnerten, sondern auch seiner Vorgesetzten. Wie sehr er sich auch durch den Erfolg auszeichnete, womit er seine Studien betrieb, davon zeugten unter andern folgende zwei Vorfälle. Als die fromme Tante des jetzigen französischen Kaisers, Heloisa Bacciocchi, damals Königin von Etrurien, Volterra besuchte, und die Studirenden ihr einen feierlichen Empfang bereiten wollten, wurde der junge Mastai unter allen ausgewählt, bei einer sogenannten poetischen Akademie, welche ihr zu Ehren gegeben wurde, und wo wissenschaftliche Vorträge mit dem Vortrage von Gedichten und Gesangstücken abwechselten, den Vorsitz zu führen.

Noch bezeichnender für Mastai's wissenschaftliche Tüchtigkeit als Student ist folgender Umstand. Wenige Monate, ehe er die Anstalt zu Volterra verließ, kam ein Inspector der Universität von Frankreich, um das Colleg zu visitiren. Es waren nämlich damals gerade die päpstlichen Staaten zur französischen Provinz erklärt, und Napoleon I. hatte, um die Erziehung der Jugend des ganzen Kaiserreiches im Geiste der neueren

Ideen und zu Gunsten seiner Herrschergewalt zu bewerkstelligen, die Gründung eines Lehrkörpers für das ganze Kaiserreich unter dem Namen „kaiserliche Universität" decretirt, an deren Spitze ein Großmeister stand. Dem Großmeister, heutzutage Minister des öffentlichen Unterrichts genannt, stand ihnen das oberste Rathscollegium des öffentlichen Unterrichts zur Seite. General-Inspectoren waren beauftragt, die öffentlichen und privaten Lehranstalten (welche letztere man hatte bestehen lassen) zu besichtigen und der gesammten Unterrichtsmethode, so viel wie thunlich, einen einheitlichen, fast militärischen Charakter aufzuprägen. Ein solches Mitglied der Universität von Frankreich war nun auch zur Visitation der Unterrichtsanstalt nach Volterra gesandt worden; die meisten Zöglinge erschienen vor dem Inspector und bestanden in seiner Gegenwart ein Examen. Der junge Mastai wurde gefragt wie die Anderen; die Sicherheit seiner Antworten, seine umfassenden wissenschaftlichen Kenntnisse, wovon er Proben gab, nicht minder als sein ansprechendes Aeußere und seine bescheidene Haltung fielen dem französischen Commissär auf. Nachdem er ihn beglückwünscht hatte, sprach er zum Vorsteher der Anstalt: „Dieser junge Mann wird es weit bringen, wenn die Umstände ihm nur einigermaßen günstig sind."

Unzweifelhaft sagte dieß der Inspector prophetisch, und es wurde ihm vergönnt, einen Theil seiner Weissagung verwirklicht zu sehen; denn im Jahre 1830, als der Tod seiner Laufbahn ein Ende machte, hatten bereits die öffentlichen Blätter verkündigt, daß der Abbate Mastai den erzbischöflichen Stuhl von Spoleto einnahm. Was würde er aber erst gesagt haben, wenn er gewußt hätte, daß der junge Zögling von Volterra, welcher Erzbischof geworden, eines Tages mit der Tiara gekrönt und einer der größten Päpste der katholischen Kirche sein würde?

Sprechen die angeführten Zeugnisse vorzugsweise für die wissenschaftliche Tüchtigkeit des jungen Sinigaglianers zu Volterra, so heben andere in die Oeffentlichkeit gelangte Aeußerungen früherer Lehrer daneben auch, und zwar ganz ausdrücklich, seine musterhafte, über allen Ausdruck erhabene Sittenrein-

heit hervor. So sagt einer der ersten Lehrer des nunmehrigen Papstes: „daß sein Schüler stets begabt gewesen mit großem und glänzenden Talent, besonders mit einer engelreinen Seele, und daß er in keiner Wissenschaft der Zeit fremd, in Allem sich auszeichne." Und der Ausspruch eines andern Lehrers lautet: Mastai sei engelrein in Sitten, unermüdlich in der Arbeit gewesen.

Sechstes Capitel.

Mastai wird von der fallenden Sucht ergriffen. - Aerzte erklären sein Uebel für unheilbar. -- Einfluß dieses Uebels auf Mastai's Stimmung rücksichtlich der Standeswahl. — Wie seine ursprüngliche innerste Neigung zum geistlichen Stande dadurch eine Zeitlang zum Schwanken gebracht wird. — Wie sich dieses Schwanken erklärt. — Warum die Fallsucht ein Hinderniß für den geistlichen Stand ist. — Mastai empfängt dessen ungeachtet die erste Tonsur. — Worin diese besteht und mit welchem Recht sie ihm ertheilt werden konnte. Mastai kommt zum ersten Male nach Rom. — Wie er Rom findet und wie ihm darin zu Muthe sein mußte. —

Im letzten Jahre seines Aufenthaltes zu Volterra (1808), im sechszehnten seines Alters wurde Mastai von heftigen Anfällen der Fallsucht ergriffen. Dazu nämlich hatte sich jenes Uebel, wovon er seit seinem Sturze in's Wasser den Keim in sich trug, und welches ihm, der früher so kräftig war, von da an ein blasses, leidendes Aussehen gegeben, im Verlaufe der Zeit entwickelt. In dem genannten Jahre trat es mit so außerordentlicher Heftigkeit auf, daß die zu Rathe gezogenen Aerzte

jede Rettung für unmöglich, alle Heilungsversuche deshalb für vergeblich erklärten. Welch ein Schmerz für den strebsamen, mit so schönen Hoffnungen in das Leben hinausblickenden Giovanni! Welch ein Kummer für die Eltern, die Hoffnungen, welche sie auf ihren talentvollen, liebenswürdigen Sohn gebaut haben mochten, so arg durchkreuzt zu sehen! Der arme Jüngling! Was sollte er bei so geschwächter Körperkraft, bei einer so krankhaften, gleich einem Wegelagerer ihn tückisch erfassenden Anlage nun beginnen? Wozu sich entschließen? Es kam eine herbe Zeit für den jungen Grafensohn, eine Zeit harter Prüfung und jeweiliger martervoller Unschlüssigkeit, an der übrigens auch die traurigen politischen Umstände, die manchen Jüngling wider seine ursprüngliche, innerliche Neigung in die militärische Laufbahn drängten, einen Theil der Schuld trugen.

Diese ursprüngliche, innerliche Neigung Mastai's sprach sich unter Anderem auch darin aus, daß er ungeachtet der Wiederkehr der Erscheinungen der Fallsucht im Jahre 1809 „zur Freude seiner frommen Mutter"[1]) von Monsignor Tecontie, dem Bischofe von Volterra sich die erste Tonsur ertheilen ließ, eine Ceremonie, die darin besteht, daß dem Betreffenden an vier Seiten und in der Mitte des Kopfes in Form einer Krone die Haare beschnitten werden, und ihm unter den Worten: „Der Herr ziehe dir an einen neuen Menschen, welcher nach Gott geschaffen ist in Gerechtigkeit und wahrer Heiligkeit", ein weißes Chorgewand angelegt wird.

Daß der Oberhirt von Volterra diesen Act, der zwar noch zu Nichts verpflichtet, aber doch als eine Einweihungs-Ceremonie zu dem künftigen geistlichen Stande gilt, an einem mit der fallenden Sucht Behafteten vornahm, konnte nur auf dessen dringenden Wunsch und in der beiderseitigen Zuversicht auf baldige Heilung von diesem sonst äußerst schwer und selten heilbaren Uebel statt haben. Gehört ja doch die fallende Sucht ihrer Natur nach zu jenen Fehlern, welche gesetzlich zum Kirchen-

[1]) Rom und sein Beherrscher von Maguire.

dienste, namentlich zum höheren, untauglich machen. Wie könnte auch die Kirche Personen in ihr innerstes Heiligthum zulassen, von denen ihrer krankhaften Anlage wegen zu befürchten ist, daß sie mitten unter den ehrwürdigsten Amtsverrichtungen, am Altare, auf der Kanzel, im Beichtstuhle, am Krankenbette, am Taufbrunnen u. s. w. urplötzlich mit lautem Schrei zusammen sinken und dadurch Entweihung des Heiligsten, Schrecken, Verwirrung und Aergerniß hervorrufen können?

Als dessen unerachtet, sicherlich nicht ohne höhere Anordnung und Zulassung, Mastai den niedrigsten Weihegrad zu seiner künftigen erhabensten Bestimmung erhalten hatte, eilte er im October des nämlichen Jahres nach Rom, um daselbst seine theologischen Studien fortzusetzen und zu vollenden. Die äußere Veranlassung, die ihn dahin führte, mochte nächst der Berühmtheit dieser Stadt und ihrer vorzüglichen Unterrichts-Anstalten der Umstand sein, daß Mastai dort einen Oheim hatte, welcher Domherr an der Peterskirche war und sich ein Vergnügen daraus machte, den liebenswürdigen jungen Neffen bei sich in Kost und Wohnung zu nehmen. Doch sicher war hier wieder die Vorsehung im Spiele, die den künftigen Beherrscher dieser Weltstadt schon frühe das Feld seiner dereinstigen weltgeschichtlichen Wirksamkeit, den Schauplatz seiner Ehren, aber auch seiner Leiden mit eigenen Augen schauen lassen und an den Schicksalswechseln Pius' VII. ihm in lebendigen Bildern die Geschickeswechsel vorbedeuten wollte, welche er dereinst als Papst Pius IX. erleben werde.

Der Aufenthalt in der ewigen Stadt, so viel Nahrung sie auch in ihren Heiligthümern und Gnadenorten seinem frommen Gemüthe, so viel Anregung sie auch durch ihre Geschichte und ihre Denkmäler seinem lebhaften Geiste, so viel Reiz sie auch durch ihre Kunstschöpfungen seiner schwungvollen Einbildungskraft bieten mochte, konnte gleichwohl den treuen, biederen Sohn der Kirche, der bereits als Kind so warm für ihr geheiligtes Oberhaupt gefühlt, so innig für dasselbe gebetet hatte, nur wehmüthig stimmen. Denn, ach! gerade während er in Rom

sich aufhielt, sollte sich hier an Pius VII. dasselbe vollziehen, was beiläufig zehn Jahre vorher sich mit Pius VI. zugetragen hatte. Er sah es oder vernahm es von seinem mit den Tagesereignissen und dem Intriguenspiel der französischen Politik auf das Genaueste bekannten Oheim, was zum Verderben des heiligen Stuhles, der Kirche und des Kirchenstaates sich im Stillen wie im Offenen vorbereitete. Er sah mit thränenden Augen die feindlichen Horden in die friedliche Stadt, — das Erbe des Apostelfürsten, einrücken; er las an den Straßenecken und öffentlichen Gebäuden das Decret Napoleon's, welches Rom zu einer Freistadt erklärte; er sah mit blutendem Herzen das päpstliche Wappen, wo es sich fand, herunterreißen und das französische aufpflanzen. Er vernahm eines Morgens mit Entsetzen, wie in der Nacht zuvor der heilige Vater in seinem Palast auf dem Quirinalischen Hügel überfallen und gefangen davon geführt worden, und sah nun die heilige Stadt, diese Königin der Völker, als Wittwe im Trauergewande, sah das Volk ohne ihr sichtbares Oberhaupt, sah die Welt ohne ihre Sonne. Denn was für die Welt die Sonne, das ist für Rom der Papst. Und Mastai sah Rom ohne seinen Papst: der heilige Vater war fern, ferne im Exil, im Elend.

Wie das Alles nach und nach gekommen, soll uns das nächstfolgende Capitel lehren.

Siebentes Capitel.

Napoleon, der Weltfriedensstörer. — Pius VII. reis't auf seinen Wunsch nach Paris und salbt ihn dort zum Kaiser. — Napoleon setzt sich und Josephinen die Krone auf. — Sein unwürdiges Benehmen während und nach der feierlichen Handlung. — Seine ungerechten Zumuthungen an den Papst. Dessen standhafte Weigerung, auf dieselben einzugehen. — Die Franzosen rücken in Rom ein und erklären es als kaiserliche Freistadt, den Kirchenstaat als einverleibt mit Frankreich. — Bannfluch über den Kaiser. — Der Papst wird gefangen genommen und erst nach Savona, dann nach Fontainebleau entführt. — Rom seufzet unter dem Druck der Fremdherrschaft. — Was Rom ohne den Papst ist. — Wie dem jungen Mastai in Rom zu Muthe. —

Während der junge Mastai noch zu Volterra ruhig seinen Studien oblag, hatte bisweilen die Kunde von hochwichtigen Ereignissen, die in seinem Vaterlande, in der Hauptstadt der Christenheit in der Welt vor sich gingen, sein Ohr erreicht und mehr oder minder sein gefühlvolles Herz aufgeregt. Am Meisten berührte ihn, was in Rom, was mit dem geliebten heiligen Vater, der zu seiner Familie noch in einem entfernten Verwandtschaftsverhältniß gestanden haben soll, namentlich in den letzten Jahren sich zutrug.

Der flüchtige Schein von Frieden und Glück, der zu Anfang der Regierungszeit Pius' VII. seine Unterthanen und am

Meisten das liebreiche Herz des heiligen Vaters selber erfreute, war leider nicht von langer Dauer. Napoleon (Bonaparte), derselbe, der durch Bewältigung des Ungethüms der französischen Revolution und durch Wiederherstellung der katholischen Religion in Frankreich vermittelst des Concordats von 1801 unbestreitbare Verdienste um seine Nation sich erworben hatte, war nunmehr, vom Geiste des Hochmuths aufgeblasen, der allgemeine Friedensstörer, ja, man kann wohl sagen, der Würgengel der Menschheit geworden. Nicht zufrieden damit, zum ersten Consul auf Lebenszeit ernannt worden zu sein, ließ er sich auch zum Kaiser erklären, und lud in einem fromm und ergeben klingenden Schreiben Seine Heiligkeit den Papst ein, ihn zu krönen, denn er wollte doch gerne als rechtmäßiger Herrscher in Europa angesehen sein. Pius VII. zögerte lange und willigte erst auf den Rath des heiligen Collegiums und unter der ausdrücklichen Bedingung, daß nicht die Krönung allein Zweck der Reise sei, sondern die großen Interessen der Religion einen Haupttheil derselben bilden und in Conferenzen verhandelt werden sollten, in Napoleon's Begehren ein. So reiste der Vater der Christenheit dann unter Thränen (am 2. November) in Begleitung von vier Cardinälen, vier Bischöfen und zwei Prälaten von Rom ab, kam am 25. desselben Monats zu Fontainebleau mit Napoleon zusammen, gelangte am 28. nach Paris und nahm am 2. December unter Assistenz mehrerer Cardinäle und hoher Prälaten die feierliche Salbung des Kaisers in der großen, ehrwürdigen Liebfrauenkirche (Notre dame) zu Paris vor. Ehe die Ceremonie der Salbung begann, fragte der Papst Napoleon, ob er verheiße, den Frieden in der Kirche Gottes aufrecht zu erhalten; Profiterisne etc., antwortete Napoleon mit fester Stimme: Ich verspreche es (Profiteor). Im Augenblick der Salbung knieten Napoleon und seine ihm bloß bürgerlich angetraute Gemahlin Josephine sich zu den Füßen des Altars auf die Steine nieder. Nach der Salbung betete der Papst das Gebet, in welchem verlangt wird, daß der Kaiser der Beschützer der Wittwen und Waisen sei und sowohl den

verborgenen, als den sich offenbar zeigenden Unglauben zerstöre. Nach dem Gebete, in welchem steht: „der Scepter deines Reiches ist ein Scepter der Geradheit und Billigkeit", stieg Napoleon zum Altar, nahm die Krone und setzte solche sich selber auf das Haupt. Hernach nahm er auch die der Kaiserin, kehrte zu ihr zurück und krönte sie. Die Kaiserin empfing die Krone auf den Knieen. Die kaiserliche Musik führte das Te Deum aus, so wie die Messe, die eigens dazu componirt war. Das Orchester bestand aus fünfhundert Tonkünstlern. Als die übrigen Ceremonien zu Ende waren, kehrte zuerst das kaiserliche, dann das Gefolge Seiner Heiligkeit in die Tuilerien (die kaiserliche Hofburg) zurück.

Der gute heilige Vater Pius VII. erntete von seiner beschwerdevollen, übrigens aber wegen der zahlreichen Beweise aufrichtiger Verehrung von Seiten des Volkes, auch mit vielen Tröstungen verbundenen Reise, wenig Dank. Schon während der feierlichen Handlung hatte Napoleon nicht die beste Stimmung, wohl aber mehrere Zeichen der Ungeduld verrathen und Nichts gethan als gähnen[1]). Ja, mit welchen Gedanken der böse Mann schon damals umging, zeigte sich bald nachher, als er dem Papst unter Androhung der Gefangenschaft zumuthete, statt in Rom, in Avignon zu residiren, wo er ihn dann unter dem Scheine der Freiheit ganz in seiner Gewalt gehabt haben und so zu sagen selbst Papst gewesen sein würde. Pius VII. bemerkte ihm aber, ehe dieses geschehe, lege er seine Papstwürde nieder, und sei bereits dafür gesorgt, daß für diesen Fall sofort in Rom ein neuer Papst gewählt würde; es bleibe dann nicht der Papst Pius VII., sondern blos der Benedictinermönch Barnabas Chiaramonti als Gefangener in französischen Händen. Dies wirkte und noch am selben Abend erhielt der Papst die Erlaubniß zur Rückreise, die er aber gleichsam im Gefolge des Kaisers und über Mailand machen mußte, wo Napoleon sich als König von Italien die lombardische Krone

---

[1]) S. Geschichte Pius VII. von Ritter Artaud.

auf das Haupt setzte. Am 5. Mai 1805 kam Pius zur großen Freude seiner Unterthanen, die ihn dringend zurückgefordert hatten, wieder in Rom an, und bald schickte ihm Napoleon, — fast scheint es, in der schnöden Absicht, um ihn für Unerlaubtes geneigt zu machen, — eine prachtvolle päpstliche Tiara, (eine hohe, mit drei übereinander stehenden goldenen Kronen umgebene Mütze) zum Geschenk. Denn fast gleichzeitig mit diesem Danaergeschenke häufte er durch ungerechte Zumuthungen Kummer auf Kummer auf des heiligen Vaters Herz. Zuerst verlangte er, daß sein Bruder Hieronymus, der eine protestantische Kaufmannstochter aus Nordamerika geheirathet hatte, von ihr geschieden werde. Allein der Papst überzeugte sich, daß die Ehe vollkommen gültig geschlossen sei, und konnte und durfte darum in die Scheidung nicht einwilligen; denn wo es um Antastung der ewigen Gesetze Gottes und der Natur sich handelt, da sind, trotz aller ihrer Machtvollkommenheit im Uebrigen, den Päpsten so gut die Hände gebunden, wie dem gemeinsten Priester. Dieses pflichtgemäße, hochherzige „non possumus“ (ich kann, ich darf nicht) des wehrlosen Priestergreises brachte den Gewaltherrscher, der an blinde, feige, charakterlose Unterwürfigkeit selbst von Seiten der Gekrönten gewöhnt war, vor Wuth außer sich. Er schied nun selber und verehelichte, dem Papst und allen Kirchensatzungen zum Trotz, seinen Bruder zum zweiten Male und zwar mit der Prinzessin Katharina von Württemberg. Noch mehr gerieth er in Wuth, als (1806) der Papst sich weigerte, dem Franzosenkaiser zu Liebe, durch Ausschließung aller englischen Schiffe von den Häfen des Kirchenstaates, sich mit England, womit er auf Freundesfuß lebte, zu überwerfen. So wurde der Hader nachgerade immer bitterer. Zu Ende des Jahres 1807 besetzte der General Lemarrois, während die Unterhandlungen noch schwebten, im Namen Napoleons die Provinzen Urbino, Ancona, Macerata und Camerino. Am 3. Februar 1808 zog der General Miollis in Rom ein; noch ließ man dem Papstkönige einen Schatten von Herrschaft. Ein aus Wien

datirtes Decret vom 17. Mai 1809 vollendete, jedoch das Werk der Beraubung. Die päpstlichen Staaten wurden als „mit dem französischen Kaiserreiche vereinigt" und Rom als „kaiserliche Freistadt" erklärt. Am 10. Juni wurde unter dem Donner der Kanonen der Engelsburg das päpstliche Wappen heruntergerissen und an dessen Stelle das französische aufgepflanzt. Gleichzeitig wurde unter Trompetenschall in allen Stadtvierteln ein kaiserliches Decret verkündigt, welches die völlige Einverleibung aller römischen Staaten in das französische Kaiserreich verordnete. Der Papst dagegen ließ an demselben Tage die für diesen Fall bereit gehaltene Bannbulle an den drei Hauptkirchen der Stadt anschlagen. Er erklärte darin die Urheber, Rathgeber und Vollstrecker der gegen die Gerechtsame des heiligen Stuhles verübten Frevelthaten als dem großen Kirchenbann verfallen, gebot jedoch zugleich allen christlichen Völkern, daß Niemand aus dem gegenwärtigen Erlasse Gelegenheit oder einen Vorwand nehmen solle, irgend Einem von denen, welche er betrifft, Schaden, Unbilde oder Nachtheil zuzufügen, oder ihre Rechte und Vorrechte zu beeinträchtigen.

Napoleon fuhr ungeachtet dieser Bulle fort, seine Beute zu verfolgen. In der Nacht vom 5. auf den 6. Juli drang, vom General Radet angeführt, ein Haufen Gensd'armen auf Leitern in den Quirinal-Palast. Radet verlangte im Namen des Kaisers vom Papste Verzichtleistung auf die zeitliche Souveränetät. Der Papst behielt die gewohnte Ruhe und sprach mit gehobener Stimme: „Ich habe Alles, was bisher geschehen ist, nur gethan, nachdem ich zuvor die Erleuchtung des heiligen Geistes angerufen hatte, und lasse mich eher in Stücke hauen, als zu verzichten." Auf diese des Statthalters Jesu Christi würdige Erklärung wurde Pius sammt dem Cardinal Pacca verhaftet, mit diesem aus dem Hause geschleppt und in den Chorkleidern in eine sorgfältig verschlossene und verhüllte Chaise gebracht. In diesen Wagen wurde Pius und sein Cardinal ohne Diener, ohne

Kleider, ohne Wäsche, ohne seine Brille, ohne Geld, (die ganze Baarschaft des Papstes und des Cardinals zusammen betrug vierzehn Silbergroschen) eingeschlossen. Je größer die Mühen der forcirten Reise und je tiefer die Erniedrigung, desto höher stieg die Seelenstärke des sonst so sanften, fast schwachen Papstes. Erst nach zwei Tagen kamen die Diener des Letzteren mit dem Reisegeräthe nach. Aber der ehrwürdige apostolische Greis hatte auch das Unglück, umgeworfen zu werden, wobei sein Kerkermeister, General Radet, der auf dem Platze des Kammerdieners saß, in eine Kothpfütze fiel. Die Reise ging zunächst nach Florenz, und hier wurde dem Statthalter Christi dasselbe Zimmer angewiesen, in welchem zehn Jahre vorher auch sein Vorgänger als Gefangener saß. Nach drei Stunden Ruhe wurde er wieder weiter fortgeschleppt. Aber je näher Pius Frankreich kam, desto mehr nahm die Begeisterung des Volkes für ihn zu, so daß seine Reise einem Triumphzuge glich. Besonders zu Nizza, wo in der Nacht unversehens die ganze Stadt beleuchtet wurde und die Ufer mit sechszehntausend Zuschauern erfüllt waren, während zweiundsiebenzig herrlich erleuchtete Barken auf der ruhigen See dahin geleiteten und sich vor dem Balcone aufstellten, von dem der Papst allen Anwesenden den Segen gab, der mit ehrfurchtsvollem Schweigen aufgenommen, darauf aber die Gegenwart des Papstes durch feierliche Hochrufe und Absingen von Huldigungsliedern gefeiert wurde. In Savona blieb der Papst drei Jahre, von 1809 bis 1812, von allen seinen Rathgebern, selbst seinem treuen Pacca, der nach der Festung Fenesstrelle auf den Alpen abgeführt wurde, getrennt. Im letzteren Jahre, im Augenblick, wo er für den Feldzug nach Rußland rüstete, ließ der eben jetzt auf dem Gipfelpunkt seiner Macht stehende Gewaltherrscher den apostolischen Greis trotz seiner Leiden in seiner auf den Tod schweren Erkrankung in forcirten Märschen nach Fontainebleau deportiren, wo er dem von allen seinen Rathgebern verlassenen, gleich einem müden Reh gehetzten Vater der Christenheit Zugeständnisse (nämlich elf unglückliche Artikel zu

einem neuen abzuschließenden Concordate) abpreßte, die dieser, sobald er zum vollen Bewußtsein Dessen, was er gethan hatte, gelangt war, alsogleich in tiefer Reue und in edler Selbstverdemüthigung wieder zurücknahm (24. März 1313).

Während dessen hauseten die Franzosen in Rom und suchten durch Hervorgrabung alter Kunst- und Prachtwerke, durch Anlegung von Spazierplätzen und anderen Verschönerungen, durch Anföderung des Ehrgeizes der Großen, durch Veranstaltungen von Festlichkeiten, Schmausereien und durch noch niedrigere Lockmittel die Bevölkerung Roms zu gewinnen und den heiligen Vater vergessen zu machen. Allein bei dem Kern der Bevölkerung gelang ihnen das — trotz der Freimaurerlogen, welche (1809) so zu sagen unter den Augen des Papstes in Rom und im ganzen Lande errichtet wurden, um die Ehrfurcht gegen die Religion und ihre Diener vom Höchsten bis zum Niedrigsten zu unterwühlen und die Sitten zu verderben — einmal ganz und gar nicht. Das Volk in seiner Mehrzahl schwieg und trauerte; sah es doch, wie während der Fremdherrschaft die Bevölkerung von hundertdreiundfünfzigtausend Seelen auf hundertsiebenzehntausend, die einstige Weltgebieterin auf den Rang einer Provinzialstadt herabsank, wie die Kirchen, die Klöster und sämmtliche geistliche Bildungsanstalten, die Paläste der Cardinäle und fremden Gesandten verödeten, wie kein Segen mehr über Stadt und Land gegeben wurde, keine Feierlichkeit mehr an festlichen Tagen die Einheimischen wie die Fremden in die geweihten Tempelhallen einlud und wie als Folge von allem diesem wilde Ausgelassenheit einerseits, dumpfe Niedergeschlagenheit andererseits, allwärts aber Verarmung und Entsittlichung mit Riesenschritten in der Siebenhügelstadt zunahm. So sah es in der Hauptstadt der Christenheit aus, solche Dinge gingen in ihr vor, als der junge Graf aus den Marken zum ersten Male in ihr weilte. O, wer ihm hier gesagt hätte, daß nach nahezu vierzig Jahren er aus eben diesem Quirinal als Papstkönig die Flucht ergreifen und daß es darnach in der ewigen Stadt noch weit gräuelvoller zugehen

werde, als zur Franzosenzeit! Aber wie Denen, welche Gott lieben, Alles zum Guten gereicht, wie die Biene selbst aus Giftblumen sich Honig saugt und Anderen bereitet, so war es auch bei Johann Maria Mastai der Fall. Ruhig unter seines braven Oheims Aufsicht den Studien lebend, unberührt von den mancherlei Aergernissen, die er dort und hier zu gewahren nicht umhin konnte, schätzte er sich trotz alledem glücklich, in der Stadt der Apostelfürsten, der Märtyrer und Heiligen, in der Stadt sich zu wissen, wo vor kaum anderthalbhundert Jahren sein hochverehrtes Vorbild, der heilige Calasanza gelebt, nicht allein gelebt, sondern wo er den Grund zu jener Genossenschaft gelegt, in deren Lehranstalt zu Volterra er (Mastai) die sechs glücklichsten Jahre seines Lebens zubrachte und vermittelst jener braven Ordenssöhne den Geist und das Herz ihres menschenfreundlichen Stifters so treu, so warm und so innig in sich aufnahm. O, wie gerne wäre er auch hier, in Rom, in seine Fußstapfen getreten und hätte er sein Wirken, soweit es sein Studium und die Umstände ihm gestatteten, nachgeahmt: Wissenschaft mit Gottseligkeit, das Lernen mit dem Lehren im Geiste der Demuth und Nächstenliebe, im Geiste Calasanza's, verbunden! Und siehe! eher als er es erwarten konnte, wurde ihm dazu die erwünschteste Gelegenheit geboten.

Achtes Capitel.

Wie Mastai mit Tata (Papa) Giovanni bekannt wird. — Kurze Geschichte dieses menschenfreundlichen Maurers und des von ihm gegründeten (gleichnamigen) Waisenhauses. — Einrichtung desselben. — Wie Mastai für den edeln Mann und sein Institut eingenommen wird und letzterem fast ausschließlich seine Theilnahme und seine Besuche widmet. — Mastai verläßt Rom und begiebt sich nach seiner Vaterstadt. — Wird aufgefordert, zu Mailand für den Militärdienst sich zu melden, wegen andauernder Kränklichkeit jedoch zurückgestellt. — Irrige Angaben, die aus einer Verwechselung des Papstes mit einem seiner Brüder entstanden. —

Mastai weilte noch nicht gar lange in Rom, als er eines Tages von einem edelgesinnten Handwerksmann und einer von ihm unlängst in's Leben gerufenen Erziehungs-Anstalt für verwahrlosete und verwaisete Kinder erzählen hörte. Das Bild, das man ihm von diesem Manne in seinem Wirken entfaltete, erinnerte ihn auf das Lebhafteste an Calasanza. Sofort wollte er ihn sehen, und er eilte zu ihm.

Dieser interessante Mann hieß Giovanni Borgi und das von ihm gegründete Institut hieß und heißt annoch das Hospiz Tata (Vater) Giovanni.

Borgi, zu Rom im Jahre 1732 geboren, war seines Gewerbes ein Maurer und arbeitete in der Sacristei der Sanct Peterskirche. Nach Beendigung seines Tagwerkes besuchte er regelmäßig das in jener Gegend gelegene, fast wie eine Stadt

große und alles mögliche menschliche Elend in sich schließende Hospital zum heil. Geiste, und da er, selbst arm, den armen Kranken sonst Nichts zu geben vermochte, so barbirte er sie und leistete ihnen allen Dienst, die man von einem eifrigen Diener erwarten kann, so zwar, daß er oft ganze Nächte neben dem Krankenbette saß, und nicht selten über seiner Arbeit, die Kelle in der Hand, einschlummerte. Als er eines Abends der Procession einer religiösen Bruderschaft beiwohnte, bemerkte er mehrere arme Knaben, welche, nachdem sie den ganzen Tag baarfuß und in Lumpen umhergewandelt waren, theils auf der Treppe des Pantheon (eines ehemals heidnischen, allen Göttern, jetzt christlichen, Maria und allen heiligen Märtyrern gewidmeten, als Kunstdenkmal berühmten Tempels) lagen, theils sich auf die Bänke des Geflügelmarktes neben jenem Gebäude niedergekauert hatten. Es waren dieß zum Theil jugendliche Vagabunden, welche ihren Eltern entlaufen, theils auch Kinder, welche von ihren Eltern im Stiche gelassen waren, oder arme, ganz verwahrlos'te Waisen. Borgi fühlte inniges Mitleid mit ihrer traurigen Lage. Er nahm einige mit nach seiner Wohnung, bereitete ihnen ein Lager auf der Hausflur, kleidete sie mit Hülfe von Almosen, welche er für sie sammelte, und verschaffte ihnen Gelegenheit, ein Handwerk zu lernen. Zwei wackere Geistlichen, der Abbate Pinchetti und der Abbate Michele di Pietro, welche sein Benehmen mit Bewunderung beobachtet hatten, gingen ihm mit Rath und That an die Hand. Die kleine Freistätte, welche Borgi eingerichtet hatte, gewährte bald vierzig Knaben Obdach, und wurde nun in ein passendes Haus verlegt, für welches einer der Priester die Miethe bezahlte. Ein Verein trat zusammen, um die Anstalt zu unterstützen, und die freiwilligen Beiträge beliefen sich bald monatlich auf mehr als hundert Scudi (ein Scudo macht einen Thaler, zehn Silbergroschen, zehn und einen halben Pfennig preußisch).

Im Jahre 1784 erhielt die Anstalt eine vollkommnere Einrichtung. — Giovanni nannte die Knaben seine „Kinder" und sie nannten ihn „Tata", ein volksthümlicher Ausdruck für

Vater. Daher stammt die Bezeichnung „Tata Giovanni", welche man der Anstalt beilegt. Pius VI. war hocherfreut über das gute Werk. Er kaufte den Palast Ruzgia für das Institut, wurde ein eifriger Gönner und bewies sich gegen Giovanni sehr günstig. Dieser griff jetzt häufig müßige und verdorbene Knaben von der Straße auf und setzte dadurch die Bettler in den größten Schrecken. Man brauchte nur, wenn einer zudringlich wurde, ihm zuzurufen: „Mach' dich fort, da kommt Tata Giovanni!" so nahm er sogleich Reißaus. Die Anstalt wurde jetzt erweitert, so daß sie hundert Knaben aufnehmen konnte. Diese standen sehr früh auf, gingen zur Kirche und bekamen dann ein Stück Brod, worauf sie in die Stadt zu verschiedenen Meistern gingen. Tata machte dann häufig selbst die Runde, um nachzusehen, was seine „Kinder" anfingen. Bei'm Abendläuten stellte er sich mit einem Beutel an die Eingangsthüre und die Knaben mußten Alles hineinwerfen, was sie den Tag über verdient hatten. Obgleich er selbst unwissend war, so wußte Borgi doch den Werth der Kenntnisse zu schätzen, und er veranlaßte mehrere wohlwollende Männer, Weltleute und Geistliche, die Knaben Abends zu unterrichten. Nach den Schulstunden wurde der Rosenkranz gebetet, und dann folgte die einfache Abendmahlzeit, wobei häufig Kirchenfürsten aus Demuth diesen armen Kindern aufwarteten. Tata Giovanni war sehr strenge und das Sprichwort „Spare die Ruthe und verdirb das Kind" zählte kaum einen gläubigeren Anhänger. Seine Sorgfalt für die Knaben war unermüdlich. Er wanderte oft die ganze Nacht durch ihre Schlafstuben und legte sich erst am Morgen zur Ruhe. Gleichzeichtig vernachlässigte er auch die Kranken im Hospitale nicht, und wenn er nicht selbst hingehen konnte, so schickte er jedesmal einen der älteren Schüler, der statt seiner die Kranken verpflegen mußte. Tata Giovanni war, wie gesagt, strenge, dabei aber doch sehr liebevoll; häufig, besonders an Festtagen, zog er mit seinen „Kindern" auf das Land hinaus und nahm dann selbst an ihren muntern Spielen Theil, wobei sich der alte Mann mit seiner etwas starken,

untersetzten Gestalt, auf einem Auge blind und mit einer abgetragenen Perrücke auf dem seltsam geformten Kopfe, sonderbar genug ausnehmen mochte. Er starb, nachdem er fünfzehn Jahre unermüdet in dieser Weise thätig gewesen war, hatte aber vor seinem Tode noch die Freude, seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt und seine geliebte Anstalt fest und dauernd begründet zu sehen.

Das war der Mann, welchen kennen zu lernen der junge Graf sich beeilte. Borgi empfing ihn inmitten seiner interessanten Familie armer Kleiner und erzählte ihm, in welcher Weise die Vorsehung sich seiner hatte bedienen wollen, um sie einem zweifachen Elende, dem der Seele und des Leibes, zu entreißen. In dem Maße, wie der Wohlthäter weiter redete, hörte der junge Mastai weniger mit seinen Ohren, als mit seinem Herzen zu. Er, der als ganz kleines Kind sich eine Freude daraus machte und es als eine Gunst von seiner Mutter erbat, das Almosen der Liebe in die Hände der Armen niederlegen zu dürfen: konnte er jetzt umhin, einen Mann zu lieben, der ihnen sein ganzes Leben und sein ganzes Vermögen gewidmet hatte? Und so brachte er denn von diesem Tage an, so oft er seinen Studien einige Augenblicke abgewinnen konnte, diese in dem Hospiz des Tata Giovanni zu.

Es hat fast den Anschein, als ob fortan in dem ganzen Umkreis der ewigen Stadt kein einziges Denkmal seiner Aufmerksamkeit würdig gewesen wäre, und als ob diese Gesellschaft einzig und allein sein ganzes Herz in Anspruch zu nehmen verdient hätte. Mit seinem Grafentitel und vor Allem mit seinen frühzeitig ausgebildeten reichen Talenten und seinen ausgezeichneten Manieren wäre es ihm ein Leichtes gewesen, vornehme Bekanntschaften anzuknüpfen, die ihm dann später die Bahn zu hohen Ehrenstellen hätten eröffnen können. Bei diesem Gedanken scheint er kaum einen Augenblick verweilt zu haben; die Freundschaft eines armen Ehrenmannes schien ihm vor der Gunst der Fürsten und Großen den Vorzug zu verdienen; die Gesellschaft der Unglücklichen, deren Thränen er trocknen konnte,

sagte ihm mehr zu, als das Zusammensein mit den Glücklichen der Erde; denn ihre Freude hatte nichts Ansprechendes für sein Herz.

Mastai's Aufenthalt in Rom dauerte nicht völlig zwei Jahre. Im October 1808 war er gekommen und bis ins Jahr 1810 blieb er. Die politischen Ereignisse und in deren Folge der auf die Spitze getriebene Uebermuth der Franzosen nöthigten unzählige patriotisch Gesinnte, aus Rom zu fliehen. Zu ihnen gehörte auch Mastai's Oheim. Mit ihm verließ auch sein jugendlicher Neffe im Jahre 1810 die Stadt und begab sich wieder zu seinen Eltern nach Sinigaglia. Im Jahre 1811 (demselben Jahre, wo Napoleon dem Ersten von seiner zweiten Gemahlin Maria Louise von Oestreich ein Sohn geboren wurde, dem er, der Kirche zum Hohn, den Titel „König von Rom" gab), erließ der Kaiser das Decret, welches die Ehrengarden in das Dasein rief. Wegen seiner hochadeligen Geburt wurde Mastai 1812 aufgefordert, in die Ehrengarde zu Mailand einzutreten, wo seit 1809 der Vicekönig Eugen Hof hielt.

Dieser Umstand hat zu der in mehreren Lebensbeschreibungen des Papstes vorkommenden irrigen Angabe Veranlassung gegeben: Giovanni Mastai habe, obigem Rufe folgend, sich zu Mailand in die erste Schwadron des ersten Regimentes einschreiben lassen, sei dort bis zum Sturze Napoleon's und der damit erfolgenden Auflösung des französischen Kaiserreiches verblieben, und dann, nachdem Kaiser Franz II. von Oestreich wieder Besitz von der Lombardei ergriffen, auf kurze Zeit in ein östreichisches Regiment eingetreten, das er jedoch bald wegen Mangels an Geistesverwandtschaft mit seinen dortigen Standesgenossen wieder verlassen habe. Einige französische Generäle aus jener Zeit wollen sogar die Ehre gehabt haben, zu Mailand Regiments-Cameraden Seiner Heiligkeit gewesen zu sein. Dieses Alles jedoch ist irrig und beruhet, wie J. Chautrel in der jüngst (1868) erschienenen vierten Auflage seines Buches: Pontificat de Pie IX. versichert, auf einer

Verwechselung des Papstes mit einem seiner Brüder, welcher wirklich zu den gardes d'honneur unter Napoleon gehört habe, während Giovanni Mastai wegen andauernder Kränklichkeit zurückgestellt worden sei und in Wahrheit nie Waffen getragen habe. Chantrel selber bekennt aufrichtig, in einem früheren Werke: le roi Pie IX. (Pius IX. als König) obigen Irrthum in die Welt gesandt und zur Verbreitung desselben viel beigetragen zu haben.

Das Wahre in der Sache ist somit: Giovanni Mastai verweilte nach seiner ersten Rückkehr aus Rom in Sinigaglia bei seinen Eltern und blieb dort, bis Pius VII., aus seiner Haft zu Fontainebleau entlassen, als freier Souverän in seine Staaten zurückkehrte.

Neuntes Capitel.

Napoleon, der Stolze, wird erniedrigt. — Sein unglücklicher Feldzug gegen Rußland. — Niederlage bei Leipzig. — Pius VII., der Erniedrigte, wird aus seiner Haft entlassen und kehrt glorreich in seine Staaten zurück. — In Sinigaglia wird ihm der junge Mastai vorgestellt. — Dieser kommt zum zweiten Mal nach Rom. — Triumphirender Einzug des Papstes in seine Hauptstadt. — Gott ist gerecht. — Zwei zuschauende Jünglinge, die beide nachher Päpste geworden. — Ein geheimnißvolles Schriftstück.

Pius des Siebenten Befreiung und Rückkehr in seine Staaten erfolgte viel rascher, als nach menschlicher Berechnung vorauszusehen war; denn Napoleon war auf den Papst wegen der Festigkeit, womit dieser die Genehmigung der ihm abgepreßten falschen Concordatsartikel ablehnte, erbitterter wie je.

Allein die Kriegsereignisse brachen seinen stolzen Sinn. Bei der Nachricht von dem Bannfluche über ihn hatte der Allgewaltige in einem Briefe an den Vicekönig von Italien spottend gesagt: „Hält er (der Papst) mich denn für einen Schwachkopf? Oder glaubt er, daß seine Bannstrahlen meinen Soldaten werden die Gewehre aus den Händen fallen machen?" Letzteres nun war auf den Schnee- und Eisgefilden Rußlands, gegen welches Jener mit einem Heere, wie Europa kaum ein zweites sah, ausgerückt war, buchstäblich wahr geworden, als eine Kälte, schneidender denn der eiskalte Spott, mit dem jene Worte gesprochen worden, die mit Siegeshoffnungen ausgezogenen Legionen des Allgewaltigen zurücktrieb und aus den erstarrten Händen seiner Streiter die Musketen in den Schnee fallen und sie selber darin begraben werden ließ. In Folge dessen und des unglücklichen Ausganges der Schlacht bei Leipzig fühlte sich der Kaiser unwillkürlich gedrungen, den unseligen Streit mit dem Kirchenoberhaupt sobald als immer möglich zu beenden. Er ließ daher dem Papste vorschlagen, nach Rom zurückzukehren, und erbot sich, vom Kirchenstaate soviel zurückzugeben, als das vorletzte kaiserliche Decret davon übrig gelassen. Pius VII. aber weigerte sich, das Erbe Sanct Peters anders, als unverkürzt anzunehmen. Bei den Verhandlungen darüber mit dem kaiserlichen Abgeordneten Stephan Fallot de Beaumont, Bischof von Piacenza, sprach er die denkwürdigen Worte: „Es ist möglich, daß meine Sünden mich nicht würdig machen, Rom wieder zu sehen, aber seien Sie versichert, meine Nachfolger werden alle die Staaten, welche ihnen gehören, wieder erhalten." So geschah es denn auch. Napoleon selber gab dem Papste mit der Freiheit und dem Befehl zur sofortigen Abreise nach Rom, die Departements von Rom und Trasimene zurück, und im folgenden Jahre erhielt er durch den Wiener Congreß auch die im Frieden von Tolentino verlorenen Marken und Legationen wieder. Ja — und wer bewundert darin nicht das Walten einer göttlichen Vergeltung? — während fremde

Völker wie Meereswogen Frankreich überflutheten, während der Gewaltherrscher in demselben Schlosse (Fontainebleau), worin er den Gesalbten Gottes so schmachvoll behandelte, seine eigene Thronentsagung weinend unterzeichnet, zieht Pius VII., von den jubelnden Völkern gleichsam auf den Armen getragen, in seine Staaten zurück. Ueberall, wo er durchkam, gerieth Alles in die freudigste Bewegung; mehrere verstockte Sünder thaten Buße, verschiedene Irr- und Ungläubige kehrten in den Schooß der Kirche zurück. In Cesena besuchte und segnete er seine sterbende Schwester, welche nach der Aufhebung der Klöster sich in dem väterlichen Palaste eine Zelle eingerichtet hatte. Als er durch Sinigaglia kam, hatte unser junger Mastai die Ehre, ihm vorgestellt zu werden: der zukünftige Papst Pius IX. dem gegenwärtigen Papst Pius VII.!..... Daß der Eindruck, welchen der junge Mann auf den ehrwürdigen Greis machte, ein sehr vortheilhafter gewesen sein müsse, bezeugt das besondere Wohlwollen, daß derselbe ihm von Stund' an fortwährend bewies. Für die Begeisterung dagegen, die Mastai aus der Begegnung mit dem erhabenen Oberhaupte der Kirche geschöpft, zeugt sein sofortiger Entschluß, mitzureisen, um das glorreiche Geleite des Oberhauptes der Religion, das nach einem dreihundert Meilen langen Triumphzuge von den heiligen Mauern der Hauptstadt der christlichen Welt aufgenommen werden sollte, durch seinen Anschluß zu vergrößern. Als Pius VII. Sinigaglia und Foligno hinter sich hatte, bestimmte er den 24. Mai zu seinem feierlichen Einzuge in die Hauptstadt der katholischen Welt. Er bediente sich dabei des ihm von Carl IV., König von Spanien, geschenkten Staatswagens, und ließ den Decan des heil. Collegiums, Cardinal Mattei, und den Cardinal Pacca zu sich in denselben steigen. Letzterer sollte an der Freude dieses Tages Theil nehmen, wie er während der vorausgegangenen Jahre der Theilnehmer der Trübsale und Leiden des Papstes gewesen war. Eine Schaar von vierundzwanzig Jünglingen aus den edelsten Häusern Roms in schwarzen Kleidern und mit schwarzen Schärpen zog den Wagen an

Bändern von carmoisinrother Seide. Es wäre unmöglich, den Glanz und die Pracht dieses Einzuges vollständig zu beschreiben. Könige und Königinnen waren dem heil. Vater voraus geeilt, mehr denn fünfundzwanzighunderttausend Menschen aus allen Ländern der Welt gesellten sich zum Haufen derer, die den ehrwürdigen Bekenner umgaben, fielen nieder auf ihre Kniee, seinen Segen zu empfangen, und ihre von frommen Thränen nassen Augen hingen alle an dem erhabenen Antlitz, auf dem man eine unaussprechliche Mischung von Sanftmuth und Adel, von Güte und Majestät, einen gewissen ruhigen und reinen Strahl des Antlitzes von seinem göttlichen Meister glänzen sah.

So schritt der gemeinsame Vater der Gläubigen inmitten einer unermeßlichen Volksmenge, von seinen Kindern getragen, vorwärts, und kam bis zu dem großen Obelisken (einer steinernen, aus Einem Stück verfertigten, vielseitigen, nach Oben zu schmaler werdenden Säule), der das wahre Kreuz in den Lüften hält; stieg an der in der ganzen Welt verehrten Hauptkirche ab, trat in dieselbe; man drängte sich hinter seinen Schritten; der Altar des Apostelfürsten schien in Flammen, hunderte von Lampen brannten an seinem Fuße, und Kerzen ohne Zahl bedeckten ihn mit ihrem Feuer. Jesus Christus im Sacramente war gegenwärtig. Zu seinen Füßen kniete der erste Statthalter und die hohe Geistlichkeit Rom's, die ebenfalls rein und brennend aus der Feuerprobe der Verfolgung hervorgegangen; das Te Deum (Herr Gott! Dich loben war) ertönte als feierlicher Act des Dankes, von vierundzwanzigtausend Stimmen unter der Wölbung der ungeheuren Kuppel zum Himmel getragen, und von der Höhe der Kuppel strahlten die Worte: „Du bist Petrus, auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen."

Napoleon I. aber erfuhr an sich die volle Wahrheit des Wortes des Propheten: „Mein ist die Rache; ich will vergelten, spricht der Herr." „Vergreifet euch nicht an

meinen Gesalbten!" hatte derselbe Herr gesagt. Gegen dieses Verbot hatte aber Napoleon mehrfach gefrevelt. Er erkühnte sich, den heil. Vater Pius VII. im Schlosse Fontainebleau mit Gewalt zur Abtretung des Kirchenstaates zu vermögen. Wie zeigte sich da die Hand des Herrn! In demselben Schlosse wurde nachher Napoleon gezwungen, unter Thränen seine eigene Abdankung zu unterzeichnen. Napoleon hielt das Oberhaupt der katholischen Christenheit an zwei Orten gefangen, zuerst in Savona, dann zu Fontainebleau. Der Herr ist gerecht; an zwei Orten, auf den Inseln Elba und Helena saß auch Napoleon noch viel gedemüthigter und verachteter gefangen. Napoleon I. hielt den Papst zu Savona kürzere, zu Fontainebleau längere Zeit, dort milder, hier strenger in Gewahrsam; mit demselben Maße, da er gemessen, wurde ihm wieder gemessen. Sieben Jahre lang hatte Napoleon die Säule und Stütze der Kirche aller Freiheit beraubt und für immer zu stürzen gesucht: sieben Jahre lang mußte auch er gefangen sitzen und schmerzlich zu Grabe gehen. Endlich, damit der Kirche Christi Recht vor aller Welt verherrlicht würde, wurde er, der sich erfrecht hatte, den Felsen Petri überwältigen zu wollen, auf einen Felsen angeschmiedet und am Namenstage des Nachfolgers des heil. Petrus, Pius V. (5. Mai) vor das Gericht Gottes gerufen. Wahrlich, wenn irgendwo, so ist hier der Finger Gottes zu erkennen. Möge er jenseits wenigstens einen gnädigen Richter gefunden haben!

Unter der jubelnden Menge, die Pius VII. bei seinem Erscheinen auf der Piazza del Popolo zujauchzte, stand auch, von tausend verschiedenen Empfindungen bewegt, der junge Graf Mastai aus Sinigaglia da und vermischte seine Hochrufe mit denen der Tausende rings um ihn her.

So stand ungefähr vier und vierzig Jahre vor ihm ein junger Mann in schlichtem Ordensgewande auf demselben Platze, um die Krönung Clemens XIV. zu sehen. Diese feierliche Ceremonie findet auf der Loggia (dem Balcone) statt, von wo aus der Papst den Schaaren, welche sich auf dem schönen Platze

versammelt haben, den Segen ertheilt. Um das Schauspiel zu sehen und sich aus dem furchtbaren Gedränge zu retten, kletterte der junge Mönch hinten auf einen leeren Wagen hinauf. Der Kutscher wandte sich um; aber statt sich dieses Eindringen in sein Gebiet zu verbitten, sagte er, gutmüthig lächelnd: „Mein lieber kleiner Pater, warum sind Sie denn so begierig, Etwas zu sehen, was Ihnen auch bevorsteht?“ Der gute Kutscher hatte die Wahrheit gesprochen: der junge Mönch, zu dem er jene Worte geredet, wurde dreißig Jahre später Papst unter dem Namen Pius VII.; da geschah mit ihm dasselbe, was er einst so begierig angeschaut. —

Wenn in ähnlicher Weise einer der Mitzuschauer auf dem Petersplatze dem jungen Manne im Laiengewande gesagt hätte: „Mein lieber junger Herr, warum sind Sie denn so begierig, Etwas zu sehen, was auch Ihnen bevorsteht? Ja, wenn ein Himmelsbote ihm erschienen wäre und wie einst zu jenen Jüngern, die ihrem in seine Glorie auffahrenden Meister entzückt nachschauten, auch zu ihm gesagt hätte: „Was stehst Du da und schauest zu dieser Herrlichkeit hinauf? Auch Du wirst einst nach großer Trübsal in diese Stadt als Herrscher zurückkehren: dann wird man Dir einen noch weit herrlicheren Triumph bereiten: würde Mastai ihm Glauben beigemessen haben? .....

Und gleichwohl stand, außer im Buche der Vorsehung, seine künftige Laufbahn bereits seit Kurzem auf einem von Menschenhand geschriebenen, aber von Gottes Geist dictirten Blatte mit deutlichen Zügen verzeichnet. Es war das ein Schriftstück, welches Pius VII. während seiner Gefangenschaft in Fontainebleau mit eigener Hand geschrieben und das er versiegelt seinem alten treuen Diener, dem Gefährten seiner Leiden übergab mit dem Auftrage, dasselbe seinem Sohne anzuvertrauen und diesem zu befehlen, daß er es erst im Jahre 1846 eröffnen solle. Der greise Diener führte den Befehl des Papstes pünktlich aus; allein sein Sohn hatte im Laufe der Zeit den geheimnißvollen Brief ganz aus den Augen und dem Gedächtniß verloren und wußte von dessen Inhalt auch nicht das Mindeste.

Des alten Dieners Sohn wohnte im Jahre 1846 zu Sanct Johann de Persiceto. Im Monat Juni dieses Jahres, während in Rom die Fürsten der Kirche zur Wahl eines neuen Kirchenoberhauptes im Conclave versammelt waren, veranlaßte ein abschwebender Proceß denselben, im Familienarchiv nach gewissen Actenstücken herumzustöbern, die zur glücklichen Beendigung desselben unerläßlich waren. Da fällt ihm das Schreiben von Fontainebleau in die Hände. Er öffnet es und zu seiner größten Ueberraschung liest er darin, von Pius VII. selbst geschrieben, daß „der Bischof, welcher im Jahre 1846 den Sitz zu Imola inne haben würde, zum Papst erwählt und den Namen Pius IX. annehmen werde". Darauf folgte eine kurz gefaßte Beschreibung seiner Verfolgungen und des Triumphes, den er vor seinem Tode und in einem hohen Alter erleben werde.

Alsobald läßt der glückliche Finder das Schreiben und die Schriftzüge desselben urkundlich beglaubigen und insgeheim (?) eine Abschrift davon in das Conclave abfertigen.

Er selber begibt sich zu dem Magistrat und kündigt diesem an, daß der neue Papst Niemand anders als der gegenwärtige Bischof von Imola werden würde. Man hält ihn für wahnwitzig! allein wie groß war nicht das Erstaunen der Behörden und der ganzen Stadt, als seine Vorhersage sich bewahrheitet fand!

Obige Anekdote, die ein helles Streiflicht auf den greisen apostolischen Seher und auf den prophetisch von ihm Erschauten wirft, hat in der unità cattolica, jenem berühmten, von dem gelehrten und muthigen Abbé Margotti zu Turin herausgegebenen, von Pius IX. durch Stempelfreiheit in seinen Staaten bevorzugten Tagesblatte eine Stelle gefunden und eben darin eine neue Bürgschaft für ihre Glaubwürdigkeit erhalten.

Wenn übrigens den Hohenpriestern des Alten Bundes, sogar einem Kaiphas, eben weil er Hoherpriester war, die Gabe der Weissagung von der öffentlichen Meinung zuerkannt ward: darf es uns Wunder nehmen, wenn Gott den Hohenpriestern

des Neuen Bundes, den Stellvertretern des von Kaiphas Verurtheilten, zumal wenn es Männer von der Heiligkeit eines Pius VII. und Pius IX. sind, bisweilen einen Blick in die Zukunft eröffnet?

Zehntes Capitel.

Das fürstliche Haus Orsini, die Bürgerfamilie Devoti und ihr beiderseitiger Hausfreund. — Mastai wartet auf eine in Erledigung kommende Offizierstelle in der päpstlichen Noble-Garde. — Mittlerweile macht er, wie früher, seine Besuche im Tata Giovanni. Ein erschütternder, entscheidungsvoller, segenbringender Unfall. — Alle Hoffnung, Noble-Gardist zu werden, wird Mastai benommen. — Pius VII. tröstet und ermuthigt ihn. —

Zu Rom und im Neapolitanischen blühet, mit den adeligen Familien Gravina und Odeschalchi verwandt, eines des edelsten und ältesten Geschlechter, daraus verschiedene Cardinäle und Päpste entsprossen: das ist das Haus Orsini. Es stand zu dem gräflichen Hause Mastai-Ferretti aus Sinigaglia und somit auch zu dem in Rom weilenden, mit den besten Empfehlungen dahin gekommenen Sprößling desselben in freundlichster Beziehung.

Zu eben der Zeit lebte zu Rom eine wohlhabende und sehr angesehene Bürgerfamilie: sie bestand aus einer Wittwe, der Signora Devoti, mit ihrem ältesten Sohne und zwei Töchtern, deren eine gegenwärtig mit dem Baron Camuccini, die andere mit einem Beamten der päpstlichen Regierung verheirathet ist, beide damals von einer außerordentlichen Schönheit, die sie seitdem auf ihre Kinder fortgepflanzt hat. Der oben besagten Wittwe wurde eines Tages von ihrem Sohne ein Freund und

Studiengenosse von ihm, ein wohlgebildeter, überaus sittsamer und bescheidener junger Mann aus den Marken vorgestellt. Es war kein Anderer als der Comte Giovanni Maria, Sohn des Gonfaloniere, Grafen Mastai-Ferretti aus Sinigaglia, nachmals Papst Pius IX. Im Schooße dieser beiden, rücksichtlich der Herkunft und gesellschaftlichen Stellung sehr ungleichen, in Beziehung auf Tugend und Frömmigkeit so ziemlich gleichen Familien, brachte der junge Mastai, wie ein Glied des Hauses angesehen, mit Lectüre, Musik und vertraulichen Gesprächen viele seiner Erholungsstunden zu. Vermöge eines geheimnißvollen Spieles der Vorsehung, die mit den Menschenkindern und mit Denen, die sie zu Außerordentlichem beruft, allermeist ihre absonderlichen Wege geht und ihre zögernde Standeswahl oftmals durch ein unscheinbares Vorkommniß urplötzlich gegen alle menschliche Berechnung entscheidet, aus einem Kriegsmanne einen heiligen Bischof oder Ordensstifter (Martin und Loyola), aus einem angehenden Abbé (Eugen von Savoyen) einen von aller Welt bewunderten Prinzen, Feldherrn und Helden macht, befand sich der zukünftige Vater der katholischen Christenheit in eben der Stadt, worin er einst als ruhmgekrönter Herrscher thronen sollte, mit zwei und zwanzig Jahren rücksichtlich der von ihm zu treffenden Standeswahl noch vollständig im Unklaren — ein Zustand, der für den frommen, zart empfindenden, nervenschwachen Jüngling außerordentlich qualvoll sein und auch in seinem Leben nach Außen hin etwas Räthselhaftes, sich scheinbar Widersprechendes zum Vorschein kommen lassen mußte. So scheint er zu einer und derselben Zeit in Laienkleidung den theologischen Vorlesungen beigewohnt [1]) und um Aufnahme in die aus jungen römischen Edelleuten zu Pferd zusammengesetzte Leibwache des Papstes, die sogenannte Noble-Garde sich angelegentlich beworben zu haben. [2]) Der Ober-Commandant Fürst Barberini, bei welchem er dießmals seine Anträge stellte, trug

[1]) Maguire.
[2]) Vie et portrait de Pie IX. par Félix Clavé. S. 20.

in Anbetracht des blassen, leidenden Aussehens und der sichtlich schwachen Leibesbeschaffenheit des gräflichen Bittstellers Bedenken, seinen Namen in das Verzeichniß der um jene Auszeichnung sich Bewerbenden einzutragen. Er sei, hieß es, den mit diesem Posten verbundenen Obliegenheiten nicht gewachsen und möge somit von seinem Vorhaben abstehen. Wegen des besonderen Interesses jedoch, welches Pius VII. an seinem Schützling von Sinigaglia nahm, wurde er endlich in die Rolle dieses Eliten-Corps eingetragen. Bis eine in Erledigung gekommene Officierstelle ihm das Recht, die Epauletten zu tragen, verlieh, sah sich Mastai mittlerweile die Merkwürdigkeiten der ewigen Stadt an, betrieb mit Ernst seine Studien und besuchte vor Allem fleißig das ihm von seinem ersten Aufenthalte in Rom noch wohlbekannte, ihm stets lieb gebliebene Hospiz des Tata Giovanni, das auch wir bereits kennen.

Hier verkehrte Graf Mastai mit der Vertraulichkeit eines alten Freundes, sprach, so oft er konnte, bei diesen armen Wesen vor, und es möchte schwer zu entscheiden sein, wo er seine Abendstunden öfter und lieber zugebracht, ob in dem Studiensaale von Tata Giovanni oder in den Salons der oben besagten Familien. Wenn die Kinder Abends von ihren Arbeiten in der Stadt in ihr Hospiz zurückkamen, fanden sie mehrere Male in der Woche ihren Freund Mastai als Professor im Lehrstuhl sitzen und sich auf den Unterricht, den er ihnen im Lesen, Schreiben, Rechnen oder in der Geometrie geben wollte, vorbereiten.

Er nahm seine Rolle als Magister ganz ernsthaft: der Faule, Leichtfertige, Zerstreute bekam ganz gehörig seine Nasenstüber. Kam aber nach der Unterrichtsstunde die Zeit der Erholung, dann zeigte er sich eben so nachsichtig und munter, als er vorher ernst und strenge gewesen war.

An den Sonntagen, nach Mittag, wenn auf die Tageshitze die Kühle folgte, lenkte er regelmäßig seine Schritte den Wiesen zu, die den Berg Aventin, einen von den sieben Hügeln der Stadt, krönen. (Rom umschließt nämlich außer den Aventi-

nus noch sechs andere Hügel: den Palatinus, Capitolinus, Quirinalis, den Cölius, Esquilinus, Viminalis.) Da fand er dann sein junges Völkchen, wie es sich tummelte und lustig machte.

Hätten die jungen Damen Orsini oder Devoti den Freund ihres Hauses, den zukünftigen Officier in Hoffnung, von den Knaben des Hospizes umringt gesehen, wie er mit ihnen herum lief und spielte, wie er Alles, was er an Munterkeit in seinem Geist, was er an Geld in seinem Beutel hatte, ihnen zur Verfügung stellte: sie würden ohne Zweifel über die militärischen Hoffnungen des Aspiranten nach jener Officierstelle gelächelt und ihm den Rath ertheilt haben, sich lieber in die friedliche Legion Desjenigen aufnehmen zu lassen, der da gesagt hat: „Lasset die Kleinen zu mir kommen."

Dieser Rath wäre eine Art Weissagung gewesen, und die Weissagung würde nicht lange auf ihre Erfüllung haben warten dürfen.

In der That nahete die Stunde, die für Mastai's Zukunft entscheidend sein sollte. Jener verhängnißvolle Unfall seiner Kindheit, jener schwarze Punct in seinen Jugenderinnerungen, der wie ein schwarzer Faden immer dichter sich fortgesponnen hatte, sollte sich zu einer Wetterwolke zusammenballen und aus ihr ein Sturm, ein Blitzstrahl hervorbrechen, der mit Einem Male dem Schicksale des jungen Mannes eine entschiedene Wendung gab.

Eines Abends, wo er seiner Gewohnheit gemäß nach Tata Giovanni kommen sollte, erschien Mastai nicht. Die Zöglinge, die ihn mit Zärtlichkeit liebten, erwarteten ihn vergebens bis zur Stunde des Abendessens. Wie sie in das Speisezimmer eintraten, hielt ein leerer Wagen vor dem Hospiz still: es war die Equipage des Cardinals Fontana, dessen Ställe und Remisen in dem benachbarten Gäßchen Santa Anna gelegen waren. Der Kutscher rief den Hausknecht und sagte ihm, er habe auf der Straße, bei dem Scheine einer Madonnenlampe, einen jungen Mann in krampfhaften Zuckungen am Boden liegen

sehen. — „Ich habe ihm wegen meiner Pferde nicht zu Hülfe kommen können; ein anderer Wagen könnte ihn überfahren, kommt geschwind!“

Der Thürhüter nahm eine Laterne und eilte nach der bezeichneten Stelle. Wen fand er? Mastai, von einem epileptischen Anfall darnieder geworfen und in Krämpfen sich abzappelnd. Er rief die Stallknechte des Cardinals Fontana herbei, die ihm den Kranken in das Hospiz tragen halfen: man legte ihn hier in das Bett des Directors, des Abbate Don Pio Bighi. Als die Waisen vernahmen, daß ihr Freund bewußtlos unter ihrem Dache sei, liefen sie herbei; alle wollten ihn sehen, ihn anrühren, ihm einen Dienst erweisen; allein man schickte sie eiligst fort, um ihrer kindlichen Einbildungskraft den Eindruck zu ersparen, den dieses schmerzliche Schauspiel darin würde zurückgelassen haben.

Das Gerücht von diesem Zufall verbreitete sich in Bälde durch halb Rom. Die Signora Devoti und ihre Kinder waren, als sie es vernahmen, vor Schmerz und Mitleid außer sich. Die Freunde der Familie Mastai waren in Verzweiflung. Sie sahen wohl ein, daß dieser unerwartete Schlag alle Hoffnungen, die man auf des Jünglings Zukunft gebaut hatte, zu nichte machte.

In der That begab sich der Fürst Barberini, der sich nur ungern einen Recruten von so schwächlichem, hageren Aeußeren hatte aufdrängen sehen, unverweilt zu Pius VII. und eröffnete ihm, daß sein Schützling von einer Krankheit befallen worden, die ihn für den Dienst der Noble-Gardisten untauglich mache und daß er ihn von der Liste zu streichen sich genöthigt sehe. (Für diese Härte erhielt später der obengenannte Fürst eine Zurechtweisung, wie sie dem liebreichen Charakter des heiligen Vaters vollkommen ähnlich sieht. Als nämlich der auf eine so demüthigende Weise Abgewiesene beiläufig dreißig Jahre später als Pius IX. den päpstlichen Thron bestieg, mußte der Chef der Noble-Garde der Sitte gemäß um Bestätigung in seinem Amte bitten. Als er zu dem Ende vor dem Papste

erschien, fuhr dieser den alten Mann zum Scheine sehr hart an: „Von Bestätigung kann keine Rede sein", sagte er, „denn Sie haben mich einst mit so harten Worten entlassen, sonst wäre ich jetzt wohl schon Offizier gewesen." — Der alte Mann erschrak heftig, während Pius ihm liebevoll die Hand reichte und zu der Bestätigung eine Auszeichnung hinzufügte.) Der gute heilige Vater Pius VII., über das ihm Mitgetheilte tief betrübt, wollte, um Mastai den Schlag weniger empfindlich zu machen, ihm die Entscheidung des Fürsten Barberini selber mittheilen. Ein Kammerherr wurde beauftragt, den eben wieder zu sich gekommenen Jüngling zu ihm zu führen. Mastai begriff wohl, warum.

Kaum befand er sich vor Demjenigen, dessen Stelle er einst eben hier einzunehmen bestimmt war, als er unter einem Strom von Thränen sich zu seinen Füßen niederwarf und ausrief: Was soll ich nun beginnen? Alle Lebensbahnen verschließen sich vor mir: ich habe keine Zukunft mehr! ich bin verloren! — „Beruhigen Sie sich, mein Sohn", entgegnete ihm der erhabene Greis; man ist allzeit zu Etwas nütze, wenn man von Gott begehrt, seinen Willen zu thun. Wer vermag seine Absichten zu ergründen? Wer weiß, ob er Ihnen nicht jede Laufbahn verschließt, um sie ganz an sich zu ziehen? Sie glauben, daß er Sie zu Grunde richte, und vielleicht rettet er Sie! Haben Sie Vertrauen zn seiner Allmacht! Uebergeben Sie sich seiner Liebe. Sagen Sie zu ihm: Mein Gott! Du hast mir das Dasein, Du hast mir Glücksgüter gegeben, und siehe! kaum in die Welt getreten, bin ich vernichtet und zu Boden geworfen. Mein Gott! nimm mich, wie ich bin, verwende mich zu irgend Etwas! Nur laß mein Leben nicht nutzlos in Deinen Augen vorüber gehen! mache aus mir, was Dir wohlgefällt! . . . . . . Gott ist niemals taub gegen solch' ein Gebet; er liebt Sie, er wird Sie erhören! er wird Sie erhören, zumal wenn Maria, die ja auch Ihre Mutter ist und deren Namen Sie tragen, ihr Gebet mit dem Ihrigen vereinigt! Zu ihr nehmen Sie Ihre Zuflucht!

Während diese liebreichen Worte wie Balsam in Mastai's Herz hinabträufelten, fühlte er zwei große Thränen auf seine

Stirn niederfallen: er empfand in diesem Augenblicke, was er nie zuvor empfunden; der wunderbare Hinfall des heiligen Paulus kam ihm zu Sinn! Er fragte sich, ob, da er auf dem Steinpflaster sich in Krämpfen gewälzt, nicht auch eine Stimme zu ihm gesprochen. Nachdem er zu wiederholten Malen die Hand, die Pius VII. ihm darhielt, geküßt, stand er getröstet, ergeben auf, und verließ den Palast in einer erregten Stimmung, aber in einer Erregung ganz anderer Art, als die war, mit welcher er hergekommen.

Elftes Capitel.

Ein räthselhaftes Verschwinden. — Mastai geht nach Sinigaglia und pilgert von da nach Loretto. — Wie das dort verehrte heilige Haus (la santa casa) beschaffen ist und wie es von Nazareth an seinen jetzigen Platz gekommen. — Welche Untersuchungen dieserhalb vorgenommen wurden. — Wie Viele und Welche seit Jahrhunderten dort hingepilgert. — Wie mit der Zeit eine herrliche Kirche darüber erbaut und diese ausgeschmückt und bereichert worden. — Ein vor dem Gnadenbilde betender Jüngling. — Mastai kehrt getröstet und mit dem Entschlusse, geistlich zu werden, nach Sinigaglia und von da nach Rom zurück. —

Am Morgen nach seiner Unterredung mit Pius VII. war Mastai aus Rom verschwunden. Niemand wußte, was aus ihm geworden, wohin er gegangen war, was er treibe. Aber einige Monate später erschien er wieder inmitten der Waisenkinder von Tata Giovanni und in den ihm befreundeten Familienkreisen. Er hatte den bürgerlichen Frack abgelegt und war mit dem geistlichen Gewande angethan, welches zu Rom

die Aspiranten des geistlichen Standes tragen: Mastai hatte der Welt entsagt und sich ganz Gott geweiht!

Es war augenfällig mit ihm etwas Aehnliches vorgegangen, wie einst mit St. Paulus auf dem Wege nach Damaskus, und wie dieser eine Zeitlang nach jenem wundersamen Auftritt in heiliger Zurückgezogenheit gelebt und aus ihr als ein vollkommener Apostel Jesu Christi wieder an das Licht getreten, so auch Mastai.

Wo aber hatte Mastai seit seinem Verschwinden aus Rom geweilt? Wo hatte diese ewige denkwürdige Umwandlung mit ihm sich vollzogen?

Aufgerichtet durch die Worte des heiligen Vaters, die ihm wie eine höhere Erleuchtung erschienen, fühlte er plötzlich seine ursprüngliche Neigung zum geistlichen Stande mit neuer Kraft wieder in sich erwachen und er faßte den Entschluß, geistlich zu werden, wenn ihm Gott die Gesundheit verleihen würde.

Mit diesem Gedanken verließ er Rom und eilte nach Sinigaglia zu seinen Eltern. Ihnen theilte er das Vorgefallene und seinen Entschluß, geistlich zu werden, mit, und seine Eltern willigten mit Freuden ein. Mit besonderer Freude seine fromme Mutter. Lebte doch jetzt die still gehegte Hoffnung, den jüngstgebornen ihrer Söhne dem Dienste des Allerhöchsten ausschließlich geweiht zu sehen, lebten doch jetzt die geheimnißvollen Ahnungen, welche in Augenblicken der Weihe so oft ihre Seele durchwogt und dann wieder eine Weile geschlummert oder wohl gar Sorgen und Befürchtungen Platz gemacht hatten, mit erneuerter Stärke wieder in ihrem Busen auf. Wäre nur erst das fatale Uebel, das an der ganzen seitherigen Zerfahrenheit und Unentschiedenheit schuld war, wäre nur dieses erst glücklich beseitigt!... Der heilige Vater Pius VII. hatte ihn an Maria gewiesen, an Maria mahnte ihn seine Mutter, zu Maria zog ihn sein eigenes Herz. Maria, ja Maria, sie kann, sie will, sie soll, sie muß helfen.

An dem Gnadenorte, nicht gar fern von seiner Geburtsstadt, wohin seit mehr denn fünfhundert Jahren mehr als hun-

dertfünfzig Millionen Christen, unter ihnen Päpste und Heilige, wie die heil. Brigitta, der heil. Ignaz von Loyola, der heil. Franz von Sales, der heil. Franz Borgia, der heil. Franz Xaverius, der heil. Franz von Paula, der heil. Carl Borromäus, der heil. Leonardo von Porto Maurizio, der heil. Alphons von Liguori und viele, viele Andere gewallfahrtet, und wo sie Trost und Hülfe in geistlichen und leiblichen Nöthen gefunden, an dem Orte, in dem heiligen Hause, wo die heilige Jungfrau Maria gewohnt, wo sie vom Erzengel Gabriel begrüßt und vom heiligen Geiste überschattet wurde, wo sie unter ihrem jungfräulichen Herzen Jesum, den Sohn des ewigen Vaters, empfing, wo Jesus, seit seiner Rückkehr aus Aegypten in Demuth und Gehorsam lebte, bis er dreißig Jahre alt, öffentlich auftrat, predigend und Wunder wirkend: an diesem Orte, zu Loretto, dort will auch er vor der Gnadenmutter niederknieen, dort will er flehend seine Arme zu ihr emporstrecken und sie nicht eher niedersinken lassen, bis sie sein Flehen erhört, bis sie ihm Heilung von seinem grauenvollen Siechthum, ja, was mehr ist, bis sie ihm die Gnade, ein würdiger Diener des Altars zu werden, von ihrem göttlichen Sohne erfleht hat. — Gedacht, gethan. Den Pilgerstab und den Rosenkranz in die Hand nehmend, pilgert der Grafensohn aus Sinigaglia, der künftige Vater aller Rechtgläubigen und Erklärer des Dogma's von der unbefleckten Empfängniß der gebenedeiten Jungfrau und Gottesmutter, von lebendigem Glauben und heiliger Liebe getrieben, betend zu Fuß nach Maria Loretto.

Etliche Stunden von Ancona, am Gipfel eines Berges, von dem aus man eine bezaubernde Rundschau auf das adriatische Meer und einen schönen Hügelkreis genießt, liegt es da, das Städtchen Loretto. Wie mag des Pilgers Herz vor Wonne gepocht, wie mögen seine Schritte sich beflügelt haben, als er von ferne desselben ansichtig ward, und über Dächer, Klöster und Paläste hinaus den Tempel hoch ragen sah, der die santa casa, das heilige Haus, umschließt, das seiner Pilgerfahrt Ziel war.

Doch ehe wir dem jugendlichen Pilger in die heilige Stätte folgen, lasset uns einmal sehen, was denn diese santa casa, dieses heilige Haus, eigentlich sei und wie es von Nazareth an diese Stelle gekommen.

Die casa santa ist, wie eine fromme Sage meldet, dasselbe Haus, in welchem der Engel Gabriel der heiligen Jungfrau erschien und in welchem Christus nach der Rückkehr mit Maria und Joseph aus Aegypten bis zum Antritt seines Lehramtes gewohnt hat.

Es war unmöglich, daß eine so heilige Stätte in Vergessenheit gerathen konnte. Es wallten unzählige Pilger, unter ihnen die Kaiserin Helene, dahin, um den Boden, auf welchem Jesus so lange wandelte, mit den Thränen ihrer Dankbarkeit und Reue zu benetzen. Als die Kreuzfahrer im Kampfe gegen Sarazenen und Türken nach Palästina zogen, war dieses Haus ein vorzüglicher Gegenstand ihrer Sehnsucht und Andacht. Und so dauerte es seit Christi Himmelfahrt, nahe an dreizehn Jahrhunderte fort.

Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts, da Rudolph I. Kaiser und Nikolaus IV. Papst waren, sahen (so berichtet eine fromme, seit Jahrhunderten geglaubte, obwohl durch gleichzeitige Schriftsteller nicht verbürgte, aber auch nicht widersprochene Sage) die Bewohner der Gegend von Fiume und Tersate in Dalmatien, als sie am 10. Mai 1291 Morgens zur Arbeit gingen, unweit von der Küste des adriatischen Meeres ein Häuschen stehen, dort, wo früher keine Spur eines Gebäudes war. Der Zusammenlauf des Volkes war, wie sich denken läßt, groß, und das Staunen wuchs noch mehr, als sie bemerkten, daß das Haus frei, ohne gegrabenes Fundament, auf dem Boden stand. Man öffnet die Thüre; die Mauer aus altem, röthlichem Gesteine ist zwei Schuh; ein Altar und ein Bild der Mutter Gottes, eine Perlenkrone auf dem Haupte, mit einem blauen Mantel angethan, aus Holz geschnitzelt, steht darin. Das Standbild der Himmelskönigin hält auf ihren Armen das Jesuskind, welches die rechte Hand segnend erhebt, in der linken

6

aber eine Weltkugel trägt. Die Gesichter des Kindes und der Mutter sind vom Kerzenrauche geschwärzt. Man fand an der Seite in der Mauer einiges armes Küchengeräth. Die Decke des länglichen viereckigen Gemaches ist blau bemalt und mit Sternen besäet. Ueber dem Ganzen erhebt sich ein kleines Thürmchen. In dieser Gestalt sahen die Einwohner von Tersate das wunderbare Haus.

„Woher kommt dieses Haus von so alter sonderbarer Bauart?"

Der Bischof von St. Georgio, Alexander, (nach Anderen war es der Pfarrer) beantwortet die Frage. Er lag schon drei Jahre an der Wassersucht darnieder; von den Aerzten aufgegeben, erwartete er täglich den Tod. Plötzlich sieht man ihn festen Schrittes unter das staunende Volk kommen.

„Nachdem man mir auf meinem Krankenlager, hob er an, das wunderbare Erscheinen dieses Hauses erzählt hatte, beschwor ich die unbefleckte Jungfrau, mir noch so viele Kraft zu erwirken, daß ich ihr Heiligthum besuchen könne. Die Mutter Gottes erschien mir, von einem glänzenden Licht umflossen. „„Wisse, sprach sie, dieses Haus ist jenes, das ich zu Nazareth bewohnte, und wo das Wort ist Fleisch geworden. Werde gesund und sei der lebendige Beweis meiner Rede."" Sie verschwand. Ich bin gesund." — Die Nachricht von diesem zweifachen Wunder kommt zum Statthalter von Dalmatien, Nikolaus Frangipani. Er beschloß, zur Ehre Gottes, die Aussage des Bischofes auf das Genaueste zu untersuchen. Er bestimmte vier Commissäre, welche den Plan des Häuschens zeichnen, seine Mauern messen, seine Steine und Ziegel prüfen mußten. Hierauf befahl er ihnen nach Nazareth zu reisen und zu forschen: 1. Ob das Haus der Mutter Gottes dort verschwunden? 2. Ob die Fundamente desselben dort noch vorhanden? 3. Ob die in Beziehung der Länge, des Gefüges der Steine dem zu Tersate angekommenen Gebäude entsprechend seien? Die Commissäre kamen zu Nazareth an. Sie fragten: „Wo ist das Haus der heiligen Jungfrau Maria?" — Es heißt: „Es ist

unlängst entschwunden, ohne daß man weiß, wohin." — Sie fragen: „Kann man noch die Grundsteine davon sehen?" — „Allerdings", lautet die Antwort, „und das ist das Ganze, was uns von dem Heiligthume übrig geblieben." — Sie fragten abermals, „wann hat sich das Entschwinden ereignet?" — „Am 10. Tage des Maimonats des heurigen Jahres (1291);" so antworteten weinend die Gefragten. — Die Gesandten verfügten sich an Ort und Stelle, sehen die im Boden gebliebenen Grundsteine, prüfen deren Beschaffenheit und Gefüge, messen Länge und Breite, vergleichen das Ganze mit den Plänen, und Alles stimmt auf ein Haar überein. Sie schreiben den Befund und die Aussagen der Zeugen an Ort und Stelle nieder, wornach sie frohen Herzens zum Statthalter hinreisen und ihre Berichte eidlich bekräftigen.

Wirklich, das heilige Haus, wo Jesus so lange seinen Eltern gehorsam lebte, war also zu Tersate. Von Dalmatien, Croatien, Bosnien, Albanien strömen durch drei und ein halb Jahr unzählige Schaaren nach diesem Wunderorte. Aber siehe! eines Tages ist die Gnaden-Capelle wieder entschwunden. Sie wurde wie früher von Nazareth über das mittelländische Meer nach Tersate, jetzt ein zweites Mal von Tersate über das adriatische Meer in die Gegend von Recanati, und von da noch an mehrere andere Orte, bis endlich nach Loretto durch Engel übertragen. Wer beschreibt den Zusammenfluß, wer das Staunen der Menschen dort! Doch Papst Bonifacius VIII., der als Lehrer und Wächter der Wahrheit, fern von jedem frommen Betrug, auch keine fromme Täuschung dulden wollte, befahl im Jahre 1296 wieder die genaueste Untersuchung. Vierzehn Männer, ausgezeichnet durch Wissenschaft und Stellung, reisen nach Tersate und segeln von dort nach Palästina. In Tersate wie in Nazareth fragen sie hunderte von Zeugen um die Geschichte des Hauses, messen dessen Grund, prüfen das Gestein an der Stelle, wo das Gebäude stand, noch genauer als vor fünf Jahren die vier Commissäre des Nikolaus Frangipani. Und welches ist das Ergebniß? — Das Haus der Mutter

Gottes ist aus Nazareth entschwunden und steht jetzt zu Loretto. —[1]).

Kein Wunder, daß die Andacht und die Freigebigkeit der Päpste, vereint mit der Andacht und Mildthätigkeit der Fürsten und Gläubigen, im Verlaufe der Zeit über dieses Heiligthum, gleichsam als einen Baldachin darüber, einen prachtvollen dreischiffigen Dom, in Form eines Kreuzes, erbauten, dessen schlanker Thurm und eine gewaltige Kuppel hoch in die Lüfte steigen, und den einundzwanzig Seitencapellen gleich einem Kranze einrahmen, behufs deren Ausschmückung alle Künste und Schätze der Erde ihr Bestes und Edelstes beigesteuert haben.

Durch eines der drei wunderschönen Thore aus Bronze, die in den Tempel führen, sehen wir einen vornehm gekleideten Jüngling mit blassen, leidenden Zügen, aber mit vor Andacht strahlenden Augen eintreten und, nachdem er einige Minuten vor dem Altar des Sacramentes auf den Knieen gelegen, geradeswegs auf die heilige Capelle zuschreiten. Er geht durch die südliche Thüre hinein und befindet sich im Heiligthum — Angesichts der Statue der Mutter Gottes mit dem Jesukinde auf den Armen. Er kniect nieder. Die tiefste Andacht und Rührung ist auf dem Antlitz des Betenden sichtbar. Was mag er denken, was empfinden? „Die heilige, unbefleckte Jungfrau Maria lebte in einem armen Häuschen zu Nazareth mit ihrem keuschen Gemahle Joseph auf das Innigste mit Gott vereinigt. Hier ist dieses Häuschen. — Die Gnadenvolle betet in ihrem Kämmerlein; Gabriel, der Erzengel, verkündete ihr, daß sie nach dem Rathschlusse der Allerhöchsten zur Mutter des Heilandes, des lebendigen Gottes, erkoren ist, da sehe ich dieses Kämmerlein, ich bin in demselben. — Jesus, der Sohn des ewigen Vaters, lebte zwanzig und etliche Jahre in diesem kleinen Hause zu Nazareth; da war er, der König des Himmels, der Schöpfer des Weltalls, seinen Eltern unterthan und arbeitete mit ihnen: da — diesen Boden betrat sein Fuß,

---

[1]) Vgl. Pius IX. Von Ferd. J. Hummel. Wien 1862.

berührte sein Knie, wenn er für mich Sünder zu Gott flehte. Jetzt kniee ich in demselben Hause. — Jesus, höre und erhöre an dem Orte, wo Du so lange weiltest, mein Bitten und Rufen. Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner! Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner! Du weißt es, ich bin arm und elend, siech am Körper, leidend an der Seele. Zu Nichts, gar Nichts bin ich brauchbar. Die Welt stößt mich von sich: die Kirche verschmähet meine Dienste. Was kann, was soll ich Armer beginnen? O Maria, hilf! Du Gottesgebärerin! Du Mutter der göttlichen Gnade, Du Heil der Kranken, hilf, o hilf! erflehe mir von dem Allmächtigen, den Du einst als Kind auf Deinen Armen trugst und der Dir hier in Allem gehorsam und zu Willen gewesen, o erflehe mir von Ihm Heilung von dem grauenvollen Uebel, das mich plagt, das mich so oft gleich einem Besessenen zu Boden schleudert, und zu Jeglichem untauglich macht. Maria, Du Mutter Christi, auch meine Mutter, hilf! Du Heil der Kranken, bitt für mich! hilf mir! Du weißt es ja, Dein Diener, Dein Sohn bin ich. Von der Mutter Brust an bin ich Dir geweiht: rette, o rette mich. Erflehe mir die Gesundheit, bahne mir den Weg zu dem Priesterstand, und ich will, o Unbefleckte, o makellos Empfangene! Dein Lob verkündigen, so viel mein schwacher Mund es immer vermag! Du Zuflucht der Sünder! Du Helferin der Christen! Du Königin der Jungfrauen! Du Reinste, Heiligste, Du Unbefleckte, Makellose, Du Jungfrau aller Jungfrauen, bitte, bitte für mich!"

In dieser Weise betete der Jüngling lange, lange. Süße Thränen entquollen seinen Augen. Ihm war es, als flüsterten Engel ihm zu: Dein Flehen ist erhört worden. Langsam erhob er sich, und nachdem er im heiligen Bußgerichte sich gereinigt, mit dem Brode der Engel sich erlabt und Alles fromm vollbracht, was Pilgerbrauch, nahm er seinen Pilgerstab wieder in die Hand und wallte, viel leichteren Herzens als er ausgegangen war, seiner Heimathstadt Sinigaglia, und nach kurzem Aufenthalte daselbst, mit dem Segen seiner Eltern entlassen,

wieder der ewigen Stadt zu. Mastai — denn er war der Jüngling, den wir zu Loretto eintreten gesehen und dessen Gebet wir erlauscht — war von Stund' an betreffs seines Berufes unzweifelhaft erschienen, wegen seiner Genesung beruhigt und wir werden ihn fortan, ohne rückwärts zu schauen, wenn auch nicht gleich schon mit Riesenschritten, so doch fest und sicher seiner erhabenen Bestimmung entgegen schreiten sehen.

Mit innigem Dank gegen Gott und Maria hat der heil. Vater zu wiederholten Malen — bei gegebenen Veranlassungen, (namentlich auch auf seiner feierlichen zweiten Wallfahrt im Jahre 1857) dieser seiner Pilgerschaft nach Loretto Erwähnung gethan und sie als die heilbringende Quelle bezeichnet, woraus ihm die Gnade vollkommener Heilung und die noch höhere Gnade der Berufung zum Priesterstande und alle weiteren Gnaden in reichlichstem Maße zugeflossen.

Zwölftes Capitel.

Mastai absolvirt mit Glanz seinen dreijährigen theologischen Cursus. — Abweichende Angaben betreffs der Lehranstalt, welche er besucht. — Die accademia ecclesiastica. Ihre kurze Geschichte und gegenwärtige Einrichtung. — Guiseppe (Joseph) Graziosi, Mastai's Lehrer in der Theologie. — Notizen über ihn aus der Leichenrede, welche Pater Ventura auf ihn gehalten. Außerordentliche Frömmigkeit, Genügsamkeit, Sittenreinheit, Wahrheitsliebe Graziosi's. Seine tiefe Menschenkenntniß. Seine Aeußerungen über Mastai. Seine späteren Beförderungen und wie er dieselben ansieht. Sein rastlos fortgesetztes Studium. Seine erstaunliche Gelehrsamkeit. Seine außerordentliche Lehrtüchtigkeit. Sein Ruhm im Inlande wie im Auslande.

Etliche Monate war Mastai von Rom fern gewesen. Da erschien er wieder und zwar im langen, schwarzen, geistlichen

Gewande. Er stand dazumal in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre. Entschlossen, wie er nun war, sich dem geistlichen Stande ganz und ungetheilt zu weihen, soll er nach Einigen (z. B. Louis Veuillot) auf den Rath Pius VII., seines hohen Gönners, des Freundes seines Vaters, in die accademia ecclesiastica (die geistliche oder kirchliche Akademie) eingetreten sein. Es war dieß ein Kosthaus, in welchem adelige Jünglinge, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten oder schon gewidmet hatten, ihre letzte, sie zu den höheren und höchsten kirchlichen Aemtern oder Prälaturen befähigende Ausbildung erhalten. Der große gelehrte Papst Benedict XIV. gründete in richtiger Würdigung der Schwierigkeiten, die sonst dem alleinstehenden und mehr sich selbst überlassenen, durch Geburt und Talente auf eine höhere Laufbahn hingewiesenen Jünglinge entgegentreten müssen, diese Anstalt als eine besondere Anstalt für künftige geistliche Würdenträger (Prälaten). Sie steht, wie das römische Priesterseminar St. Apollinare, unter ausschließlicher Leitung von Weltpriestern, und kann, wie jenes das päpstliche Diöcesan-Seminar ist, so das Seminar des heiligen Stuhles für die ganze Kirche genannt werden. Pius VI. hatte eine große Vorliebe für diese geistliche Akademie und führte ihr gerne Zöglinge zu, welche er ihrer vornehmen Herkunft, ihrer hervorragenden Talente und Tugenden wegen für Großes in Aussicht genommen hatte. So hatte er es auch mit einem Sprößling der Familie Chiaramonti vor. Mit dieser Familie eng befreundet, wollte er ein Mitglied derselben zu einer hohen kirchlichen Würde befördern. Da waren nun zwei geistliche Söhne, beide gleich vortrefflich und hoffnungsvoll: Gregor hieß der eine, Barnabas der andere. Diesen letzteren nahm er nur deßhalb nicht in die Akademie auf, weil er bereits Benedictinermönch war und Pius ihm als solchem höchstens die Auszeichnung des Abtstitels hätte verschaffen können. Wohl aber hieß er dessen Bruder Gregor, den Weltpriester, in die Anstalt eintreten, der Hoffnung lebend, ihn dereinst als angehenden Kirchenfürsten aus ihr hervorgehen zu sehen. So

dachte der Papst, Gott im Himmel aber lachte dazu und lenkte es anders: Barnabas, der Priester im schwarzen Mönchsgewande, wurde nach ihm, unter dem Namen Pius VII., Papst, und von dessen Bruder, dem Zögling der Akademie, thut die Geschichte weiter keine Meldung. Nichts desto weniger hat die geistliche Akademie seit ihrem kurzen Bestehen die Ehre gehabt, einen nachmaligen Papst als Zögling zu beherbergen und zu seinem hohen Berufe vorzubilden; nämlich den Abbate Hannibal della Genga, den wir in Bälde unter dem Namen Leo XII. nach Pius VII. den Stuhl Petri werden besteigen sehen.

Im Jahre 1847 veranlaßten Mißbräuche, welche die Erreichung des ursprünglichen Zweckes der geistlichen Akademie unmöglich machten und zu deren Abhülfe man keine wirksamen Mittel mehr fand, Pius den Neunten, dieselbe für einige Zeit eingehen zu lassen, um sie demnächst, ihrem Zwecke entsprechender ausgebildet, wieder in das Leben treten zu lassen. Die Zöglinge, sowohl In- als Ausländer, welche mit päpstlicher Bewilligung und unter Ausweis über gute Sitten, über die heiligen Weihen, wenn sie Kleriker (Geistliche) sind, oder doch über die betreffende Erlaubniß von Seiten ihres Bischofs, wie ebenfalls über die bereits in der Theologie und Jurisprudenz (Rechtswissenschaft) vollendeten Studien dort aufgenommen werden, üben sich durch einen dreijährigen theoretischen und praktischen Cursus gerade in jenen Fächern, welche für die Prälatur an der Curie (dem römischen Hofe), wie überhaupt für den Dienst des heiligen Stuhles in Betracht kommen. Zu Ende dieses Cursus können sie dann, ohne übrigens dazu verpflichtet zu sein, in die Prälatur eintreten, wofern sie den Anforderungen des Instituts hinreichend entsprochen haben. Uebrigens gilt auch für sie der Grundsatz, daß die Candidaten mit der bloßen Ehren-Prälatur, gewöhnlich mit dem Referendariat, Protonotariat oder als Ehren-Cämmerer beginnen müssen.

In dieses Institut nun soll, wie gesagt, nach Einigen, Mastai eingetreten sein und in demselben seine theologischen

Studien vollendet haben. Nach Andern jedoch wäre dem nicht so und zwar aus folgenden Gründen: erstens, weil in demselben zur damaligen Zeit der rechte streng kirchliche Geist einer mehr weltlichen Richtung gewichen sein soll; zweitens, weil dem von Haus aus keineswegs überreichen jungen Mastai schwerlich die Mittel zum Eintritt in dieses hochadelige, theure Institut zu Gebote gestanden hätten; endlich, weil die Zöglinge dieser Anstalt gleichsam als geborene Prälaten aus demselben hervorgingen, was bei Mastai nach Absolvirung seiner theologischen Studien keineswegs der Fall war, indem er erst viel später den Ehrentitel Monsignor erhielt. Dem sei, wie ihm wolle: Eines ist über allen Zweifel erhaben und darauf kommt es ja hauptsächlich an: nämlich, daß Mastai's Hauptlehrer in der Theologie der berühmte Abbate Graziosi gewesen, der in dem römischen Seminar Sanct Apollinare und in der Propaganda seine Vorlesungen hielt.

Dieser Mann war seiner Zeit eine so hervorragende Persönlichkeit, übte auf den damaligen Klerus seiner Vaterstadt einen so großen Einfluß und stand als väterlicher Lehrer und später als Freund in einem so intimen Verhältnisse zu Mastai, daß wir es uns unmöglich versagen können, ihn etwas näher kennen zu lernen. Als Graziosi Ende September des Jahres 1847 starb, hielt Pater Ventura, der berühmteste Redner Roms und Italiens, ihm in der Kirche Sanct Andrea della Valle, einer der schönsten und größten Kirchen Roms, die Leichenrede, aus welcher wir folgende Notizen über ihn entnehmen.

Joseph Graziosi wurde zu Rom von armen, aber gottesfürchtigen Eltern geboren. Die ihm angeborene Frömmigkeit pflegte er treu, immer in ihr wachsend, bis an sein Ende. Mit ihr verband er eine außerordentliche Liebe zum Studium, die mit den Jahren und mit seinen Fortschritten in der Gelehrsamkeit stetig zunahm. Wie durch seine Weisheit, seinen Fleiß und seinen Frommsinn, zog er auch durch eine außerordentliche Körperschönheit Aller Augen auf sich. Und diese Schönheit, wie reizend ward sie erst durch die Unschuld

die aus ihr hervorleuchtete! Noch als Student ging er wöchentlich mehrere Male zum Tische des Herrn; als Priester unterließ er es selbst auf Reisen nicht, die heiligen Geheimnisse zu feiern; das Breviergebet war ihm keine Bürde, sondern eine Lust. Zu der gebenedeiten Gottesmutter legte er eine glühende Andacht an den Tag. Täglich betete er ihr zu Ehren den Rosenkranz; auf ihre Festtage bereitete er sich mit besonderer Sorgfalt vor; auf eine einträgliche Anstellung in der Borghesischen Capelle in der Basilika Santa Maria Maggiore (der größten Muttergotteskirche) verzichtete er, „weil ich, sagte er, die damit verbundenen Obliegenheiten nicht erfüllen kann, und ich will, daß die heilige Jungfrau gut bedient werde".

Wie ein lebendiger Glaube in ihm loderte, so war er auch von einer erhabenen Hoffnung beseelt, die all' sein Verlangen nach Oben richtete und alles Irdische, alle Ehrenstellen und Reichthümer ihm als Tand und unnützen Ballast erscheinen ließ.

Obschon ihm manche Beförderungen angeboten worden und er der höchsten kirchlichen Stellen würdig war, blieb er bis gegen die letzten Jahre seines Lebens ein einfacher Priester und so dürftig, daß er mit mühevollem Unterricht-Ertheilen seinen Lebensunterhalt sich erwerben und mitunter noch dabei Mangel leiden mußte. Dessen ungeachtet war er stets munteren und heiteren Sinnes, und was Andere zu Unwillen und Neid würde veranlaßt haben, legte ihm einen unschuldigen, harmlosen Scherz auf die Zunge.

Wie sein Glaube und seine Hoffnung, so war auch groß seine Liebe, die Liebe zu Gott und zu Jesus Christus. Daher war es seine Wonne, die Geheimnisse, die Großthaten und Segnungen Gottes in Jesus Christus und der von ihm gestifteten Heilsanstalt der Kirche Andere zu lehren und ihren Feinden gegenüber zu vertheidigen. Sogar in der einzigen Erholungsstunde, die er mit Freunden oder Schülern lustwandelnd zuzubringen pflegte, bildeten diese Themata den liebsten Gegenstand seiner Unterhaltung.

Um seine Herzensreinheit zu bewahren, wachte er strenge über seine Sinne, war außerordentlich mäßig in Speise und Trank, mied die Gesellschaften und Festmahle der Weltleute und verband mit Fasten und anderen Abtödtungen das Gebet. Außer dem Gebete vor und nach dem heil. Meßopfer zog er sich öfters am Tage in ein Heiligthum zurück und fand dort allemal Stärke, Ruhe und neue Kraft.

Kurz, Graziosi war ein Priester nach dem Herzen Gottes. Weil er nicht mit dem Weihrauchfaß in der Hand, sondern mit der Wahrheit im Munde in die Häuser der Reichen und Großen kam, war er von diesen mehr gefürchtet als geliebt, ja nicht selten eine Zielscheibe ihres Spottes und ihrer Verfolgung.

Einen Palast jedoch gab es, wo er mit der vollen Wahrheit im Munde frei und frank auftreten durfte und jederzeit gerne gesehen war, das war der Quirinal, und in diesem gab es Einen Großen, dessen größtes Verlangen es war, die Wahrheit zu vernehmen, der demüthig genug war, ihr zu huldigen und dessen eifrigstes Bemühen es war, ihr in Allem zu folgen: das war Pius IX.

Welche Freude mußte es für Graziosi sein, Den zur höchsten Würde des Priesterthums, auf den erhabensten Thron der Welt erhoben zu sehen, den er einst als Schüler zu seinen Füßen sitzen zu sehen die Freude und die Ehre gehabt hatte! Kein Wunder, daß er der Erste war, der gleich nach vollzogener Wahl seinem vielgeliebten Jünger zu seiner Erhebung auf den Stuhl Petri seine Glückwünsche und seine Huldigungen darbrachte. Was aber seinem Scharfblick und seiner tiefen Menschenkenntniß zum besonderen Ruhme gereicht, ist, daß er von den ersten Augenblicken an, wo er Mastai in seiner Schule hatte und im Laufe der langen Jahre, während welcher er ihm stets durch die Bande der standhaftesten und innigsten Freundschaft verbunden war, wo er somit in seinem Geiste und in seinem Herzen lesen konnte wie wenige Andere, stets die Größe seines Geistes, die Erhabenheit seiner Gesinnungen und den wunderbaren und seltenen Einklang aller kostbaren, den Großen im

Sinne der Welt, wie den Heiligen im Sinne des Evangeliums ausmachenden Eigenschaften und Tugenden an Mastai herausempfunden, so zwar, daß, als Jener noch ein einfacher Abbate war, Graziosi ihn als eine jener Persönlichkeiten bezeichnete, welche die göttliche Vorsehung zu Großem bestimmt habe; und als er ihn hernach mit dem kirchlichen Purpur geschmückt sah, in den zartesten Ausdrücken zu einem erlauchten Prälaten, der die Thatsache bezeugt hat, äußerte: „Mastai ist ein Mann von umfangreichem Wissen und großer Tugend; eines Tags werden Sie ihn als Papst sehen."

Als kurz nach seiner Thronbesteigung Pius IX. ihn aus eigenem Antriebe zum Chorherrn der Mutterkirche aller Kirchen, der Patriarchal-Basilika vom Lateran ernannte, fühlte sich Graziosi, weit entfernt über diesen Beweis des allerhöchsten Wohlwollens sich zu erfreuen und zu erheben, schmerzlich berührt, ja beschämt. Er fürchtete, man könnte glauben, er habe nach dieser Ehre gestrebt und Eigennutz, nicht reine gottgefällige Absicht sei seines Wirkens Triebrad gewesen.

Als Chorherr und nahestehender Vertrauensmann des Papstes schien er noch schlichter, bescheidener, freundlicher und zugänglicher geworden zu sein: der edle Mann erkannte recht wohl, daß seine hohe Stellung ihm auch hohe Pflichten, insbesondere die Pflicht einer gründlichen und umfassenden Gelehrsamkeit auferlege, die er in genügendem Maße zu besitzen sich nicht zutraute, daher seine Demuth, daher sein fortgesetztes Studium in jeder freien Minute bis an sein seliges Ende.

Von Kindheit an war jede Minute, die ihm von den Uebungen der Nächstenliebe und dem Gebete übrig blieb, dem Studium gewidmet gewesen, und mit solchem Erfolg, daß er in allen schriftlichen und mündlichen Prüfungen die ersten Preise und die höchsten Belobungen davon trug. Kaum zehn Jahre alt, schrieb und sprach er ein so classisches und so zierliches Latein, daß er die erste Freistelle im römischen Seminar erhielt, und zwar nicht aus Begünstigung, sondern in Folge eines öffentlichen strengen Concurses. Er hatte kaum

drei Monate Philosophie studirt, als ihn das Loos traf, eine These vertheidigen zu müssen, und er that es mit einer so vernünftigen, klaren, ausdrucksvollen Beweisführung, daß er die Begeisterung der Lehrer und den Neid nicht allein der Studirenden der Philosophie, sondern auch derer der Theologie erregte, die mit Beschämung den jungen Graziosi seine wissenschaftliche Laufbahn so glanzvoll beginnen sahen, wie sie sich glücklich geschätzt haben würden, die ihrige zu beschließen.

Seine Preisarbeit für den Doctorgrad der Theologie am Ende seiner Studienzeit, seine öffentliche Disputation in der theologischen Akademie setzten seine Professoren dergestalt in Staunen, daß sie ihn sofort zum Censor emeritus (außerordentlicher Beurtheiler) ernannten und ihn einer besseren Pension als der gewöhnlichen für würdig erklärten. Er wurde erst stellvertretender und dann ordentlicher Professor der Philosophie und Theologie in einem Alter, wo man höchstens Zögling sein kann.

So hatte sich Graziosi in frühester Jugend gezeigt, so war er in seinem reifen Alter, so bis an sein Ende. Je mehr er studirte, desto mehr begeisterte er sich für das Studium; je weiter er in der Wissenschaft vorrückte, desto wißbegieriger wurde er. Sein unverdrossenster Umgang war der mit Büchern, seine liebste Unterhaltung die mit Gelehrten.

Kein Wunder daher, daß Graziosi einer der gelehrtesten Geistlichen unsers Jahrhunderts und eine der größten Zierden der Geistlichkeit Roms geworden ist.

In der That war Graziosi's Wissen ein mannichfaltiges und ausgedehntes. Mit überaus zärtlicher Liebe von dem berühmten Sprachenkundigen Don Ignaz Rossi herangebildet, war er im Lateinischen, so auch in hohem Grade bewandert im Griechischen und Hebräischen; er verstand Arabisch, Kophtisch und Chaldäisch. Litterat, Redner, Dichter, Geschichtschreiber, Geograph, war er zu gleicher Zeit Philosoph, Theolog und Controversist; er war eine lebendige Bibliothek, die Jeder zu jedweder Stunde zu Rath fragen und mit Nutzen studiren konnte.

Und wie er, in Allem selber gründlich und tief, alle Oberflächlichkeit haßte, so empfahl er auch seinen Zöglingen Gründlichkeit und Tiefe bei einem möglichst vielseitigen und umfassenden Wissen. Besonders war es die Summa theologiae des heil. Thomas von Aquino, jenes berühmte theologische Werk, nächst der heil. Schrift die tiefste Fundgrube für alles wahre Wissen, dessen Studium, nächst dem der Bibel, er seinen Zöglingen mit nimmer endenden Lobsprüchen anempfahl.

Wie ein Gelehrter, so war er auch ein Lehrer im vollsten Sinne des Wortes: Er lehrte im römischen Seminar und in der Propagande (jener weltberühmten Anstalt zur Heranbildung von Glaubensboten für den ganzen Erdkreis[1]). Und da verstand er es, seine Schüler bald in die höchste Höhe des Studiums des Dogma's und des Geheimnisses Gottes mit sich empor zu heben, wie der Adler seine Jungen mit sich über die Wolken entführt und sie in die Sonne zu schauen nöthiget; bald ließ er sich bis zu den schwächsten Geistern herab, bequemte sich ihrer Fassungskraft an und machte ihnen die schwierigsten Lehren verständlich, wie ein Bach sanft dem Abhange des Erdreiches folgt, welches er bespült; bald endlich, weit entfernt, die größten Schwierigkeiten der Irrlehre und des Unglaubens zu umgehen oder zu verhehlen und abzuschwächen, stellte er sie in ihr volles Licht, schaute sie mit der größten Sicherheit Stirn gegen Stirn an, bekämpfte sie mit einer erstaunlichen Leichtigkeit, zermalmte, vernichtete sie, wie ein wüthender Strom Alles umstürzt, darniederschlägt, zerstört, was immer im Ungestüm seines Laufes ihm entgegentritt. Es darf daher nicht Wunder

[1]) Daß Ventura, wo er Graziosi's als eines öffentlichen Lehrers und Mastai's als einen seiner vorzüglichsten und geliebtesten Schüler gedenkt, der geistlichen Akademie mit keiner Silbe, wohl aber des römischen Seminars und der Propaganda als der Schauplätze der Lehrtüchtigkeit Graziosi's Erwähnung thut, ist ein Grund mehr für die Annahme, daß Mastai nicht an der accademia ecclesiastica, sondern entweder privatim oder an einer von jenen Lehranstalten den Vorlesungen Graziosi's beigewohnt habe.

nehmen, daß es ihm gelungen ist, in den göttlichen Wissenschaften jene bewunderungswürdigen Zöglinge heranzubilden, die der Ruhm des Klerus Roms und der Kirche sind, und unter welchen der unsterbliche Pius IX., der würdige Schüler eines so großen Meisters, über alle hervorragt.

Uebrigens wurde das Wissen Graziosi's von Allen anerkannt und bewundert. Fünf Päpste ehrten ihn mit ihrer Hochachtung, die erlauchtesten Cardinäle schenkten ihm ihr Vertrauen. In den Conferenzen der Geistlichkeit gab seine Meinung, um die man ihn angelegentlichst befragte, in der Regel den Ausschlag.

Auch im Auslande war er als Philosoph, als Theologe und Literat gekannt und geschätzt. Der berühmte Galuppi sagte von ihm: Niemand habe den deutschen Rationalismus so gründlich gekannt und so schlagend widerlegt, als Graziosi. Verschiedene ausgezeichnete Gelehrte Deutschlands, Englands und Frankreichs reis'ten nach Rom, um ihn zu sehen. Kein Fremder von Auszeichnung kam nach der ewigen Stadt, der es sich nicht zur Ehre gerechnet hätte, ihn kennen zu lernen und mit ihm in Briefwechsel zu treten.

Bei allem dem war er die Anspruchslosigkeit, die Demuth und die Liebe selbst.

Das war Graziosi. Sehen wir nun noch, was er that und wirkte.

Dreizehntes Capitel.

Fortsetzung: Graziosi, ein Muster von Seeleneifer. Der allgemeine Beichtvater. Der Apostel der Jugend. Sein edles Benehmen gegen seine Feinde. Wie ein hochherziger Papst das erkannte Unrecht wieder gut macht. Graziosi, der Vater der Armen. Seine Stellung zu seinem ehemaligen Schüler Pius IX. Seine Krankheit. Sein Tod. Sein Leichenbegängniß. Das war Mastai's Lehrer. — Beweise, daß Mastai auch während seines dreijährigen theologischen Studiums dem Geiste der Wissenschaft und Gottseligkeit, wie zu Volterra, treu geblieben. — Wie Mastai für seine treue Anhänglichkeit an Tata Giovanni belohnt wird. — Aerger eines dadurch sich verletzt Fühlenden, der an Mastai zum Propheten wird. —

Brennend von Eifer für das Heil der Seelen, war Graziosi unermüdlich im Arbeiten durch Wort und Schrift, durch Predigt und Unterweisung, durch Unterhaltungen, Ermahnungen und Rathschläge, durch Gebet und gutes Beispiel. Seine bloße Erscheinung war schon eine Predigt: so ächt priesterlich war seine Persönlichkeit.

Doch das Mittel, wodurch er am Meisten zum Heil der Seelen wirkte, war das Bußsacrament, das er zu jeder ihm verfügbaren Stunde bis zu seiner letzten Krankheit derart im Geiste seines göttlichen Stifters, im Geiste der Erbarmung und Liebe verwaltete, daß Geistliche und Weltliche, Büßende jedes Alters, jedes Standes und Ranges jederzeit in Menge um seinen Beichtstuhl lagerten.

Vor Allem aber war die Jugend der Gegenstand seiner zartesten Sorgfalt, seines glühendsten Seeleneifers sowohl auf dem Lehrstuhl der Wissenschaft, als im Richterstuhl der Buße

und wo immer sich Gelegenheit fand, ihr nahe zu kommen. Fast alle studirende Jünglinge und solche, die Mitglieder frommer Congregationen waren und nach höherer Vollkommenheit strebten, waren seine Beichtkinder, so daß man ihn als den Apostel der Jugend im Leben begrüßte, im Tode beweinte.

Obwohl Allen zugänglich, für Alle stets dienstfertig, waren doch die Armen, betagte wie jugendliche, seine Bevorzugten. Wahrhaft rührend war es, den Professor der Theologie, eine der größten Berühmtheiten des römischen Klerus, an gewissen Wochentagen bis in die Nacht hinein die armen Kinder der Abendschulen, oder die Lehrlinge des niedrigen aber kostbaren Institutes von Tata Giovanni Beicht hören zu sehen.

Und das Alles that er, ohne durch ein kirchliches Amt dazu verpflichtet zu sein, aus reinem Eifer für die Seelen!

Der nämliche Eifer trieb ihn, als in den dreißiger Jahren die Cholera zu Tausenden täglich ihre Opfer verlangte, an, mit Gefahr seines Lebens die Pestkranken in ihren Häusern aufzusuchen, ihnen die Sterbesacramente zu reichen und Tag und Nacht (denn da die Schulen geschlossen waren, war er seiner Verpflichtungen als Professor enthoben) ihnen mit heldenmüthiger Nächstenliebe beizustehen.

Wie fast alle auserwählten Seelen, traf auch ihn das Loos, verläumdet zu werden. Bei'm Cardinal Capellari, dem Präfecten der Propaganda, hatte er in großer Gunst gestanden. Als derselbe auf den päpstlichen Thron erhoben wurde, brachten böse Zungen es dahin, daß Graziosi ihm verhaßt oder doch gleichgültig wurde. Wenn man ihn deßwegen bedauerte, pflegte er einfach zu sagen: „Erinnert Euch nur an den heil. Joseph Calasanza!" Kein Tröpfchen Galle schlich sich in sein Herz, kein Laut des Murrens oder der Selbstvertheidigung entschlüpfte seinen Lippen. Von seinen Neidern und Verläumdern sprach er nur, um sie zu entschuldigen und zu loben. Bald jedoch erkannte Gregor XVI. seine Unschuld, und um das ihm angethane Unrecht, so viel in seinen Kräften stand, wieder gut zu machen,

ernannte der edle Papst ihn zum Rath der heiligen Congregation des Index (d. h. der Büchercensur), zum Examinator der Geistlichkeit, zum Mitglied des theologischen Collegiums der römischen Universität, zum Theologen der Dataria (der päpstlichen Kanzlei) und zum Stiftsherrn der Basilika Santa Maria in Trastevere.

Wenn Graziosi so edel gegen seine Feinde war, wie wird er erst gegen seine Freunde gewesen sein? Seine theuersten Freunde aber waren die Armen. Ihnen, ja ihnen fast ausschließlich kamen die reicheren Einkünfte zu Gute, die ihm gegen das Ende seines Lebens aus den ihm übertragenen kirchlichen Aemtern zuflossen. Als eines Tages ein hochherziger römischer Fürst ihn zu sich beschied und ihm ankündigte, er fühle sich wegen einiger außerordentlichen Dienste, welche sein Vater seiner Familie geleistet, im Gewissen verpflichtet, dem Sohne eine Summe von tausend römischen Thalern, jährlich mit hundert Thalern zahlbar, zuzustellen, freute Graziosi sich nur seiner lieben Armen wegen über dieses unverhoffte Glück; „denn nun", sagte er, „kann ich ihnen etwas mehr mittheilen." Ein anderes Mal, als er all sein Geld verschenkt hatte, so daß ihm Nichts mehr übrig blieb, um sich ein Kleid anfertigen zu lassen, dessen er nothwendig bedurfte, sagte er lächelnd zu seinem vertrautesten Freunde: „Wenn der Monat nicht bald zu Ende geht, werde ich mich in Ermangelung eines Rockes zu Bett halten müssen. Doch Geduld! den Armen zu Liebe muß man sich schon Etwas gefallen lassen!"

Als Pius IX. in seinem neuen Unterthanen seinen alten Freund und ehemaligen Lehrer wieder erkannte, benutzte dieser seinen leichten Zutritt und seine vertraute Stellung zu dem neuen Herrscher nur, um als ein Schutzengel des Volkes, dessen Bedürfnisse und Wünsche er kannte, die Klagen und Thränen des vergessenen Verdienstes, der unglücklichen Tugend, der gekränkten Gerechtigkeit, der unterdrückten Unschuld zu seinen Füßen niederzulegen. Und hatte er von dem großen Herzen Pius des Neunten eine günstige Aeußerung erlangt, dann sah

man den alten Graziosi, trotz seiner mit den Jahren und seinen Gebrechen zunehmenden Dickleibigkeit die Runde in die Häuser und Hütten des Elends machen, um darin Trost und Hülfe zu spenden.

Ein so heiliges, gemeinnütziges, verdienstvolles Leben konnte nicht anders als durch einen in Gottes Angesicht kostbaren Tod beschlossen werden.

In seiner letzten Krankheit, während welcher er Tag und Nacht von geistlichen und weltlichen Freunden umgeben war, redete er nur von Gott, von den Bekehrungen zur katholischen Einheit, die sich eben damals vollzogen, und von den herrlichen Geschicken, die sich für die Kirche vorbereiten. (Der gute Mann ahnte zu seinem Glücke nicht, welch eine schreckliche Umkehrung der Dinge seiner Vaterstadt, in der er so unermüdlich gewirkt, und dem edelen Beherrscher derselben von seinem eigenen, mißleiteten Volke binnen Kurzem bevorstand.) Als auf Bekehrung die Rede kam, hatten seine letzten Worte vor seinem Tode den neuen Tertullian, (den damals noch lebenden unglücklichen de Lamennais, einen reichbegabten, aber durch Hochmuth von der Wahrheit abgefallenen französischen Priester) zum Gegenstande. Als man ihn fragte, ob er eine so große Bekehrung für leicht halte, gab er die treffende Antwort: „Es wird ihm leicht sein, sich zu bekehren, wenn er sich zu demüthigen vermag."

Vom Anfang seiner Krankheit an hatte Graziosi sich keiner Täuschung betreffs ihres wahrscheinlichen Ausganges hingegeben, und sich frühzeitig die Sacramente der Sterbenden reichen lassen. Sein treuer, vielgeliebter Freund Pius IX., dessen glänzende Laufbahn er vorher verkündigt, erfreute seine letzten Augenblicke durch Zusendung eines Crucifixes mit daran geknüpftem Ablaß in der Sterbestunde. Mit den Lippen (denn sprechen konnte er nicht mehr) die Anrufung der süßen Namen Jesus und Maria und die Gebete der Kirche begleitend, die Heiterkeit der Unschuld auf der Stirn, das Lächeln der Gnade auf seinen Lippen, schlummerte er sanft in das bessere Jenseits hinüber.

Schon das Gerücht von seiner schweren Erkrankung hatte ganz Rom in Bestürzung versetzt. Die Trauerkunde von seinem Ableben war gleichsam ein öffentlicher Unglücksfall; es war, als hätten in diesem Mann allein Alle einen Vater, einen Bruder, einen Freund verloren. Diese allgemeine Trauer gab sich denn auch auf eine glänzende Weise bei seinem Leichenbegängnisse zu erkennen, an welchem, außer dem hohen Adel und den Großen dieser Welt, ganz Rom, Geistliche wie Weltliche auf eine Achtung gebietende Weise sich betheiligten.

Das war der Mann, der den geistreichen, jugendlich strebsamen Mastai in die Hallen der höheren und höchsten Wissenschaft einführte und durch Wort und Vorbild in die tiefsten Geheimnisse derselben einweihete. Ein solcher Lehrer geziemte einem solchen Schüler. Es möchte schwer zu sagen sein, ob es je einen Lehrer gegeben, der seines Schülers, oder einen Schüler, der seines Lehrers würdiger gewesen wäre, als Graziosi und Mastai einer des andern würdig waren.

Daß Letzterer in der That auch während seines dreijährigen theologischen Cursus der Richtung treu blieb, die ihm im Collegium der Piaristen zu Volterra war beigebracht worden, daß Frömmigkeit und Wissenschaft bei ihm gleichen Schritt hielten, daß eine glühende Gottes- und Nächstenliebe alle seine Schritte leitete, daß Maria, die Makellose, die Königin seines Herzens blieb und vor Verirrungen, wie sie der vornehmen Jugend in einer Weltstadt, auch der besten, manchmal so nahe liegen, ihn unbefleckt bewahrte, davon legen, außer dem Gesagten, die heiligmäßigen Personen, mit welchen wir ihn bald werden Umgang pflegen sehen, davon legen seine fortgesetzten Besuche der Waisenkinder im Tata Giovanni, davon legt sein inbrünstiges Verlangen nach den heiligen Weihen das unwidersprechlichste Zeugniß ab.

Was Mastai's Verhältniß zu Tata Giovanni anbelangt, so war dieses bisher ein freiwilliges gewesen: gleichsam zur Erholung und aus reinem Wohlwollen hatte er demselben seine Dienste gewidmet. Pius VII., der mit Theilnahme von dem

opferfreudigen, anspruchslosen Wirken des edeln Grafen Kenntniß genommen, wollte ihn dafür in seinem Sinne belohnen und übertrug ihm deßhalb bald nach Vollendung seines dreijährigen theologischen Lehrcursus förmlich die Leitung der Anstalt. Es geschah dieß, noch bevor Mastai die heiligen Weihen empfing, mit deren Empfang, trotz seines Verlangens danach, gezögert worden zu sein scheint, wegen der von Zeit zu Zeit, wenn auch seltener und schwächer, sich einstellenden Krankheitsanfällen. Es geschah überdieß nicht ohne eine etwaige Verletzung des seitherigen Herkommens, wonach die abgehenden Directoren jedesmal selber denjenigen, der ihnen nachfolgen sollte, gewählt hatten.

Der Abbate Bighi konnte bei aller Anerkennung, die er den Talenten und den Tugenden Mastai's zollte, sich dennoch lange Zeit eines lebhaften Grolles gegen den jungen Grafen, der auf allerhöchsten Befehl sein Verdränger geworden war, nicht erwehren. Er maß dessen Anstellung mit Unrecht einem Ränkespiel bei, und als er eines Tags in Gesellschaft des Paters Ventura, der damals noch eine unbekannte Größe war, die breite Treppe zum Capitol hinanstieg, während Mastai hinabstieg, sagte er, auf diesen deutend: „Sehen Sie diesen kleinen Abbate da, er spielt eine Rolle, als sollte er dereinst Papst werden.“ Diese dem Aerger entquollene Aeußerung Bighi's in Verbindung mit der eben erwähnten hohen Anschauung, welche der Professor Graziosi von Mastai an den Tag legte, soll auf den später so berühmt gewordenen Pater Ventura einen unauslöschlichen Eindruck gemacht haben. Ohne weiter persönlich mit ihm in Berührung zu kommen, verfolgte er mit Theilnahme die immer glänzender sich entfaltende Laufbahn jenes jugendlichen Hospizdirectors; und als nach Gregor's XVI. Tode die Cardinäle zur Wahl eines neuen Papstes sich im Conclave versammeln sollten, kam ihm jene doppelte Voraussage zu Sinn, und sie soll nicht ohne Antheil an dem Rathe gewesen sein, den er dem Cardinal Pignatelli ertheilte — ein Rath, der dann seiner Seits nicht ohne Einfluß auf die

Erwählung Mastai's zum Nachfolger Gregor's XVI. soll geblieben sein. [1])

Ob Etwas und Was an diesem „Man sagt" wahr sei, möge dahin gestellt sein!

Vierzehntes Capitel.

Mastai empfängt die vier niederen Weihen: das Ostiariat, Lectorat, Exorcistat und das Akoluthat. — Ein Wort über die Bedeutung dieser untergeordneten Kirchenämter und über die bei Ertheilung derselben vorkommenden Ceremonien. — Mastai wird von Monsignor Odeschalchi eingeladen, an einer Volksmission in seiner Vaterstadt Sinigaglia Theil zu nehmen. — Ein Wort über das Institut der Volksmissionen im Allgemeinen. — Was sie insbesondere hier veranlaßte.

Da die Anfälle seiner Krankheit, wie eben bemerkt, immer seltener und immer schwächer wurden und daher ihr gänzliches Ausbleiben mit der Zeit verhoffen ließen, wurde Mastai nunmehr zu den vier niederen Weihen, die gemäß uralter kirchlicher Einsetzung den drei höheren Weihen vorhergehen, zugelassen. Wie die Tonsur als eine, die Ausscheidung aus dem weltlichen und die Aufnahme in den geistlichen Stand sinnbildende Ceremonie weder zur Ehelosigkeit noch zum Breviergebete verpflichtet, wohl aber gewisse Vorrechte im Gefolge hat, so ist dieß auch bei den vier niederen Weihen der Fall. Dieselben bestanden in der alten Zeit als besondere Kirchenämter;

---

[1]) Félix Clavé. Vie et portrait de Pie S. 29. 30.

schon seit lange aber kommen sie nur noch als Vorbereitungs-stufen zu den höheren Weihen vor und dienen auf sehr geeignete Weise dazu, in dem Candidaten des Priesterstandes den Geist der Demuth zu nähren und ihn zu seinen künftigen höheren Verpflichtungen stets würdiger und geschickter zu machen.

So hatte der Ostiarier das Amt, die Thüren der Kirche zu öffnen und zu schließen, die heiligen Orte und Gegenstände zu bewahren und zu bewachen, in der Kirche die Ordnung zu handhaben; das Symbol seiner Amtsübertragung ist die Uebergabe der Kirchenschlüssel. Der Lector empfängt durch Uebergabe der heiligen Bücher die Gewalt, die heiligen Bücher des alten und neuen Testamentes und die Schriften der heiligen Väter der Kirche (außerhalb des Meßopfers) vorzulesen. Durch Uebergabe des Buches, worin die Exorcismen oder Beschwörungsformeln enthalten sind, empfängt der Exorcist die Gewalt, über die Besessenen (Energumenen) zu beten und ihnen die Hände aufzulegen, um sie von den bösen Geistern zu befreien. In der alten Zeit, wo, wie die Fälle von Besessensein durch böse Geister, auch die Beschwörungen und Austreibungen derselben häufig waren, war das Amt des Exorcisten ein sehr wichtiges Amt und wurden dazu Männer von dem festesten Glauben und der bewährtesten Tugend gewählt. Dem Akoluthen wird durch Uebergabe des Leuchters und der leeren Meßkännchen die Gewalt, bei dem feierlichen Meßopfer dem Diakon und Subdiakon zu dienen, übertragen. Die niederen Kirchendienste, wie sie den Akoluthen und Ostiariern oblagen, werden jetzt meist von Laien (Sacristian, Meßdiener) versehen. Die berühmte Kirchen-Versammlung von Trient hat jedoch den Wunsch der Wiederherstellung des alten Zustandes ausgesprochen.

Was nun diese Anordnung der Kirche anbelangt, so kann nur der Ungläubige, Kaltherzige und Ununterrichtete über dieselbe als über etwas Geistloses und Abgeschmacktes spöttisch zu lächeln sich versucht fühlen. Von Mastai's tiefem, frommen Gemüthe und reger Einbildungskraft läßt sich erwarten, daß er

mit voller Seele in den Geist dieser Anordnung eingedrungen sein und die Bedeutung derselben vollkommen erfaßt haben werde. In der That, wie schön, wie sinnreich ist doch auch diese Einrichtung der heiligen katholischen Kirche! Wie rührend, wie belehrend und erbauend sind doch auch, im Ganzen wie im Einzelnen betrachtet, die Ceremonien, welche von der untersten Stufe, der Tonsur, an, die zum Dienste im Heiligthum immer höher Emporringenden von Schritt zu Schritt umgeben! Verleugnung seiner selbst, Hingabe seiner gesammten geistigen Kraft in den Dienst des Gekreuzigten ist ja die allererste Eigenschaft eines Geistlichen. Wer bei der Annahme des geistlichen Gewandes nur irdische Zwecke verfolgt, etwa in diesen Stand um des leiblichen Brodes, oder um der Ehre vor den Menschen willen, oder vielleicht gar aus schnöder Genußsucht tritt, wird ein unseliger Miethling, nimmer ein evangelischer Hirt. Wie könnte diese wichtige Wahrheit dem Gemüthe des Candidaten des geistlichen Standes auf eine bezeichnendere Weise nahegelegt werden, als durch das Abkürzen der Haare, die nur zu oft (auch bei Jünglingen) das Kennzeichen der menschlichen Eitelkeit und des ihr zu Grunde liegenden irdischen Sinnes sind? Mag es dem Flachsinn noch so lächerlich erscheinen: so ist es dennoch dem sinnigen Denker eine Feierlichkeit der erhebendsten Art, ihn bedeutungsvoll erinnernd, welche Opfer die Kirche von ihren Dienern verlange. O, daß nur Jene allein diesen frommen Gebrauch mit sich vornehmen lassen möchten, bei denen das Wort des Psalmisten: „Der Herr ist das Theil meines Erbes und meines Kelches; Du wirst dereinst mein Erbe mir zurückerstatten", wie es bei Mastai der Fall war, freudig gefaßter Entschluß des Herzens ist! An die Ertheilung der Tonsur reiht sich, wie wir sahen, die Verleihung der vier niederen Ordines, als vier kirchlicher Unterämter. Wie durchaus angemessen und bewunderungswürdig ist auch wieder das! Das Priesterthum ist der Kirche ihr Heiligstes und Höchstes, unendlich heiliger und höher, als das des Alten Bundes, das von jenem nur ein Vorbild war. Wohl will es sich da geziemen, daß dasselbe

nicht auf weiter, flacher Ebene stehe, sondern daß es hoch rage, und daß hohe, breite Stufen in gemessener Entfernung langsam und hehr zu demselben hinan- und in dasselbe hineinführen; mit andern Worten: daß der künftige Priester demuthvoll und mit Selbstverläugnung zuerst die niedrigen Kirchendienste versehe, sich in den Geist und in die Uebung der Kirche hineinlebe, damit nicht Derjenige heute opfernd an den Stufen des Altars gesehen werde, den man vielleicht gestern noch im Laiengewande spielen und tändeln gesehen hat. Sodann sind die bei Uebertragung dieser Aemter ertheilten Lehren dem Candidaten des Priesterstandes eine Aufforderung, sein Inneres zu durchforschen, ob er im Stande sei, die Pflichten eines Priesters zu erfüllen, um noch zur rechten Zeit, wenn er sich nicht für berufen erkennt, seinen Entschluß zu ändern. Selbst das Niedrige, das manche der durch diese Aemter übertragenen Kirchendienste in den Augen der Welt haben, bietet dem Candidaten eine Gelegenheit dar, durch den frommen Eifer, im Hause des Herrn auf was immer für eine Weise dienen zu dürfen, seine Würdigkeit zu höheren Diensten an den Tag zu legen.

Zu Letzterem, zur Ausübung der niedrigsten Kirchendienste nämlich, um dadurch seine Würdigkeit zu höheren und zu den höchsten zu bekunden, bot sich dem jungen Mastai sofort nach Empfang der vier niederen Weihen (im Jahre 1818) die erwünschteste Gelegenheit dar.

Es theilte ihm nämlich eines Tages Monsignor Odescalchi, der damals Hofprälat Seiner Heiligkeit war, mit, daß in Sinigaglia, der Vaterstadt Mastai's, an der sein Herz stets mit patriotischer Zuneigung hing, binnen Nächstem eine Mission gehalten werden sollte, an welcher auch er (Odescalchi) und sein hochverehrter väterlicher Freund Monsignor Strambi sich betheiligen würden. Auf die einladende Frage: „ob er nicht auch Lust habe, dabei zu sein und mitzuwirken, es würde das ihm zum Frommen und ihnen (den Missionären) zu großer Freude gereichen", bedachte sich Mastai nicht lange; sehr gerne leistete er der so herzlichen Einladung eines so

allgemein geliebten und verehrten Prälaten Folge und sagte mit Freuden zu.

Die Volksmissionen sind in der Kirche uralt. Sie sind für ganze Völkerschaften und Gemeinden ungefähr das, was nach langer Dürre ein erquickender Regen für das lechzende Erdreich, was für stehende, faulende Wasser ein tief aufwühlender Sturm, was bei schwüler Hitze und mit ungesunden Dünsten angefüllter Luft ein kühlendes, reinigendes Gewitter ist. — Eine schreckliche religiöse Dürre, ein zum Entsetzen unreiner sittlicher Dunstkreis herrschte zumal um die Zeit der französischen Staatsumwälzung; da huldigte beinahe die halbe Welt dem Unglauben und der Gottlosigkeit. Männer wie der gottlose Voltaire, d'Alembert, Diderot und Andere hatten sich verschworen, das Christenthum zu untergraben und zu vernichten. Sie mißbrauchten ihre hohen Geistesgaben nur dazu, um in zahllosen Büchern und Schriften, auf den Lehrkanzeln und in den Palästen der Großen das Gift des herzlosesten Unglaubens zu verbreiten, und von da in das Herz des Volkes zu träufeln. Es gelang ihnen und ihren Helfershelfern wirklich, fast alle Stände mit den Grundsätzen des Unglaubens anzustecken, so daß es damals zum guten Ton gehörte, über Religion zu spotten und mit frechem Unglauben stolz zu thun. Sittenlosigkeit riß allenthalben ein; denn wo keine Religion ist, da herrscht auch keine Zucht mehr. Das arme Volk wußte nicht mehr, wem es glauben sollte; denn man hatte ihm auch die Achtung und Liebe gegen die Priester zu rauben gesucht. Von Frankreich aus hatte sich durch die von ihr angesteckten Republikaner (vornehme und niedere) diese Pest auch nach Italien, in den Kirchenstaat hinein, ja bis nach Rom, dem Sitze des Papstes, verbreitet und hier um so leichter und weiter um sich greifen können, weil die Kirchen geschlossen und entweiht, die Geistlichen zerstreut waren, die Klöster zum Theil leer standen oder in fremden Händen waren. Da galt es denn, gegen dieses außerordentliche Uebel auch außerordentliche Heilmittel in Anwendung zu bringen, und wo die gewöhnliche, örtliche Seel-

sorge nicht mehr ausreichte, ihr durch apostolische Männer aus der Fremde, durch Männer von anerkannt heiligem Lebenswandel, die das Flammenschwert ihrer Beredsamkeit wider den Unglauben und das Laster ohne die öft nöthige, beengende Rücksicht der einheimischen Seelsorger, frei und frank schwingen durften, nachzuhelfen und ihr einen vom Unkraut gereinigten, ungepflügten und erfrischten Boden zu schaffen und zurückzulassen.

Diese Idee mochte auch den heiligen Vater Pius VII. leiten, als er nach seiner Rückkehr aus der Verbannung, den Gräuel der Verwüstung wahrnehmend, welchen während seiner Abwesenheit von der Heerde der höllische Wolf in ihr angerichtet hatte, alsogleich auf schleunige und gründliche Heilung der Schäden und auf Wiedergewinnung der verirrten und verlorenen Seelen mit der Sorgfalt eines seiner ganzen Verantwortung sich vollkommen bewußten obersten Hirten der Heerde Christi Bedacht nahm. Da richtete er denn sein klar schauendes Auge auf Männer von apostolischem Geist und Sinn, auf Männer von Ruf, von Gelehrsamkeit, Eifer und bewährter Führung, auf Männer von dem Schlage eines heil. Alphons Liguori, des seligen Leonardo von Porto Maurizio, des heil. Paul vom Kreuze u. s. w. Zum Glück durfte er nicht lange suchen; er fand solche Männer in seiner unmittelbaren Nähe, wie Bufalo, ja sogar mit ihm unter einem Dache, wie Odeschalchi, oder doch in seinen Staaten, wie seinen altbewährten Freund, den Oberhirten von Macerata und Tolentino, Monsignor Strambi.

Fünfzehntes Capitel.

Heiligmäßige Männer, welche dazumal in Rom lebten und zu denen Mastai in naher Beziehung stand. — Vincenz Maria Strambi. — Caspar del Bufalo. — Odeschalchi.

Ein heiliger Dreibund von apostolischen Männern hatte zu jener Zeit in Rom unter den Augen des Statthalters Christi, ja in seinem Palast auf dem Quirinal, seinen Vereinigungspunkt. Denn hier wohnte als Hofprälat Seiner Heiligkeit, Monsignor Carl Odeschalchi, der seinerseits in innigstem Geistesverkehr und ununterbrochenem Briefwechsel mit seinem viel älteren Freund und Gewissensrath Monsignor Strambi, und durch diesen wiederum mit Caspar del Bufalo stand.

Alle drei Männer sind, zumal wegen ihrer Beziehung zu Mastai, unserer näheren Bekanntschaft mit ihnen in hohem Grade würdig.

Vincenz Maria Strambi, eines Apothekers Sohn aus Civita Vecchia, erhielt bereits in einem Alter von zwei und zwanzig Jahren mit päpstlicher Dispense die Priesterweihe und trat dann in den erst kurz vorher gestifteten, äußerst strengen Passionisten-Orden. Mit heiliger Freude betrat er das arme Ordenshaus auf dem Berge Argentaro, wo ihn der heil. Ordensstifter Paul vom Kreuze herzlich empfing und ihm auf sein inniges Verlangen und nach weiser Prüfung das Ordenskleid gab. Hier bildete er sich unter den Augen des heiligen Stifters zu einem tüchtigen Streiter des Herrn heran. Mit unermüdlichem Fleiße studirte er die Werke der heiligen Väter und Lehrer der Kirche und nebst dem begründete er sich in

jeglicher Tugend durch strenge Buße und Gebete. So ausgerüstet mit den besten Waffen, die der heil. Glaube bietet, begann er das Amt eines Missionärs und kündete den Feinden Gottes, Unglauben und Lastern, unaufhörlichen Krieg an. Zwanzig Jahre predigte er dem Volke das Wort Gottes oder hielt geistliche Uebungen in den Klöstern und Instituten, selbst in den Palästen und Häusern der Großen und Vornehmen.

Nachdem er in mehr als hundert Ortschaften, darunter selbst zu Rom, Missionen gehalten und überall die herrlichsten Früchte hervorgebracht, erhob ihn Papst Pius VII. im Jahre 1800 zum Bischof von Macerata und Tolentino.

Auch als Bischof änderte er seine bisherige einfache Lebensweise nicht. Auf seinen Tisch kamen nicht mehr als zwei Speisen. Morgens und Abends betete er mit allen seinen Hausgenossen; bei Tische wurde ein geistliches Buch vorgelesen. Um Mitternacht stand er auf, um sich zu geißeln und eine Stunde zu beten. Daß ein Mann, der so ganz im Geiste Christi lebte, auch die Pflichten seines bischöflichen Amtes auf das Treueste erfüllt haben werde, braucht nicht erst gesagt zu werden. Als Kaiser Napoleon im Jahre 1809, nachdem er auf die brutalste Weise die Herrschaft des Papstes über den Kirchenstaat für erloschen erklärt und den Papst selbst gefangen hatte wegschleppen lassen, von allen Bischöfen des Kirchenstaates einen Eid verlangte, den diese, ohne ihr Gewissen zu verletzen, nicht leisten konnten, war Vincenz Strambi einer der ersten Bischöfe, welche sich standhaft weigerten, einen solchen Eid zu leisten. Er erklärte feierlich, daß er entschlossen sei, eher Alles zu opfern, als in diesem Puncte zu gehorchen. Nun wurden seine Güter eingezogen und seine Hauseinrichtung mit Beschlag belegt. Allein diese war so ärmlich, daß es nicht der Mühe werth war, sie aufzuzeichnen. Nachdem dieses geschehen, wurde er in seiner Wohnung festgenommen. Kaum hatte sich die Nachricht hiervon in der Stadt verbreitet, als Geistliche und Volk, Vornehme und Niedere um die bischöfliche Wohnung sich drängten, um den edeln Gefangenen zu besuchen und zu sehen. Er firmte

noch die Kinder, die man ihm brachte, und erließ Anordnungen für die Geistlichkeit und die Verwaltung des bischöflichen Amtes. Früh Morgens verrichtete er das heil. Meßopfer mit innigster Andacht. Unzähliges Volk hatte sich vor dem Palaste versammelt, so daß der französische General Unruhen befürchtete und zweitausend Soldaten mit zwei Kanonen aufziehen ließ. Noch einmal seine Heerde segnend, stieg Vincenz mit den Worten: „Es ist der Wille Gottes", in den Wagen und fuhr unter Begleitung eines Gensd'armen und eines Laienbruders zur Stadt hinaus, vorerst nach Novara, dann nach Mailand, wo er bald ein Gegenstand allgemeiner Verehrung wurde.

Mit dem Sturze Napoleons kehrte der heilige Vater, wie wir bereits gesehen, nach Rom zurück, und auch der ehrwürdige Strambi konnte wieder in sein Bisthum zurückkehren und setzte nun bis in sein hohes Alter sein apostolisches Wirken als Oberhirt und Glaubensbote, so lange seine Kräfte es gestatteten, fort. Nach Pius' VII. Tode wandte dessen Nachfolger Leo XII. dem ihm wohlbekannten treuen Streiter für das Reich Gottes ebenfalls seine ganze Liebe und Hochachtung zu, und erlaubte ihm auf sein dringendes Bitten, sein bischöfliches Amt niederzulegen, mit dem Befehle jedoch, daß er nach Rom ziehe, damit er ihn dort immer in seiner Nähe habe. So zog denn der ehrwürdige Greis, nach einem rührenden Abschiede von seinen Diöcesanen, arm, wie er gekommen war, nach Rom. Der Wagen fuhr geraden Weges in den päpstlichen Palast, wo ihn der Vater der Christenheit mit den größten Ehren empfing. Er mußte fortan seine Wohnung im Palaste des Papstes nehmen, und täglich Abends bei demselben erscheinen.

Leo XII. erkrankte eines Tages plötzlich sehr gefährlich. In der Nacht ward Monsignor Strambi gerufen und bereitete ihn zum Empfange der heiligen Sacramente. Bei'm Weggehen bat er denselben um die Erlaubniß, für seine Genesung die heilige Messe lesen zu dürfen und sagte dann: „Nur Muth, heiliger Vater! es giebt Jemanden, der sein eigenes werthloses Leben für das Ihrige opfert." Damit ging er und las in der

nahe gelegenen Capelle die heilige Messe, worin er mit dem Opfer des heiligen und unbefleckten Lammes, Jesus, auch sein eigenes Leben für das des Papstes zum Opfer brachte. Gott nahm sein Opfer an; noch während seiner Messe besserte sich der heilige Vater und genas bald vollkommen; aber Strambi kostete es sein Leben. Wenige Tage nachher (am 28. Decbr.), da er sich noch heiter und gesund zu Tische gesetzt, rührte ihn der Schlag und am 1. Januar 1824 starb er ruhig im Kusse des Gekreuzigten. Nach seinem Tode zeigte sich, welch' große Verehrung er genossen hatte. Allenthalben nannte man ihn einen Seligen, einen Heiligen, und die Kleider, womit man seinen Leichnam angethan hatte, wurden vom Volke zerrissen und abgeschnitten, um nur einige Reliquien zu besitzen. Durchaus geistesverwandt mit diesem ehrwürdigen Oberhirten war sein viel jüngerer Freund und Mitarbeiter im Werke der Missionen, Caspar del Bufalo. Geboren zu Rom am 6. Januar 1786, widmete auch er sich dem Priesterstande und wählte, obschon zum Chorherrn an der Marcuskirche ernannt, aus lauterm Seeleneifer die mühevolle, opferreiche Laufbahn eines Missionars. Als der Kirchenstaat von den französischen Waffen angefallen, der Papst seiner weltlichen Herrschaft entkleidet und fern von seinem Sitze hinweg geführt wurde, da wurde nebst anderen hervorragenden Geistlichen auch Bufalo aufgefordert, der neuen Ordnung der Dinge Treue zu schwören. Zu diesem Behufe vor den General Miollis berufen, antwortete er mit Festigkeit: „Ich kann nicht, ich darf nicht, ich will nicht." Die nächste Folge dieser edeln Festigkeit war seine Verbannung zuerst nach Piacenza, dann nach Bologna. Trotz der Strapazen, die mit dieser gewaltsamen Wegführung verbunden waren, übte er noch, als wäre er ein großer Sünder gewesen, die größten Strengheiten als Bußwerke gegen sich selbst. Aus seiner Verbannung zurückgekehrt, nahm er mit frischem Muth sein Tagewerk als Missionär wieder auf, belebte überall die frommen Anstalten und gründete, um desto nachhaltiger und ausgedehnter wirken zu können, unter

vielfachen Widersprüchen und großen Schwierigkeiten die Congregation der Missionäre vom kostbaren Blute unsers Herrn Jesu Christi. Denn zu dem kostbaren Blute Jesu, als zu dem unendlichen Preise der menschlichen Erlösung, hatte er schon in seinen frühesten Jahren eine ungemein zärtliche Andacht bekundet und ließ bis an seinen Tod es sich auf das Eifrigste angelegen sein, die Verherrlichung dieses kostbarsten Erlösungsmittels zu befördern. Für das Predigtamt hatte Gott ihn mit besondern Gaben ausgerüstet.

Als der ehrwürdige Kirchenfürst, den wir oben kennen gelernt haben, Vincenz Strambi in Camerino Bufalo's Gehülfe im Predigtamte war und es sich nicht hatte versagen können, allen seinen Predigten ohne Unterbrechung beizuwohnen, konnte er nicht umhin, zu wiederholten Malen zu äußern, Gott selber predige durch den Mund des Chorherrn del Bufalo. Wie Strambi, der zu seinem Vornamen Vincenz auch den der gebenedeiten Jungfrau trug, so war auch Bufalo ein warmer, kindlicher Verehrer Maria's. Jesus und Maria waren die Namen, die in Allem durchtönten, und durch kurze Zusprüche wußte er die Herzen zur Liebe zu Jesus und Maria derart anzufeuern, daß es fast unmöglich war, ihm zu widerstehen. Sein Tod war der Tod eines Heiligen. Wie Gott bereits im Leben seine Missionen mit wunderbaren Begebenheiten begleitet hatte, so verherrlichte er ihn noch mehr bei und nach seinem Tode durch Wunder, die er auf dessen Fürbitte geschehen ließ. Wie seinem Freunde und Kampfgenossen Strambi, so hat die Kirche bereits auch ihm den Ehrentitel „ehrwürdiger Diener Gottes" zuerkannt, dem muthmaßlich die Selig- und Heiligsprechung seiner Zeit nachfolgen wird. Wie Bufalo, so war auch Carlo Odeschalchi mit Strambi Ein Herz und Eine Seele.

Einem vornehmen Geschlecht von Como aus dem Mailändischen, das der Kirche bereits ein Oberhaupt (Innocenz XI.) gegeben hat, entsprossen, überdieß mit den trefflichsten Gaben des Geistes und Körpers reich ausgestattet, stieg Odeschalchi,

von der Gunst mehrerer Päpste getragen, von Würde zu Würde rasch empor, ward nacheinander Hofprälat, Erzbischof von Ferrara, Cardinal der heiligen römischen Kirche, päpstlicher Generalvicar, gehörte, als nach Pius' VII. Tode das heilige Collegium zur Wahl eines neuen Kirchenoberhauptes sich versammelte, trotz seiner Jugend, zu Denen, welche von der Geistlichkeit und vom Volke als neuer Papst gewünscht wurden, und trotz alledem beschloß er sein Leben als einfacher armer Priester der Gesellschaft Jesu in deren Ordenshause zu Modena! und zwar, gleich seinen beiden obengenannten Freunden, im Geruche der Heiligkeit.

Das Merkwürdigste dabei ist, daß er volle vier und zwanzig Jahre mit dem brennenden Wunsche, Jesuit zu werden, sich trug, und erst drei Jahre vor seinem Tode dieses so heiß und so beharrlich ersehnten Glückes theilhaftig ward.

Bereits im Jahre 1814, wo der Jesuitenorden durch Pius VII. wieder in das Leben gerufen wurde, um die Zeit, wo Odeschalchi mit dem Grafen Mastai, der nur sechs Jahre jünger denn er war, bekannt ward, war ihm auf sein inständiges Verlangen im Novizenhause St. Andrea zu Rom eine Zelle angewiesen und sein Name darüber zu lesen gewesen, als nahe Verwandte von ihm, im Einverständnisse mit Papst Pius VII., der ihn seiner außerordentlichen Fähigkeiten und seiner hohen Geburt wegen für hohe kirchliche Aemter ausersehen hatte, sein Vorhaben rückgängig machten. So brachte Odeschalchi denn Gott dem Herrn das Opfer seines Willens und unterzog sich aus Gehorsam und auf das Vollkommenste den mannichfaltigen, auch den schwierigsten und mühevollsten Obliegenheiten, welche die hohen Aemter und Würden, mit denen er nacheinander überhäuft wurde, ihm auferlegten. Strenge bis zur Härte gegen sich selber, war er die hingebendste Liebe gegen Andere. Diese Liebe bethätigte er namentlich in den dreißiger Jahren, als die furchtbare Geißel der Cholera die ewige Stadt in einer Weise heimsuchte, welche an jene Pest in Mailand erinnert, deren Wüthen der heilige Erzbischof Carl von

Borromeo, gleich einem Schutzengel, sühnend entgegentrat. Ein wahrer zweiter Borromäus für die Römer war dazumal Cardinal Odeschalchi: damit ist Alles erschöpfend gesagt. Auf den höchsten Leuchter gestellt, blieb er demüthig und anspruchslos wie ein Kind. Unter dem Purpur schlug fortwährend das Herz eines für Jesus und seine Sache glühenden, armen, abgetödteten Ordensmannes. Sein glücklichster Tag war der, wo er, nach vier und zwanzig Jahre langem Sehnen, mit Bewilligung des heiligen Vaters Gregor's XVI., seines Purpurs und seines Amtes als päpstlicher Cardinalvicar entlediget, als Novize zu Verona eintreten durfte, um hier, ein nahezu sechszigjähriger, in Allem erprobter Greis, der an der Schwelle der höchsten Erdenwürde, des Papstthums, gestanden, unter unbärtigen Jünglingen die Uebungen und Prüfungen einer beschwerdenvollen Probezeit durchzumachen. Und wie hat er sie durchgemacht! Gleich einem Heiligen, auf dessen Gesicht schon seine Heiligkeit sich ausprägte, und der mehr dem Himmel als der Erde anzugehören schien. Rührend sind einige Züge aus der Zeit seines Noviziates, woraus so recht seine innige Vereinigung mit Gott, seine außerordentliche Demuth und Selbstverläugnung hervorleuchten, deren jedoch auch nur die wenigsten mitzutheilen uns zu weit führen würde. An gewissen Tagen gewährte man ihm die Bitte, in die Küche gehen und dem Bruder Koch beim Reinigen der Schüsseln und Teller behülflich sein zu dürfen. Da sah es denn fast komisch aus, wenn die ehemalige Eminenz und Durchlaucht auf den leisesten Wink des Bruder-Kochs diesem mit der Dienstfertigkeit eines Lehrburschen die niedrigsten Handlangerdienste leistete. Auch gereichte es seinen jungen Mitnovizen zu nicht geringer Belustigung, wenn sie ihn jeden dritten Tag, nachdem er eigenhändig das Zimmer ausgekehrt, das Kehrichtgeschirr über den langen Corridor zu ebener Erde hin- und zurücktragen sahen, die linke Hand vor der Brust, das Geschirr in der etwas erhobenen, auf Armesweite vorgestreckten rechten Hand haltend, nicht anders, als ob er noch mit aller Feierlichkeit seinen Oberhirtenstab führte. Ueber den

kleinsten Fehler, den er wider die Ordnung begangen hatte oder begangen zu haben glaubte, klagte er sich öffentlich mit großer Zerknirschung an und that öffentlich Buße dafür. — Und das war ein Fürst, ein Mann, der in allen Fächern des Wissens, wie wenig Andere, bewandert war, ein Mann, in dem der Geist Gottes lebte und aus dessen Mund Feuerströme der Beredsamkeit flossen, wie aus dem Munde eines Propheten.

In Anbetracht alles Dessen glaubte der Ordensgeneral von dem in seltenen Fällen ihm zustehenden Dispensationsrechte für dieses Mal Gebrauch machen und die Prüfungszeit eines solchen Novizen, nachdem sie vierzehn Monate lang gedauert, abkürzen und den zur Genüge Bewährten als vollberechtigtes Ordensmitglied aufnehmen zu sollen, und setzte ihn davon in Kenntniß. Diese Kunde aber, anstatt ihn zu erfreuen, versetzte ihn in nicht geringe Unruhe; denn sie verletzte allzusehr seine Demuth und Bescheidenheit.

Außer der Anerkennung, die den seltenen Verdiensten Odeschalchi's damit zu Theil werden sollte, lag jener Ausnahmemaßregel wohl auch die Absicht zu Grunde, das Licht, von welchem man voraussah, daß es in heiliger Gluth nur allzubald sich werde aufzehren müssen, baldthunlichst auf den Leuchter zu stellen und es möglichst Vielen nutzbar zu machen. Man übertrug ihm daher das Amt zu predigen, Missionen und geistliche Uebungen zu halten, und er unterzog sich diesem mit solchem Erfolge, daß aus den entferntesten Städten und Ortschaften her die Ordens-Oberen bestürmt wurden, ihnen doch ja den Pater Odeschalchi als Missionar zu senden und daß die geräumigsten Tempel und öffentlichen Plätze kaum hinreichten, die vielen Tausende, unter ihnen Personen der höchsten Stände, die um seine Kanzel sich drängten, zu fassen.

Mit dem Juli des Jahres 1840 begann er, der bisher sichtlich erstarkt war, an Schwerathmigkeit zu leiden, die ihm große Schmerzen verursachte und immer zunahm, ohne daß seine Heiterkeit dadurch im Mindesten getrübt wurde. Am 31. Juli 1841, dem Feste des heil. Ignatius, brachte er zum

letzten Mal das heil. Meßopfer dar. Am 13. desselben Monats empfing er die Sterbesacramente aus der Hand des Pater Rectors. Als er mit dessen Erlaubniß vor Empfang der heil. Wegzehrung einige Worte an die Väter und Mitbrüder richtete, ihnen für die große Liebe und Geduld, die sie ihm bewiesen, dankte, und „wegen der schlechten Beispiele, die er ihnen gegeben", sie um Verzeihung bat, da blieb kein Auge trocken, und vor lautem Schluchzen vermochte der Rector kaum das misereatur tui u. s. w. (der Herr erbarme sich deiner) hervorzubringen. Am 17. August, dem Schlußtage der für ihn abgehaltenen neuntägigen Andacht, eröffnete ihm Morgens 4 Uhr der Rector, daß heute alle heiligen Messen und Communionen im ganzen Ordenshause für ihn aufgeopfert würden. „Tausend Dank für so viele Liebe, Pater Rector!" gab er zur Antwort, „aber heute ist der Tag, wo mein Opfer vollbracht wird!" Im Verlaufe des Tages genoß er den Trost heiliger Erscheinungen (des heil. Aloysius und der heil. Jungfrau). Als einer der Aerzte ihn um seinen Segen bat, ertheilte er ihm denselben mit Liebe für ihn und seine Familie, und sagte ihm dann: „Halten Sie drei Viertel Stunden lang ihre Intention mit der meinigen vereinigt." Ohne den Sinn dieser Worte zu verstehen, nahm der Arzt seine Uhr aus der Tasche und merkte sich die Zeit: es war drei Viertel auf zehn Uhr. Um halb elf Uhr, also gerade drei Viertel Stunden nachher, gab Pater Odeschalchi, das Haupt auf die Brust geneigt, unter drei leichten Athemzügen seine gebenedeite Seele in die Seitenwunde Jesu, dem zu Liebe er alle Ehren, Freuden und Würden der Welt aufgeopfert und als ein Armer hatte sterben wollen, zurück — am 17. August des Jahres 1841.[1])

Das war der Mann, mit dem der Minorist Mastai verkehrte und der das Gesuch an ihn richtete, ihm und dem Monsignor Strambi behufs Abhaltung einer Mission in seiner

---

[1]) Memorie edificanti della vita religiosa del servo di Dio P. Carlo Odescalchi della compagnia di Jesu. Roma. 1843.

Vaterstadt sich beizugesellen und an ihren Arbeiten sich zu betheiligen. Daß Mastai von solch einem Manne zu solch einem Werke in seiner Vaterstadt eingeladen wurde, spricht gewiß sehr rühmlich für seine Frömmigkeit, seinen Eifer und für die hohe Meinung, welche der Hofprälat von seiner Anstelligkeit zu Jedwedem hatte.

Sechszehntes Capitel.

Kurze Schilderung einer Mission, wie sie dazumal in Italien gehalten zu werden pflegte und wie sie zum Theil noch jetzt in Italien gehalten wird. — Welche außerordentliche Wirkungen bisweilen dadurch erzielt werden, zumal wenn Männer, wie Strambi und Odescalchi dabei als Prediger und Beichtväter mitwirken.

Da eine Mission, namentlich in der Form, wie sie dazumal in Italien gehalten zu werden pflegte, nicht allen Lesern als bekannt vorausgesetzt werden darf, so ist eine kurze Schilderung derselben hier um so weniger überflüssig, als dadurch allein ersichtlich ist, welche Functionen der Minorist Mastai dabei habe ausüben können und wahrscheinlich auch ausgeübt hat.

Die Eröffnung der Mission geschah in folgender Weise. Psalmen oder andere Gebete hersagend, kamen die Missionäre bei dem Hauptthore der Stadt oder des Ortes, wo die Mission sollte gehalten werden, an. Zu einer verabredeten Stunde fanden sich daselbst der Bischof (in Sinigaglia war von 1816 bis 1820, also zur Zeit der Mission der Cardinal Hannibal della Genga Bischof, weilte jedoch meistens in Rom; vor ihm war es der zeitweilige Cardinal Staatssecretär Gabrielli) oder dessen Abgeordneter, die Welt- und Ordensgeistlichen, die Bruderschaften und der Magistrat, in andächtiger Procession

entgegengekommen, ein. Die Missionäre knieten zu den Füßen des geistlichen Oberen, aus dessen Händen sie, als Zeichen der Uebertragung der Seelsorge an sie, das Crucifix entgegennahmen, nieder. Nach so erflehetem und erhaltenem Segen stimmte der Vorsteher der Mission (hier war es der ehrwürdige Greis Monsignor Strambi) den Psalm Laudate pueri Dominum (Lobet, ihr Knaben, den Herrn) an, indem das Volk bei jedem Verse antwortete: Lodato sempre sia il nome di Gesù e Maria (Gelobt sei nun und immer der Name Jesus und Maria), und unter dem fröhlichen Geläute aller Glocken bewegte sich die Procession nach der Kirche. Nachdem hier das heilige Sacrament angebetet, der göttliche Beistand mittelst des Veni Creator (Komm Schöpfer-Geist!) angerufen, der Altar der Mutter Gottes besucht und ihrem mütterlichen Herzen das apostolische Werk war anempfohlen worden, bestiegen die Missionäre die in Form einer Bühne eingerichtete Kanzel. Sie beteten im Singtone mit dem Volke das Vater unser und den Englischen Gruß; darnach stiegen sie, mit Ausnahme des Oberen, der allein auf der Kanzel zurück blieb und die Eröffnungsrede hielt, herunter. In derselben hob er den Endzweck der Mission und die besondere Gnade hervor, die Gott einer Bevölkerung erweiset, indem er ihr vermittelst ihrer seine Erbarmungen anbietet. Schließlich ermunterte er Alle, sich diese zu Nutze zu machen, und gab die Stunde an, wann die nächstfolgende Predigt sein sollte.

Des Morgens in aller Frühe begann das Tagewerk mit dem heiligen Meßopfer, während dessen abwechselnd mit dem Volke der Rosenkranz gebetet wurde. Dann hielt einer der Bußprediger eine Christenlehre über die zehn Gebote, unmittelbar darauf las ein anderer die heilige Messe, unter welcher er nach dem Evangelium, um die Gemüther zum Vertrauen auf die Fürbitte der heiligen Jungfrau und Gottesmutter Maria zu ermuntern, irgend ein auf dieselbe Bezug habendes Geschichtchen vortrug. Während der zweiten Messe wurden die drei göttlichen Tugendacte (Glaube, Hoffnung und Liebe) und der Rosenkranz gebetet und nach Absingung der Lauretanischen Litanei dem

Volke, das nun eine Weile sich überlassen blieb, mit einer Reliquie der heiligen Jungfrau der Segen ertheilt. In der Zwischenzeit beschäftigten sich die Missionäre mit Beichthören, hielten in anderen Kirchen zu festgesetzter Stunde Christenlehre, unterrichteten gemeinschaftlich mit den Pfarrern und anderen Geistlichen die Knaben und Mädchen, und bereiteten diejenigen, welche sie für geeignet hielten, zur ersten Beichte und Communion vor.

Kurz vor Mittag kehrten die Missionäre in ihre Wohnung, gewöhnlich das Pfarrhaus, zurück und unterzogen sich einer kurzen Betrachtung; sodann nahmen sie ein frugales Mahl ein, wobei sie den Geist mit Lesung der heiligen Schrift oder eines anderen geistlichen Buches erlabten und danach über auf ihr Amt bezügliche Gegenstände sich unterhielten. Nach einer kurzen Ruhe kehrten sie Alle zum Beichthören in die Kirche zurück. Demnächst hatte, auf ein mit der Glocke gegebenes Zeichen, die Christenlehre über die Beichte und die Communion, und die Hauptpredigt statt, die allemal mit einem glühenden, laut vom Volke nachgesprochenen Reueacte endigte. Der Segen mit dem hochwürdigsten Gute machte den Beschluß der Tagesandacht, worauf das Volk, den Rosenkranz betend, heimkehrte, jedoch in solcher Weise, daß die weiter entfernt wohnenden Frauen noch vor Anbruch der Nacht ihre Wohnungen erreichen konnten.

Um die Zeit des Abendläutens begaben sich die Missionäre mit dem Crucifixe aus der Kirche, durchzogen, etliche auf die gehaltene Predigt bezügliche Lieder singend, die verschiedenen Stadtviertel, und hielten auf den besuchteren Plätzen sogenannte Svegliarini, d. h. kurze, feurige Weckpredigten, welche oftmals herrliche Bekehrungen zur Folge hatten. Danach geleiteten sie die Mannspersonen zur Kirche zurück, wo einer der Missionäre die in der Predigt abgehandelten Sittenlehren kurz wiederholte und zu einem christlichen Lebenswandel anfeuerte. War dieses gethan, so zogen sich die Verkündiger des göttlichen Wortes in ihre Gemächer zurück, wo sie bis zu der auf einem Stundenzettel, der Allen sichtbar angebracht war, festgesetzten Zeit die Beichten der Mannspersonen anzuhören fortfuhren.

Unter der Predigt am Tage, sowie auch bei der Abendandacht, pflegten sich die Missionäre zuweilen die Disciplin zu geben, d. h. mit einer Ruthe sich selber bis auf's Blut zu geißeln — ein Erweckungsmittel, das, so seltsam es uns, kälteren Söhnen des Nordens, erscheinen mag, selten seinen Zweck verfehlte, in der Regel der Mission erst recht ihren Aufschwung gab und großartige Bekehrungen zur Folge hatte. Nebstdem pflegte man, um die Gemüther mehr und mehr zum Geiste der christlichen Selbstkasteiung zurückzurufen, auch eine Bußprocession zu veranstalten, in der nicht allein die Missionäre, sondern auch Andere sich die Disciplin gaben.

Daß eine solche religiöse Feier auf den empfänglichen Sinn des italienischen Volkes eine ungeheure Wirkung hervorbringen mußte, zumal wenn der Reiz der Neuheit und des Schönen hinzukam, wer sieht das nicht ein? Dieses Schöne nun aber bestand in gewissen, freilich etwas bühnenmäßigen auf Wirkung berechneten Kunstmitteln, deren sich der Bekehrungseifer jener frommen Wanderprediger geschickt zu bedienen wußte. Gegen das Ende der Predigt von der Hölle z. B., wenn durch eine lebhafte Schilderung derselben die Zuhörer gleichsam niedergedonnert und vernichtet waren, sah man unvermuthet mit großer Pracht und Lieblichkeit das lebensgroße Bild der Madonna (der heiligen Jungfrau) zum Vorschein kommen, vor welchem die Geistlichkeit, die Mitglieder irgend einer Bruderschaft, brennende Fackeln und Oelzweige in der Hand haltend, ein Fähnlein junger Chorknaben und allerliebster Kleinen, Blumen streuend, einherschritten. Der Prediger ergriff dann diesen Moment freudiger Ueberraschung, indem er, auf das Bildniß der Hochbegnadigten hinweisend, ihnen vorstellte, wie diese zärtliche Mutter uns bereits so oft und oft der für unsere Sünden verdienten Züchtigung entrissen, indem sie durch ihr Flehen die Blitze des Zornes in der Rechten ihres Sohnes von uns abgelenkt, und wie sie nun auch jetzt wieder im rechten Augenblick als mächtige Mittlerin daher komme, um uns mit ihm auszusöhnen.

Ein anderes Mal ließ der Prediger, wo es mit guter Art

geschehen konnte, das heilige Sacrament, begleitet von der Geistlichkeit im priesterlichen Gewande, brennende Kerzen haltend und Psalmen und Hymnen singend, hervortreten, und erklärte dann, wie dieses zur Wiedergutmachung der Beleidigungen geschehe, welche Jesu Christo von den Fluchern oder von den ihn gottesräuberisch in der Communion Empfangenden wären angethan worden. Und, mochte nun das Allerheiligste oder das Bild der Madonna in feierlichem Umzuge durch die Straßen der Stadt oder um die Kirche umhergetragen werden, der Prediger wußte allemal durch kurze Zusprüche die Herzen derart zur Liebe zu Jesus und Maria zu entflammen, daß es fast unmöglich war, ihm zu widerstehen.

Wenn die sogenannte Versöhnungspredigt zu Ende war, sah man die Geistlichen je zwei und zwei in Röcklein und Stola auf die Kanzelbühne steigen und knieend die Füße des Gekreuzigten küssen, während zwei Bußprediger das Nämliche den Priestern thaten und das Volk von Zeit zu Zeit laut ausrief: Friede mit Gott, Friede mit Allen, hoch lebe der Friede! Diese überaus rührende Ceremonie bewirkte zu öfteren Malen, daß Personen, die bis dahin Jahre lang in offenbarer Feindschaft gelebt hatten, unter einem Strom von Thränen sich einander in die Arme fielen und sich dauerhaft und vollkommen aussöhnten. Etwas später wurden dann, wie zu einem Feste, eine Stunde lang die Glocken geläutet; während dieser Zeit mußten, wie es in der Predigt war empfohlen worden, in allen Familien Alle einander um Verzeihung bitten und Allesammt jedwede Beleidigung vergeben und vergessen.

Nahete dann die Mission ihrem Ende, so ließ man vor Allem die Knaben und Mädchen ihre erste Communion begehen und das mit einem solchen Aufwande von Feierlichkeit, daß ihnen dadurch dieser hochheilige Augenblick ihr ganzes Lebenlang unvergeßlich bleiben mußte. Wieder an anderen Tagen war dann die gemeinschaftliche Communion der Frauen und nachher der Männer, ebenfalls mit großer Feierlichkeit und Würde unter lieblichen Gesängen und glühenden Anregungen, dergestalt,

daß bei den feurigen Zusprüchen Alle in Thränen der Reue und Liebe zerflossen. War in dieser Weise der letzte Tag der Mission gekommen, dann ließ man auf öffentlichem Platze die unsittlichen Bücher und andere Gegenstände, die für das Volk eine Veranlassung zu Beleidigungen Gottes gewesen waren, verbrennen und die verbotenen Waffen, welche die nun in sich gekehrten Sünder aus Liebe zu Jesus und Maria freiwillig an die Beichtväter oder Missionäre ausgeliefert hatten, in Stücke zerschlagen. Auch pflanzte der Obere der Mission an einem Allen in die Augen fallenden Orte ein oder mehrere Kreuze auf, damit durch selbe das Andenken an die während der Mission ihnen von Gott erwiesenen Erbarmungen bei Allen lebendig erhalten und ein Jeder seiner gemachten Vorsätze eingedenk bliebe. Zum Schlusse hielt er dann die sogenannte Recapitulationspredigt, worin die wesentlichsten Betrachtungspuncte, die ihnen während der Mission vorgehalten worden, noch einmal kurz und kräftig zusammengefaßt wurden, spendete nach derselben den päpstlichen Segen und stimmte zur Danksagung gegen Gott das Te Deum an.

Das ist das Bild einer Mission, wie sie dazumal pflegte gehalten zu werden, wie sie im Wesentlichen in Sinigaglia unter der Leitung des ehrwürdigen Bischofs Strambi ist abgehalten worden, und wie sie der in der Soutane eines niederen Kirchendieners, Sacristan's oder Katecheten verborgene künftige Nachfolger des heil. Petrus in seiner Vaterstadt — wahrscheinlich zum ersten Mal in seinem Leben — mitgemacht hat. Daß der Eindruck auch auf ihn, den lebhaften, innig frommen Jüngling ein überwältigender sein mußte, läßt sich, zumal wo Männer wie Odeschalchi und Strambi, die im Rufe der Heiligkeit standen, und deren Predigten (namentlich des letzteren) bisweilen mit Wunderwirkungen begleitet waren, als Prediger auftraten, nicht im Mindesten bezweifeln. Es erhellet unter Anderem auch daraus, daß er später als Erzbischof und Erzbischof-Bischof zu wiederholten Malen in seinen Sprengeln Volksmissionen abhalten ließ und in eigener Person

an denselben sich betheiligte. Daß er auch in Sinigaglia nicht bloß auf sich wirken ließ, sondern, so weit die niederen Weihen es ihm damals gestatteten, mit ungewöhnlichem Eifer und mit schönstem Erfolge auch selber thätig war, wird als Thatsache berichtet. Und mußte es nicht auch den Bewohnern Sinigaglia's außerordentlich zur Erbauung gereichen, wenn sie den hochgeborenen Sprossen des vornehmsten und einflußreichsten Hauses der Stadt als tief ergriffenen Zuhörer unter der horchenden Menge dastehen, ihn bald die niederen Dienste eines Sacristans und Meßners verrichten sahen, bald ihn mit bewunderungswürdigem Geschick den Kleinen den Katechismus erklären, bald mit der Andacht eines Engels den Erwachsenen vorbeten, überhaupt das schönste Beispiel von Gottesfurcht, Demuth, Dienstbeflissenheit und Gewandtheit geben sahen?

Siebenzehntes Capitel.

Mastai empfängt die drei höheren Weihen: das Subdiakonat, Diakonat und das Presbyteriat (die Priesterweihe). — Kurze Beschreibung und Erklärung der dabei üblichen Ceremonien. — Die Kirche handelt als eine vorsichtige, liebreiche Mutter und findet doch ihre Tadler, als thue sie dem freien Willen Zwang an: wie ungerecht das ist. — Mastai liest seine erste heilige Messe. — Ein interessantes Gespräch darüber zwischen dem Papst und einem jungen französischen Priester.

Nach beendigter Mission nach Rom zurückgekehrt, war sein erster Gedanke das Gesuch einer Dispense, damit er die höheren Weihen, wenigstens die beiden ersten, das Subdiakonat und das Diakonat, empfangen könne. Da seine Gesundheit sich befestigt

und seit Langem kein Krankheitsanfall sich gezeigt hatte, wurde denn auch sein Gesuch gewährt und seine Weihe als Subdiakon fand am 18. December 1818, und nicht gar lange danach auch seine Weihe als Diakon in der lateranensischen Basilika von der Hand des Cardinalvicars, des Stellvertreters des Papstes in der Eigenschaft als Bischof von Rom, statt. Wie wir es bei den vier niederen Weihen gesehen, so umgiebt ebenfalls und aus dem nämlichen Grunde ein Kranz bedeutungsvoller, hehrer Ceremonien die drei höheren Weihen.

Und wie sollte es nicht gerade hier so sein? Wird doch durch sie der zu Weihende mit unauflöslichen Banden für immer an den geistlichen Stand und an dessen Obliegenheiten gefesselt. Da richtet dann der Oberhirt die Aufforderung an ihn, zuvor seinen Entschluß noch einmal reiflich zu erwägen. Beharret er dabei, so wird vom Bischof und vom Chore die Allerheiligenlitanei gebetet, während welcher der Ordinande gleich einem sich hingebenden Schlachtopfer auf den Boden hingestreckt da liegt; dann werden ihm unter dahin bezüglichen Anreden und Gebeten der Kelch und die Patene (ohne Wein und Hostie), ebenso das Epistelbuch überreicht und schließlich jene Kirchengewande ihm angelegt, welche der Subdiakon als Levite bei dem Meßopfer trägt. Vor der Weihe der Diakonen, unter welchen dießmal wohl Niemand in der Person des jungen Mastai das zukünftige Haupt der Christenheit gegenwärtig ahnte, wurde die Frage an den Erzdiakon gestellt: weißt du, daß diese hier würdig sind? und nach den Litaneigebeten, während welcher wiederum alle regungslos auf den Boden hingestreckt lagen, jedem Einzelnen vom Bischofe die Hand aufgelegt unter den Worten: „empfange den heiligen Geist zur Kräftigung und zum Widerstand gegen den Teufel und seine Anfechtungen," wonach ihm die Stola und Dalmatik angethan und das Evangelienbuch überreicht wurde.

Verweilen wir einen Augenblick bei diesen Ceremonien.

Wie bedeutungsvoll, wie rührend und ergreifend sind doch auch sie! Wie werden sie es besonders in den Augen eines

jungen Mannes von dem Geist und Gemüth eines Mastai gewesen sein? — Sehet, da nahet der Candidat dem Altare, seine Bitte darzustellen, zum Subdiakon geweiht zu werden. Die Kirche vernimmt diese Bitte, glaubt es aber dennoch ihrer mütterlichen Liebe schuldig zu sein, den Bittenden auf die Wichtigkeit des zu thuenden Schrittes noch einmal aufmerksam zu machen. Nichts soll übereilt werden, obwohl schon die Tonsur und die vier niederen Weihen ebenso viele Aufforderungen waren, die Würde und Bürde des Priesterthums zu rechter Zeit zu erwägen. Und alles Dessen, all' dieser Vorsicht und Zurückhaltung ungeachtet, giebt es Menschen, welche die heil. Kirche eine grausame Mutter schelten, weil sie die Geistlichen zum ehelosen Stande verpflichtet. Zwingt denn die Kirche irgend Jemanden zur Annahme des geistlichen Standes? Fordert sie nicht sogar Jene, die um Aufnahme bitten, unter Hinweisung auf die von ihnen zu übernehmenden schwierigen Obliegenheiten, feierlich und wiederholt auf, ihren Entschluß ja recht reiflich vor Gott zu erwägen? Giebt nun dessen unerachtet Einer, der sich nicht berufen fühlt, ehelos zu leben, der mütterlich mahnenden Stimme kein Gehör: wessen ist die Schuld, wenn er in späteren Jahren eine Last auf seinen Schultern fühlt, die er kaum zu tragen weiß? . . . . Tritt nach dieser ernstlichen Aufforderung der Candidat nicht zurück, so beginnt nunmehr der Weihritus selber. Den Anfang macht die Allerheiligenlitanei. Wie schön! hingestreckt auf das Angesicht liegt vor dem Altare ein junger Mann, der in dieser Stunde sich auf immer dem Dienste Gottes angelobt. Von der Erfüllung oder Nichterfüllung dieses Entschlusses hängt nicht bloß sein eigenes zeitliches und ewiges Wohl ab: Tausende können durch ihn auf immer gerettet, Tausende durch ihn auf immer zu Grunde gerichtet werden. Da wirft sich denn der Oberhirt der Gemeinde nieder auf die Kniee, sucht knieend die Erbarmung des Himmels und die fürbittende Theilnahme der Heiligen zu erflehen, damit der vom schwachen, sündigen Menschen auf Erden gefaßte Entschluß sich des Segens von Oben erfreue. Erst nach diesem feierlichen Flehen wagt

man es, die Gewalt eines Subdiakon und Diakon zu übergeben, und die Uebergabe mit Segenswünschen zu begleiten.

Wie glücklich war nun Mastai! Konnte er doch nun, seiner tiefsten Herzensneigung entsprechend, am Altare in unmittelbarster Nähe des Allerheiligsten, dem Priester als Levite dienen, das Wort Gottes verkünden und dem Volke das Brod der Engel spenden. Aber so nahe dem Allerheiligsten, so nahe der Opferstätte stehen und nicht hineintreten und selber das unblutige Opfer dem Allerhöchsten darbringen zu dürfen, dem Erlöser im Sacramente sich so nahe sehen und dennoch durch eine Kluft von ihm getrennt sein, das war für sein heißes, liebeflammendes Herz ebenso schmerzvoll und unerträglich, als es einst dem Simon Petrus sein mochte, da er seinen Meister auf der Meeresfläche daher wandeln sah und im unwiderstehlichen Liebesdrange zu ihm sich blindlings in die Fluthen warf. So erbat denn Mastai sich vom Papste eine fernere Dispense, die auch bewilligt wurde, mit der Bedingung jedoch, daß ihm bei Darbringung des heiligen Meßopfers ein anderer Geistlicher zur Seite stehen solle. Diese Bedingung war, bei der noch immer bestehenden Möglichkeit der Wiederkehr seines fallenden Uebels, allerdings von weiser Vorsicht und von schuldiger Ehrfurcht gegen das Heilige geboten, und Mastai würde aus eben diesem Grunde sich selbe gerne haben gefallen lassen, hätte er seit seiner Rückkehr von Loretto nicht die festeste Zuversicht vollständigster Genesung und das Gefühl erstarkter Körperkraft in sich getragen.

Voll dieser Zuversicht und voll Vertrauens auf die ihm bekannte liebevolle, väterliche Gesinnung des heiligen Vaters gegen ihn, entschloß er sich, eine Privat-Audienz nachzusuchen, um wo möglich auch einen Erlaß dieser Bedingung zu erwirken; die Audienz wurde ihm bewilligt.

Als der schmucke gräfliche Diakon nach den vorschriftsmäßigen Ehrenbezeigungen (dreimaliger Kniebeugung und dem Fußkusse) dem Statthalter Christi mit schüchterner Stimme sein Gesuch vorgetragen, ergriff dieser mit gewohnter Güte traulich seine Hand und sagte: „Ja, auch diese Gunst will ich Ihnen

gewähren, da auch ich glaube, daß sie in Zukunft von allen Anfällen Ihrer Krankheit verschont bleiben werden." Dieser Glaube ist zum Schauen, diese Aeußerung zur Weissagung geworden; denn vom Schlusse des Jahres 1818, wo diese Worte gesprochen wurden, bis auf den heutigen Tag, folglich während eines Zeitraumes von nahezu fünfzig Jahren, ist nie und nimmer ein Anfall der fallenden Sucht wieder bei ihm eingetreten.

So entschied dieses von Oben eingegebene Wort des Stellvertreters Jesu Christi gewissermaßen über das künftige Schicksal des jugendlichen Leviten, der an eben der Stelle, wo er jetzt mit innigem Flehen knieete, dereinst hunderttausend Andere vor ihm als dem Landesfürsten und dem Vater der Christenheit knieen und Gnaden erflehen — und durch Erlangung derselben, wie er, beglückt von dannen gehen sehen sollte!

Nun stand seiner Priesterweihe Nichts mehr entgegen. Wie wird der fromme Diakon durch Gebet und Betrachtung, durch Reinigung seines Gewissens auch von der geringsten Makel, durch öfteren Empfang der heiligen Sacramente der Buße und des Altars, durch Fasten und Nachtwachen, durch Werke der Demuth und Nächstenliebe und andere Uebungen der Gottseligkeit auf diesen hochwichtigen Tag sich vorbereitet haben!

Und als er nun gekommen, dieser heißerflehte Tag, wie demuthvoll sehen wir ihn da in der Kirche, welche die Mutterkirche der Welt, die Bewahrerin der Häupter der Apostelfürsten Petrus und Paulus ist, mit den übrigen Ordinanden vor dem Bischofe, dem Stellvertreter des Papst-Bischofes von Rom, auf seinem Angesichte liegen, während die Fürbitte der Königin des Himmels und aller Gerechten und Seligen über ihn angerufen wird! Wenn von dem Diener Gottes del Bufalo gemeldet wird, daß er die Tonsur mit solcher Sammlung und Lebhaftigkeit des Glaubens empfing, daß es ihm, wie er nachher selber offenherzig eingestand, in dem Augenblicke, wo der Bischof ihm die Haare abschnitt, vorgekommen, als umklammere er das Kreuz und er am ganzen Leibe eine so gewaltige Aufregung

empfunden habe, daß er zu Boden niederzusinken vermeinte: so außerordentlich war in jenem Momente seine Herzenswonne; wie wird denn Mastai's Herz vor innerer Wonne gebebt, wie vor seraphischem Entzücken sein Antlitz geglüht haben, wie wird es ihm vorgekommen sein, als umklammere er das Kreuz, da er das Sacrament der Priesterweihe empfing und die mit demselben verbundenen Ceremonien an ihm vorgenommen wurden; da ihm in Form eines Kreuzes die Stola und nach ihr die Casel angelegt, da unter Absingung des Hymnus: veni Creator Spiritus eine jede seiner Hände ihm gesalbt, da unter rührenden Gebeten und Anreden ihm ein Kelch, nunmehr nicht leer, sondern mit Wein, und eine Patene, nunmehr nicht leer, sondern mit der Hostie dargereicht wird! Wie innig betet er — zum ersten Mal im Priesterschmucke — die ganze Messe mit dem Bischof wörtlich mit, und empfängt dann aus seiner Hand die heilige Communion! wie überzeugungsvoll und glaubensfreudig legt er das apostolische Glaubensbekenntniß ab, empfängt die Händeauflegung des Bischofs unter den Worten: „empfange den heiligen Geist; denen Du die Sünden vergeben wirst, denen sind sie vergeben, und denen Du sie behalten wirst, denen sind sie behalten" und legt dann schließlich das Versprechen des Gehorsams und der Treue gegen seinen Bischof ab und empfängt von ihm den Vaterkuß!

Mastai war nun Priester und steht im Begriffe, die erste Handlung des priesterlichen Berufes, das Erstlingsopfer des Leibes und Blutes Jesu Christi, die Erstlingsfeier der heiligen Messe, die sogenannte Primiz zu begehen. Insgemein wählen sich die Neugeweihten zur Verrichtung dieser feierlichsten Handlung ihres Lebens diejenige heilige Stätte, welche ihnen aus irgend einem Grunde diese Bevorzugung zu verdienen scheint; großer Pomp und ein zahlreicher Kreis theilnehmender Verwandte und Freunde umgiebt sie dabei. Wo wird der Neophyte Johannes Maria Mastai, der hochgeehrte Sprosse einer erlauchten Grafenfamilie, der Standesgenosse der ältesten Patriziergeschlechter Roms, der künftige Nachfolger der glor-

reichsten der Päpste, welche die Kirche kennt: wo wird er seine Primiz begehen? Welcher Glanz, welche zahlreiche, geräuschvolle Theilnahme wird ihn dabei umgeben? Mastai feierte seine erste heilige Messe am Osterfeste 1819; er feierte sie in einer der kleinsten, unscheinbarsten Gotteshäuser der ewigen Stadt, er feierte sie in aller Einfachheit und Stille, und seine ganze Umgebung dabei bildeten etwa hundert arme Waisenkinder. Es war die Kirche oder vielmehr die Capelle Sancta Anna dei Falegnami (Von den Schreinern), deren ganzen Schmuck ein sehr bescheidener Altar und einige Reihen Bänke bilden. Er hatte gerade dieses Kirchlein gewählt, weil es an das seiner Leitung unterstehende Waisenhaus Tata Giovanni anstößt und zu dieser Anstalt gehört. Umgeben von diesen unschuldigen Kleinen, die ihn alle wie einen Vater liebten, und aus deren schuldlosen Seelen das Gebet für ihn wie duftender Weihrauch zum Himmel drang, wollte er seine Erstlingsopfer Gott dem Allerhöchsten darbringen.

Doch hören wir hierüber eine Unterredung, die der Betreffende, nachdem er bereits mehrere Jahre als Papst Pius IX. im Quirinal wohnte, mit einem jungen Geistlichen aus dem französischen Seminar zu Rom, zu pflegen sich herabließ.

Der junge Geistliche, von dem hier Rede ist, hatte die Ehre, einige Tage nach seiner Ordination zum Priester vom heiligen Vater in besonderer Audienz empfangen zu werden.

— Mein theurer Sohn, sagte liebevoll Pius IX., nachdem er ihm seinen Segen gegeben, Sie sind jetzt Priester und haben bereits mehrfach das Glück gehabt, das heilige Meßopfer darzubringen.

— Ja, heiliger Vater.

— Und wo, mein Sohn, haben Sie Ihre erste Messe gelesen?

— Zu Sanct Peter in den Grotten des Vaticans ....

— Sehr wohl .... Es muß Ihnen dieß zu hoher Freude gereichen, ich wünsche Ihnen Glück.

Was mich anbelangt, ich las meine erste Messe im Tata Giovanni, mitten unter den armen Waisen .... Und bei diesen Worten sammelte sich der heilige Vater einige Augenblicke, wie um in freundliche Erinnerungen sich zu vertiefen. Dann das Gespräch wieder aufnehmend, fragte er:

Und wo, mein Sohn, haben Sie Ihre zweite Messe gelesen?

— Heiliger Vater, zu Santa Maria Maggiore ....

— O ein herrlicher und frommer Gedanke! Santa Maria Maggiore, ein köstliches Heiligthum. Ich beglückwünsche Sie nochmals, mein Sohn. — Was mich anbelangt, so las ich meine zweite heilige Messe im Tata Giovanni! .... Arme Kinder! — Und der heilige Vater beugte bei den letzten Worten das Haupt und schwieg länger als vorher. Hierauf sich zum dritten Male an den jungen Priester wendend, fragte er ihn wieder: Und wo haben Sie ihre dritte Messe gelesen?

— Zu Sanct Johannes von Lateran.

— Sehr gut, sehr gut, mein Sohn, ich bewundere die Frömmigkeit und die glückliche Wahl, die Ihr Herz getroffen. Sanct Johannes von Lateran ist mit Sanct Peter und Santa Maria Maggiore eines der erhabendsten Gotteshäuser der katholischen Welt. — Was mich anbelangt, so habe ich meine dritte Messe immer noch im Tata Giovanni gelesen, und dort — fügte der heilige Vater mit weicher Stimme hinzu, — dort war es, wo ich meine vierte, meine fünfte und alle folgenden las. Mein Herz hatte wohl nach dem Glücke verlangt, das Sie gekostet, aber konnte ich mich von meinen armen Kindern entfernen? War ich nicht ihr Vater! Welche Freude gewährte es ihnen, mich am Altare in ihrer Mitte zu sehen! Welche Genugthuung war dieß nicht für mich! ....

Achtzehntes Capitel.

Mastai als Director vom Tata Giovanni. — Verbesserungen, welche Mastai in diesem Waisenhause einführt. — Seine Liebe zu den Waisen. — Erzählung eines ehemaligen Zöglings vom Tata Giovanni. Die Capelle. Der Speisesaal. Der Lehrsaal. — Mastai's Wohnzimmer. — Er verläßt das Hospiz, um eine Gesandtschaft nach Amerika zu begleiten. — Rührender Abschied von seinen Zöglingen. — Der Papst erinnert sich eines ehemaligen Zöglings, eines armen Schuhflickers, läßt ihn zu sich kommen und beglückt ihn durch ein Geschenk.

Doch es ist Zeit, daß wir Mastai nun etwas näher als Director des Hospizes Tata Giovanni in's Auge fassen. Es läßt sich schon von vorne herein annehmen, daß der, welcher früher aus eigenem Antriebe, ohne besondere Verpflichtung dazu, sich dieser Anstalt so väterlich angenommen hatte, nunmehr, seitdem er vom heiligen Vater selbst zum Vorsteher derselben ernannt worden, mit dem ganzen Aufgebot seiner Kräfte sich ihr gewidmet haben werde. Und so war es auch. Das Waisenhaus Tata Giovanni nahm unter Mastai's Leitung sowohl in Beziehung auf sittlichen als materiellen Wohlstand einen sichtbaren Aufschwung. Der junge Priester opferte, was namentlich Letzteres angeht, sogar einen Theil seines Vermögens zur Aufbesserung des Bettzeuges, der Kleidung und der Nahrung seiner geliebten Pfleglinge.

Er führte die Anfangsgründe der Geometrie (Meßkunst) unter den Lehrgegenständen ein; er zuerst fühlte, wie nützlich diese Wissenschaft den meisten der Handwerker werden könne; er fügte derselben wöchentliche Lehrstunden im Zeichnen, Kupfer-

stechen und Bildhauen bei. Durch diese Vervollständigung des Studienplanes wurde es möglich, bei jenen Zöglingen, welche weniger Neigung zu mechanischen Handwerken verriethen, ihre etwaige Lust und Fähigkeit zu Höherem zu erproben und sie dem Gewerbe in die Arme zu führen, welches sie voraussichtlich mit mehr Erfolg betreiben würden — einem Gewerbe übrigens, das die Kinder selbst wählen, ohne daß dabei der geringste Zwang ausgeübt wird.

Eine noch wichtigere Verbesserung führte Mastai in dem Hospiz ein oder vielmehr er setzte die frühere Anordnung des Tata Giovanni, der zwar ein schlichter und ungebildeter Mann war, aber einen gesunden Verstand hatte, wieder in Kraft. Dieser Anordnung gemäß sollten die Kinder außer dem Hause in die Lehre gethan werden, und zur Zeit des alten Borgi war es immer so gehalten worden; allein die Revolutionsstürme, welche gegen das Ende des vorigen und in den ersten Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts Rom beunruhigten, hatten diese weise Einrichtung außer Uebung kommen lassen: Anfangs, weil wegen des Mangels an Geldmitteln, der den Fortbestand der Anstalt bedrohte, es nicht möglich gewesen war, die Kinder anständig genug zu kleiden, um sie auswärts schicken zu können; sodann, weil während dieser Zeit der Aufregungen die Kinder nicht immer ohne Gefahr über die Straßen hätten gehen können.

Aus diesen Gründen hatte man also in der Schule selbst Lehrwerkstätten errichtet; allein wegen der geringen Bezahlung hielten die mit dem Unterrichte der Waisenkinder beauftragten Handwerksmeister nur kurze Sitzungen. Der Unterricht war ungenügend, und zudem war dabei der Uebelstand, daß, wenn die Zöglinge mit dem zwanzigsten Jahre — denn das war der festgesetzte Termin — aus dem Hospiz heraustraten, ohne mittlerweile die Buden und Werkstätten der Stadt besucht und kennen gelernt zu haben, sie sich inmitten der Unternehmer und der Arbeiter ihres Standes ohne alle und jegliche Verbindungen sahen und nur sehr schwer es zu einem selbstständigen Geschäfts-

betriebe zu bringen vermochten. Während dieser Zeit des Unbeschäftigtseins zehrten sie ihre geringen Baarschaften auf und gingen oftmals der Frucht ihrer Erziehung verlustig. Zudem, weil es unmöglich war, in dem Hospiz Werkstätten von jeder Gattung zu haben, widmeten sich die Meisten einem unfreiwilligen Berufe, weil die Kinder nur unter einer sehr begränzten Anzahl von Handwerken die Wahl hatten. Alle diese Gründe bewogen Mastai, auf die Methode des alten Maurers zurückzukommen, und die Zöglinge haben sich zu dieser Rückkehr zu der ursprünglichen Anordnung nur Glück wünschen können. Die Studien werden viel ernster betrieben: der Lehrling, da er in den Werkstätten der Stadt sich bewegt, tritt dort in Beziehungen ein, welche für die Folgezeit von großem Nutzen für ihn sein können. Die Mannigfaltigkeit der Arbeiten, zwischen denen er wählen kann, erlaubt ihm einen höheren Grad von Geschicklichkeit zu erreichen, eben weil er seiner Neigung folgt. Diese Regel ist seitdem beibehalten worden, und das Hospiz zählte noch bis auf die neueste Zeit auf hundertzwanzig Zöglinge dreißig verschiedene Handwerke. Verlassen die Zöglinge nach vollendetem zwanzigsten Jahre die Anstalt, so sind sie nicht allein gut unterrichtet, sorgfältig erzogen und vortrefflich in ihren nach Lust und Liebe erkorenen Handwerken eingeübt, sondern besitzen auch in ihrer Sparbüchse, worin der Ueberschuß ihres Verdienstes, nach Abzug des bestimmen täglichen Kostgeldes, verwahrt wird, genügende Mittel, sich die erforderlichen Geräthschaften und Instrumente, Kleider, ein Bett und sonstige nothwendige Artikel anzuschaffen.

Wohl mag der Menschenfreund das Andenken jenes armen unwissenden Mannes, des ersten Gründers dieser Rettungsanstalt für Verwahrlosete und Verwaisete, der unter einem rauhen Aeußern und unter etwas abstoßenden Manieren ein Herz voll der zärtlichsten Theilnahme und der erhabendsten Nächstenliebe barg, segnen und in Ehren halten. Aber nicht minder segnen und in Ehren halten muß er das Andenken jenes jugendlichen Priesters, der durch die Verbesserungen, die

er daselbst einführte, durch den günstigen Aufschwung, den er der Erziehung der Kinder verlieh, durch die reiche Unterstützung, die er aus eigenen Ersparnissen vom Allernothdürftigsten der Anstalt angedeihen ließ, so zu sagen ihr zweiter Gründer geworden ist.

Es ist in der That mit Worten nicht zu beschreiben, wie weit Mastai's Sorge für die jungen Waisen ging; man sah ihn beständig um sie, er lebte wie sie, er wußte eines Jeden Namen, eines Jeden Geschichte. Nichts in ihm ließ den Herrn durchblicken, Alles athmete den Vater. Seine Worte trugen das Gepräge der Einfalt und Salbung des Evangeliums, seine Handlungen das der Sanftmuth des göttlichen Heilandes. Nie verlor er seine Waisen aus den Augen, und selbst nach ihrem Austritt folgte ihnen seine Sorgfalt in die Bahnen, in welchen sie sich bewegten. Mit einem Worte: Mastai war für seine Waisenkinder im Tata Giovanni, was seiner Zeit Calasanza, dessen Geist zu Volterra in ihn übergegangen war, für seine Verwahrloseten in St. Dorothea gewesen!

Aber wie sie ihn auch wieder liebten, diese armen Wesen! Wie sie mit ganzer Seele an ihm hingen und so lange sie lebten, seiner allzeit eingedenk blieben!

Doch bezeichnender als alles Andere für das Thun und Treiben im Tata Giovanni, für das Leben und Wirken Mastai's während sieben Jahren in demselben, und für die treue Anhänglichkeit der Zöglinge auch noch nach Jahren an ihm, ist folgende Erzählung eines französischen Lebensbeschreibers Pius' IX. (Felix Clavé). Derselbe ließ sich in den ersten Jahren des Pontificates Pius' IX., bei seinem längeren Aufenthalte in Rom, nebst einigen Freunden von einem Zöglinge des Tata Giovanni aus der Zeit Mastai's in dem Hospiz herumführen und sich von demselben Alles, wessen er aus jenen glücklichen Tagen sich zu erinnern wußte, mittheilen.

Angelo Tocaccelli, unmehr ein armer hinkender Schuhflicker, schien bewegt, als er die Schwelle des Hospizes betrat, das er seit zwanzig Jahren nicht wieder gesehen hatte. „Hier

in diesem Hause, bin ich glücklich gewesen," sagte er, „es ist mir, als wäre ich darin geboren; denn über dasselbe hinaus weiß ich von Nichts. Hier habe ich den Stand erlernt, der mich nun ernährt; hier habe ich, fügte er mit Stolz sich verbessernd, hinzu, „vor allen Römern, von der ganzen Welt den großen Mann kennen gelernt, bedient und geliebt, der jetzt die Kirche regiert!"

Bei diesen Worten verklärten sich des guten Mannes Gesichtszüge und seine Augen sprüheten Blitze.

Dann führte er seine Gäste in die Capelle.

Die Capelle im Tata Giovanni ist, wie man sich denken kann, weder geräumig, noch reich. Zwei Reihen Bänke, ein schlichter Altar, das ist ihr ganzer Schmuck, ihr ganzer Reichthum. Aber an diesem einfachen Altar hat Mastai, der edle Graf, der Liebling Pius VII., umgeben von kleinen Kindern seine erste Messe gelesen.

Tocaccelli knieete nieder und betete einen Augenblick; dann erhob er sich wieder und sagte: „Schauet da den Altar, wo er jeden Tag die Messe für uns las, und wo er an jedem Sonn- und Festtage uns unsere Pflichten, die Liebe Gottes und des Nächsten auslegte; wir hörten mit Folgsamkeit zu, denn er predigte durch sein Beispiel."

„Als er zum Erzbischof von Spoleto ernannt wurde, hat er auch hier in dieser Capelle seine erste bischöfliche Messe lesen wollen. War er doch ja mit seinen armen Waisenkindern ein Herz und eine Seele geworden."

„Auch waren wir", fuhr Tocaccelli fort, „die Ersten, die es sagten, als er Papst wurde: Mastai, der ist der Papst für uns. Der ist der Papst der Armen, der Verlassenen! das ist ein Vater des Volkes, der den Thron besteigt! Aber Rom kannte ihn nicht."

„Das erste Mal, als er auf der Boggia (dem Balcon) erschien, blieb die Menge bei seinem Anblick stumm und gleichgültig. (?) Nur eine kleine Gruppe ließ nicht ab, aus vollem Halse zu schreien: Viva Pio nono! evviva il padre del

popolo (Es lebe Pius IX.! es lebe der Vater des Volkes!) Das waren wir; es waren seine ehemaligen Zöglinge, die Waisenkinder vom Tata Giovanni!"

Aus der Capelle gingen sie in das Speisezimmer. „An dieser Stelle hab' ich acht Jahre gegessen", sagte Angolo, indem er auf die Ecke eines der Tische klopfte; „und weil ich nicht gerade einer der Ruhigsten und Saubersten war, so stand Mastai manchmal, wenn er vorüberging, still und zupfte mich am Ohr, aber es that nicht weh! Er war nicht, wie der alte Tata Giovanni, der nie ohne seine Ruthe daherschritt und tüchtig darein schlug, wie die Alten sagen."

„Mastai aß nicht mit uns. Er nahm seine Mahlzeiten mit den andern Geistlichen des Hauses. Nur während der Osterferien und im October, wenn er uns außerhalb der Stadtmauern, nach der Basilika von Sanct Sebastian (einer jener sieben Hauptkirchen Roms, welche andachtshalber von den Pilgern besucht werden, der glorreichen Grabstätte von hundert vier und siebenzig tausend heiligen Märtyrern, wo auch der aus der „großen Kloake" dahin übertragene Leib des heil. Sebastian ruht) führte, ließ er uns, wenn die Essenszeit gekommen war, auf dem Rasenplatz Halt machen; er schickte Einen ab, um in der nächsten Schenke ein Stück Fleisch, Salat, Wein, Früchte und Brod zu kaufen, und erst nachdem er diese einfachen Gerichte unter uns vertheilt hatte, bediente er sich selbst, aß, wie wir, auf dem Grase sitzend, und trank mit uns aus derselben Flasche."

Aus dem Refectorium gingen sie in den Lehrsaal, der noch in demselben Zustande sich befindet, wie er zur Zeit Mastai's war. Die mit Inschriften bedeckten Wände sind auf einer Seite mit einem Crucifixe, auf der andern mit dem Portrait Giovanni Borgi's, des Stifters, geziert. An die vier Wände lehnen sich stufenweise aufsteigende Bänke; in der Mitte steht ein alter, ganz mit Dintenflecken geschwärzter und mit Einschnitten bekritzelter Tisch, ferner drei Lehnstühle mit vergilbtem Leder von einer Façon aus der Zeit Ludwigs XIV.

Auf dem in der Mitte stehenden saß Pius IX. sechs Jahre nacheinander jeden Abend, um die Kinder zu unterrichten. Mastai wollte, daß man das, was man thut, ganz thue: ganz bei'm Spiel in den Erholungsstunden, ganz beim Studium während der Classen. Bisweilen entfernte er sich und überließ dann die Sorge für Aufrechthaltung der Ordnung den Vertrauteren. Allein dann war es, wie Angelo bemerkte, mit dem Stillschweigen nicht weit her.

„Wir hatten", so erzählte er weiter, „einen kleinen Stummen unter uns, einen Mahomedaner von Geburt, welchen algierische Seeräuber an der Küste zurückgelassen hatten, und der, nachdem er aufgefunden worden, getauft und unter dem Namen Marcus im Tata Giovanni erzogen wurde."

„Der kleine Stumme besaß ein eben so flinkes Auge, als seine Zunge schwerfällig war. Während Mastai's jeweiliger Abwesenheit auf dem Flurgange als Schildwache aufgestellt, kam er, sobald er schon von Ferne seiner ansichtig ward, in die Classe gestürzt, kündigte durch einen leisen Kehllaut seine Ankunft an und gab, indem er den Nagel seines Daumens an seine untere Lippe legte, das Zeichen, daß der Mann mit der gespaltenen Lippe herannahe; sofort war Alles wieder in seinem Geleise."

„Jetzt", fuhr Angelo, indem er die Fremden ihm zu folgen einlud, fort, „werde ich Sie in sein Wohnzimmer führen."

Man trat hinein. Nichts ist seit der Zeit darin geändert worden. Da steht noch das nämliche Bett, derselbe Lehnsessel, derselbe Tisch. „Sie sehen", sagte Angelo, „da ist kaum das Nothdürftigste. Hier hat Pius IX. nahezu sieben Jahre gewohnt!"

Man kann sich in der That nichts Bescheideneres vorstellen, als Mastai's Wohnzimmer im Tata Giovanni. Und doch gehörte der junge Geistliche, der dieses kleine Gemach bewohnte, einer adeligen, wenn auch nicht gerade überschwenglich reichen, doch auch nicht unbemittelten, vornehmen Familie an. Nicht als ob seine Eltern es ihm an etwas hätten mangeln lassen.

Allein Mastai verwendete bis auf den letzten Bajocco die Geldsumme, die seine Familie ihm zukommen ließ, dazu, seinen Waisen wärmere Kleidung, eine gesundere Nahrung und auch etwelchen ihrem Alter angemessene Zerstreuungen zu verschaffen. „Ist es denn genug", pflegte er zu sagen, „wenn man armen, der mütterlichen Liebkosungen und aller Annehmlichkeiten des Lebens beraubten Kindern bloß ihre Nahrung reicht? Ist nicht auch das ein gut angelegtes Geld, welches das Lächeln, das stille Entzücken, die laute, rauschende Freude armer, kleiner, von ihrer Geburt an dem Schmerze und dem Elend anheim gefallener Wesen als Zins einbringt?"

O daß sie kommen möchten die sogenannten Philanthropen (Menschenfreunde), die sich so nennenden Liberalen, die Männer des „Fortschrittes", die Brüder der Loge, die Lassalleaner und Schulze-Delitzschen, die „Volksbeglücker" alle, wie sie immer heißen mögen, die da aus geheimen, dem Uneingeweihten verborgenen, außer der Religion Jesu Christi liegenden Quellen Wahrheit, Weisheit, Tugend oder Menschenglück zu schöpfen sich und den Anderen weißmachen, daß sie kommen und hier von einem jugendlichen italienischen Priester, der nunmehr als Papst-König Pius IX. die katholische Welt und einen kleinen weltlichen Staat beherrscht, daß sie kommen und es lernen möchten, wo die wahre Weisheit, die wahre Tugend, die wahrhaft beglückende Menschenliebe zu suchen und einzig und allein zu finden sei — in der Religion Jesu Christi, in der Religion der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe — in der Religion, deren oberster Bekenner Papst Pius IX. ist!

Solche Güte, Hingebung und Liebe konnte denn auch nicht verfehlen, dem gräflichen Director des Tata Giovanni alle Herzen zu gewinnen; in der That gab es da auch nicht ein einziges Waisenkind, welches nicht das vollkommenste Vertrauen in ihn setzte, ihm nicht sein Herz öffnete, seine Geheimnisse und seinen Kummer anvertraute. Man wagte ihm Alles zu sagen und fürchtete Nichts, als ihm zu mißfallen.

Wie sehr die Kinder an ihm hingen, zeigte sich erst recht, als er, um einem ihm gewordenen höheren Auftrage, der ihn in die neue Welt rief, zu folgen, von den geliebten Wesen sich trennen mußte — ein Ereigniß, das er, um sich und ihnen das Schmerzvolle desselben so weit als möglich hinauszuschieben, erst am Abende vor seiner Abreise ihnen kund that. Doch Niemand vermag uns diesen Auftritt lebhafter und anschaulicher zu schildern, als wer ihn selber erlebt hat, und das ist eben wieder der oben erwähnte ehemalige Zögling, Schuhflicker Tocaccelli. Hören wir ihn, wie er denselben dem Felix Clavé und seinen Begleitern erzählte:

„Dort habe ich" — so fuhr er fort — „einem der traurigsten Auftritte meines Lebens beigewohnt."

„Es war an einem schönen Sommerabende."

„Nachdem der Abbate Mastai sieben Jahre unser Schützer in diesem Hospize gewesen war, sollte er, um an einer fernen Mission theilzunehmen, uns verlassen. Wir wußten noch Nichts, und doch war der Augenblick der Trennung bereits gekommen. Wir hatten bemerkt, daß er während des Nachtessens kein Wort hervorgebracht hatte. Im Augenblicke, wo wir nach dem Dankgebete den Tisch zu verlassen im Begriffe waren, gab er uns ein Zeichen, uns wieder zu setzen, und verkündigte uns die traurige Nachricht . . . . Es war ein Schrei des Schmerzes von einem Ende des Speisesaales zum andern. — Wir waren damals unserer hundertzweiundzwanzig, groß und klein, aber es war keiner unter uns, der nicht weinte."

„Wir verließen alle plötzlich unsere Plätze, um uns in seine Arme zu werfen. Die Einen küßten seine Hände, die Anderen hingen sich an seine Kleider, die, welche nicht bis zu ihm heranzukommen vermochten, nannten ihn mit den zärtlichsten Namen und beschworen ihn, sie nicht zu verlassen: Wer sollte uns trösten, wer uns lieben! . . . . Er war so bewegt von unserer Verzweiflung, daß er selbst Thränen vergoß, und indem er Die, welche sich am Nächsten bei ihm befanden, an die Brust

drückte, sagte er: Ich hätte niemals geglaubt, daß unsere Trennung so schmerzlich sein würde!"

„Hierauf riß er sich aus unserer Mitte und eilte nach seinem Zimmer, aber vergebens suchte er die Thüre zu schließen, wir drängten uns zu ihm hinein. Diese Nacht schlief Niemand im Tata Giovanni, Alle blieben bei dem Abbate Mastai, und er gab uns gute Lehren und tröstete uns. Er empfahl uns Fleiß, Gehorsam gegen Den, der ihn ersetzen würde, Liebe zu Gott und dem Nächsten, freudige Erfüllung aller unserer Pflichten und Ergebung im Unglück."

„Endlich brach der Tag an, und wir hörten vor der Thüre den Wagen halten, der uns unsern Wohlthäter entführen sollte . . . . Eine Stunde später waren wir zum zweiten Male Waisen."

Ueber die Wangen des armen Schuhflickers rollte eine Thräne bei dieser Erzählung. Der gute Mann hatte übrigens seine Dienste dem französischen Herrn nicht umsonst geleistet. Sie lohnten ihm dadurch, daß sie auch seine Bitte, den kleinen Lahmen, den Seine Heiligkeit im Tata Giovanni so oft bei'm Ohr gezupft, bei Gelegenheit eines Besuches im Quirinal dem heiligen Vater in die Erinnerung riefen. Und sieh! der dunkle Name Angelo Tocaccelli war von dem früheren Pfleger des Tata Giovanni nicht vergessen worden. Er erinnerte sich, daß der Lahme im Jahre 1841 nach seiner Erhebung zur Cardinalswürde auf der Straße ihm begegnete, daß er ihn da gefragt, was aus seinen Cameraden geworden, was sie machten. Er lächelte, als er erfuhr, daß einer seiner Zöglinge, ein armer Schuhflicker, Mastai an dem wiedererkannte, was Pius IX. für sein Volk thäte. Bald nachher ließ Pius IX. seinen ehemaligen Zögling zu sich kommen, und nachdem er ihn von Neuem der Gefühle ganz besonderer väterlicher Zuneigung, welche er in seinem Herzen für seine alten Freunde, die jungen Waisen, bewahrte, versichert hatte, fragte er ihn, ob er nicht ein kleines Andenken von ihm besitzen wolle? — O, heiliger Vater, rief Angelo, — das würde mich glücklich machen . . . .

Pius IX. öffnete eine Schatulle, nahm ein Goldstück heraus, welches sein Bild trug, und überreichte es ihm. Angelo küßte es mehrere Male und schwur, sich nie davon zu trennen. Und er hat Wort gehalten. Ganz hingegeben dem Eindrucke jener Jugenderinnerungen, lud der heilige Vater den alten Zögling ein, ihm einen oder den anderen Vorfall aus jenem geliebten Hause in das Gedächtniß zurückzurufen. Unter Anderem erzählte er ihm: „Ich erinnere mich, heiliger Vater, als ob ich das Hospiz erst vorige Woche verlassen hätte, ganz genau des Platzes, welchen ich acht Jahre lang an dem Ende eines Tisches im Speisezimmer inne hatte. Da ich keineswegs in Erwartung des Augenblickes des Essens, zu den Ruhigen gehörte, so blieben Sie manchmal bei mir stehen, um im Vorübergehen mich am Ohr zu zupfen, aber Sie thaten mir nicht weh!"

Diese eigenthümliche Audienz und die Unterredung bei Gelegenheit derselben, welch ein liebliches Streiflicht warfen sie nicht auf das innige Verhältniß, in welchem der nunmehrige Papst und Landesfürst einst als junger Abbate zu seinen armen Zöglingen, und diese zu ihm gestanden!

Fürwahr! die Leitung von Waisenkindern war ein merkwürdiges Noviziat für den dereinstigen Hirten der Völker, und das Directorat eines Hospizes eine eigenthümliche Vorschule für den nachherigen Regenten des Kirchenstaates!

Neunzehntes Capitel.

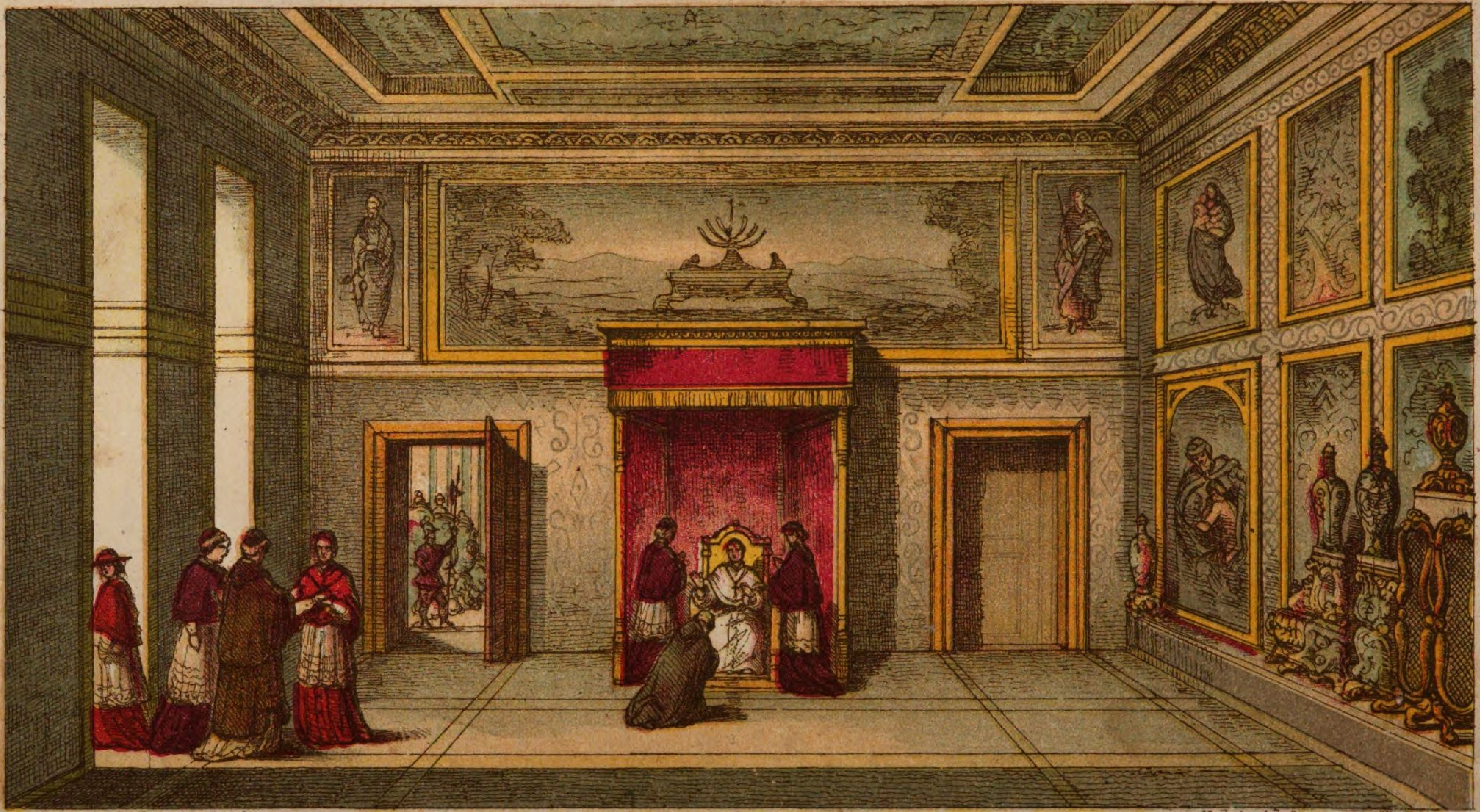
Ein Domherr aus Chili kommt nach Rom. — Eine Congregation von Cardinälen wählt Monsignor Muzi zum apostolischen Vicar für Südamerika. — Mastai wird ihm als Uditore beigegeben. — Welche Stellung dieser als solcher einnahm. — Eine besorgte Mutter. Ein beherzter Sohn. — Pius VII. wiederum ein Prophet. — Sallusti und noch einige Andere begleiten die Mission. — Eine kurze Beschreibung und Geschichte von Chili. — Zweck und Schwierigkeit der Gesandtschaft dahin. — Was zu damaliger Zeit eine Reise nach Südamerika zu bedeuten hatte. — Ein Reiseprogramm, wobei ein Blick auf die Landkarte nöthig oder doch wünschenswerth.

Im Jahre 1823 kam einer der einflußreichsten Männer von Chili, der Archidiakonus Don José Ignazio Cienfuegos, Domherr an der Kathedrale von Sant Jago, nach Rom, um daselbst die Errichtung einer apostolischen Mission nach der Residenz Sant Jago zu erbitten. Die römische Curie willfahrte dem von der Repräsentativkammer zu Chili gestellten Wunsch, und zur Wahl des apostolischen Vicars wurde eine außerordentliche Versammlung von sechs Cardinälen, unter dem Vorsitze des Cardinals della Genga, berufen. Die Wahl lenkte sich Anfangs auf den Monsignor Ostini, einen Geistlichen von großem Rufe, der damals gerade Professor der Theologie am römischen Colleg war. Mancherlei Umstände verhinderten ihn jedoch, diese ehrenvolle Gesandtschaft anzunehmen, und an seine Stelle ernannte die Congregation den Don Giovanni Muzi, der sich damals als Secretair beim Nuntius zu Wien aufhielt, dann Erzbischof Philippi in partibus

(im Lande der Ungläubigen) und später Bischof von cità di castello geworden ist, als apostolischer Vicar von Chili, Peru, Mexiko, Columbien und sämmtlicher Staaten Amerika's, welche jüngst das Joch Spaniens abgeschüttelt hatten Giovanni Maria Mastai wurde von dem Cardinal della Genga, der damals Cardinal-Vicar von Rom war, und darauf auch von dem Staatssecretär, Cardinal Gonsalvi (diesen beiden gewiegten, in die Geschichte der Päpste dieser Zeit so vielfach verflochtenen, in der Schule der Leiden geprüften und bewährten Kirchenfürsten) aufgefordert, sich mit Monsignor Muzi, der gerade ihn wünschte, in der Eigenschaft eines beigeordneten Zuhörers und Rathgebers (auditor oder uditore) an dieser Mission zu betheiligen. Daß die Wahl zu diesem Posten von Seiten Monsignor Muzi's gerade auf Mastai fiel und dieselbe von den obengenannten Männern gutgeheißen, ja Mastai zur Annahme derselben durch ihn aufgefordert wurde, konnte für diesen nur ehrenvoll sein; denn die in Chili zu lösende Aufgabe war heikel und schwierig; um sie mit Erfolg zu lösen, bedurfte es, den dortigen übermüthigen Neurepublikanern gegenüber, eines würdevollen, Achtung gebietenden Auftretens, tüchtiger Beschlagenheit in der Gottesgelehrtheit, sowie im kanonischen (geistlichen) und weltlichen Recht, verbunden mit Staatsklugheit und Charakterstärke. Diese Eigenschaften mußte man somit theils durch persönlichen Umgang mit ihm, theils durch Erkundigungen über ihn und sein amtliches Wirken, sowie aus seinen schriftlichen Arbeiten an Mastai zur Genüge erkannt haben. Uebrigens war seine Stellung als Auditor eine sehr bescheidene und ja nicht zu verwechseln mit der eines Auditors der sogenannten Rota Romana, eines Mitgliedes des höchsten päpstlichen Gerichtshofes, deren es zwölf aus verschiedenen Nationen giebt und die gleichsam auf dem Range stehen, Cardinäle zu werden. Gleichwohl scheint sie auch nicht einfach die eines Privatauditors (wie die Cardinäle, die Auditoren der Rota und andere Prälaten sie sich wohl unter der Benennung Auditor zu wichtigen Verhandlungen beizugesellen pflegten),

sondern eine amtliche gewesen zu sein, wozu er vom Papst ernannt worden mit der Bestimmung, den apostolischen Vicar in seinem Amtsberuf zu unterstützen, jedoch in den einzelnen Acten von dessen Mandaten oder Befehlen abhängig zu sein.

Eine Reise nach Südamerika war zu jener Zeit etwas Ungeheuerliches, mit namenlosen Umständen, Schwierigkeiten und Gefahren Verknüpftes. Als daher die Kunde von diesem Vorhaben nach Sinigaglia gelangte, hatte die zährtlich besorgte Gräfin Katharina daselbst nichts Eiligeres zu thun, als an den Staatssecretär, Cardinal Gonsalvi zu schreiben und ihn dringendst zu bitten, ihren Sohn doch ja nicht so weit fortzuschicken. Dieser jedoch, nicht erschreckt durch Gefahren, welche der Einbildungskraft einer zärtlichen Mutter höchst grauenvoll erschienen, sah diese Aufforderung als eine Stimme vom Himmel an, die ihn auf ein neues und ausgedehnteres Feld der Thätigkeit rief und war, so ungern er sich auch von seinen lieben Pfleglingen im Tata Giovanni trennen mochte, gleichwohl im Geiste des Gehorsams und der Selbstaufopferung sofort bereit, ihr nachzukommen. Unbekannt mit dem Gesuche seiner Mutter, stellte er sich daher dem heiligen Vater vor, der zu ihm sagte: „Die Gräfin, Ihre Mutter, hat an den Staatssecretär geschrieben, um Ihre Abreise zu verhindern; ich habe ihr jedoch geantwortet, Sie würden wohlbehalten von dieser Mission zurückkehren." Das war wieder eine jener merkwürdigen Aeußerungen im Munde dieses hocherlauchten Kirchenoberhauptes, denen man wegen der Sicherheit, mit der sie gethan wurden und wegen des sie bewahrheitenden Erfolges ein gewisses prophetisches Gepräge nicht wohl absprechen kann. Obwohl der Mutter Angstgefühl dem zartempfindenden, sie innigst liebenden Sohne, gewiß nicht gleichgültig war, so vermochte doch der Gedanke daran in keiner Hinsicht seine Bereitwilligkeit zu der allerdings auch von ihm in ihrer ganzen Schwierigkeit gewürdigten Gesandtschaftsreise zu erschüttern; gehörte er ja, das wußte er recht wohl — seitdem er Priester geworden, nicht mehr seiner Mutter und seinen Verwandten, nicht mehr sich selber, sondern



Lith. Anst. von J. A. Roser, Dusseldorf.

Verlag v. Ad. Spaarmann, Oberhausen.

Einer der Empfangssaele des Papstes im Vatikan.

wie er leibte und lebte, ganz und ausschließlich Gott und seiner heiligen Kirche an!

Mastai's Abreise in die neue Welt war folglich eine beschlossene Sache. Als Dritter im Bunde wurde ihnen der Abbate Joseph Sallusti beigegeben, um als Schriftführer zu dienen und zugleich die Einzelnheiten dieser weiten, denkwürdigen Reise für die Nachwelt aufzuzeichnen, was denn derselbe auch bald nachher in zwei Bänden, die er zu Rom herausgegeben, treulich gethan hat. Das Lob, welches Sallusti darin dem edeln Charakter, der Umsicht und Beherztheit Mastai's spendet, ist um so bedeutungsvoller, weil er zur Zeit, da er es schrieb, von Mastai's künftiger Erhebung auf den höchsten Thron der Christenheit noch keine Ahnung hatte. Zugleich mit ihnen gingen zwei junge Chilenser an Bord, der schon erwähnte Doctor Cienfuegos, bevollmächtigter Minister Chili's beim heiligen Stuhl und ein Dominicaner Raimondo de Arce von Sant Jago, welche den Befehl hatten, die Mission bis an die Ufer des La-Plataſtromes zu geleiten. — Doch ehe wir unsere Gesandtschaft unter Segel gehen sehen, dürfte ein Blick erstens auf das Land, welches das Ziel ihrer unternehmenden Reise ist, sodann auf die Umstände, welche diese nöthig machten, und endlich auf den Zweck, welchen sie zu erreichen suchte, kaum erläßlich sein.

Die südamericanische Republik Chili bildet ein schmales Küstenland am stillen Meer, zwischen Peru, La Plata und dem unbekannten Patagonien, durchaus gebirgig, mit schroffem Abhang der Anden oder Cordilleren, jener großen Gebirgskette, welche vom Cap Horn an ganz America durchschneidet und deren höchste Spitzen an zwanzigtausend Fuß erreichen. Mehrere schwer zu passirende Päſſe führen aus Chili nach den La-Platastaaten. Man zählt hier in den Cordilleren vierzehn noch thätige feuerspeiende Berge. Westlich von den Cordilleren verbreiten sich gleichlaufend mit denselben drei niedrige Bergreihen im Lande. Vom Fuße der niedrigsten Reihe dacht sich das Land allmälig nach der See

zu ab, und besteht aus einem ebenen Küstenlande, das im nördlichsten Theile Chili's wegen Dürrung ein ödes, wüstes Ansehen hat, und wo nur die von Flüssen bewässerten Schluchten fruchtbar und bewohnt sind. Fruchtbarer ist das Küstenland im südlichen Theile, und überhaupt fehlt es in dem Gebirgsstriche nicht an schönen Thälern mit einem sehr ergiebigen Erdreiche. Die drei und fünfzig Flüsse, welche alle von Osten nach Westen strömen, haben einen kurzen Lauf. Das Klima ist sehr angenehm und gemäßigt, indem dir Cordilleren durch ihre Höhe und die Seewinde ihre Hitze mildern. Doch sind Erdbeben häufig und haben, besonders 1822, 1824 und 1825 (folglich gerade um die Zeit, wo die römische Gesandtschaft dort weilte) große Verwüstungen angerichtet, namentlich bei Sant Jago. Hier ist die Hochschule des Landes. Die römisch-katholische Kirche ist Staatskirche, und steht unter einer nicht sehr zahlreichen Geistlichkeit; andere Confessionen sind geduldet, doch ohne öffentlichen Cultus. Die Einwohner Chili's sind theils Spanier und in den Colonien geborne Einwohner europäischen, unvermischten Stammes (Creolen), theils Indianer und Mischlinge. Erziehung und geselliger Ton sind weit ansprechender in Chili, als irgendwo sonst im spanischen America. Der Charakter der Chilesen ist vortrefflich, sanft und gutmüthig. Ihre Sitten sind einfach, selbst in den Städten.

Bis vor der Eroberung durch die Spanier (1541) war Chili ein freies Land; seitdem behaupteten die Spanier, wenn auch nicht ohne Kampf und Blutvergießen, ihre Herrschaft im schönen Lande, das nur widerstrebend das fremde Joch sich gefallen ließ. Zumal seitdem aus Europa in Folge der französischen Staatsumwälzung etwelche Freiheitsfunken herüberflogen und Feuer fingen, ward es dessen überdrüssig. Als nun gar, durch England ermuntert, Buenos-Ayres im Jahre 1806 das spanische Joch abgeworfen, fühlten auch die höheren Stände Chili's Neigung, sich von dem Mutterlande unabhängig zu machen. Tumulte, Bürgerzwiste, Kriege mit den

Spaniern, worin bald diese, bald die Republicaner siegten, wütheten fortan im Lande und machten es zu einem Schutthaufen und Blutbade, bis endlich am 5. April 1818 der spanische Feldherr Osorio bei Maypu auf's Haupt geschlagen und dadurch Chili auf immer von der spanischen Herrschaft befreit wurde.

Nun folgten langjährige bürgerliche Unruhen, welche das Emporblühen und die Entwickelung des jungen Freistaates hemmten. Schon am 28. Januar 1823 (eben in dem Jahre, wo von Chili aus die römische Mission dahin eingeladen wurde), setzte eine Partei den seitherigen Oberdirector O'Higgins ab, und General Freyre an seine Stelle; unter ihm kam im Jahre 1824 auf dem Congresse zu Sant Jago die erste Constitution zu Stande. Freyre wurde im Jahre 1828 verdrängt und aus dem Lande verwiesen; an die Stelle der ersten Constitution kam 1828 eine zweite; auf Freyre folgte General Pinto, auf diesen (1831) der Präsident Prieto, der die Ruhe im Innern herstellte und manche nützliche Einrichtung traf. Doch erst seit dem Jahre 1839, nachdem eine von Peru aus angezettelte Verschwörung unterdrückt und ein Krieg mit diesem Nachbarstaate siegreich beendet worden, herrschte in dem jungen Freistaate bis auf die neueste Zeit hin Ruhe.

Daß durch diese politischen Wirren, durch den häufigen Wechsel der Regierungen und der Regierungsformen die Religion, wie innerlich in den Herzen, so auch äußerlich in der kirchlichen Gesetzgebung und in den kirchlichen Einrichtungen nicht unberührt und unbeschädigt bleiben konnte, liegt in der Natur der Dinge. In der That war seit Vernichtung der spanischen Herrschaft das zwischen dieser altkatholischen Macht und der Kirche seither bestandene Verhältniß hinfällig geworden und eine unheilvolle, das Gewissen Vieler beschwerende, das Gesammtwohl beeinträchtigende Verwirrung in allen Zweigen der Verwaltung eingerissen. Diese Verwirrung zu heben, in einem gemeinschaftlichen Vertrage des heiligen Stuhles mit den erst kürzlich entstandenen Freistaaten Chili, Peru, Mexico u. a., die Rechte

und Pflichten der Geistlichkeit, ihre weltliche und geistliche Stellung in den neuen Verfassungen festzustellen, vorzüglich aber auch, eine tiefeingreifende Meinungsverschiedenheit, welche zwischen dem chilesischen Klerus und der höchsten geistlichen Gewalt in Bezug auf das Recht, religiöse Orden, die solches wünschten, zu säcularisiren, d. h. wieder weltlich zu machen, bestand, zu beseitigen: das war die Aufgabe, welche der apostolische Vicar Monsignor Muzi im Vereine mit seinem wackeren Auditor Mastai und dem Abbate Giuseppe Sallusti in der neuen Welt zu lösen hatte.

Wie die Aufgabe abschreckend, so mußte für minder beherzte Charaktere fast mehr noch die Reise in jenes ferne Südland, in damaliger Zeit, mit den damaligen, noch im Urzustande befindlichen Beförderungsmitteln es sein! Denn an regelmäßig fahrende Dampfbote, an Eisenbahnen und elektrische Telegraphen, die den Wanderer und seine Gedanken mit Windesschnelle an ihr Ziel befördern, war im Jahre 1823 noch im Entferntesten nicht zu denken. Von der schneckenmäßigen Langsamkeit und der Abenteuerlichkeit, mit der man damals reis'te, bringt uns ein Reisebericht des erst unlängst verstorbenen englischen Cardinals Wiseman, des hochberühmten Schriftstellers und Vertrauten von vier Päpsten, einen annähernden Begriff bei. Derselbe machte diese Reise im Jahre 1818, folglich nur wenige Jahre vor der hier in Rede stehenden, und es war nur eine kurze Reise von Liverpool nach Rom, eine Reise, die man jetzt in aller Bequemlichkeit binnen vier Tagen zurücklegt, und die dazumal vom 2. October bis zum 18. December, mithin beiläufig drittehalb Monate dauerte; vierzehn Tage von dieser Zeit vergingen auf dem Wege von Savona nach Genua, acht Tage auf dem Wege von Genua nach Livorno. Und auf dieser kurzen Reise wie viele Unfälle und Gefahren! Da fiel ein Mann in's Wasser und ertrank; da wurde in Folge des Mangels an frischem Wasser ein Hund, den man an Bord hatte, toll und vertrieb Alles vor Furcht vom Verdeck, da gerieth das Schiff wenigstens einmal in Brand, und einmal hätten in Folge

eines plötzlichen Windstoßes um ein Haar alle Passagiere das Leben eingebüßt! . . . Nun vergleiche man mit dieser kurzen Reise von England nach Italien eine Reise von Italien nach dem Süden von Süd-America, eine Reise quer durch das mittelländische Meer, von hier durch die Straße von Gibraltar in den Atlantischen Ocean, quer durch diesen, die an Inselgruppen, Klippen und Untiefen, Riffen und Sandbänken so reiche Ostküste Süd-America's entlang bis nach Brasiliens Hauptstadt Buenos-Ayres, von hier zu Lande durch die ellenhoch mit Gras bewachsenen Pampas und über die Andes-Bergkette nach Chili; von Chili an der Nordwestküste Südamerika's nordwärts nach Peru, von dort wieder nach Chili (Sant Jago) zurück, die ganze südliche Westküste entlang um das mit starken Eismassen bedeckte, sehr stürmische und felsige, besonders damals für Seefahrer außerordentlich gefahrvolle Vorgebirge Horn, die südlichste Landspitze America's, herum wieder in den großen Ocean hinein, quer durch das mittelländische Meer nach dem Orte der Abfahrt zurück: eine Reise, die jetzt noch bei dem so unendlich erleichterten und beschleunigten Verkehre, mehr denn sechs Monate ununterbrochen in Anspruch nimmt! Dazu gehörte, abgesehen von der erforderlichen Körperstärke der Reisenden, ein wahrer Heldenmuth und eine Geduld und Ausdauer von nahezu dreiundzwanzig Monaten, die sie bei guter und schlechter Witterung, bei Windstille und Gewittersturm, theils an Bord auf hoher See, theils unter noch größeren Entbehrungen, Kümmernissen und Mühseligkeiten auf dem Festlande zuzubringen genöthigt waren.... Doch lassen wir nach diesen Vorbemerkungen nunmehr den Augenzeugen und Berichterstatter Joseph Sallusti selber erzählen. —

Zwanzigstes Capitel.

Die Reise selbst. — Abschied von Rom. — Ankunft in Genua, wo einer doppelten Trauerpost bald eine freudige Nachricht folgt. — Ein seltsames Zusammentreffen jetzt und ein noch seltsameres Wiederzusammentreffen später. — Die Brigg oder Goëlette Eloysa und ihre Bemannung. — Abfahrt von Genua. — Eine Windstille. — Ein Sturm zwingt die Eloysa, den Hafen von Palma zu suchen. — Was der Gesandtschaft dort Ungerechtes und Schmachvolles von den spanischen Behörden widerfährt: Mastai im Gefängniß. — Ein peinliches Verhör. — Ein beabsichtigter Staatsstreich. — Die Gefangenen werden wieder freigelassen. — Spaniens Südküste. — Gibraltar. — Der Domherr Cienfuegos erkrankt. — Der Pic von Teneriffa. — Ein höchst unangenehmer nächtlicher Besuch. — Wie Mastai sich dabei benimmt. — Ein armer Schelm in Todesängsten. — Ein Sclavenschiff auf der einen, das Felseneiland St. Helena auf der anderen Seite. — Was Mastai, zwischen beiden langsam herfahrend, wohl denken mochte. —

Nach einem wehmüthigen Abschiede von der ewigen Stadt, besonders wehmüthig für Mastai, der sich kaum von seinen, die ganze Nacht mit ihm aufgebliebenen Waisenkindern hatte trennen können, reiste die fromme Gesandtschaft am Morgen des 3. Juli 1823 nach Genua ab, wo die Brigg „Eloysa" bereit lag, sie nach der neuen Welt überzusetzen.

Kaum in Genua in dem Gasthof Santa-Martha abgestiegen, vernahm sie das Ableben Pius' VII. Der ehrwürdige Greis, vom Alter und durch so viele ruhmvoll überstandene Leiden geschwächt, mußte an einer längs den Wänden gespannten

Schnur sich halten. Als er diese Schnur am 6. Juli 1823 (dem zehnten Jahrestage seiner Gefangennehmung durch Radet) bei'm Aufstehen verfehlte, stürzte er zu Boden und brach das linke Schenkelbein. Am 20. August erlag er nach großen Schmerzen den Folgen dieses Falles und schlummerte, nach zuvor empfangener Wegzehr und heiliger Oelung, sanft in eine bessere Welt hinüber. Etwa fünf Wochen vor seinem Tode (in der Nacht vom 15. auf den 16. Juli) hatte sich das Unglück ereignet, daß die herrliche Basilika des heiligen Paulus vor der Stadt ein Raub der Flammen geworden war. Dem kranken Papste hatte man, um zu seinen körperlichen Schmerzen nicht noch tiefes Herzeleid hinzukommen zu lassen, von diesem schrecklichen Ereigniß Nichts gesagt, denn man wußte, wie sehr ihm Sanct Pauli als der Ort, wo er als Mönch seine seligsten Jahre verlebt hatte, am Herzen lag.

Diese Hiobsnachricht versetzte die Gesandtschaft in große Trauer und warf einen düsteren Schatten auf ihre vorhabende Weiterreise. Auch waren ja durch ihres Vollmachtgebers Ableben ihre Vollmachten erloschen. Bald jedoch tröstete sie die Nachricht, daß dem verewigten Kirchenoberhaupte in der Person Seiner Eminenz des seitherigen Cardinal-Vicars della Genga ein würdiger Nachfolger gegeben worden, der den Namen Leo XII. angenommen. Auch zögerte derselbe nicht, die in Genua weilende Gesandtschaft mit neuen Vollmachten zu versehen. Der Papst sagt in dem betreffenden Breve, der Graf Mastai, den er als „Uns ganz besonders theuer (Nobis apprime charus") bezeichnet, sei dem Gesandten (Monsignor Muzi) auf dessen besonderen Wunsch beigegeben worden. Obige Bezeichnung mußte dem jungen Uditoren, dessen Herz noch über den Verlust seines väterlichen Freundes und Gönners, Pius' VII. blutete, ein Balsam auf seine Wunde sein.

Während Mastai's Aufenthalt in Genua trug sich ein Vorfall zu, der, an und für sich unbedeutend, gleichwohl nach seiner Wahl zum Papste ein eigenthümliches Wiederzusammentreffen herbeiführte.

Nach langem Aufschub von einer Zeit zur andern war endlich der Tag der Abfahrt gekommen; das Gepäck war Abends zuvor in dem untersten Schiffsraum untergebracht, und die apostolischen Sendboten begaben sich an Bord. Da vernehmen sie, das Schiff könne wegen einer hinzugekommenen Fracht, die noch einzuladen sei, erst mehrere Tage nachher unter Segel gehen. Ohne ihre Koffer wandern sie in die Stadt zurück ihrer Herberge zu. Da finden sie ihre Zimmer bereits von Anderen in Beschlag genommen. Was nun beginnen? Mastai schlägt vor, sich an den Erzbischof zu wenden. So machten sie sich denn zum erzbischöflichen Palast auf, und Mastai, sein Bündelchen in der Hand, sein Brevier unter'm Arme, setzte dem Prälaten die Verlegenheit, worin die Gesandtschaft sich befand, auseinander. Dieser nahm die drei Geistlichen auf das Huldvollste auf und wies ihnen bis zu ihrer Abreise eine Wohnung über der seinigen an.

Der Erzbischof von Genua, an welchen Mastai sich wandte, war kein anderer, als der nachmalige Cardinal und hochmächtige Staatssecretär Lambruschini. Ein sonderbares Begegnen! Wer hätte damals diesem Fürsten der Kirche gesagt, dieser unbekannte junge Mann, der in einer untergeordneten Stellung auf einer Reise in das Innere von America begriffen war und den er jetzt durch seine großartige Gastfreundlichkeit in Staunen setzte, werde dreiundzwanzig Jahre später ihm als Mitberechtigten zu der höchsten kirchlichen Würde, ohne es zu wollen, den Rang ablaufen, werde anstatt seiner den Stuhl Petri besteigen, dem von ihm so mühsam und so beharrlich durchgeführten Regierungs- und Verwaltungsgebäude den Boden einstoßen und eine völlig neue Zeit herbeiführen?

Am 5. October stach endlich die Brigg oder Goëlette „Eloysa" in See. Das Fahrzeug, ein Zweimaster mit zwei Raasegeln und einem sogenannten Briggsegel, war von ausgezeichneter Bauart, gut gekupfert, ein schneller Segler, und der Capitän, Namens Antonio Copello, ein ebenso unterrichteter Seemann, wie liebenswürdiger Gesellschafter. Außer

dem zweiten Offizier Campodonico, zählte die Mannschaft nur vier und dreißig, zwar junge, aber auserlesene Matrosen; deren jüngste Mastai oft an seine geliebten Zöglinge vom Tata Giovanni erinnern mochten. Daß die geistliche Reisegesellschaft, ganz besonders Giovanni Mastai, bei ihrer Abfahrt das von der Kirche vorgeschriebene Gebet für die Reisenden und den schönen Hymnus auf Maria: Ave maris stella (Sei gegrüßt, du Meeresstern) zu beten mit Nichten vergessen haben werde, läßt sich von ihrem Frommsinne ohne Weiteres wohl voraussetzen.

Anfangs ging die Reise vortrefflich von Statten; der Wind war günstig und man gewöhnte sich nach und nach an das Schiffsleben. Bald jedoch trat eine Windstille ein, und wenngleich die Brigg darum im Weitersegeln gehemmt wurde, schlingerte sie doch der Art, daß Alle, welche bisher keine größere Fahrt gemacht, von der Seekrankheit befallen wurden, die namentlich Giovanni Mastai arg zusetzte. — Bei frischer Brise wurde indessen die Fahrt fortgesetzt; am 7. October passirte man den Meerbusen (Golf) von Lyon und legte zehn Knoten (einige von den Sternkundigen festgesetzte Entfernungspuncte zur See) in der Stunde zurück. Die kleine Insel Minorca kam den nach Land Spähenden zu Gesicht, auch entschleierte der Montserrat, jenes berühmte Kalkgebirge, mit seinem noch berühmteren Benedictinerkloster, seinen zackigen Gipfel und zeigte am Fuße seiner schroffen Felsen niedere Klöster, deren einfache Bauart gegen die großartigen Bergformen merkwürdig abstach. Noch in Bewunderung dieses imposanten Schauspiels versunken, wurde diese jedoch bald gestört durch einen heftigen Sturm aus Südosten, der die Eloysa zwang, den Hafen von Palma auf der Insel Majorca zu suchen, was Dank den verzweifelten Anstrengungen der Matrosen denn auch endlich gelang. Der arme Mastai war inzwischen durch einen heftigen Windstoß aus seiner Koje auf den Boden geschleudert worden, so daß er von einem Ende der Cajüte zum anderen rollte. Mit dieser Unterbrechung der Fahrt

beginnt zugleich eine Reihe von Widerwärtigkeiten, gegen welche die Expedition während dreier Monate zu kämpfen hatte.

Die Eloysa hatte kaum Anker geworfen, als die Behörden der Insel unter dem Vorwande, das Fahrzeug habe von der Pest heimgesuchte Länder berührt, sie mit einer Quarantäne von zwanzig Tagen belegten und wider alles Völkerrecht die Auslieferung aller an Bord befindlichen Bücher und der Pässe der Passagiere verlangten. Was sollte man thun? Man war in der Fremde und fand es gerathen, sich zu fügen.

Wie die Behörden aus diesen Papieren ersahen, daß die Eloysa eine apostolische Gesandtschaft nach den aufständischen spanischen Colonien an Bord habe, ließen sie dem Vertreter des heiligen Stuhles den Befehl zugehen, an's Land zu steigen; und auf ein Neues mußte man, bei Gefahr, von den die Rhede beherrschenden Batterien in den Grund geschossen zu werden, wohl oder übel nachgeben.

Monsignor Muzi nahm den von der Seekrankheit kaum genesenen Auditor Mastai als Begleiter mit, ließ den Abbate Sallusti an Bord, und ließ sich nach dem Gesundheits-Amt ausschiffen. Hier fiel eine Rotte Soldaten brutal über sie her, bemächtigte sich ihrer Personen und warf sie, ihren Reklamationen zum Trotz, in die gefängnißartigen Verließe des Lazareths.

Das war doch ein etwas rauher Anfang für einen angehenden Botschafter des heiligen apostolischen Stuhles! Aber diese Reise schien einmal von der Vorsehung ihm zugewiesen: durch sie sollte Mastai's Urtheil gereift, seine Geduld geprüft, der Schatz seiner Erfahrungen bereichert werden; durch sie sollte er mit einer Menge Unbilden und Leiden in eigener Person Bekanntschaft machen, von denen er bisher keine Ahnung gehabt.

Die vier Tage, während deren er abgesperrt, ohne jeglichen Verkehr mit irgend Jemanden, selbst mit den Schiffsmatrosen und ohne irgend welche Kunde betreffs des ihm bevorstehenden Schicksals blieb — o sie waren für den frommen, dereinst zum Herrscher ausersehenen Priester nicht verloren; wie konnte er

da über den Mißbrauch despotischer Gewalten, namentlich aber auch über die Rücksichtslosigkeit katholischer Mächte gegenüber den Vertretern des apostolischen Stuhles, heilsame Betrachtungen anstellen!

Natürlich kam die Nachricht von dieser seltsamen Festnahme bald an Bord der Eloysa, wo sie allgemeine Bestürzung verbreitete, wie man sich wohl denken kann. Der Abbate Sallusti, welcher auf der Brigg zurückgeblieben war, verließ dieselbe sogleich, um die Gefangenschaft seiner Gefährten zu theilen.

Dieß fand am 16. October statt; am 17. unterwarf man alle Drei einem Verhör, als hätten dieselben ein Verbrechen begangen. —

„Der Alcalde (Richter) der Stadt", erzählt Sallusti, „ein Mensch mit sauertöpfischen Mienen und Blicken, die drohend sein sollten, war Präsident des Gerichts. Stolzer und majestätischer als ein römischer Proconsul war sein Gebahren, und lakonisch (kurz) und streng stellte er die auf der Stelle zu beantwortenden Fragen. — An seiner Seite saßen zwei andere Diener der Gerechtigkeit von so fürchterlichem Aeußern und so imponirender Haltung, daß sie uns förmlich Angst einjagten. Ein spindeldürrer Notar, mehr einer Leiche, als einem lebendigen Wesen ähnlich, vollkommen wie ein Pharisäer anzuschauen, nahm Fragen und Antworten zu Protokoll. Ehe jedoch dieses Examen begann, mußte sich Jeder von uns auf eine Fußbank setzen und die als Präservativ gegen die Pest übliche Räucherung aushalten. Danach wurden wir von dem obersten Richter nach unserm Vaterlande, dem Metier, welches wir dort trieben, und dem Character unserer Mission befragt. Man wollte wissen, da wir nach America gingen, ob uns nicht ein politischer Zweck dahin führte. Wir antworteten Alle sehr kategorisch (entschieden) und bestimmt. Lange Antworten waren verpönt, es wäre nicht einmal klug gewesen, umständliche Aufschlüsse zu geben; „Ja" oder „Nein" war vollkommen ausreichend. Uebrigens war es uns während des Verhörs nicht erlaubt, in demselben Zimmer zu verkehren; da aber die Localität so einge-

richtet war, daß man jedes Wort, was gesprochen wurde, hören mußte, so waren wir wenigstens der Uebereinstimmung unserer Aussagen sicher."

Die Sitzung wurde endlich geschlossen und die drei Passagiere der Eloysa entfernten sich mit Freuden: das Betreten der Stadt war ihnen fürder nicht mehr verboten. Nichts desto weniger versuchte der Magistrat von Palma alles Mögliche, um der Mission, die dem spanischen Gouvernement höchst unbequem war, entgegen zu arbeiten; er bestritt dem heiligen Stuhl das Recht, nach Südamerica geistliche Hülfe zu senden und die Mehrzahl ging sogar so weit, zu verlangen, die geistlichen Passagiere der Eloysa so lange in der Festung Ceuta in Gewahrsam zu halten, bis sie dem Gouverneur, der von Palma abwesend war, über die Beweggründe ihrer Reise genaue Rechenschaft gegeben hätten. Darein willigen, hieße sich als spanische Unterthanen bekennen. Doctor Cienfuegos und der Pater Raimondo de Arce verweigerten nicht nur dieses entschieden, sondern erklärten auch, den Bord der Brigg nicht zu verlassen. Dieses folgerechte und feste Betragen hatte ganz die erwartete Wirkung. Der Erzbischof von Palma nämlich und der Consul von Sardinien, in dessen Hände Monsignor Muzi einen Protest hatte gelangen lassen, mischten sich endlich in den Streit, und so konnte die Mission sich bald wieder zur Abfahrt rüsten.

Mehrere Tage war dieselbe auf der ungastlichen Insel aufgehalten worden; nichts desto weniger stürmte das Mittelmeer noch immer; das Schiff steuerte in den Gewässern von Iviza, längs der catalonischen Küste, wurde aber bis Valencia zurück geworfen. So begrüßten die frommen Pilger das Land des Cid, des berühmtesten Helden der alten spanischen Geschichte, sahen das herrliche Reich, aus welchem die Königin Isabella von Castilien Boabdil, den letzten Mauren, jagte, die reizenden Weinberge Malaga's und viele andere Küstenorte, überragt von Palmen und versteckt in blühenden Bosquets.

Am 28. October endlich erblickten sie bei Nacht Gibraltar, schimmernd von tausend Flammen, als hätte man die Festung

ihnen zu Ehren illuminirt. Die beide Welttheile trennende Meerstraße passirten sie glücklich und segelten hinein in den atlantischen Ocean.

Da entfaltete sich vor ihren Augen, gleichsam Abschied nehmend, Spaniens südwestliches Gestade, das reiche, herrliche, üppige Andalusien in seiner ganzen Pracht und entzückte Aller Augen, Tarifa's schöne Lage namentlich machte großen Eindruck. Die Eloysa segelte indessen so schnell, daß das Land bald verschwand und man nunmehr Himmel und Meer sah. Letzteres wurde nach wenig Tagen wieder unruhig, und Doctor Cienfuegos, wahrscheinlich in Folge des schlechten Wetters, so krank, daß er bat, man möge ihn auf den canarischen Inseln ausschiffen. Ein neuer, schrecklicher Sturm vermehrte die Krankheit nur. Am 3. November traf die Brigg eine solche Böe, daß sie nahe daran war, umzuschlagen, und nur die Rüstigkeit und Gewandtheit der Matrosen und der Scharfblick des Capitäns retteten sie vor dem Untergange. Am folgenden Tage hatte sich glücklicher Weise der Sturm gelegt, und der Gipfel des Pic von Teneriffa, der hauptsächlichsten der Canarieninseln, ein eigenthümlich aus dem Meere hervorragender Vulcan, zwölftausend Fuß hoch, wurde sichtbar. Das Meer ging zwar noch hoch, doch war keine Gefahr mehr und die Reisenden erholten sich von der erlittenen Angst. Während zweier Tage beleuchtete die aufgehende Sonne den gewaltigen Pic, dessen höchste Spitze den Namen „Zuckerhut“ führt und an vielen Stellen bläulich gelben Dampf aufwirbelt, denn der Vulcan, der Feuerheerd unter ihm, ist noch nicht erloschen. Die Hitze war mittlerweile unerträglich geworden, kein Hauch kräuselte die vorher wild empörten Wogen.

Durch Strömungen, welche der Capitän nicht kannte, und in die die Brigg gerathen war, kam sie in Gefahr, an der Küste zu scheitern; glücklicher Weise jedoch trieb sie der am Nachmittag vom Lande wehende Wind wieder in die Mitte des Meeres, aus welchem nach und nach kleine Inseln hervorleuchteten. Am 5. Abends gewahrte man im Süden noch die

Stadt Santa Cruz (Heilig Kreuz), oder besser gesagt, man sah in der Ferne ihre Lichter glänzen. Es war das eine Gegend, wo unlängst mehrere Fahrzeuge von Seeräubern waren geplündert und in den Grund gebohrt worden. Mit vollkommenem Einbruch der Nacht waren die Passagiere zur Ruhe gegangen, und Alle lagen schon in tiefem Schlummer, als sie plötzlich durch laute Worte, die durch ein Sprachrohr gesprochen wurden, erwachten und das Verdeck und die Cajüten von einem Haufen bis an die Zähne bewaffneter Flibustier (wilder, durch Verwegenheit und Raubsucht gleich furchtbarer colombischer Seeräuber oder Corsare) angefüllt sahen.

Mastai war unverzagt: er trat den schimpfend und drohend auf ihn Losstürmenden mit Würde und Festigkeit entgegen: das Opfer seines Lebens, das er in diesem Augenblick für gewiß hielt, kostete ihm, Dank seinem guten Gewissen, nicht das geringste Bedauern, nicht die leiseste Aufregung; wäre er ja gefallen, ein Opfer seiner Pflicht, gefallen im Dienste der Kirche und des heiligen apostolischen Stuhles. Zum Glück war der Besuch weniger fürchterlich, als man erwartete. Der Corsar ließ sich die an Bord befindlichen Papiere zeigen, durchsuchte die Ladung, trank eine ihm vorgesetzte ausgezeichnete Flasche Malaga und ging wieder seiner Wege.

Aber als, Dank der Armseligkeit ihrer Ladung die Eloysa ihrer gefährlichen Gäste ledig, bei den ersten Strahlen des anbrechenden Tages sich allein fand, sanft geschaukelt auf einem milchweißen Meere, welch' ein Anblick bot sich da Mastai dar? Ein armer kleiner Küchenjunge lag wegen eines Vergehens an eine Kanone festgebunden und sah mit Todesangst der Geißelung entgegen, mit der man in grausamem Scherz ihm gedroht hatte. Der ehemalige Waisenvater dachte an seine Kinder zu Rom und große Thränen rollten über seine Wangen. Auf sein und seiner Reisegefährten Bitten wurde übrigens der Angst des armen Schelms bald ein Ende gemacht. Die Inseln des grünen Vorgebirges waren bald erreicht, und die Fülle und Pracht der tropischen Pflanzenwelt, die von Lianen umstrickten Palmen, die

anmuthigen Drachenbäume, welche ihre Kronen im ruhigen blauen Meere spiegelten, wurde allgemein und mit Begeisterung bewundert.

Am 27. November, nachdem die Linie passirt war, erlebte die Mission ein Schauspiel, das, Dank dem fortschreitenden Einflusse des Christenthums, doch jetzt mehr und mehr zu den Seltenheiten zählt. Während einer vollkommenen Windstille nämlich mußte die Eloysa eine Zeitlang in der Nähe eines Sclavenschiffes, welches nach Brasilien bestimmt war und in Rio de Janeiro seine Menschenladung verkaufen wollte, stille halten und zwar so nahe, daß die Officiere und einige Passagiere der Eloysa sich ohne Mühe dahin an Bord begeben konnten. Bei'm Anblick dieser unglücklichen Geschöpfe, welche vollkommen nackt und gleich wilden Thieren zu Zwei und Zwei aneinander gekettet und wie Häringe zusammen geworfen, am Tage der glühenden Sonnenhitze und des Nachts der empfindlichsten Kühle preisgegeben, auf dem Verdeck sich zeigten, war es dem guten Mastai, als müßte das Herz im Leibe ihm brechen.

Die beiden Fahrzeuge waren nahe daran, einander zu berühren, als, vermöge eines wundersamen Zusammentreffens, in demselben Augenblick, wo das Jammergeheul jener Unglücklichen, vermischt mit dem Geklirre ihrer Ketten an sein Ohr drang, Mastai auf der anderen Seite zwischen dem zweifachen Blau des Himmels und der Wogen gleich einem Unheil verkündenden schwarzen Punct die Felseninsel Sanct Helena am Horizont aufsteigen sah! Hier hatte Napoleon der Erste ein paar Jahre vorher (am 5. Mai 1821) seinen letzten Seufzer ausgehaucht!

Zwischen dem Klagegeheul der Sclaverei und dem Todesröcheln des Militär-Despotismus trieb die Eloysa schweigsam dahin.

Welchen fruchtbaren Betrachtungen mag in diesem Augenblicke der sinnige Geist Mastai's sich hingegeben haben? Dort der Felsenkerker und das ruhmlose Grab eines Despoten,

der mit Eisen und Blut gespielt, der wie eine Gottesgeissel die Welt geknutet, die Kirche geknebelt, das heilige Haupt Pius' VII., des unvergeßlichen Gönners und Beschützers Mastai's, mit Schmach überhäuft hatte — nun stehen beide vor ihrem Richter! — Hier ein jammerndes, angekettetes Sclavenvolk, das ihm, gleichsam als ahne es in ihm den künftigen Erlöser der Gefangenen, den dreimal gekrönten Hort und Engel der leidenden Menschheit, Hülfe rufend die klirrenden Arme entgegenstreckt. O, daß er es in seiner Gewalt hätte, ihre Ketten zu brechen! O, daß es irgend einem Menschen vergönnt sein möchte, die Gewalt mit der Liebe, die Religion mit der Freiheit zu paaren! ... Ob ihm hier wohl eine Geisterstimme zugeflüstert haben mag: Dir wird es einmal vergönnt werden, so weit es immer Menschen vergönnt werden kann?....

Einundzwanzigstes Capitel.

Fortsetzung der Reise: Mangel an Lebensmitteln auf der „Eloysa". — Die Unglück weissagenden Vögel. — Ein furchtbarer Sturm. — Mastai von seinem Sitz geschleudert. — Des Hochbootsmannes Gefahr und edelmüthige Rettung, wozu auch Mastai durch seine Geistesgegenwart beitrug. — Ein Sturm ohne Gleichen. — Eine Weihnachtsfeier auf hoher See. — Eine Meerfalkenjagd. — Land! Land! — Montevideo. — Gefahren auf dem La=Platastrom. — Buenos=Ayres. — Freudiger und festlicher Empfang daselbst. — Illumination. Eigenthümliche Art der Ausschiffung. — Kälte und Eifersucht des Gouvernements gegen die Mission.

Durch die oft unterbrochene Fahrt war auf der Eloysa inzwischen furchtbarer Mangel an Lebensmitteln eingetreten und auch das Wasser war verdorben. Die Rationen wurden daher

beträchtlich vermindert, und selten aß man etwas Anderes als Kartoffeln und abgezehrtes Geflügel.

Am 16. December war man schon in der Nähe der amerikanischen Küste.

Bis jetzt hatte Mastai von dem Schiffsleben nur die unerheblichsten Gefahren: die schlaflosen Nächte, die ruhelosen Tage kennen gelernt; die Bekanntschaft mit den drohendern Gefahren war ihm noch vorbehalten. Die Leiden der Armen in den Städten, jener verlassenen Kinder des Festlandes, hatte Mastai kennen gelernt; auch in die Wechselfälle und die Gefahren des Matrosen, dieses Sohnes der Armuth auf dem Ocean, dieses von der Handelswelt so erbarmungslos behandelten Waisen, wollte die Vorsehung ihn einweihen.

Nach einem erstickend heißen Tage, gegen Abend, kam plötzlich eine Vogelart, von den Portugiesen „las almas perdidas“ verlorene Seelen — genannt, auf die Raae gestürzt; bei diesem verhängnißvollen Vorzeichen schüttelten die Seeleute düster die Köpfe, der Capitän ließ die Toppsegel aufziehen und die Schoversegel in Bereitschaft halten. Endlich begann der Wind vom Cap Horn her zu blasen. Alle von der Eloysa seither erlebten Unwetter waren im Vergleiche zu dem Ocean, der in diesem Augenblicke ihre Mastbäume sich beugen und ihr Seilwerk zischen machte, nur kühlende Abendwinde gewesen. Noth lehrt beten, das zeigte sich auch hier. In der Cajüte vereinigten sich sämmtliche Passagiere zu gemeinsamem Gebet und Jeder empfahl seine Seele Gott, denn er glaubte, seine letzte Stunde habe geschlagen. Mastai schien das erste Opfer werden zu sollen; bei dem ersten heftigen Stoße wurde er, heftiger noch wie ein früheres Mal, von seinem Sessel heruntergerissen und mit dem Kopfe gegen den Pater Arce hingeschleudert; daß er sich nicht den Schädel eingeschlagen oder zum Allerwenigsten dem guten Dominicaner nicht die Brust eingedrückt habe, schrieben seine Gefährten einer besondern Gnade zu.

Doch eine ernstere Gefahr bedrohete unsere Reisenden von Außen her. Es war gegen Ende des 22. December. Der

Orcan trieb nach der Küste zu, kein Segel vermochte ihm zu widerstehen, kaum hatte man eins entfaltet, als es mit entsetzlichem Getöse hinweggeschleudert wurde. Die Steurer waren des Ruderstockes nicht mehr Herr; die Brigg trieb, ein Spielball der Winde und der Wogen, daher.

Unter diesen verzweifelten Umständen befiehlt der Capitän, der sich von der Entfernung, worin sich die Brigg vom Lande befand, vergewissern wollte, dem Hochbootsmann, das Senkblei auszuwerfen; der Unglückliche vergißt, sich mit einem Taue anzubinden, eine ungeheure Woge plumpt auf das Deck nieder und schleudert ihn mit sich in die See hinab.

Mastai war noch völlig von seinem Falle betäubt, die andern Passagiere saßen eben bei der Tafel, als der Schreckensschrei: ein Mensch im Meere! durch das Sturmgeheul hindurch von einem Ende des Schiffes bis zum andern sich Bahn brach. Im Nu waren sämmtliche Passagiere auf dem Deck. In dieser Stunde des Schreckens und der Angst hatten Alle Seemannsmuth; Angesichts jenes Unglücklichen, den die Furche des Schiffes bald auf der Wogen Gipfel schwebend, bald in den Abgrund, der ihn zu verschlingen drohete, hinabgestürzt zurückließ, beseelte Alle nur Ein Gefühl, nur Ein Gedanke.

Während die Matrosen sich bemüheten, einen Nachen in's Meer hinabzulassen, warfen Mastai, der Bischof Muzi, der Priester Sallusti Hühnerkäfige, Bretter, kurz Alles, was man in der Eile vom Fahrzeuge losmachen konnte, in die Wogen. Wie die „Eloysa" sich auf den Wellen emporrichtete, sah man den armen Hochbootsmann gleich einem Verzweifelnden mit den Wogen ringen; man hörte sein Jammergeschrei; dann, wie das Schiff zwischen zwei Wasserberge wiederum zurücksank, verengte sich der Gesichtskreis, und man wagte kaum sich zu fragen, ob man beim ersten Wiederauftauchen des Schiffes den Schiffbrüchigen noch einmal wieder erblicken werde. Aller Augen waren auf ihn, alle Gedanken gegen Himmel gerichtet.

Endlich war das Boot in's Meer gelassen; drei wackere Bootsknechte warfen sich in das schwache, kleine Fahrzeug.

Schwerlich würden sie sich hineingewagt haben, um ihr eigenes Leben zu retten; sie opferten sich, ohne an sich zu denken, für die Rettung eines Kameraden: wie viele Segenswünsche, wie viele Thränen begleiteten sie da!

Inzwischen hatte eine der Bänke, deren der Hochbootsmann hatte habhaft werden können, ihm seine Kräfte zu schonen gestattet; nach Verlauf einer Stunde riesenartigen Kampfes mit den Wellen erreichten ihn seine Gefährten, man sah ihn in die Barke steigen; allein damit war der Angst um ihn noch nicht abgeholfen. Das Boot, von Wind und Fluth getrieben, flog mit Gewalt nach der Eloysa hin; bei derselben angekommen, lief man zwanzig Mal Gefahr, gegen des Schiffes Flanken zu zerschellen, und erst nach tausend vergeblichen Anstrengungen, nach tausend unabläßig sich erneuernden Gefahren konnte er endlich des Tauwerkes, das man ihm hinwarf, habhaft werden. Einen Augenblick nachher — o der Freude! — sanken die Matrosen und der Hochbootsmann, die muthvollen Retter und der dem Rachen des Todes Entrissene unter dem Freudengeschrei, den Thränen und glühenden Danksagungen, welche Mastai und seine geistlichen Genossen zu Gott empor sandten, einander und ihren Gefährten in die Arme.

Nach diesem Unglücksfall, der Jeden in die größte Aufregung versetzt hatte, verging der 23. December wie der vorhergehende Tag; nur gegen Abend verdoppelte sich der Sturm und man setzte das große Segel am Hauptmast bei, sah sich jedoch bald genöthigt, alle übrigen einzureffen, denn ein Regen und Sturm wütheten so furchtbar, daß auch der Capitän, ein alter, ergrauter Seemann, und einer der Passagiere, Namens Pietro Plana, welcher die Reise von America nach Europa schon viermal gemacht hatte, sich nicht eines ähnlichen Unwetters erinnern konnten. Hernach jedoch begann die Wuth des Meeres zu vertosen, auf dem weiten Ocean überstürzten sich noch jene langen, hohlen Wellen, welche in der Regel das wieder beruhigte Element andeuten. Weihnachten erschien und mit dem Heil verkündenden Feste schöpfte Jeder neue Hoffnung. Um Mitternacht

celebrirte Monsignor Muzi die Messe mit aller Feierlichkeit, welche die weltliche Umgebung gestattete; doch war die See noch zu bewegt, als daß die Assistenten sich hätten aufrecht erhalten können. Am heiligen Tage hielt Giovanni Mastai Gottesdienst und nach ihm lasen der Pater Raymond de Arce und der Abbate Sallusti die Messe vor einem ehrfurchtsvollen und andächtigen Auditorium. Während des 26. spürte man eine frische Brise, so daß man mit Sicherheit auf die Nähe der Küste rechnen konnte. Am Morgen warf man das Senkblei, aber ohne Erfolg. Man belustigte sich damit, auf Meerfalken zu schießen, eine Art Raubvögel, die in Vielem dem europäischen Sperber gleichsehen, nur weit schöner und größer sind. Man war so glücklich, eines derselben, nach der in Chili üblichen Art, mittels des Lasso (einer Art Schlinge) lebendig habhaft zu werden.

Einige Stunden später warf man abermals das Senkblei und stieß in einer Tiefe von sieben und vierzig Faden auf Sand; um Mitternacht hatte man nur noch sieben und dreißig und am Nachmittag des nächsten Tages, am 27. December, verkündete ein im Mastkorbe befindlicher Matrose: Land.

Tausend Vivats, tausendfache Freudenschreie erschallten, die Genueser Matrosen zogen ihre Theerhüte, man begrüßte nach drei Monaten das sehnlichst erwünschte Land mit Jubel. Die erste nahe der Küste gelegene Insel, deren man ansichtig wurde, war die „Isla des Lobos“, dann zeigte sich das Cap der heiligen Jungfrau. Die oben genannte Insel ist einsam und verlassen, nur einige Fischer, die vom Robbenfang leben, wurden bemerkt; das Cap der heiligen Maria war mit kleinen Hütten besetzt, in denen ebenfalls arme Bewohner zu hausen schienen. Von diesem Cap bis zu dem des heiligen Antonius sind nur vierzig Meilen Entfernung. Als die „Eloysa“ bei der „Banco de los Ingleses“ angekommen, hatte sie nochmals mit einem Sturme zu kämpfen, der sie bis hinter die Insel Flores, (Blumeninsel), deren reizender Name übrigens reiner Spott ist, da sie nur aus kahlen, von Vegetation entblößten Klippen besteht, zurückwarf. Die Brigg hatte hier ungefähr sieben

Faden tiefes Fahrwasser und die Felsen schützten sie vortrefflich gegen die Gewalt des Sturmes. Man hatte den kleinen Anker ausgeworfen; eine heftige Böe zerriß jedoch das Tau, so daß der Capitän es für sicherer hielt, die hohe See wieder zu suchen, woselbst man sich willenlos dem Sturme überließ.

Nach so vielen Gefahren und Widerwärtigkeiten erreichte die Mission endlich die Mündung des majestätischen Rio de la Plata und ruhte vor dem Hafen von Montevideo am 1. Januar 1824 von ihren Mühseligkeiten aus. Der Anblick dieser reizenden Stadt versetzte alle an Bord Befindlichen in das größte Erstaunen, obgleich man doch von Genua, der schönsten aller Städte, abgesegelt war. Damals zählte die Hauptstadt Uruguay's nicht mehr als vierzehn tausend Einwohner, aber ihre geräumigen, rechtwinkeligen Straßen, ihre eleganten, auf den Hügelabhängen gelegenen Häuser boten einen so überraschenden Anblick, daß die Erinnerung daran bei den frommen Pilgern gewiß eine dauernde bleiben wird. Der Hafen von Montevideo ist eine Art Bucht, denn der Ocean tritt hier in's Land hinein, auch ist derselbe vollkommen sicher. Im Osten zieht sich eine fruchtbare Ebene hin, die mit zahlreichen Landhäusern besäet ist, im Westen dagegen ruht der Blick auf den Gebäuden der Stadt. Die „Eloysa" hielt sich vor der Stadt nur auf, um den eingebüßten Anker zu ersetzen und sich mit geschickten Steuermännern zu versehen. Nichts desto weniger unterwarf man sie einer Visitation, nach deren Beendigung die Brigg vor der Kühle gegen Rio de Janeiro segelte. Das Stromgebiet des La Plata war damals noch nicht regulirt und die Fahrt gefährlich, da man aus Furcht vor Sandbänken fortwährend das Senkblei auswerfen mußte. Gegen Mittag erblickte man das Wrack einer Fregatte, nur mit den Masten aus dem Wasser ragend, ein Zeichen also, daß Vorsichtsmaßregeln nicht unnöthig gewesen. Auch war die „Eloysa" im Stande, zwei englische Fahrzeuge, die gerade auf das Wrack zusegelten, zu warnen, und sie dadurch vor dem gleichen Schicksal zu bewahren.

Soweit hatte die Eloysa" ihre eigene Fahrt ziemlich glücklich

zurückgelegt und man war bis Ensenada de Barragan gekommen. Wie wenn ihr jedoch kein Leiden erspart werden sollte, erhob sich plötzlich abermals ein Sturm; die Segel wurden eingezogen und die Anker geworfen. Blitz auf Blitz und Donner auf Donner leuchteten und krachten; es war ein majestätisches Schauspiel, denn die feurigen am Himmel hinzuckenden Schlangen spiegelten sich im breiten Strome, nur befürchtete man, der Blitz werde einen der Maste zerschellen.

Ensenada de Barragan ist eine Art Strandhafen, vom Rio de la Plata und einem kleinen in ihn mündenden Flüßchen gebildet: früher war daselbst eine Colonie entstanden, doch wieder bis auf einige Häuser zusammengeschmolzen, da die Ueberschwemmungen jährlich zu viel Schaden anrichteten. Während der schwierigen Flußschifffahrt wurde Monsignor Muzi, dessen Gesundheit sehr angegriffen war, immer kränker und das fortwährend schlechte Wetter, oft von Hagelschauern begleitet, trug eben Nichts zur Genesung bei.

Am 5. Januar erblickte man endlich in der Ferne Buenos-Ayres, welches den Reisenden als Willkommensgruß eine dichte Wolke Mosquitos sandte, eine neue Plage, ähnlich einer derselben, mit welcher der Herr einst die Aegyptier schlug. Buenos-Ayres, die Hauptstadt und Bundesstadt der ganzen La-Plata-Union, Sitz des General-Congresses, des Präsidenten und eines Bischofs, mit etwa neunzigtausend Einwohnern, auf einer Erhöhung am rechten Ufer des La-Plata gelegen, offen und sehr regelmäßig gebaut, bot mit seinen Häusern von einem Stockwerk und mit flachen Dächern (wegen der häufigen Erdbeben) den seemüden, frommen Pilgern einen höchst anmuthigen Anblick dar. Kaum war der Anker in dem Hafen von Buenos-Ayres geworfen, als für den andern Morgen die Sicherheitspolizei angemeldet und jeder Verkehr mit der Stadt vorläufig untersagt wurde. Sieben Kanonenschüsse salutirten hierauf das glücklich erreichte Land und die Mannschaft rief jubelnd: „Evviva el vicario apostolico! evviva l'America!" („Hoch der apostolische Vicar! Hoch America!")

Bevor noch die Zollbeamten an Bord gekommen, sandte das Gouvernement den Hafencapitän, begleitet von drei Botschaftern, zur Begrüßung. Monsignor Muzi wurde eingeladen, in eine reich geschmückte Barke zu steigen und man ruderte ihn an's Ufer, woselbst ihn die Spitzen der Geistlichkeit, der Militär- und Civilbehörden empfingen und mit großem Pomp nach der Kathedrale begleiten wollten, um daselbst ein Te Deum anzustimmen, eine Ehre, welche der zu kränkliche Prälat ablehnen mußte.

Am Abend boten die Uferhäuser, welche meist illuminirt waren, einen bezaubernden Anblick, und ließen über dieser Pracht die Reisenden ihr ganzes erlittenes Ungemach vergessen. Das Leuchten des Meeres, der Wiederschein der Sterne, der Lichter und Fackeln im Wasser war über jede Beschreibung erhaben.

Früher besaß Buenos-Ayres einen Molo, einen Hafendamm, der durch einen heftigen Sturm zerstört und seitdem nicht wieder hergestellt wurde. Die Ausschiffung geschieht auf die sonderbarste Weise von der Welt, nämlich auf sogenannten Carretillas, Wagen mit sehr hohen Rädern, so daß die Fluth nicht den Boden des Wagens erreicht. Die starken Genueser Matrosen nahmen unsere Reisenden jedoch auf den Rücken und trugen sie an's Land, woselbst eine zahlreich versammelte Menschenmenge sie empfing, die sich um Monsignor Muzi, den Uditore Mastai und Abbate Sallusti drängten und ihnen Gewand und Hände küßten. Ja, ein Greis rief sogar die Worte, welche unserem Heiland bei seinem Einzuge in Jerusalem zugerufen wurden: „Benedictus, qui venit in nomine Domini; hosanna in altissimis! Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn; Hosiannah in der Höhe!"

Ungeachtet dieses glänzenden Empfanges von Seiten der Bevölkerung, ja vielleicht gerade wegen desselben, entstand zwischen der Mission und dem Gouvernement, welches die Forderung nicht vergessen hatte, die erstere solle nur nach gegebener Erlaubniß die Stadt besuchen, eine gewisse Kälte, die sich sogar

soweit steigerte, daß der Abbate Zavaletta, der Vorsteher der Diöcese, der dem Monsignor Muzi die Erlaubniß zur Firmung gegeben, diese wieder zurückzog, trotz des vom Volke darüber geäußerten Unwillens, und als der Erzbischof den Versuch machte zu reclamiren, schützte der Gouverneur der Provinz, um ihn nicht empfangen zu dürfen, ein Unwohlsein vor. Die Nachrichten von Chili lauteten zu gleicher Zeit auch nicht günstig. Zu Sant Jago nämlich war in einer sehr stürmischen Sitzung der Repräsentativkammer der Beschluß gefaßt worden, die Mission zwar mit aller Ehrerbietung zu empfangen, ihr aber sogleich anzuzeigen, daß ihr Aufenthalt nur ein zeitweiliger sein könne.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Fortsetzung der Reise. — Abfahrt von Buenos-Ayres. — Die Pampas und ihre Misère. — Eine Meßfeier und Firmungsspende mitten in denselben. — Ein unerquickliches Abendmahl und gefährliches Nachtquartier. — Derselbige barmherzige Samaritan in einer südamerikanischen Landherberge und in den Prachtgemächern des Vaticans. — Ein Zug ächter Toleranz zur Beschämung Derer, die immer von Toleranz reden, aber die Ausübung derselben Anderen überlassen. — Die verhängnißvolle Poststation und ein rettender sogenannter Zufall. — Ein Feind kriechender Art, der es auf Mastai abgesehen. — Eine kleine apostolische Differenz. — Festlicher Einzug in Mendoza. — Ankunft in Sant Jago.

Von Buenos-Ayres bis nach Sant Jago geht es durch die Pampas, jene ungeheuren Grasebenen, mit zahllosen Heerden wilden Rindviehs, wilden Hunden u. s. w., von berittenen, den Europäern feindseligen Indianern und den rauhen, herumschweifenden Guanchos, halb Spaniern, halb Indianern bewohnt.

Der arme Mastai und seine nicht weniger bedauernswürdigen Gefährten! Den ganzen lieben Tag unter einer glühenden Sonne, inmitten wasserloser ausgedörrter Ebenen, entweder zu Fuß wandern, oder sich in alten, elenden Rappelwagen umherschleppen lassen, stets in Gefahr, bei Tage von den wilden Indianern ermordet, oder über Nacht von den wilden Bestien zerrissen zu werden; manchmal kein Tröpfchen Wasser gegen den Durst, keinen Mund voll Speise zur Stillung seines Hungers finden; in stinkenden, von Tausenden giftiger Insecten bewohnten Hütten, oder unter freiem Himmel schlafen, jenem Himmel, der unaufhörlich starken, aber der Gesundheit schädlichen Thau herabträufelt, das ist das Leben in den Pampas; das war, wenn auch nicht völlig so, drei Monate lang das Leben unseres Mastai. Aber mit welcher Sanftmuth und Geduld, ja mit welchem Frohsinn er alle Entbehrungen dieses monatelangen Durchzugs durch die Graswüsten aushielt, allen Gefahren desselben Trotz bot! Ja, er war es, der den sinkenden Muth der Gefährten aufrecht hielt und durch seine Vorsicht und Thatkraft am Meisten zur Vervielfältigung der Schutz- und Sicherheitsmaßregeln so wie zur Versüßung der Strapazen dieser langen, einer Verbannung von der gesitteten Welt ähnlich sehenden Reise beitrug.

Den 16. Januar 1824, Morgens um 9 Uhr, verließ man Buenos-Ayres. Die Mitglieder der Missionen saßen in zwei Carrossen von sehr veraltetem Aussehen, von vier Pferden gezogen. Ein starker, offener Wagen, dort zu Lande unter dem Namen „Carretera" bekannt, in welchem der Proviant sich befand, folgte. Auf jedem Pferde saß ein Reiter und eine Ordonnanz ritt stets voraus, um für Relais Sorge zu tragen. Am ersten Tage machte man in einer Tour fünfzehn Meilen und hielt sich nur zu Moron auf, doch war der Weg ausgezeichnet. Neu war den Reisenden der Anblick der Fenchelfelder und endlosen Waldungen von Pfirsichbäumen. Zu Santos Lugares, einem elenden Roncho (Dorfe), hatte der Pfarrer des Ortes ein mit Damast ausgeschlagenes Zelt errichten lassen

und einen Altar mit sechs massiven Silbercandelabern hineingestellt, so daß hier also inmitten der Pampas von dem apostolischen Vicar die erste Messe gelesen wurde.

Die ersten Tage, so lange man sich noch in der Nähe bewohnter Orte befand und der von Buenos-Ayres mitgenommene Proviant hinreichte, ging es unseren Wanderern noch so ziemlich erträglich, dann aber begann das Elend.

An den frischen Ufern des Parana machte man eine kurze Rast und nachdem am 19. Januar Sanct Nicolas verlassen worden war, überschritt man die Grenze des Staates Buenos-Ayres (jetzt auch Argentina genannt) und gelangte in das Ländergebiet von Santa Fé. Die erste blühende Stadt war Rosario, woselbst Tausende von Gläubigen gefirmt wurden. Mit dem Morgen des 23. verließ man die Ufer des Parana, an denen die Karawane langsam hingezogen war. Candelaria und Orqueta wurden passirt und in dem letzteren Orte kam den Pilgern der erste Pampasindianer zu Gesicht. Zu las Hermanas mußten Mastai und seine Gefährten, nach einem Abendessen, welches vor Schmutz und Widerlichkeit der Speisen ihnen auch nur anzurühren unmöglich gewesen, in einer Bauernhütte übernachten, deren Wände, aus schlecht abgelösten Thierknochen aufgeführt, einen abscheulichen Leichengeruch aushauchten.

Ueber ihren Köpfen wiegten sich auf Brettern stinkende Käse, Kürbisse, verdorbene Fleischreste. Glücklicher Weise waren die Wände von tausend Löchern durchbohrt, welche einen erfrischenden Luftzug durchließen und so unsere Reisenden vor dem Schreckensgeschick eines unvermeidlichen Scheintodes bewahrten.

Ein anderes Mal mußten sie bei einem ähnlichen Wirthshause an der Straße, fern von allen menschlichen Wohnungen, Halt machen. An diesem trostlosen Aufenthaltsort lag ein englischer Offizier, der, viele tausend Meilen von der Heimath und seinen Verwandten, sich auf seinem Krankenlager vor Schmerzen krümmte und wand. Die italienischen Geistlichen erfuhren den traurigen Zufall des unglücklichen Mannes, der

ihnen gänzlich fremd und noch dazu ein Andersgläubiger war. Einer von ihnen, ein barmherziger Samaritan, blieb mitleidsvoll hinter seinen Reisegefährten zurück, um am Bette des Kranken zu wachen und ihn mit aller Zärtlichkeit einer Mutter oder Schwester zu verpflegen. Er wich nicht von seiner Seite, bis er die Freude hatte, ihn vollständig wieder hergestellt zu sehen. Der italienische Priester, welcher so seine Reise unterbrach, um einen kranken Fremdling zu bedienen, war Mastai-Ferretti, jetzt Papst Pius IX. Der Name des britischen Offiziers war Miller.

Dieß ist nicht der einzige Zug, der als Beweis dienen kann, wie Pius IX. Zeit seines Lebens das Gebot der Nächstenliebe auch in Bezug auf Andersgläubige, Christen oder Nichtchristen, verstand, und wie derselbe, der unbeugsam wie ein Fels sich zeigt, wo es gilt, die katholische Wahrheit, deren Hort und Schirm er ist, gegen ihre Widersacher zu vertheidigen, voll der Güte und Herablassung gegen Diejenigen ist, die das Unglück hatten, außer dem Schooße der katholischen Kirche oder des Christenthums geboren zu werden. Noch in der jüngsten Zeit (im Frühjahre 1868) trug sich ein Zug dieser Art zu, in welchem das unendlich liebreiche, edle Herz des heiligen Vaters sich einmal wieder recht abspiegelt, und den wir, damit wir ihn später nicht vergessen, lieber gleich hier einreihen wollen:

Eines Tages, als der heil. Vater einsam einen der Säle des Vaticans, die als Heiligthümer der Kunst auch dem Publicum offen stehen, durchschritt, bemerkte er einen jungen Mann, der vor einem berühmten Wandgemälde des unsterblichen Meisters Raphael in Betrachtung versunken, ja vor Entzücken außer sich, stumm und wie festgebannt da stand. Der Papst betrachtete den Jüngling mit stillem Behagen, hütete sich wohl, ihn zu stören; aber als dieser endlich den Kopf umwandte, nahm er einen Greis in weißem Talar wahr, der ihn mit einem geistvollen, milden Lächeln ansah.

Pius IX. hatte ein Künstlergenie in ihm errathen. „Sie sind wohl Maler, mein Sohn? — Ja, heiliger Vater. —

„Sie sind nach Rom gekommen, um hier Ihre Studien zu machen?“ — Ja wohl, heiliger Vater. — „Sie sind ohne Zweifel ein Zögling der Maler-Akademie?“ — Ach! nein. — „So haben Sie wohl sonst einen Lehrer?“ — Nein, heiliger Vater, dazu bin ich viel zu arm; ich studire auf eigene Hand und Raphael ist mein Vorbild. — „Schon gut, mein Sohn, aber gehen Sie auf die Akademie, wollen Sie? Ich werde für das Nöthige sorgen.“ — Oh, heiliger Vater ...... „Nun, nur keinen Dank.“ — Ihre Heiligkeit weiß nicht ... daß ... „Reden Sie,“ sagte Pius IX. mit Güte. — Ich bin Protestant. — „Oh, oh,“ sagte der Papst mit einer Handbewegung, lachend, „nichts Anders? das geht die Akademie nichts an.“

Von dem Tage an studirt George Johnston zu Rom auf der Maler-Akademie und der heilige Vater bezahlt für ihn Kost- und Lehrgeld aus seiner Tasche.

Möglicherweise könnte hier Jemand einwenden: der Papst habe bei dieser Güte gegen einen Nichtkatholiken vielleicht im Stillen die Absicht gehabt, ihn dadurch für den katholischen Glauben zu gewinnen. Daß der Vater der Christenheit den Wunsch hege, alle Menschen als Kinder Eines, und zwar des katholischen Glaubens zu sehen und darum Gott bitte, ist wohl selbstredend. Wie aber niedrige Proselytenmacherei oder Seelenkäuferei, wie sie auf anderer Seite leider nur zu üblich ist, dem edelen Charakter des heiligen Vaters fern liege, wie wahrhaft tolerant, wie ächt christlich duldsam derselbe der Religionsübung Andersgläubiger gegenüber sei und wie er das Gleiche von allen Katholiken verlangt, ohne daß sie darum der Ueberzeugung von der allein seligmachenden Wahrheit der katholischen Religion und der Treue gegen sie im Geringsten vergeben dürfen, das möge folgende Thatsache darthun:

Ein Ehepaar, der Mann katholisch, die Frau protestantisch, wendeten sich an den Papst — in Rom wendet sich Jeder mit seinem Begehren an Pius IX. — und klagten ihm bei der Audienz, daß die Mitbewohner ihres Hauses,

die Eltern des Mannes, ihren Frieden stören, weil sie beständig die Frau mit Bekehrungsversuchen ängstigen und quälen. Sie wüßten, sagten sie, in ihrer Noth kein anderes Mittel, als seine Heiligkeit um Schutz anzuflehen. Der wird ihnen denn auch auf das Freundlichste gewährt, und der Papst sagt zu der jungen Frau in seiner herzgewinnenden, milden Weise: „Gehen Sie nach Hause, meine Tochter, und üben Sie ruhig Ihre Religion, Niemand soll Sie fortan darin stören, ich werde dafür sorgen." — Das ganze Wesen des Papstes ergreift die Frau so sehr, daß sie ihm zu Füßen fällt und ihn anfleht, sie wirklich als Tochter anzunehmen und ihr Gelübde als katholische Christin zu empfangen, um einer Heerde anzugehören, die einen solchen Hirten habe; aber Pius entgegnet sanft: „Zuerst gehen Sie nach Hause; so wichtige Entschlüsse darf nicht ein Augenblick entscheiden, dazu gehört Ueberlegung, nicht plötzliche Rührung." — Sie betete dann zu Gott um Erleuchtung und siehe da! was sie früher nicht thun zu dürfen glaubte, ward jetzt ihr sehnlichstes Verlangen und ihre unaufhörliche Bitte, bis sie Gott erhörte und auch sie in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen wurde. So wurde also durch die Milde und Toleranz Pius IX. ein Schäflein zur Heerde Christi zurückgeführt. — O, daß sich insbesondere Diejenigen unter den Nichtkatholiken daran spiegeln möchten, die den Mund stets voll von Toleranz haben, sie auf ungebührliche Weise von Andern fordern, während sie selber die schreiendste Unduldsamkeit, die gehässigste Bekehrungssucht und Proselytenmacherei gegen die Katholiken üben!

Züge wie die obigen lassen sich zu Tausenden von dem heil. Vater erzählen. Das hindert aber Tausende von Nichtkatholiken und Freidenkern nicht, die katholische Kirche von ihrem Haupt herab bis zu den untersten Gliedern als unduldsam und verfolgungssüchtig nach wie vor zu verlästern, und eben jetzt wieder, unter Hinweisung auf das in Bälde bevorstehende allgemeine Concil, laut den Schrei der Entrüstung zu erheben: „wie doch der mildeste und gnädigste der Päpste sich

auf ein Neues angeschickt, die Scheiterhaufen der Inquisition wieder anzuzünden, um die Ketzer allesammt zu verbrennen!"

Doch eilen wir nach dieser kurzen, aber sachgemäßen Abschweifung von Rom wieder nach Chili, von Papst Pius IX. wieder zu dem Auditor Mastai zurück!

Einige Stunden weiter gelangten die Missionäre nach einer Poststation, Namens Desmochados. Das Wort bedeutet „verstümmelt" und leitet seinen Ursprung von einem schrecklichen Ereigniß her. Vor mehreren Jahren nämlich hatten wilde Indianer den Herrn des einsamen Staatsgebäudes sammt seiner zahlreichen Dienerschaft überfallen, Sämmtlichen Arme und Beine abgeschnitten und sie dann in diesem elenden und beklagenswerthen Zustande liegen lassen. Uebrigens war Desmochados schon öfters solchen Ueberfällen ausgesetzt gewesen. Zehn Tage vor Giovanni Mastai's Ankunft hatte ein Haufen von dreihundert berittenen Indianern sich vor dem Thurme, welcher die Straße vertheidigt, gezeigt. Der muthige Posthalter hatte indessen Zeit genug gehabt, sich einzuschließen und tödtete mehrere der Bande, welche sich dann zerstreute und ihre Rache an einem armen Hirten ausließ, den sie mit Lanzenstichen durchbohrte und in Stücke zerriß. Der Mission, von deren Passage die Uebrigen durch Spione unterrichtet waren, hatten sie ebenfalls einen Raubanfall zugedacht; da die Wilden aber nicht genau den Tag der Ankunft wußten, wurde ihre Absicht vereitelt; nur der Aufenthalt in Buenos-Ayres rettete die Reisenden. Zwei Wochen später überfielen sie aber zwanzig des Weges ziehende Kaufleute, tödteten dieselben und trieben die Beute in das Innere der Pampas. Namentlich sind es die Puelches, welche ein solch' räuberisches Leben führen. Sie lagen unter Zelten, die sie bald hier, bald dort aufschlagen, leben meist von Pferdefleisch und sind mit einer langen Lanze bewaffnet, mit welcher sie ihre Opfer aufspießen und sich an deren Todesqualen weiden. Fehlen sie mit ihrer Pike, so werfen sie mit dem Lasso ihren Feind zu Boden. Uebrigens ist man bemüht gewesen, diese blutgierigen Barbaren auszurotten

und Urquiza hat sie bereits stark zu Paaren getrieben. — Einige Tagereisen weiter zu Chorillos wurden die Reisenden von Feinden einer anderen Gattung angefallen. Da sie die Nacht auf bloßer Erde hatten liegen müssen, sahen sie sich am Morgen, beim Erwachen, von einer unzählbaren Menge Kröten umgeben. Eines dieser widerlichen kriechenden Thiere hatte sich geradeswegs auf Mastai's Kopf niedergelassen und zerkratzte ihm die Tonsur; der Gute hatte alle Mühe, die Bestie davon los zu machen.

Indessen verleugnete sich Mastai's Geduld und Seelenstärke keinen Augenblick. Mußte auf dem brennenden Sande oder in einem weglosen Walde campirt werden, dann rief er sich seine armen Waisenkinder in das Gedächtniß, wie Tata Giovanni sie auf den steinernen Treppenstufen des Pantheon schlafend gefunden. Trug man ein schlechtes, kaum genießbares Mahl auf, „wie viele Arme würden sich glücklich schätzen, könnten sie ein so gutes haben!" Umwölkte sich der Himmel, fiel in dichten Strömen der Regen auf die dadurch schwer gewordenen Mäntel der Wanderer hernieder, „wie viele Matrosen hatten zu derselben Zeit außerdem noch mit der Wuth der Winde und den Fluthen zu kämpfen!" Mitten unter den größten Leiden und Entbehrungen, wenn man nahe daran war, vor Hunger und Durst oder Müdigkeit zu erliegen, stimmte die fromme Karawane irgend einen auf die Lage zupassenden Psalm an, z. B. Ps. 70: Qui habitat in adjutorio Altissimi. „Wer unter der Hülfe des Allerhöchsten wohnt, wird bleiben unter dem Schirme des Gottes des Himmels! Auf Nattern und Basilisken wirst Du wandeln und zertreten Löwen und Drachen." — Oder man sang abwechselnd ein Lied zu Ehren Marien's, zum Beisp.: Ave Maris Stella! „Sei gegrüßt Du Meeresstern! Salve regina, sei gegrüßt Du Königin, Mutter der Barmherzigkeit", die nach Loretto genannte, so überaus schöne, bilderreiche Litanei, oder ähnliche, Geist und Herz erfrischende Hymnen. Wo es füglich sich thun ließ, betete man gemeinschaftlich die kirchlichen Tagzeiten und verschmähete wohl auch das Gebet der Gemeinen, den heiligen Rosenkranz, nicht.

Aber nicht lediglich aus heiligen und geistlichen Liedern, auch aus weltlichen Dichtern, aus Virgil, Tasso, Dante und anderen wußte der in ihnen wohlbewanderte, hochgebildete Edelmann zu seiner und seiner Gefährten Erheiterung stets irgend einen, den Umständen angepaßten Vers oder Spruch mit der, seinem reinen Gewissen und seiner innigen Vereinigung mit Gott entquellenden Munterkeit vorzubringen. Der Abbate Sallusti, geistreich und schnurrig, wie er war, antwortete dann mit irgend einem Verse aus Metastasio, seinem Lieblingsdichter, und man vergaß über dieser Kurzweil Alles, Langeweile, Müdigkeit, Hunger und Durst.

In Frayle Muerto wurde Monsignor Muzi von einer Deputation aus Cordova, der Hauptstadt des gleichnamigen Staates mit einer Universität und vierzehn schön gebauten und im Innern reich verzierten Kirchen, eingeladen, und da er diesem Rufe folgen wollte, fühlte sich Doctor Cienfuegos so beleidigt, daß er seine Reise allein fortsetzte.

Von Punto de Agua ab wurde der Character des Landes reizender und mannichfaltiger, und vielfache Erinnerungen an italienische Landschaften kamen unseren Reisenden vor. Americanische Hirsche, Dammwild und Hasen erschienen in Rudeln auf den blumenreichen Feldern, nahmen aber die Flucht, vertrieben durch das ungewohnte Knarren der Wagenräder. Unter den Bäumen zeichnete sich hauptsächlich die Araucacia durch ihre regelmäßige Schönheit aus. Kraut und Gesträuch bedeckte übrigens die Straße der Art, daß man den Weg nur sehr schwierig unterscheiden konnte; namentlich war dies in der Nähe von Coral de Baranga der Fall, wo sich die Berge von Cordova und die Andesgipfel zuerst zeigten.

Auf dem directen Wege nach Mendoza, der wohlgebauten Hauptstadt des Staates Mendoza, brach einer der Wagen, und unter hundert Mühseligkeiten erreichte man endlich diese Stadt, welche festlich zum Empfange der Mission geschmückt war. Mit Blumen und Früchten gezierte Triumphbogen waren errichtet, die junge Bevölkerung erging sich in jauchzenden Zurufen und

Doctor Cienfuegos, der inzwischen auch Mendoza erreicht, bewirthete seine Gefährten auf's Beste. Nach achttägigem Aufenthalt daselbst rüstete man sich zum Ueberschreiten der Andes, deren Passage nie ohne Gefahr bewerkstelligt wird. In wenig Stunden hatte man die reizende Schlucht, in der Mendoza liegt, im Rücken und befand sich in den Cordilleren. Wenn der Pampas trostlose Oede und Eintönigkeit eigenthümlich ist, so ist der Character der Andes grandiose Wildheit.

Nach unzähligen Gefahren und Mühseligkeiten öffnete sich beim Herabsteigen den Reisenden endlich ein irdisches Paradies und Jeder fühlte sich wie neugeboren.

Drei ganze Monate hatte die Seefahrt gedauert, drei Monate währte auch die an Gefahren und Mühseligkeiten nicht minder reiche Landreise. Der apostolische Vicar betrat mit seinem kleinen geistlichen Gefolge den Boden Chili's in einem Aufzuge, der den republicanischen Gewalthabern Argwohn einzuflößen wahrhaftig nicht geeignet war. Am 6. März sangen die frommen Pilger zu Sant Jago den ambrosianischen Lobgesang, Gott aus Herzenstiefe dankend, daß er sie auf den vielen gefahrvollen Wegen gnädig geleitet und väterlich beschützt!

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Der Reise Endziel. — Sant Jago. — Guter Sinn der Bevölkerung, aber unehrenhaftes, kleinlich eifersüchtiges Benehmen der neu republicanischen Regierung. — Eine lange Geduldprobe. — Mastai ein treuer Rath. Ein Steuermann rettet den andern. — Mastai übt auch in der neuen Welt die leiblichen und geistlichen Werke der Barmherzigkeit. — Zwei heil. Seherinnen bezeichnen Mastai als künftigen Papst. — Gänzliche Erfolglosigkeit der Mission, verschuldet durch Mangel an gutem Willen auf republicanischer Seite. — Abbruch der Verhandlungen und Rückkehr nach Europa. — Montevideo und die Familie Ximenez. — Ankunft in Rom. — Wie die Reise Mastai an Körper und Geist gut gethan. —

Sant Jago (St. Jakob) de Chili (zum Unterschied von Sant Jago di Compostella in Spanien), des ganzen Staates Hauptstadt, liegt in einer schönen Ebene, am Fuße der Andes-Gebirgskette, am Flusse Maypocho und einem Canale, der aus dem Maypo hierher geleitet ist. Es hat regelmäßige Straßen, hübsche, obwohl wegen der häufigen Erdbeben nur einstöckige Häuser, eine große öffentliche Schule oder Gymnasium und zählt beiläufig achtundvierzigtausend Einwohner. Zu den schönsten Gebäuden gehören der Dom, — Sant Jago ist der Sitz eines Bischofs — der Palast des Präsidenten und die Münze. Mit den vielen Klöstern hat die über alle Maßen „liberale" Republik natürlich gar wacker aufgeräumt.

Die Gesandten des heiligen Stuhles wurden hier, wie allerwärts, von der Bevölkerung mit begeisterungsvollen Ehrenerweisungen aufgenommen: allein, wie zu Buenos-Ayres, so konnten sie auch hier in Bälde inne werden, daß ihre Gegenwart,

so angenehm sie dem Volke war, nicht in gleichem Grade den Inhabern der Gewalt zur Freude gereichte.

Man begann damit, daß man ihnen eine so beschränkte Wohnung anwies, daß der Secretär der Gesandtschaft, der Abbé Sallusti, auf einem nach einem Hofe ausgehenden, allen Winden ausgesetzten Flurgange sein Schreibzimmer einrichten mußte. Sodann kam die chilenische Regierung, obwohl sie sich von freien Stücken zur Deckung der Kosten der Gesandtschaft erboten hatte, ihren Verpflichtungen nachgerade mit so wenig gutem Willen und mit solcher Geizigkeit nach, daß Monsignor Muzi und seine Gefährten nahezu von Almosen zu leben sich genöthigt sahen. Das war ein schlechter Lohn für eine so bewunderungswürdige Hingebung an die religiösen Interessen einer am äußersten Ende der Welt wohnenden Nation, wie Rom sie durch diese Gesandtschaft an den Tag gelegt hatte! Die Verhandlungen, an und für sich sehr häkeliger Natur, stießen bald auf unvorhergesehene Schwierigkeiten. Der noch nagelneue republikanische Geist zeigte sich auf seine vermeintlichen Staatsgerechtsame dermaßen eifersüchtig, daß jede Vereinbarung mit demselben zur Unmöglichkeit wurde. Man denke nur: drei lange Monate reichten kaum zur Beglaubigung ihrer Vollmachten hin, und als sie den Ordensgeistlichen, welche die Erlaubniß nachsuchten, das Ordenskleid abzulegen und in die Welt zurückzutreten, aus guten Gründen diese Erlaubniß bewilligten, was gerade der Hauptzweck ihrer Reise gewesen, wurde ihnen von den Herren Republicanern, die sich auf das Kirchenrecht besser verstehen wollten, als sie, das Recht dazu bestritten: die Gerichtshöfe verweigerten kurzweg die Einregistrirung ihrer Entscheidungen. Ja, man gab sich eines Tages sogar die Miene, als halte man den apostolischen Vicar für einen Abenteurer und bestand auf eine Untersuchung ihrer Schriftstücke von Seiten des Congresses. Bei allen diesen Kränkungen, Chikanen nnd Plackereien bewahrte Monsignor Muzi eine bewunderungswürdige Gelassenheit, und der Uditore Mastai stand ihm als umsichtiger, weiser Rath und als ein lebendiges

Vorbild der Ergebung in den göttlichen Willen stets treu zur Seite.

Sieben Monate lang (vom 17. März bis zum 19. October 1824) dauerte die Geduldprobe, auf welche die römische Gesandtschaft in der neuen Welt, dem im ersten Jugendungestüm sich brüstenden Republicanismus gegenüber, sich gestellt sah. Daß dieselbe während dieser Zeit, obwohl meistens in Sant Jago, doch nicht stets an einem und demselben Orte verweilte, sondern überall hin, wo das Interesse der Religion ihr persönliches Erscheinen zweckdienlich machte, selbst nach dem in beträchtlicher Ferne nordwärts gelegenen Lima, der Hauptstadt Peru's, bald zu Wasser, bald zu Lande den anstrengendsten, gefahrvollsten Reisen sich unterzog, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Auf einem solchen Ausfluge, den der Abbate Mastai auf einem chilenischen Schiffe von Valparaiso, der Hafenstadt von Sant Jago, eines Tages nach Lima unternahm, war es, wo ihn ein heftiger Sturm überraschte, so daß das Fahrzeug Gefahr lief, an den Felsen zu zerschellen. Da näherte sich trotz des Sturmes und der hochgehenden Wogen eine Barke, welche mit einigen Negern unter der Leitung eines armen Fischers, Namens Bako, bemannt war. Letzterer begab sich an Bord des chilenischen Schiffes und brachte dieses vermöge seiner genauen Kenntniß der Küste in den festen und sichern Hafen der kleinen Stadt Arica, (woselbst man alles Silber aus den Silberbergwerken von Potosi einschifft, um dasselbe nach Lima zu bringen). Der brave Lootse hatte wohl keine Ahnung davon, daß er in seiner kleinen, auf den Wellen schaukelnden Barke Den an's Land rettete, der einst mit fester Hand das von noch furchtbareren Wogen umtobte Schifflein Petri durch das Meer der Zeit zu führen und so glorreich es zu führen bestimmt war!

Am folgenden Tage suchte der Abbate seinen Retter in dessen Hütte auf und ließ ihm, als Beweis seiner Erkenntlichkeit, eine Börse mit vierhundert Piastern (etwa zweitausend Franken) zurück. Edle Herzen aber vergessen nie einen geleisteten Dienst. Nachdem der damalige Uditore Mastai-

Ferretti Papst geworden, gedachte Pius IX. des armen Fischers Bako und sendete ihm sein Portrait mit einer gleichen Summe Geldes. Aber das erste Geschenk war wohl angewendet und Gottes Segen hatte sichtlich darauf geruht: Bako war damit reich geworden. Tief gerührt von der Güte des heiligen Vaters, ließ er an einem der schönsten Puncte in der Nähe seiner Wohnung eine Capelle errichten und stellte dort das Bild des heiligen und hochverehrten Oberhauptes der katholischen Kirche zum ewigen Andenken auf.

Wie hier, so zeigte sich Mastai bei jeder vorkommenden Gelegenheit edel und großmüthig, insbesondere gegen Arme und Nothleidende, und solcher gab es, theils in Folge der gerade in jenen Jahren häufigen und furchtbaren Erdbeben, wodurch Viele obdachlos geworden, theils in Folge der anhaltenden, tief nachwirkenden bürgerlichen Zwistigkeiten, wodurch Handel und Gewerbe in's Stocken gerathen waren, eben jetzt in Chili sehr viele. Die Folge der großartigen Mildthätigkeit Mastai's war, daß er, als er später zum Erzbischof ernannt wurde, einige ihm zugehörige Grundstücke in Rom verkaufen mußte, um nur die bei diesem Anlasse ausgefertigten Bullen bezahlen zu können.

Während er so seines Amtes als Auditor mit allem Eifer wartete, vergaß Mastai aber auch seines noch höheren Berufes als Geistlicher, als Priester und Seelsorger nicht, obwohl zu letzterem nicht durch ein besonderes Amt verpflichtet, sondern rein durch Eifer getrieben. Alle Zeit, die er den unerläßlichen Amts- und Schicklichkeitsbesuchen und den unerquicklichen Bureau-Arbeiten abzumüßigen vermochte, alle seine Kräfte und Fähigkeiten verwendete er, Dank seiner ausnehmenden Fertigkeit im Spanischen, die er durch Selbststudium und Umgang sich angeeignet hatte, auf Predigen, Unterrichten und Beichthören, und lernte also durch eigene Anschauung und unmittelbare Erfahrung sowohl die politischen Verhältnisse, als die geistlichen und sittlichen Zustände jenes entlegenen Welttheiles kennen, über den dereinst nach einer Reihe von Jahren seine geistliche Herrschergewalt und Gerichtsbarkeit sich erstrecken

sollte. Und — wer sollte es glauben, daß es eben jetzt schon und etwas später gotterleuchtete, heilige Seelen gab, die mit prophetischem Seherblick dieses zukünftige Ereigniß voraus erschauten und zum Voraus verkündeten? . . .

Eine solche heilige Seherin war die ehrwürdige Anna Maria Taigi aus dem dritten Orden der Trinitarier (d. h. des Ordens von der heiligen Dreieinigkeit zur Loskaufung armer, um ihres Glaubens willen Gefangener), im höchsten Grade merkwürdig durch die außerordentlichen Gnadengaben, womit Gott sie ausgestattet, und wodurch sie dereinst, wenn sie allgemeiner bekannt geworden, das Staunen der Welt erregen und eine vorzüglich einflußreiche Fürbitterin für gar Viele werden wird. Sie eröffnete dem Priester, aus dessen Munde der Verfasser ihres Lebens (Monseigneur Luquet) es aufgezeichnet hat, was Alles die Ruchlosen dereinst zu Rom anfangen und was der Ruderführer der Barke des heil. Petrus alsdann werde zu erdulden haben. Der Papst, dem dieses Loos beschieden, sei jetzt noch ein einfacher Priester, welcher außerhalb des Staates in fernen, fernen Gegenden weile. Anna Maria beschrieb den zukünftigen Papst. Sie sagte, er werde auf eine außerordentliche Weise erwählt werden, er werde Verbesserungen einführen, die, wenn die Menschen sich dafür dankbar erweisen, vom Himmel würden gesegnet werden. Sie sagte: dieses nach dem Herzen Gottes erwählte Kirchenoberhaupt werde ganz besonderer göttlicher Erleuchtungen sich zu erfreuen haben; über den ganzen Erdball werde sein Name getragen und von den Nationen mit Entzücken genannt werden. Sie sagte ferner, der Papst (der noch jetzt als Priester in fernen Landen weile) sei dazu erkoren, den gegen das Schifflein des heil. Petrus entfesselten Sturm auszuhalten: Gottes Arm aber werde ihn unterstützen und gegen die Gottlosen, die gedemüthigt und beschämt werden sollen, ihn vertheidigen. Am Ende werde er die Gabe der Wunder besitzen. (Daß Seine Heiligkeit Pius IX. wirklich Vieles gethan, was ganz und gar einem Wunder ähnlich sieht, und

was man, ohne dem Urtheilsspruch der Kirche vorgreifen zu wollen, wohl schon so nennen mag, werden wir seiner Zeit in mehreren Thatsachen nachweisen). Endlich fügte sie bei, nach vielen drangsalvollen Wechselfällen werde die Kirche einen so in die Augen fallenden Triumph über ihre Gegner feiern, daß die Welt darob staunen wird.

Eine andere solche gotterleuchtete Seele war eine fromme Dominicanernonne in Italien, zu deren Heiligsprechung bereits das vorgeschriebene strenge Untersuchungsverfahren zu Rom eingeleitet worden. Sie schaute und verkündete lange zum Voraus: „nach dem Tode Gregor's XVI. heiligen Angedenkens werde die Kirche einen Papst bekommen, der ein Pius (d. h. ein Frommer) dem Namen und dem Character nach (Pio d'indole e di nome) sein werde." Alle Begebenheiten, welche die große, im Geruche der Heiligkeit verschiedene Dienerin Gottes angekündigt hat, sind, wie die Dominicaner von Santa Albina es bezeugen können und wie nun Jedermann es als zum großen Nutzen der Kirche in Erfüllung gegangen wahrnehmen kann, auf eine bemerkenswerthe Weise zur Wahrheit geworden.[1])

So spann die Vorsehung schon früh in aller Stille, nur von wenigen Menschenaugen, denen sie, wie einst den Sehern im alten Bunde, in stets deutlicheren Gesichten sich offenbarte, belauscht, die Fäden zu dem wundersam großartigen Geschick, das eines jugendlichen Wanderers in einem fernen, fremden Welttheil harrte und dessen er durch eine seltene Demuth, aufopfernde Menschenliebe und Geduld von Tag zu Tag sich würdiger machte.

Durch seine Geduld, ja. Aber auch die größte Geduld hat wohl ihre Grenzen: auch die Monsignor Muzi's war am Ende erschöpft, als man die bisherigen Verhandlungen und Abmachungen auf ein Neues der Bestätigung des Congresses unterbreitet wissen wollte. Davon war bei dem falschen, Wahrheit, Recht und Sitte verkennenden und unterwühlenden Liberalismus,

---

[1]) Notice sur la vie d'Anna-Maria Taigi, par Mgr. Luquet, p. 204 et 205.

dem die Mehrzahl der Abgeordneten zum Congresse huldigte, kein Heil zu verhoffen. Mit solchen Männern war kein Abkommen zu treffen, da der gute Wille fehlte. Wo der vorhanden, da ist, wie ein berühmter protestantischer Staatsmann es rühmend bezeugt und alle es erfahren haben, mit keiner Macht eher und leichter zum Ziele zu kommen, als mit dem Hofe zu Rom. Wo aber statt redlichen Willens Willkühr und Laune vorwalten, da kann die Kirche, auch bei der größten Mäßigung ihrer gerechten Ansprüche, auch bei der äußersten Nachgiebigkeit in ihren Zugeständnissen, zu einem ruhigen Fortbestande und zu einem gedeihlichen Wirken nimmer gelangen.

So sah sich denn der apostolische Vicar nach einem unglaublichen Aufwande von Mäßigung und Geduld am Ende genöthigt, seine Pässe zu verlangen, und seine Gesandtschaft trat am 19. October 1824 den Rückweg nach Europa an.

Die Rückkehr ging ohne bemerkenswerthen Unfall von Statten: unsere Reisenden umsegelten das Vorgebirge Horn, und landeten zu Montevideo. Hier knüpfte Mastai Freundschaft mit der Familie Ximenez. Ein Gegenstand seiner besonderen Zärtlichkeit war der kleine Knabe Salvatore, den er öfters auf seinen Armen schaukelte. Als der befreundete Auditor später Papst geworden, vergaß er seine alten Freunde in der neuen Welt so wenig, daß er den inzwischen zum Manne herangewachsenen Don Salvatore zum päpstlichen Consul in Montevideo und zugleich zum Comthur des heiligen Gregorius-Ordens ernannte. Aus Dankbarkeit ist dann Ximenez mit seiner Gattin mehrere Male nach Rom gekommen, um seinen Wohlthäter, von dem er allezeit mit der größten Herzlichkeit aufgenommen und reichlich beschenkt wurde, zu verehren. Bei seinem letzten Abschiedsbesuche bei'm heil. Vater erhielt Ximenez unter Anderem eine Tabatière von ihm, welche er selber lange Zeit gebraucht hatte. Da der Papst sie ihm leer überreichte, bat Ximenez ihn, er möge sie doch mit Schnupftabak und zwar mit dem anfüllen, der sich in jener Dose befände, die Seine Heiligkeit gerade jetzt im Gebrauch habe. Der gute Greis

nahm die Tabatière aus seiner Tasche und leerte sie in die, welche er eben dem Ximenez geschenkt hatte, worauf dieser überglücklich in seine Heimath zurückreiste. . . . . Das ist klein, wird der Eine oder Andere denken. Mag sein, aber im Kleinen spiegelt sich gar oft die wahre Größe. Das bitten wir bei vielen anderen kleinen Zügen edeler Menschlichkeit, denen wir in diesem Buche begegnen werden, wohl im Auge zu behalten. Montevideo war — nebenbei bemerkt — beiläufig dreißig Jahre später einer der Schauplätze der Thätigkeit Garibaldi's, wo dieser Unglücksmensch ein ähnliches Spiel trieb, wie bis jüngsthin in seinem unglücklichen Vaterlande.

Nach kurzem Aufenthalte zu Gibraltar warf die „Eloysa" am 5. Juni 1825 im Hafen von Genua Anker und einen Monat später zogen Monsignor Muzi und seine Gefährten wieder in die ewige Roma ein.

Diese Reise Mastai's über Meer und Land nach einem fernen, auf der andern Halbkugel gelegenen Ziele, mochte sie auch an sonstigen Erfolgen ziemlich unergiebig sein, war gleichwohl für ihn rücksichtlich seiner geistigen und sittlichen Vervollkommnung von außerordentlicher Fruchtbarkeit. Ja, durch die mannichfaltigen, mit Muth überstandenen Strapazen war auch sein Körper sichtlich erstarkt und gehärtet. Er hatte, um mit dem Dichter zu reden, „vieler Menschen Sitten und Städte gesehen". Mit dem Gesichtskreis hatte auch sein Ideenkreis sich erweitert. Durch den Verkehr und Meinungsaustausch mit Menschen der verschiedensten Nationen und Stände, durch genaue Kenntnißnahme von den politischen, religiösen und bürgerlichen Einrichtungen in den Ländern, welche er berührte, hatten seine Anschauungen sich geklärt, hatte sein Urtheil über Menschen und Dinge sich geläutert, hatte manches örtliche Vorurtheil sich gelegt, manches Einseitige und Schartige in Art und Wesen, wie es auch den edelsten Naturen nicht allzeit fremd, sich abgeschliffen und geglättet. Der Anblick der Wunder der Natur, dieser unnachahmlichen Werkmeisterin Gottes und Lehrerin der Kunst, gleich groß und erstaunenswerth in den endlosen Revieren des

Oceans wie in den Urwäldern der Tropenwelt, hatte mit magnetischer Kraft seinen Geist und seine Gedanken zum Schöpfer aller dieser Herrlichkeiten emporgezogen, sein Gemüth zu entflammter Andacht begeistert, seine Einbildungskraft für immer mit den großartigsten Bildern und Gestalten aus dem Reiche des Erschaffenen angefüllt. Aber was dieses Alles bei Weitem überwiegt, das sind die Gnadenschätze, die er sich vor Gott durch seine Frömmigkeit, seine Geduld, durch seinen Seeleneifer und seine Menschenliebe erworben und die wir in Bälde in reichlicher Fülle sich über ihn ergießen sehen.

Vorher jedoch müssen wir den Schleier über Das lüften, was sich während Mastai's und seiner Reisegefährten Abwesenheit, in Rom, der Centralstadt der Christenwelt, für Kirche und Staat Wichtiges zugetragen hat.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Pius' VII. Tod. — Der Cardinal Hannibal della Genga wird sein Nachfolger als Leo XII. — Ein paar Worte über dessen früheres Leben und Wirken. — Er erkrankt gefährlich und gesundet plötzlich. — Das Jubeljahr 1825. — Was ein Jubeljahr ist und wie es in der Christenheit zuerst aufgekommen. — Warum es von hundert Jahren nach und nach auf fünfundzwanzig zurückgeführt worden. — Feierlichkeiten bei Eröffnung desselben. — Endzweck des großen Jubiläums und was zur Erreichung desselben erforderlich. — Die Jubiläumsbulle Leo's XII. — Großartiger Zusammenfluß der Pilger nach Rom und bewunderungswürdige Gastfreundschaft der ewigen Stadt. — Wie der Vater der Christenheit, krank und schwach, sich zu den Pilgern herabläßt.

Am 20. August 1823 hatte der ehrwürdige Greis Pius VII. sein glorreiches Pontificat beschlossen und war selig im Herrn

entschlafen. Mastai vernahm, wie wir das früher gesehen, diese Trauerkunde bei seiner Ankunft in Genua als traurige Mitgift auf seine Weiterreise.

Am Nachmittage des letzten Tages der neuntägigen Todtenfeier, wie wir sie auch bei Pius VI. haben halten gesehen, versammelten sich die Cardinäle in einer Kirche in der Nähe des quirinalischen Palastes und zogen von da aus in Procession in das Conclave. (Wie das Conclave baulich eingerichtet ist und in welcher Weise und unter welchen Gebräuchen die Papstwahl darin vorgenommen wird, werden wir später zu sehen wohl noch Gelegenheit finden.) Unter den Männern, welche an den auf den Monte Cavallo, (dem von zwei herrlichen marmornen Rossen und ihren daneben stehenden Bändigern, einem Meisterwerke altgriechischer Bildhauerkunst, sogenannten Roßberge) versammelten Tausenden von Neugierigen vorüberziehen, sehen wir einige von Erfurcht gebietender Gestalt und königlichem Aussehen, wie Pacca, de Gregorio, Galeffi, Oppizoni, Odeschalchi.

Aber Gott hat gesagt: „Siehe nicht auf sein Augesicht, noch auf die Höhe seiner Gestalt; denn ich urtheile nicht nach dem Ansehen des Menschen: denn der Mensch sieht das, was erscheint, aber der Herr blickt auf das Herz." (1. Sam. 16, 7.) Vielleicht achtete nicht ein Einziger der Anwesenden auf einen Mann, welcher schlank und abgemagert, schwach und bleich, als wäre er eben vom Krankenlager aufgestanden, um sich drinnen auf das Sterbebett zu legen, in dem Zuge der Cardinäle einherging. Und doch war er ein Mann, der nicht nur einen hohen Rang einnahm, sondern auch ein wichtiges Amt bekleidete, und zwar ein Amt, welches ihn mit der Bevölkerung von Rom in die nächste Verbindung brachte; denn er war der Cardinal-Vicar, der Stellvertreter des Papstes als Bischofs von Rom. Trotzdem war er den meisten Römern unbekannt; ein langwieriges schlimmes Leiden verursachte nicht nur seine Todesbläſſe, sondern fesselte ihn den größten Theil des Jahres an das Zimmer und an das Krankenlager. Das war der Cardinal

Hannibal della Genga, den ein höherer, als der Menschen Wille, bestimmt hatte, den päpstlichen Thron zu besteigen.

Am 20. August 1760 auf dem Schlosse della Genga in dem Gebiete von Spoleto geboren, in der geistlichen Akademie zu Rom für die Prälatur ausgebildet und im Jahre 1783 zum Priester geweiht, stieg der junge Edelmann von Stufe zu Stufe, wurde bald nacheinander päpstlicher Kammerherr, Erzbischof von Tyrus, Nuncius zu Lucern und zu Cöln, Cardinal-Bischof von Sinigaglia und zuletzt (1820) Cardinal-Vicar, bis am 28. September 1823 nach einem Conclave von fünfundzwanzig Tagen der Donner der Kanonen ihn der ewigen Stadt als ihren neuen Beherrscher und als Oberhaupt der Kirche unter dem Namen Leo XII. verkündete.

Eine der ersten Handlungen seines Pontificats war die Erneuerung der schönen und frommen Sitte, die einst Gregor der Große eingeführt hatte, daß jeden Tag in einem Saale des apostolischen Palastes für zwölf Arme der Tisch gedeckt werden solle.

Gegen Ende des Jahres wurde der ohnehin schwächliche Papst so leidend, daß man ihn aufgab. Da ward er zur Verwunderung Aller, plötzlich wieder hergestellt. Ganz Rom schrieb sein Wiederaufkommen den Gebeten des uns bereits bekannten frommen Bischofs Vincenz Maria Strambi zu, den der todtkranke Vater der Christenheit zu sich eingeladen hatte, und dessen freie Selbstaufopferung für des Papstes Leben Gott genehmigte, indem er ihn kurz darauf durch einen plötzlichen Tod zu sich nahm, während Leo XII. wie aus dem Grabe wieder aufstand.

Gleich im folgenden Jahre 1824, am Tage Christi Himmelfahrt, erließ der äußerst seeleneifrige, auf Verbesserungen jeglicher Art angelegentlichst bedachte Papst, um den Gläubigen der Kirche das Jubeljahr zu verkündigen, aller Abrathungen von Seiten geistlicher und weltlicher Großen, welche aus verschiedenen Gründen davon Schlimmes befürchteten, unerachtet, eine Jubiläumsbulle, die am 25. Dezember 1825 über die ganze Christenheit ausgedehnt wurde. Es hätte im Jahre 1800,

als dem ersten eines neuen Jahrhunderts, ein Jubiläum stattfinden sollen; allein die damaligen verhängnißvollen Zeitumstände und der Tod des in der Gefangenschaft gestorbenen heiligen Vater Pius' VI. hatten es nicht gestattet. Jetzt aber — das war Leo's XII. entschiedener Wille — sollte es der Christenheit nicht zum anderen Male vorenthalten bleiben, und so kam es denn zu Stande und der Erfolg bewies, daß man ungerechte Befürchtungen gehegt und der Vater der Kirche, in richtiger Würdigung der Zeitumstände, der ganzen Christenwelt eine unberechenbare Wohlthat erwiesen hatte. Ueberdies trat der heilige Vater mit Ausschreibung eines Jubiläums ganz in die Fußstapfen seiner Vorfahren, die das Nämliche gethan.

Wenn wir an dieser Stelle die Beschreibung der Feier des großen Jubiläums oder des Jubeljahres etwas ausführlicher geben, so geschieht es, weil im Laufe unserer Geschichte sich nirgends sonst Gelegenheit dazu darbieten wird. Denn das große Jubiläum, welches der Regel nach im Jahre 1850 hätte stattfinden sollen, konnte, wie auch im Jahre 1800, der traurigen Zeitverhältnisse wegen am Tage vor Weihnachten des Jahres 1849 nicht eröffnet werden. Statt dessen verlieh, wie an seinem Orte gesagt werden wird, der heilige Vater als etwaige Entschädigung dafür nachträglich einen Ablaß „in der Art eines Jubelablasses" für einen Zeitraum von dreißig Tagen.

Der erste unter den Päpsten, welcher ein allgemeines Jubeljahr oder Jubiläum ausschrieb, war Bonifaz VIII. Veranlassung dazu gab das durch Aussagen uralter Leute verstärkte, mit dem Anbruch eines neuen Jahrhunderts (1300) in Rom und auswärts sich immer mehr verbreitende Gerücht, daß alle hundert Jahre zu Rom (außer dem von der Apostelzeit an in der Kirche üblichen Ablaß) ein großer Ablaß zu Rom stattfinde. Diesem Gerücht zufolge fanden sich mit dem Anfang des Jahres 1300 nicht bloß viele Römer, sondern auch viele auswärtige Pilger in der Peterskirche ein, um diesen Ablaß zu gewinnen. Papst Bonifaz VIII. ließ über diese Sache in dem päpstlichen Archive Nachsuchungen anstellen, aber es fand sich in

allen Urkunden Nichts vor. Da jedoch der Zudrang der Gläubigen zur Peterskirche von Tag zu Tag größer wurde, so entschloß sich endlich der Papst, in dieser so auffallenden Erscheinung einen sichtbaren Fingerzeig Gottes erkennend, als Stellvertreter Christi den Pilgern das zu gewähren, was sie so angelegentlichst suchten. Er verkündigte daher für das Jahr 1300 den ersten Jubel-Ablaß, und fügte seinem Erlasse die Bemerkung bei, daß dieser Ablaß alle hundert Jahre wiederkehren solle. Den Namen Jubel- oder Jubiläumsablaß bekam dieser Ablaß nach dem Vorbilde im Alten Bunde. Denn nach Gottes Anordnung mußten in jedem fünfzigsten Jahre an Israel alle Schulden nachgelassen, das zum Pfand Gegebene zurückerstattet, der Leibeigene frei gelassen werden. Daher der Name Jobel-Jahr: d. h. Jahr der Freiheit und Nachlassung. „Heilige das fünfzigste Jahr und rufe Freiheit aus im Lande allen seinen Bewohnern; ein Jubeljahr soll es euch sein, da ein Jeglicher wiederkommt zu seinem Eigenthum und ein Jeglicher zu seinem Geschlechte zurückkehrt." [1]) Wie sich also Israel zur Zeit des Jubeljahres der Nachlassung und Tilgung aller Schulden und Lasten zu erfreuen hatte, so sollten auch alle Mitglieder der Kirche, welche ihre Sünden bereuen und beichten und die sonst vorgeschriebenen guten Werke verrichten, durch den Jubiläums-Ablaß mit Nachlassung aller Sünden und Tilgung aller zeitlichen Sündenstrafen beglückt und begnadigt werden.

Kaum hatte Bonifaz duch eine Bulle das allgemeine Jubiläum verkündigt, als sich ein nie gesehenes Schauspiel darbot. Aus ganz Europa strömten, wie von einer höheren Kraft gezogen, unzählige Pilger nach Rom; kaum konnten die Straßen der Stadt die auf- und abwogenden Menschenmassen fassen; Viele wurden im Gewirre erdrückt. Nach dem Berichte eines Augenzeugen [2]), der damals selbst nach Rom kam, fanden sich das ganze Jahr hindurch zweimal hunderttausend Pilger,

---

[1]) 3 Moses 15, 10.
[2]) Giovanni Villani Cap. 8, Cap. 36.

unter ihnen Fürsten und Prälaten, zu Rom ein, die Römer und die Wallfahrer auf dem Wege hin und her ungerechnet, und alle wurden gut und zur Zufriedenheit bewirthet. (Daß dabei insbesondere die Römer ihre Rechnung fanden und die Kirchen der Apostelfürsten sehr bereichert wurden, wird zwar vielfach gesagt und von Vielen gerne geglaubt. Wahr ist jedoch dieß: daß Rom bei solchen Anlässen bei Weitem mehr giebt, als empfängt, und daß die Wagschale seiner maßlosen Mildthätigkeit tiefer sinkt, als die seiner Einnahmen. War es ja auch gerade hauptsächlich der finanzielle Punkt, weßhalb der Schatzmeister des Papstes in Schrecken gerieth, als Leo XII. das Jubiläum in Anregung brachte.) Papst Clemens VI. kürzte, theils um den Bitten der Römer, die in ihrem und der ganzen Kirche Namen darum gebeten hatten, gerne zu willfahren und die Andacht, den Glauben, die Hoffnung und die Liebe des christlichen Volkes zu erhöhen, theils im Hinblick auf das jüdische, alle fünfzig Jahre gehaltene Jubeljahr, vorzüglich aber, damit bei der kurzen Lebenszeit der Menschen, eine größere Zahl von Gläubigen an dem Ablaß Theil nehmen könne, die Zeit von einem Jubiläum auf das andere ab und verordnete die Feier desselben auf alle fünfzig Jahre. Und siehe, als nun die Gnadenzeit vom Weihnachtstage 1349 begann und bis auf dasselbe Fest 1350 dauerte, war trotz der noch herrschenden Pest, der außerordentlichen Kälte, der schlechten Wege und anderer Hindernisse der Zudrang von Pilgern nach Rom aus jedem Geschlecht und Stande noch bei Weitem größer als das erste Mal. Papst Urban VI. setzte, die dreiunddreißig Lebensjahre Jesu, des Welterlösers, der den Menschen „Gnade über Gnade" geboten und nach dessen Beispiel die Kirche als fortgesetzter Christus ebenfalls „Gnade über Gnade" bieten müsse — in's Auge fassend, die Feier des Jubiläums auf alle dreiunddreißig Jahre herab. Aber auch diese Zeitfrist mußte in der Folge abgekürzt werden, da sie dem nach den Segnungen des Ablasses lechzenden Volke noch zu lange währte, und so wurde denn von den Päpsten Paul II. und Sixtus IV. (1470 und

1430) die noch feststehende Zeitschrift von fünfunzwanzig Jahren angeordnet.

Die regelmäßige Wiederkehr des Jubiläums hatte zur natürlichen Folge, daß über die Feier desselben verschiedene Anordnungen erlassen wurden. So ist es denn Sitte geworden, daß am Feste Christi Himmelfahrt im vorhergehenden Jahre das heilige Jahr oder Jubiläum feierlich angekündigt wird. Am Tage vor Weihnachten begiebt sich dann der Papst in feierlichem Aufzuge zu der großen Vorhalle der vaticanischen Basilika — so heißt die Peterskirche, weil sie auf dem vaticanischen Hügel erbaut worden. Diese ist, wiewohl nur die Vorhalle zur Kirche selbst, geräumig genug für eine solche Feierlichkeit und für die Tausende, welche zusammen strömen, um derselben beizuwohnen.

Wer in Rom gewesen ist, hat vielleicht bemerkt, daß von den fünf großen Thüren, welche aus der Vorhalle in die Kirche führen, die dem Palast zunächstliegende vermauert ist; es ist ein vergoldetes Metallkreuz darauf, dem man es ansieht, daß es von den andächtigen Pilgern viel geküßt worden ist. Wenn er fragt, wird man ihm sagen, das sei die Porta Santa, das „heilige Thor", welches gleich dem Königsthore zu Jerusalem nur bei besondern Gelegenheiten geöffnet werde. Nur während des Jubeljahres wird dieses Thor benutzt, und die Oeffnung desselben, als Sinnbild der Eröffnung des Jubiläums, ist der Zweck, weßhalb der Papst in die Vorhalle herabgekommen ist. Die ungeheure Kirche ist ganz leer, denn die Thüren sind den ganzen Tag verschlossen geblieben und eine zahllose Menschenmenge, vom königlichen Prinzen bis zum ärmsten Pilger aus dem südlichen Italien, wartet in der Vorhalle und auf den Stufen vor der Kirche. Nachdem einige sehr schöne, aus Stellen der heiligen Schrift zusammengesetzte Gebete gesprochen worden, kommt der Papst von seinem Throne herab und schlägt mit einem silbernen Hammer auf die Wand, welche das Thor verschließt. Diese ist vorher schon von den Pfosten losgebrochen worden und fällt darum gleich nach Innen zusammen. Das

heilige Thor wird mit Weihwasser gewaschen, damit Alle erkennen, daß die Reinigung des Herzens durch wahre Reue die unerläßliche Bedingung ist zur Theilnahme an den Gnadenschätzen der Kirche, und daß dem Sünder allein die Buße und das am Kreuze vergossene Blut Jesu Christi den Eingang in den Himmel wieder öffnet. Die Sanpietrini (eigens für die Sanct-Peterskirche angestellte, sehr thätige und umsichtsvolle Handwerker) schaffen den Schutt schnell weg, und der Papst tritt nun zuerst und mit entblößtem Haupte und mit einer Kerze in der Hand, durch das Thor in die Kirche. Ihm folgen die Cardinäle und seine anderen Begleiter. Sie gehen zum Hochaltare und dort wird in gewöhnlicher Weise die erste Vesper des Weihnachtsfestes gesungen. Mittlerweile sind auch die andern Thüren geöffnet worden, und die große Königin der Kirchen füllt sich mit Menschen der verschiedensten Stände und Glaubensbekenntnisse. Gleichzeitig eröffnen sich an den vier Ecken der Stadt die vier großen Basiliken, ihre herrlichen Thore fallen unter dem Hammer der Gesandten des heiligen Vaters zum Zeichen, daß die in allen vier Weltgegenden zerstreuten Menschen in den Schooß der Kirche gerufen werden. Sie werden alle mit gleicher Liebe eingeladen, um aus dem unerschöpflichen Schatze von Gnaden zu schöpfen, welcher allen Völkern und Stimmen geöffnet ist.

Einige Leser werden vielleicht fragen, worin denn eigentlich das Jubiläum bestehe, welches seine Pflichten und seine Zwecke seien. Der Katholik weiß das. Es ist ein Jahr, in welchem der heilige Stuhl Alles aufbietet, um Rom in religiöser und nur in religiöser Hinsicht anziehend zu machen. Die Theater sind geschlossen, alle öffentlichen Lustbarkeiten untersagt; selbst Vergnügungen in Privatzirkeln sind beschränkt, wie sonst in der Fastenzeit. Aber was den Sünder zur Buße führen und den Frommen im Glauben und in der Andacht stärken und fördern kann, ist in reicher Fülle vorgesehen. Auf den Kanzeln bestreben sich die beredtesten Prediger, das Gewissen zu wecken und die Unwissenden zu belehren; die Beichtstühle

sind beständig von Priestern aller Zungen besetzt; fromme Vereine oder Bruderschaften empfangen und bewirthen die Schaaren der Pilger und führen sie von einem Heiligthum zum andern; an den Altären empfangen Tausende die heilige Communion, und der Nachlaß der zeitlichen Sündenstrafen, welchen die Katholiken Ablaß nennen, wird in reicher Fülle gewährt unter Bedingungen, welche keineswegs übermäßig leicht sind.

Rom wird in diesem Jahre der Mittelpunkt der katholischen Andacht, der Magnet, welcher die Gläubigen von allen Seiten anzieht. Aber die Andacht bleibt nicht auf Rom beschränkt und wird dort nicht erschöpft; denn die Schaaren kehren zurück voll Dankbarkeit gegen den Himmel und gegen den heiligen Stuhl für die Gnaden, die sie empfangen, und für die erhabenen Feierstunden, an denen sie das Glück gehabt haben, Theil zu nehmen.[1])

So viel vom Jubiläum oder vom heiligen Jahre im Allgemeinen.

Die Jubiläumsbulle, die am Tage Christi-Himmelfahrt 1824 erschien, war klar, kühn und freudig, wie der Schall einer silbernen Zinke. Der Vater der Christenheit richtete darin seine liebevolle Einladung an Alle, zunächst an Die, welche seine geistliche Gewalt anerkennen, Könige wie Unterthanen, sodann auch an Diejenigen, welche nicht zu seiner Heerde gehören, ja auch an Diejenigen, welche den heiligen Stuhl beleidigt und verfolgt haben. Und siehe! sie kamen, die Eingeladenen, zahlreicher, als man nach den Umständen sie hätte erwarten dürfen. Aber alle Schleusen der Mildthätigkeit waren in Rom auch für sie aufgethan. Alle Hospize und der Klöster viele standen den Pilgern als Herbergen auf das Gastfreundlichste offen. In dem großen Pilgerhause, welches von der dazu gehörigen und der heiligsten Dreifaltigkeit gewidmeten Kirche

---

[1]) Vgl. Erinnerungen an die letzten vier Päpste und an Rom in ihrer Zeit. Von Sr. Eminenz Nikolaus Cardinal Wisemann, übersetzt von Luc. Fr. H. Reusch. Cöln 1858.

la Trinità dei Pelligrini heißt, wurden im Monat November, in zwei besonderen Abtheilungen, dreiundzwanzigtausend Männer und fünfzehntausend, siebenhundert vierundfünfzig Weiber, zusammen also achtunddreißigtausend, achthundert vierundvierzig Personen drei Tage beherbergt und gespeist, nachdem ihnen zuvor noch altchristlicher Sitte die Füße gewaschen waren — ein Dienst, welchen der Papst selbst, Cardinäle, königliche Prinzen, Bischöfe und Prälaten den Pilgern, — Fürstinnen und Damen des höchsten Adels den Pilgerinnen mit der Demuth und Anspruchslosigkeit gewöhnlicher Dienstmägde erwiesen. Ja, was alle Erwartung übertraf und ohne Thränen nicht angesehen werden konnte: der Papst selbst, so schwächlich und kränklich er war, begleitete barfuß und nur mit Sandalen an den Füßen die Pilger vom Vatican bis zur Chiesa nuova (der vom heiligen Philippus Neri gewidmeten „neuen Kirche"). Arme Leute gingen vor ihm, neben ihm und hinter ihm her. Thränen flossen auf allen Seiten und man hörte herzliche Segenswünsche aus dem Munde Aller. Man dachte unwillkürlich an den heiligen Carl Borromäus, der sich zu Mailand während der Pest in ähnlicher Weise verdemüthigte, um den göttlichen Zorn zu beschwichtigen.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Die apostolischen Pilger im Quirinal — Mastai wird Stiftsherr an der Collegiatkirche Santa Maria in via lata und Prälat zugleich. — Hohes Alter, Charakter und apostolische Denkmäler jener Kirche. — Ein Gnadenbild von heiliger Künstlerhand und ein Wunder, das nach alter Urkunde vor demselben geschehen. — Monsignor Mastai findet sich nicht so ganz in seinem Elemente. — Papst Leo XII. ernennt ihn zum Präsidenten des Hospizes vom heiligen Michael am Tiber-Ufer. —

Mitten unter den Glockenklängen, welche aller Orten während des heiligen Jahres die Gläubigen in die Tempel riefen, meldeten sich eines Tages im Spätsommer drei Pilger im Quirinal-Palaste. Muschelhüte trugen sie nicht, auch hatten sie keine Stäbe in den Händen, sondern erschienen der Eine in bischöflichem, die zwei anderen in gewöhnlichem geistlichem Gewande. Monsignor Muzi war es mit seinen zwei treuen Begleitern Giovanni Mastai und Guiseppe Sallusti. Sie kamen, dem neuen Kirchenoberhaupte, das während ihrer Abwesenheit auf den päpstlichen Stuhl war erhoben worden, ihre Heimkehr zu melden und demselben kniefällig ihre Verehrung und den Bericht ihrer Mission zu Füßen zu legen.

Leo XII. und Mastai waren einander keineswegs fremd. Wie hätte auch der ehemalige Bischof von Sinigaglia dem Sohne des Gonfaloniere daselbst, wie hätte der Cardinalvicar von Rom Demjenigen, dem er entweder in seiner Hauscapelle oder in der Laterankirche die heiligen Weihen ertheilt und den er zur Theilnahme an der Mission nach Chili aufgefordert hatte, wie hätte der Eine dem Andern fremd sein können?

Genug, nach seiner Rückkehr aus Chili begannen für Mastai die kirchlichen Ehren. Papst Leo XII., dem der Scharfblick und die Weisheit, worin der jugendliche Auditor auf dieser schwierigen Gesandtschaftsreise die unzweideutigsten Beweise gegeben, nicht entgangen waren, ernannte Mastai zum Stiftsherrn an der Kirche Santa Maria in Via-Lata, womit die Prälatur, das heißt theils ein kirchliches Amt mit eigentlicher Jurisdiction oder Gerichtsbarkeit, theils ein besonderer Ehrenvorrang vor andern kirchlichen Aemtern und Personen, so wie das Recht, violette Kleidung zu tragen und der Titel Monsignore verbunden war. Das war der erste Schritt des jungen Abbate auf der Bahn der kirchlichen Würden und zwar ein Schritt, der für Mastai, wäre er den Regungen des Ehrgeizes zugänglich gewesen, Anlockendes und Stachelndes genug haben mußte: war ja aus dem schlichten Don Giovanni, unter welchem Namen er nach italienischer Sitte bisher sich hatte anreden hören, auf einmal ein stattlicher Monsignore geworden, dem das violette Prälatengewand mit dem Rochette darüber gar nicht übel ließ.

Die Kirche Santa Maria in Via-Lata ist eine sogenannte Diakonie, d. h. eine von jenen Kirchen, welche den vierzehn Cardinal-Diakonen als ihre Titularkirchen angewiesen worden, und zwar die älteste derselben. Sie ist zugleich eines von den neun in Rom befindlichen Collegiatstiften und dem heiligen Martyrer Cyriakus gewidmet, von welchem wie auch von andern Heiligen ausgezeichnete Reliquien in derselben aufbewahrt werden.

Eine lebhafte Bewegung ergreift den Wanderer, wenn er den Fuß auf diesen Schauplatz seiner frommen Neugierde setzt. Und wie könnte er sich ihrer auch erwehren, wenn er über der Thüre einer unterirdischen Treppe die Worte aus der Apostelgeschichte liest: „Cum venissemus Romam, permissum est Paulo manere sibimet cum custodiente se milite:[1]) Als

[1]) Apostelgeschichte XXVIII. 16.

wir nach Rom gekommen waren, durfte Paulus mit dem Soldaten, der ihn bewachte, frei verkehren.“ Die Thüre öffnet sich und Du trittst in ein Gefängniß. Großer Gott! welch ein Gefängniß? Hier unter diesem düstern, durch die Zeit geschwärzten und gleich allen römischen Unterbauten aus rohen Travertin-Quadern gebildeten Gewölbe wurde der große Apostel, als er aus Asien auf seiner ersten Reise nach Rom kam, in Gewahrsam gehalten. Hier verweilte er zwei ganze Jahre, mit der Kette an den Arm eines Soldaten gebunden. Drei Tage nach seiner Ankunft rief Paulus, dessen Eifer weder Rücksicht noch Gefahr kannte, die Vornehmsten unter den Juden in sein Gefängniß. „Brüder,“ sprach er zu ihnen, „um der Hoffnung Israels willen bin ich mit dieser Kette beladen;“ und er bewies ihnen, daß der Erlöser Jesus, der durch die Propheten angekündigte und von ihren Vätern erwartete Messias sei. Weder die übermenschliche Beredtsamkeit, noch die beredten Ketten des Gefangenen vermochten diese Menschen mit starrem Nacken zu überzeugen, und Paulus sprach zu ihnen: „Nun gut, wisset, daß die Botschaft, welche ihr zurückweiset, den Heiden zugesandt wird; und sie zogen sich zurück, indem sie unter sich stritten.“

Unterdeß erschien der Apostel vor Nero, es ward ihm nun halbe Gerechtigkeit zu Theil, d. h. man ließ ihm seinen Wächter, seine Kette und sein Gefängniß, aber er durfte predigen: Paulus benutzte reichlich diese Freiheit. Sein Gefängniß wurde nie leer: er verkündigte mit Zuversicht den Erlöser Jesus und die Wahrheit des Reiches Gottes. Das Collegium der Priester, der Senat, (der den Adel vorstellende Staatskörper) das Prätorium (die Kaisergarde), selbst der Palast ertönte davon. Er redete nicht bloß, er beschäftigte sich auch mit den Bedürfnissen aller Kirchen, er schrieb an die Gläubigen und an seine Schüler. Hier überbrachte ihm Epaphrodit, Bischof der Philipper, im Namen seiner theuern Neubekehrten eine Summe Geldes; hier bat ihn Onesimus, der arme Sclave, welcher entflohen war, er möchte ihm Gnade erwirken: und Paulus gab ihm jenen

rührender Brief, worin er Philemon, den Herrn des Onesimus, bei seinen Ketten beschwört, ihn wie seinen Sohn aufzunehmen. Hier schrieb er an die Philipper, um ihnen für ihre Liebe zu danken; an die Ephesier, indem er ihnen den Briefträger Tychikus schickte, den er beauftragte, ihnen umständliche Nachricht von ihm zu geben; seinen zweiten Brief an seinen theuern Timotheus, worin er das seiner großen Seele so würdige Wort sprach: „Ich bin im Gefängniß, aber das Wort Gottes liegt nicht in Ketten.“ Dann ging der Gefangene Nero's mit einer vollkommenen Freiheit des Geistes umständlich in die Angelegenheiten der Kirche ein und bat seinen Schüler, er möchte ihm seinen Mantel und seine Papiere schicken.

Hier schrieb der heilige Lucas unter den Augen des Paulus die Apostelgeschichte; der heilige Petrus, woran nicht zu zweifeln, besuchte ihn häufig, und Gott weiß, wie viele heilige Worte gewechselt, wie viele fromme Pläne in diesem Gefängniß entworfen wurden!

Man sieht nur einen bescheidenen Altar, und in einem Winkel bei dem Luftloch eine Granitsäule, umgeben von einer alten, an ihrem Untertheile besiegelten Kette. Mit dieser Kette, behauptet die Ueberlieferung, band Martialis, der Gefängnißwärter, vor seiner Bekehrung von Paulus und seine übrigen Gefangenen an diese Säule. Eine geschickte Hand hat die Worte des Paulus selbst darauf geschrieben: Sed verbum Dei non est alligatum. Am andern Ende des Gefängnisses ist eine Quelle, deren klares Wasser immer gleich hoch bleibt. Der Apostel machte sie durch ein Wunder entspringen, um Martialis und andere Katechumenen zu taufen.

Darf man sich wundern, daß ein so ehrwürdiger Ort nie aufgehört hat, von der frommen Sorgfalt der Gläubigen umgeben zu werden, und daß eine der ältesten, auf die ersten Nachfolger des heiligen Petrus zurückführenden Diakonien Roms hier gegründet ward? Während das Ansehen der Päpste dieses berühmte Gefängniß heiligte, gefiel es dem Eifer der Christen,

es zu verschönern. Die obere Kirche wurde ein Heiligthum, dessen außerordentlicher Reichthum lange Zeit die Dankbarkeit der Christen vor uns bezeugen wird. Eine Legion von Martyrern, unter welchen besonders der muthvolle Diakon St. Agapet glänzt, dessen Leib unter dem Hochaltar ruht, bewacht diesen Ort.

Auf dem Hochaltare steht ein Muttergottesbild, das, der Ueberlieferung nach, nebst mehreren anderen seinen Ursprung dem Pinsel des heiligen Evangelisten Lukas verdankt, der neben der Arzneikunde, die er als Profession betrieb, sich auch der Malerkunst beflissen haben soll. Alte im Kirchenarchiv befindliche Pergament-Urkunden berichten von großartigen Wundern, welche auf Anrufung der heiligen Jungfrau vor diesem ihrem Bildniß sollen geschehen sein, unter anderen folgendes:

Einem frommen adeligen Ehepaare wurde nach langer Unfruchtbarkeit ein Söhnchen geboren, welches aber an allen Gliedmaßen derart gelähmt war, daß es seinen Eltern mehr zum Herzeleid als zur Freude gereichte. Alle Mittel der Kunst wurden angewendet, aber vergebens. Da nahm man zu Maria seine Zuflucht. Das Kind wurde einem frommen Priester, Namens Mauritius übergeben: der trug es vor den Altar der Madonna, flehete diese inständigst, dem unschuldigen Wesen doch den Gebrauch seiner Gliedmaßen verleihen zu wollen und ließ es daselbst, als in einem sicheren Gewahrsam, die ganze Nacht hindurch ruhig in seiner Wiege. Am anderen Morgen in aller Frühe begab er sich, voll Zuversicht zu Derjenigen, von der es nie gehört worden, daß sie Jemanden, der zu ihr seine Zuflucht nahm, verlassen hätte, nach der Kirche. Und sieh! sein Vertrauen war belohnt. Freudig lächelnd, des vollen Gebrauches aller seiner Glieder froh, streckte das Kindlein ihm beide Arme entgegen. So nimmt er es und brachte es den Eltern zurück, die vor Freude hätten sterben mögen, als sie das theure Unterpfand ihrer ehelichen Liebe, das mehr einem verdorrten Stumpf, ja einem Ungeheuer ähnlicher gesehen hatte,

als einem Menschengebilde, nunmehr gesund und wohlgestaltet in ihre Arme schlossen.[1])

Wegen der hehren, apostolischen Erinnerungen, die sie in sich schließt, genießt denn auch diese Collegiatkirche besonders hohe Ehren. Alljährlich am vierten Tage der Octave der Apostelfürsten wird in ihr ein feierliches Pontificalamt gehalten, dem die zwölf Räthe des höchsten Gerichtshofes, die Auditoren der Rota, und der Magister sacri Palatii (der Oberrath der obersten Censurbehörde), ein im päpstlichen Palaste wohnender hochgestellter Dominicaner, beiwohnen. Gegen Abend ist Prozession, an der verschiedene Bruderschaften, z. B. die Erzbruderschaft der heiligen Maria von Constantinopel, die der heiligen Maria vom Tode, von den fünf Wunden, der heiligen Margaretha von Cartona und die von der göttlichen Liebe sich betheiligen. Ein vollkommener Ablaß für die würdig gestimmten Theilnehmer am Feste setzt demselben die Krone auf.[2])

Man sollte glauben, die Beförderung der Prälatur und der bequeme, gut honorirte Chordienst an einer so altehrwürdigen, seiner Andacht zu Maria, seiner Retterin und Namenspatronin, so viel Anreiz bietenden, im angesehensten Theile der Stadt, am Corso, gelegenen Collegiat-Stifte hätte dem frommen, von der Reise ermüdeten, finanziell etwas heruntergekommenen neuen Monsignore aus mehreren Gründen außerordentlich angenehm sein müssen.

Dem scheint jedoch nicht so gewesen zu sein. Vielmehr vermißten seine Freunde die frühere, ihm wie angeborene Heiterkeit, jenes anmuthvolle Lächeln auf seinen Lippen und jene geistvollen Scherzworte, welche sie sonst an ihm gewohnt waren und erriethen bald den Grund davon. Trotz jener Denkmäler eines ehrwürdigen Alterthums, trotz seiner innigen Verehrung der Gnadenmutter, an deren selbst erfahrene Heilkraft ihn jenes

[1]) Vgl. Le sacre basiliche del chiarissimo Guiseppe Mariano Partenio della compagnia di Jesu. Roma 1808.

[2]) Vgl. L'ennée liturgique à Rome par l'abbeé X. Rarbier do Montault. Paris 1857.

Altarbild beständig erinnerte, befand sich Mastai nicht so ganz in seinem Elemente. Zwar erfüllte er aus Gehorsam, wie von jeher, alle seine Obliegenheiten auf das Treueste, aber ihm fehlte Etwas, ohne welches er nun einmal nicht leben zu können schien: ihm fehlten die Armen, die Kleinen, die Unglücklichen und Verlassenen. Leo XII., dem durch Freunde davon Kunde zugekommen und dem ein einziger Blick, eine einzige Unterhaltung genügte, um ihn die große Seele seines neuen Chorherrn noch tiefer ergründen zu lassen, begriff die Ursache seiner frommen Traurigkeit, und sich in seinem väterlichen Herzen glücklich fühlend, ihr abhelfen zu können, beeilte er sich, Mastai, nachdem er kaum ein paar Monate Stiftsherr gewesen, zum vorsitzenden Director der Verwaltung des Hospizes vom heiligen Michael, eine der größten und blühendsten Anstalten dieser Art im ganzen christlichen Europa, zu ernennen.

Diese Ernennung, die er nicht gesucht hatte, machte eben dadurch die Freude, die sie in Mastai's Herzen hervorbrachte, noch süßer; das Lächeln kehrte ihm wieder bei dem Gedanken an seinen künftigen Wirkungskreis, wie er nun wieder, wie ehemals, mitten unter Waisen, Unglücklichen, Kranken und Sterbenden gleich einem Engel des Trostes sich bewegen und Hoffnung und Freude im Kreise werde bringen können, wo sonst Hoffnungslosigkeit und Trübsinn herrschte.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Das Hospiz San Michele a ripa: wann und zu welchem Zweck es entstanden, wie und von wem es nach und nach erweitert worden. — Was es, gleichsam eine Welt im Kleinen, Alles in sich faßt, und wie schwierig daher die gute Leitung einer solchen Anstalt. — Deren innere Einrichtung — Tagesordnung. — Eines berühmten Mannes Urtheil über das römische Strafverfahren. — Ein wahres, großartiges Polytechnikum. — Mastai verbessert den Finanzstand der Anstalt und die Lage der Arbeiter zugleich, und giebt den Schlüssel zur Lösung der sogenannten socialen Frage. — Mastai wird zum Erzbischof von Spoleto ernannt. — Ein abermaliger bitterer Abschied. — Ein fröhliches Wiedersehen nach langjähriger Trennung.

Am rechten Tiberufer, dort, wo der Strom nach tausend Krümmungen sich von der ewigen Stadt abwendet, um sich in's Meer zu verlieren, liegt ein unermeßliches Gebäude, dessen Vorderseite ihrer ganzen Länge nach über den Kai der Ripa-Grande herüberragt. Dieser ungeheure Bau, an dessen Fuß die von Ostia und Fiumiccino kommenden Fahrzeuge ihre Waaren ausladen und den am anderen Ufer die Klöster und Gärten des Aventius beherrschen, ist das Hospiz Sanct Michael (San Michele a ripa).

Ursprünglicher Zweck desselben war, verwahrloste Kinder der Landstreicherei und dem Müßiggange zu entreißen. Innocenz XI., aus dem Hause Odeschalchi, mit dem, wie Muratori sagt, die Heiligkeit auf den Thron kam, faßte die erste Idee dazu und ließ gegen Ende des siebenten Jahrhunderts (1686) den ältesten Theil des Gebäudes aufführen, wo er einige Hundert Kleine unterbrachte und in verschiedenen Handwerken unterrichten ließ.

Innocenz XII. wies, nachdem er das Hospiz vergrößert und die Zahl der Zöglinge, die er zärtlich seine Neffen nannte, auf dreihundert gebracht hatte, für die Unterhaltung der Anstalt den Palast auf Monte Citorio, das Postamt und die zwei Zollgebäuden an, die er aus eigenen Mitteln hatte erbauen lassen.

Nach ihm fügte Clemens XI. dem Gebäude einen Bau hinzu, der als Gefängniß und einen anderen, der zur Aufnahme einer beträchtlichen Anzahl von Greisen und Schwachen zu dienen bestimmt war.

Clemens XII. ließ in demselben Umfange das Hauptmauerwerk der Wohnung, welche Weibspersonen von schlechter Führung zum Gefängnisse dient, aufführen. Pius VI. vollendete endlich im Jahre 1790 den Bau und versetzte eine Erziehungsanstalt für arme Mädchen, welche seither im Palast von Sant Johann von Lateran ihren Sitz gehabt hatte, dahin.

Die Leitung dieser riesenmäßigen, ein Hospital, mehrere Zufluchtstätten für Arme und drei Gefängnisse, nebstdem eine polytechnische Schule und ein Erziehungshaus für Mädchen umfassenden, somit gleichsam eine Welt für sich bildenden Anstalt wurde nunmehr dem jungen Kanonicus Monsignor Giovanni Mastai übertragen.

Betrachten wir, um uns einen Begriff von der Großartigkeit dieser Aufgabe zu machen, die in Rede stehende Anstalt zuerst von ihrer dunkelsten Seite — als Strafhaus. Um es in materieller Hinsicht kennen zu lernen, muß man sich einen großen rechtwinkeligen Saal denken, der an seinen Langseiten eine dreifache Reihe stockwerkartig übereinander liegenden Zellen hat, deren Thüren auf einen balconartigen Gang führen, der auf eisernen Trägern ruht und sich längs des inneren Gebäudes hinzieht. Man steigt zu den oberen Reihen mittels einer Wendeltreppe. Zwei breite Fenster einander gegenüber an den zwei kleinen Seiten erhellen und erfrischen den Saal vollkommen. Im Hintergunde ist der Altar; an der Langseite der Wände sind die Werkstätten, welche den betreffenden Gewerken

entsprechen. Die vier und sechszig Zellen der Gefangenen können vom Director auf einmal übersehen werden. Der Baustil des Strafhauses ist prächtig in seiner Art und wird heut zu Tage mit Recht als das Vorbild der berühmten Strafgefängnisse in America, der Schweiz, Frankreich und England betrachtet.

Die hohe Idee des Gründers offenbart der sittliche Zweck der Anstalt. Clemens XI. hatte den Theil von San Michele erbaut, welcher zum Unterricht in den Künsten und Gewerben bestimmt war; der weise Papst dachte, er müßte sein Werk vervollständigen, und errichtete ein Gefängniß für junge Verbrecher, das gleichsam als eine Erziehungsanstalt für sie dienen sollte; denn die Fehler verbessern ist eine zweite Erziehung. In dem Motu proprio (eine selbstständige Entscheidung des Papstes) vom 14. November 1703 drückte er sich so aus: „Jetzt, da das neue Haus mit seinen sechszig kleinen von einander abgesonderten und alle in einem großen Umfang angebrachten Zellen vollendet ist; da die Pertinenzstücke dieses Saales zu Werkstätten für die Tuch- und anderen Arbeiter dienen können: wollen und befehlen wir, daß alle Kinder oder jungen Leute unter zwanzig Jahren, welche künftig wegen ihrer begangenen Fehler eingesperrt werden, statt in die öffentlichen Gefängnisse, in das neue Correctionshaus gebracht werden sollen; und da es Kinder von verkehrter Natur giebt, welche ihren Eltern nicht gehorchen und durch ihren bösen Charakter sehr stark zum Laster hinneigen, so wollen und befehlen wir, daß auch sie in eben diesem Hause überwacht und gebessert werden sollen."

„Die in Haft Befindlichen werden in den Grundsätzen des christlichen Lebens unterwiesen und lernen eine rechte und gute Lebensweise. Wir befehlen folglich den ehrwürdigen Cardinälen als Protectoren des Hospitiums, daß sie einen Weltpriester abordnen, der nicht bloß täglich die heilige Messe lesen, sondern auch die eingesperrten jungen Leute in der Religion und in den zu einem christlichen Leben nöthigen Dingen unterrichten

soll. Wir wollen außerdem, daß Meister die Verhafteten in einer mechanischen Kunst unterrichten, damit sie durch diese Uebung die Gewohnheit des Müßiggangs ablegen und ein neues wohlgesittetes Leben beginnen."

Wo wäre der Weltweise, der mit Recht sich der Erfindung eines so vortrefflichen Züchtigungs- und Verbesserungssystems zugleich rühmen dürfte? Die Ehre und das Verdienst dieser Erfindung gebührt lediglich der Religion, und es bestätigt sich auch hier das Wort eines der ausgezeichnetsten politischen Schriftsteller der neueren Zeit (Montesquieu) „Die Philosophie thut nichts Gutes, was die Religion nicht vor ihr und besser als sie gethan hat." Eignet sich dennoch die Philanthropie (die religionslose Menschenliebe) die Erfindung des Correctionssystems an, so begeht sie einen Diebstahl und Irrthum. Einen Diebstahl, weil sie sich eine Ehre zuschreibt, welche der Kirche Roms gehört; einen Irrthum, weil sie sich einbildet, eine Anstalt entdeckt zu haben, deren Idee so alt ist, wie das Christenthum und deren Anwendung lange vor allen Versuchen niederländischer und americanischer Philanthropen stattfand.

Auch der berühmte Staatsmann Guizot, ein Protestant, sagt hierüber ein beherzigenswerthes Wort. „Es giebt, sagt derselbe, eine in den Anstalten der römischen Kirche zu wenig bemerkte Thatsache; es ist ihr Strafsystem, das um so mehr verdient, studirt zu werden, als es hinsichtlich der Grundsätze und Anwendungen des peinlichen Rechts vollständig in Uebereinstimmung mit der neueren Philosophie ist. Studirt man die Natur der Strafen der Kirche und der öffentlichen Bußen, welche ihre Hauptstrafe waren, so sieht man, daß sie besonders zum Zwecke haben, in der Seele des Schuldigen die Reue zu erwecken, in der Seele der Umstehenden aber den moralischen Abscheu des Beispiels. Es giebt noch eine andere Idee, die sich damit vermischt, eine Sühnidee, die von der Strafidee und von der durch die Strafe in der Brust des Schuldigen zu weckenden Reue kaum zu trennen ist."

Was die Lebensweise der hier in Haft Befindlichen angeht, so ist sie folgende: Sie verzehren ihr Mahl (eine reichliche Portion appetitlich aussehender und schmackhaft zugerichteter Suppe) in ihren Zellen. An Sonntagen dürfen sie sich eine halbe Stunde lang mit einander unterhalten. Sie stehen jeden Morgen um halb sechs auf, kleiden sich an und machen ihre Zellen in Ordnung. Um halb sieben gehen sie zur heiligen Messe, frühstücken dann und gehen um halb acht an ihre verschiedenen Handwerkerarbeiten, welche bis halb zwölf dauern. Sie erhalten dann ihr Mittagsessen und bleiben bis halb zwei in ihren Zellen, worauf sie wieder bis fünf Uhr arbeiten. Um fünf essen sie zu Abend und besuchen danach die Schule bis halb acht. Sie erhalten alsdann noch eine religiöse Unterweisung, beten das Abendgebet und kehren in ihre Zellen zurück. In diese Zellen werden sie eingeschlossen, bis am nächsten Morgen ein neuer, melancholischer Arbeitstag anbricht, langweilig ohne Zweifel, aber bei nur etwa gutem Willen keineswegs ohne gute Früchte.

Von gleicher Zweckmäßigkeit und Milde ist die Einrichtung in dem Gefängniß für Weiber und ganz vorzugsweise in dem für Personen, welche politischer Verbrechen angeklagt oder überführt sind.

Eine freundlichere Seite bietet San Michele, als Kunst- und Gewerbeschule betrachtet. Als solche ist sie ohne Widerrede die älteste und vom sittlichen, gesellschaftlichen und industriellen Gesichtspunct aus betrachtet, die vollständigste sogenannte polytechnische Schule, die es in Europa giebt; denn in ihr werden alle Handwerks- und Kunstzweige ohne Ausnahme gelehrt, und sie nimmt Kinder beiderlei Geschlechts, ja sogar Greise in ihre Mitte auf.

Für den Fremden ist der Besuch dieses Conservatoriums ein wahrer Hochgenuß, der ihm die Mühe desselben reichlich lohnt. Da kann er die sehr mannichfaltigen Beschäftigungen der Schüler beobachten, indem hier die einfachsten Handwerke betrieben, dort die bedeutendsten Kunstwerke geschaffen werden.

In einem Saale sind viele Knaben mit dem Weben von Teppichen beschäftigt, an denen man die Kostbarkeit des Stoffes mit der Schönheit des Musters gleich sehr bewundern muß. In einer zweiten Abtheilung schneiden andere Knaben Cameen (geschnittene Steine mit erhabenen Bildern), graviren auf Stahl und Kupfer, modelliren eine Büste oder Gruppe, oder sind schon damit beschäftigt, sie in carrarischem Marmor auszumeisseln. Verläßt man den Saal, wo ein angehender Canova (Meister in der Bildhauerkunst) die ersten Anfänge seiner Kunst erlernt, und geht nach einem andern Theile der Anstalt, so hört man die raschen Hammerschläge des Zimmermanns, oder sieht ein Stück Zeug zum Trocknen ausgespannt, welches so eben aus der Färbekufe gekommen. Auch in dieser trefflichen Anstalt gilt der vernünftige Grundsatz, daß jeder Knabe sich die Laufbahn selbst wählt, welche seinen Neigungen am Meisten zusagt und sich für seine Anlagen am Besten eignet. Dank dieser Wahlfreiheit, hat das Institut die ausgezeichnetsten italienischen Künstler der jüngsten Vergangenheit, einen Mercuri, einen Calamata, den Bildhauer Taccimei und andere hervorgebracht.

Um Aufnahme in das Institut zu finden, muß ein Knabe in den römischen Staaten geboren, verwais't und nicht über zwölf Jahre alt sein. Ausnahmsweise werden auch Knaben aufgenommen, die ein kleines Kostgeld zahlen, welches jedoch monatlich nicht mehr als fünf bis sechs Thaler beträgt. Für diese geringe Summe erhalten sie Nahrung, Kleidung, sowie guten wissenschaftlichen Unterricht und erlernen eine Kunst oder ein Handwerk. Sie dürfen mit ihren Angehörigen frei verkehren; die Leiter der Anstalt sorgen selbst dafür, daß die Familienbande, wo sie vorhanden sind, nicht gelockert werden. Der Unterricht, den die Knaben erhalten, wird so eingerichtet daß er ihrer künftigen Lebensstellung am Besten entspricht. Außer andern Unterrichtszweigen wird auch Musik gelehrt und der Fremde, welcher Rom besucht, kann keine bessere Unterhaltung finden, als wenn er den zu Ehren des Schutzpatrons

oder einem bei anderen Gelegenheiten gefeierten Feste beiwohnt. Junge Leute, lauter Zöglinge der Anstalt, führen dann religiöse Schauspiele auf und tragen Musikstücke vor mit einer Virtuosität, um welche manches öffentliche Theater sie beneiden könnte.[1]) Und bei dem Allem steht — Dank dem ausgezeichneten Verwaltungstalente und der weisen Oeconomie Mastai's — die Anstalt auch finanziell auf wohlgesichertem Boden.

Doch so glänzend sah es nicht allezeit in San Michele aus. In dem Augenblicke, wo Leo XII. den Stiftsherrn Mastai zum Präsidenten der Verwaltungs-Commission des Hospizes ernannte, war es hohe Zeit, daß eine kräftige Hand und ein unbestechlicher, wachsamer Geist sich die Regelung der in Unordnung gerathenen Finanzen zur Aufgabe stellten. Die Vergeudungen und Verschleuderungen der untergeordneten Beamten, aufgemuntert durch den Mangel an Aufsicht und Controlle, hatten die Einnahme-Quellen dergestalt trocken gelegt und die Ausgaben anwachsen lassen, daß die Anstalt dem Bankerotte nahe war.

Diesem Aergernisse beugte Mastai durch eben so weise als kräftige Maßregeln vor. Das binnen Kurzem auf die geringe Ziffer von dreihundert vier und dreißig römischen Thalern zurückgeführte Deficit verschwand in Bälde völlig.

Nachdem er die Finanzen des Hospitiums in Richtigkeit gebracht und seinem Büdget eine feste Grundlage gegeben, widmete der junge Präsident der Vertheilung der Arbeitsfrüchte zwischen den Arbeitern seine ganz vorzügliche Sorgfalt.

Bis dahin hatten die in den Werkstätten und Manufacturen des Hospizes verwendeten Lehrlinge und Arbeiter kein Salair bekommen; bloß bei ihrem Austritt wurde ihnen eine Summe von dreißig Piastern (oder Scudi) ausgezahlt. Die Anstalt selbst machte aus dem Verkaufsertrage der fabrizirten Gegenstände Gewinn. Dieser Zustand der Dinge kam dem neuen

[1]) Maguire. Rom und sein Beherrscher.

Präsidenten ungerecht vor; er machte dem Directionsrath den Vorschlag, in Zukunft den Arbeiterlehrling an dem von seiner Arbeit zu erzielenden Gewinne entsprechenden Antheil nehmen zu lassen.

Dieser Vorschlag fand allseitige Billigung und man legte sofort ein großes Buch an, in welchem man jedem Zögling die Hälfte der Erträge seines Kunstfleißes gut schrieb; um die nutzlose Verzettelung der so gewonnenen Summen während der Lehrzeit zu verhüten, setzte Mastai fest, daß dieselben bei einer Bank in Verwaltung gegeben werden sollten, wo sie dann, mit den angewachsenen Zinsen vermehrt, dem Jüngling bei seinem Eintritt in die Welt ein hübsches Anlagecapitälchen darbieten würden.

So trug Mastai in die Verwaltung von San Michele jenen Geist der Gerechtigkeit und Güte, von welchem Pius IX. seitdem so zahllose und großartige Beweise gegeben.

Dadurch, daß er den Arbeiterlehrling zum Theilnehmer an den Gewinnen machte, die er durch seine Arbeit zu erzielen mit half, kam Mastai einem der gebieterischesten Bedürfnisse, einem der drohendsten Probleme der industriellen Gesellschaften, der sogenannten socialen Frage, an der so Viele sich die Köpfe zerbrochen haben und noch fortwährend zerbrechen, zuvor; er gab den Schlüssel zur Lösung derselben, und das ohne besondere Studien, ohne System, bloß durch den Instinct eines geraden Herzens, durch die Eingebung der Liebe und des gesunden Menschenverstandes, durch Anwendung der wahren christlichen Gesinnung auf die innere Oeconomie der Manufactur und der Werkstätte.

Mastai blieb nur zwanzig Monate in San Michele. Die Ordnung und das neue jugendliche Leben, das er dort eingeführt, der materielle Wohlstand, zu dem er es erhoben, die Reformen, die er dort in's Leben gerufen, die Achtung und Zuneigung, welche er seinen Unterbeamten, den Fabrikaufsehern und Zöglingen, einzuflößen gewußt, lenkten bald Leo's XII. Aufmerksamkeit in noch höherem Grade als zuvor auf ihn. Ein Mann von dem Schlage Mastai's, der eine Welt im

Kleinen, wie San Michele, so vortrefflich zu leiten und in diesem Wirkungskreise des Guten und Großen so außerordentlich viel zu leisten verstand, konnte — so schlußfolgerte der heilige Vater Leo ganz richtig — zu noch größerem Nutzen der Kirche Gottes und des Heils der Seelen, auch einer Diözese vorstehen, und er zögerte nicht, den Präsidenten von San Michele im nächsten Consistorium zum Erzbischof von Spoleto zu erheben.

Mastai, der sich in der bisherigen, seiner innersten Neigung und Anlage ganz entsprechenden Stellung überaus glücklich gefühlt hatte, sah sich nun in der Lage, eine ganz ähnliche Abschiedsscene erleben zu müssen, wie ungefähr vier Jahre zuvor bei seinem Scheiden vom Tata Giovanni. Aber wie er des kleinen Völkleins jenes Hauses nimmer vergaß, so auch der Zöglinge von San Michele nicht. Als er neunzehn Jahre hernach auf den Stuhl Petri erhoben wurde, kündigte er seinem damaligen Amtsnachfolger, dem Cardinal Tosti (sein unmittelbarer Nachfolger als Präsident von San Michele war der durch seine Schrift über die Wohlthätigkeitsanstalten Roms berühmte Morichini) an, er werde jedes Jahr, gleich seinem Vorgänger glorreichen Andenkens, am Patronsfeste des Hospizes in eigener Person die übliche öffentliche Ausstellung des Erzeugnisses des Kunstfleißes der Zöglinge zu eröffnen kommen.

Von der inneren Einrichtung des Hospitiums wie von dem gesegneten Wirken Mastai's in demselben und von seiner Leutseligkeit auch als Papst, vermögen wir uns keine anschaulichere Vorstellung zu machen, als wenn wir uns im Geiste einem Augenzeugen anschließen, der in den ersten zwei Regierungsjahren Pius' IX. einem Besuche desselben in San Michele beigewohnt hat. [1])

Vom diplomatischen Corps (den Gesandten auswärtiger Mächte) und von vielen eigens dazu eingeladenen vornehmen Fremden umgeben, hielt Pius IX. im Erdgeschosse, wo Seine

[1]) Felix Clavé.

Eminenz der Cardinal Tosti ihm die jungen Waisenknaben, die im Laufe des Jahres sich am Meisten hervorgethan hatten, vorstellte. Er gab ihnen seinen Segen, erkundigte sich nach den Namen Derer, die zunächst bei ihm standen, nach ihrer Profession, nach ihren Fortschritten, mit einer Güte, einer Herablassung und guter Laune, welche deutlich die Freude verriethen, die es ihm machte, sich wieder in ihrer Mitte zu finden.

Danach stieg er die große Treppe hinan, durchschritt die Gallerie, und nahm im großen Saale auf einem Throne Platz, der in der Eile für ihn war hergerichtet worden. Da wurden sämmtliche Anwesende, ohne Ordnung, ohne Unterschied des Ranges von ihm zum Pantoffelkusse zugelassen. Wer zuerst kam, den ließ man zuerst vor. Zwei Kammerherren, die das ganze Gefolge des Papstes bildeten, bemüheten sich vergebens, einen kleinen Raum um ihn frei zu halten, damit er athmen könne.

Pius IX. schien an diesem Eifer und an diesem Wirrwarr seinen Spaß zu haben; er selbst mußte lachen über die Anstrengungen, welche die zuletzt Gekommenen machten, um bis zu ihm vorzudringen. So oft er unter der Menge eine bekannte Gestalt sah, rief er sie vertraulich bei ihrem Namen und wußte ihr allzeit ein angenehmes Wörtchen zu sagen. Nachdem er sich auf dem Balkon gezeigt und der auf dem Kai der ripa grande sich drängenden Volksmenge den Segen ertheilt, nahm der Papst ein leichtes Frühstück ein. Lakaien mit Schüsseln liefen in allen Sälen umher und die Personen aller Stände, welche das Gemach erfüllten, wurden eingeladen, die Chocolade, die Sorbets und leichten Backwerke, die man dem Papste darbot, zu theilen.

Während der Collation bat der Cardinal Seine Heiligkeit, eine Marmorbüste und eine Camée, beide Werke von Zöglingen der Anstalt, entgegennehmen zu wollen. Der Papst bewunderte diese beiden Arbeiten lange, lobte sie ohne Uebertreibung, kritisirte sie mit Wohlwollen und als wahrer Kunstfreund, dann begab er sich nach den im oberen Stücke gelegenen Ausstellungssälen.

Die Erzeugnisse der verschiedenen Werkstätten waren gegen die Wände einer langen Zimmerreihe in der schönsten Ordnung classenweise aufgestellt und bildeten den anmuthigsten Anblick von der Welt.

Von dem Saale der Kupferstiche ging man in den der Caméen und der Bildhauerwerke. Nach den Gegenständen der Schlosserhandwerke kamen die Drucksachen und die Einbände, danach die feineren Möbeln, die Tuche, die Seiden- und Baumwollengewebe, allerlei Tapeten nach Art der Gobelins (der königlichen Tapetenmanufactur in Paris) an die Reihe, deren eine, nach einem antiken Mosaikboden ausgeführt, die feinste Arbeit darbot.

Bei jedem Gegenstande verweilte Pius IX., prüfte mit Augen und Händen die Beschaffenheit der Gewebe, die Farbe der Stoffe, die Richtigkeit der Zeichnungen, die Bücher, die Gegenstände der Schlosserarbeit; Nichts entging ihm, und war durch irgend etwas sich Auszeichnendes seine Aufmerksamkeit lebhafter erregt, so beschloß er seine Lobesäußerung damit, daß er Namen, Alter und Geburtsort Dessen, der es gemacht hatte, erfragte.

Auf dem Rückwege durch die Ausstellungs-Gallerien kam das päpstliche Gefolge an einer Thür vorbei, die mit dem Speisesaal der Knaben und dem der Mädchen in Verbindung steht, und bei dieser Gelegenheit war geöffnet worden. Zwei bis dreihundert Waisenmädchen erwarteten hier den heiligen Vater, um ihn bei seinem Vorübergehen zu becomplimentiren. Auf einmal fand sich Pius IX. von diesen jungen Dingern umringt, die ihm ihre Dankbarkeit auf eine so geräuschvolle und so zudringliche Weise zu bezeugen anfingen, daß er, bei der Unmöglichkeit, sie zu verstehen und sich ihnen verständlich zu machen, nichts Besseres zu thun wußte, als sie zu segnen und über ihr ausdrucksvolles Gebahren herzlich zu lachen.

Der greise Cardinal Tosti warf dem jungen Weibervölklein zornfunkelnde Blicke zu, allein der Papst entwaffnete durch eine gutlaunige Gebehrde seine Strenge und zog sich, nicht ohne

Gefahr, irgend welche Gewandzipfel in den kleinen, verwegenen Händen zurück zu lassen, gleichsam kämpfend zurück.

Aehnliche Auftritte mit Kindern begegnen uns im Leben des heiligen Vaters mehrere, die von einer wahrhaft magnetischen Anziehungskraft der Kleinen, dieser Repräsentanten der lieben Unschuld, zu ihm, und von ihm zu jenen, Zeugniß geben und ihn so recht zum Ebenbilde des göttlichen Kinderfreundes Jesus machen, der da gesagt hat: „wenn ihr nicht wie die Kinder werdet, werdet ihr das Himmelreich nicht erben!" (Einer gleichen Zudringlichkeit der Kleinen, wie hier in San Michele, hatte Seine Heiligkeit sich mehrere Jahre später (1858), bei Gelegenheit eines Besuches, den er den Dominicanern zu Santa Sabina auf dem Aventinhügel machte, zu erwehren. Die Schulknaben waren gerade mit ihrem Lehrer in der Kirche, als der heilige Vater ankam. Freudig eilten sie auf ihn zu und einer von ihnen hatte sogar die Keckheit, demselben die Bitte vorzutragen, er möge ihn zum Cardinal machen. Lächelnd ihn bei der Hand fassend und ihm leise die Wangen klopfend, erwiderte Pius: „Aber Du bist ja noch zu klein, mein Sohn! Sei nur erst recht brav, dann wollen wir schon sehen, was aus Dir zu machen ist..." (Glaubt man da nicht den lieben Heiland, von seinen Jüngern umgeben, leibhaftig unter den Kindern zu sehen?)

Nicht minder groß und geräuschvoll war die Freude bei'm Eintritt des heiligen Vaters in die Wohnungs-Abtheilung der alten Leute. Pius IX. zeigte unter allen Umständen einen Frohsinn, eine Gutherzigkeit, ein Sichgehenlassen, wodurch die Ehrfurcht, die man ihm zollte, nicht im Mindesten nachließ während die Begeisterung der Umstehenden dadurch nur zunahm

So war der erste Besuch beschaffen, den Pius IX. der Gewerbe-Anstalt abstattete, der er einst als einfacher Monsignor vorgestanden hatte. Welch ein Unterschied zwischen diesem rührenden Schauspiel, dieser aufrichtigen und gegenseitigen Freude und zwischen jenen amtlichen Paraden, wo man einem großen der Welt Complimente macht wegen der Leistungen einer Anstalt,

für die er im Grunde seines Herzens nicht das mindeste Interesse fühlt! Hier gab es keine einstudirte Anreden, keine erkünstelten süß lächelnden Blicke, keine Hurrahs und Vivats auf Commando; hier war Alles schlicht, väterlich ernst; man fühlte sich behaglich; man wohnte einem Familienfeste bei. Das ist einmal der Character Roms und seiner Feste. Und diesen Charakter weiß Niemand besser zur Darstellung zu bringen, als eben Pius IX. Nie hat ein Monarch besser sein Volk, nie ein Volk besser seinen Monarchen vertreten: sie sind einer des andern würdig. Möge dieses Lob bezüglich des römischen Volkes nie und nimmer zurückgenommen werden müssen!

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Spoleto: seine Lage, Vergangenheit und Gegenwart. — Was es mit der Wiederbesetzung eines bischöflichen Stuhles auf sich hat und warum dies. — Kirchengesetzliches Verfahren bei den Bischofswahlen. — Das Consistorium: was es ist und wie es darin zugeht. — Das Consistorium vom 21. Mai 1827, gleich wichtig für Mastai wie für Spoleto. — Mastai empfängt das Sacrament der Bischofsweihe; — wie dasselbe ertheilt wird. — Sinn und Bedeutung der dabei vorkommenden Ceremonien. — Unterschied zwischen Bischof und Erzbischof; des letztern besondere Ehrenrechte: Kreuz und Pallium. Wie letzteres beschaffen ist; woraus es bereitet wird; in welcher Beziehung es zu der Namensfeier der heiligen Jungfrau und Martyrin Agnes steht; was es bedeutet. — Eidesleistung bei Entgegennahme desselben von Seiten des neuen Erzbischofes.

An der Straße von Ancona und Florenz nach Rom, zwischen dem durch seinen herrlichen Wasserfall und als Geburtsort des Geschichtschreibers Tacitus berühmten Städtchen Terni

und dem durch ein Madonnenbild von Raphael nicht weniger berühmten Foligno, dort, wo die waldigen Apenninen sich senken, in einer Gegend von großer Naturschönheit, liegt, von der Maraggia bespült und an einen Hügel sich lehnend höchst malerisch das alte Spoleto. Es war früh eine römische Colonie. Nach seinem Siege bei'm Trasimener See (217 vor Christus) griff der Karthagerfeldherr Hannibal, der Römerfeinde unerbittlichster, die Stadt an, ward aber mit ansehnlichem Verlust von ihren Bewohnern zurückgeschlagen und schloß daraus, nach des Geschichtschreibers Livius Bemerkung, welche Unternehmung es für ihn sein würde, Rom anzugreifen, da eine Colonie ihm mit Erfolg hätte widerstehen können. Zum Andenken dieses glücklichen Widerstandes hat ein Thor der Stadt den Namen La Fuga (die Flucht) behalten; ja die Stadt selbst bewahrt in ihrem italienischen, dem lateinischen Wort expulsus (vertrieben) gleichbedeutenden Namen „Spoleto" die Erinnerung an die heldenmüthige Vertreibung des Todfeindes ihres Vaterlandes von ihren Mauern. Von den Gothen zerstört, wurde die Stadt durch den berühmten Feldherrn der Longobarden, Narses, wieder aufgebaut. Während der longobardischen Herrschaft in Italien erhob sie sich zum Herzogthum. Später bildete sich aus dem Herzogthume Spoleto die Mark Ancona, deren Grafen zeitweise das ganze Herzogthum unter ihrer Botmäßigkeit hatten. Schon seit dem dreizehnten Jahrhunderte gehört es zu dem Kirchenstaate, von dem es augenblicklich durch Italiens größte Feinde, die neuen Italiener, losgerissen ist. Verhängnißvoll war für Spoleto das Jahr 1703, wo ein furchtbares Erdbeben es beinahe von Grund aus zerstörte. Seitdem zählt es ungefähr neuntausend Einwohner. Bisher ein bloßes Bisthum, erhob Leo XII., vielleicht um seine Vaterstadt zu ehren, Spoleto zu einem Erzbisthum. Es hat drei und zwanzig Kirchen, viele Klöster und andere geistlichen Stiftungen. Unter den ersten zeichnet sich aus der Dom, mit einem Mosaik (einem vermittelst sehr feiner Steinchen von gefärbtem Glase hervorgebrachten Gemälde) an der Vorderseite,

einem derjenigen Werke aus dem dreizehnten Jahrhunderte, in denen man die ersten Regungen des erwachenden Kunstsinnes in Italien wahrnimmt. Nahe bei der Stadt ist ein großer, von Longobarden gegründeter, von spoletanischen Herzogen im vierzehnten Jahrhundert erneuerter Aquäduct (Wasserleitung). Unter den zahlreichen Alterthümern ragen die Cyklopischen Mauern auf dem Felsen des Castells, die Reste eines Theaters, eines Tempels der Concordia, des Jupiter und des Mars hervor, welche das siegreiche Christenthum seitdem in gottgeweihete, heilige Stätten umgewandelt hat. Nur wenige Miglien entfernt ist der Berg Monte Luco mit dem Kloster Sanct Julian und dessen Einsiedeleien, davon die Madonna delle Grazie die schönste.

Zur Zeit der Erledigung des bischöflichen Stuhles sah es, in Folge der vorhergegangenen Kriege, der Wühlereien geheimer Gesellschaften und schwacher Führung des Oberhirtenamtes äußerst traurig innerhalb Spoleto's Mauern aus. Ein verderblicher Zwiespalt wüthete, wenngleich noch nicht auf den Straßen, so doch in den Gemüthern. Während die Einen die seither bestandenen Mißbräuche verwünschten, fürchteten dagegen Andere deren Abstellung und klammerten sich mit Zähigkeit an das Alte. Gleich einer jener italienischen Städte des Mittelalters, wo, bis an die Zähne bewaffnet, die Parteien der Welfen und Weiblinger sich in unauslöschlichem Hasse gegenüberstanden, war auch Spoleto in zwei Lager getheilt. Das Feuer eines Bürgerkrieges glomm unter der Asche, und nur eines Hauches bedurfte es, um dasselbe zu einem verheerenden Brande anzublasen. Glücklicher Weise blieb, Dank Mastai, dieser Hauch aus. Er war der Engel, den die immer wache Vorsehung dießmal durch den Statthalter Christi der in Gefahr schwebenden Stadt und Umgegend zur Rettung sandte.

Leo XIV. konnte nimmer vergessen, daß in Spoleto's Weichbild seine Wiege gestanden. Ihm ging die traurige Lage seiner Vaterstadt tief zu Herzen, und ihr abzuhelfen, war sein eifriges Bemühen. Er benutzte dazu die in Erledigung gekommene

erzbischöfliche Stelle. Zum Glück stand die Ernennung zu derselben unmittelbar dem Papste zu und es bedurfte folglich aller der vielen Förmlichkeiten und Umstände nicht, welche erfordert werden, wenn die betreffende Person von einem katholischen Monarchen vorgeschlagen oder vom Capitel gewählt wird. Gleichwohl ist bei der hohen Wichtigkeit des bischöflichen Amtes der Papst selber rücksichtlich der Verleihung solcher bischöflichen Stellen, deren Collation ihm ausschließlich zusteht, an gewisse Bestimmungen gebunden, die er ohne gute Gründe nicht außer Acht lassen darf. Wir sagten „bei der hohen Wichtigkeit des bischöflichen Amtes", und mit Recht; denn was während eines Krieges bei einzelnen Heeres-Abtheilungen die Generäle und Feldherren sind, das sind in der Kirche Gottes auf Erden (die ihrer Natur nach immerdar eine Krieg führende ist, eine Krieg führende nämlich gegen die Mächte der Finsterniß, gegen die Welt und die Lüste des Fleisches) die Bischöfe. Wie die Aufrechthaltung der Manneszucht und die Erfolge eines Kriegsheeres fast jederzeit von den Generälen abhängen, die da befehligen, so hängt die Aufrechthaltung der Kirchenzucht und der Erfolg des Kirchenregimentes hauptsächlich von den Bischöfen ab. Daher die gewissenhafte Sorgfalt der römischen Kirche hinsichtlich guter Wahlen. Die großen Päpste Gregor XIV. und Benedict XIV. beschäftigten sich besonders mit diesem Hauptgegenstande. Clemens VIII. gründete eine besondere Congregation (Abtheilung von Cardinälen) zur Prüfung der Candidaten für die Bisthümer Italiens. Die Entfernung der Orte gestattete ihm nicht, diese heilsame Maßregel auf die Bischöfe der fremden Nationen auszudehnen. Die Congregation zerfällt in zwei Commissionen: die eine für die Gottesgelehrtheit, die andere für das kanonische (geistliche) Recht. Die erstere besteht aus fünf prüfenden Cardinälen und vielen Ordensgeistlichen, die der Papst wählt. Die zweite zählt neun prüfende Cardinäle und mehrere Prälaten. Ein Prälat-Secretär zeichnet die Antworten auf und leitet den Verbalproceß der Sitzung ein, die Congregation versammelt sich vor dem Papst,

welcher auf seinem Throne, von den prüfenden Cardinälen umgeben, sitzt: der Cardinal kniet auf einem Polster. Nach beendigter Prüfung geben die Cardinäle ihre Meinung durch den Ausdruck ab: est idoneus (er ist geeignet); dann versammelt sich das Consistorium und der Papst präkonisirt (verkündet) den Candidaten, der alsdann die bischöfliche Weihe empfangen kann. Da das Wort Consistorium im Laufe dieser Lebensbeschreibung öfter vorkommen wird, so ist es nicht undienstlich, den Sinn dieses Wortes hier ein für allemal zu bestimmen. Das Consistorium ist der Rath des heiligen Vaters und das Haupttribunal in Rom. Es ist öffentlich oder geheim. Der Papst führt persönlich den Vorsitz in seiner päpstlichen Kleidung: die Assistenten sind die Cardinäle und andere große Würdenträger. Die Versammlungen finden regelmäßig einmal die Woche Statt, am Montag oder Donnerstag; es giebt auch außerordentliche Sitzungen. Während das Consistorium versammelt ist, haben alle übrigen Congregationen Ferien. Alle Angelegenheiten der Kirche können vor das Consistorium kommen, doch beschäftigt es sich nur mit den wichtigsten, wozu in erster Reihe die Besetzung der Bisthümer gehört. Wenn eine Bulle, d. h. eine bei wichtigen Gelegenheiten erlassene päpstliche Urkunde, oder Constitution (Verordnung) in diesem Rathe besprochen worden ist, so wird dieses erwähnt; hat dagegen der Papst allein gesprochen, so führt die Bulle oder Constitution den Namen motu proprio.

Ein solches Consistorium nun fand am 21. Mai 1827 Statt und in demselben wurde der Hospiz-Präsident Monsignor Giovanni Maria Mastai-Ferretti zum Erzbischof des erst eben zum Erzbisthum erhobenen, seitherigen bloßen Bisthums Spoleto präkonisirt. Papst Leo hätte seiner Vaterstadt kein Geschenk machen können, wodurch er seine Sorgfalt und seine Liebe zu ihr klarer an den Tag legte; aber auch dem Grafen Mastai hätte er keinen augenscheinlicheren Beweis des unbedingten Vertrauens geben können, das er in seinen Character und in seine Fähigkeiten setzte, als durch die Ernennung zu einem Posten von so hoher Wichtigkeit.

Mastai hatte eben sein fünfunddreißigstes Lebensjahr zurückgelegt, als ihn Gottes Stimme durch seinen Stellvertreter auf Erden zu der Würde des Hohenpriesterthums berief. Wie bei der Kunde von dieser abermaligen und so raschen Beförderung ihm zu Muthe gewesen, sagt uns Keiner seiner Lebensbeschreiber. Ziehen wir indessen seine Liebe zu der Jugend und sein ungemeines Erziehungstalent, ziehen wir seine Demuth und seine zarte Gewissenhaftigkeit und dazu sein nachheriges Verhalten bei der Papstwahl in Betracht, so werden wir schwerlich irren, wenn wir glauben, dem Erhöheten sei mit dieser Erhöhung eben kein Dienst erwiesen und nur in Gehorsam gegen Den, in welchem er den Statthalter Jesu Christi, den Dolmetscher des göttlichen Willens verehrte, habe er dem an ihn ergangenen Rufe, unfrohen aber entschlossenen Herzens, Folge geleistet.

Das Nächste, was nun zu thun, war der Empfang der Bischofsweihe. Die Bischofsweihe ist das Sacrament der Weihe in seiner ganzen Fülle, wie ja auch den Bischöfen als Nachfolgern der Apostel, zu denen Christus gesprochen: „wie euch der Vater gesendet hat, so sende ich euch", die Fülle der geistlichen Gewalt, als ihnen unmittelbar von Christus selber verliehen, innewohnt, mit dem Unterschiede jedoch, daß nach eben dieser ursprünglichen Einrichtung und Verleihung Christi, die Bischöfe als Nachfolger der Apostel jene Gewalt nur in der Einheit und in der Unterordnung unter dem Papste als dem Nachfolger des heiligen Petrus haben, während dieser als Oberhaupt, als allgemeiner Bischof und Bischof der Bischöfe sie in souveräner Weise besitzt. Dieses ist die von Christus gestiftete, göttlich einfache und erhabene Ordnung des Kirchenregiments — die (so viel geschmähte) Hierarchie.

Sahen wir nun im Früheren die Tensur, die vier niederen und die drei höheren Weihen mit ihrem ganzen, glänzenden Apparat von heiligen Gebräuchen an Mastai sich vollziehen: wie könnten wir es uns versagen, die höchste Weihe, die Bischofsweihe, die ihrer besonderen Würde halber nicht Ordination, sondern Consecration genannt wird, mit dem ganzen

Gepränge hehrer und bedeutungsvoller Ceremonien gleichsam vor unsern Augen an eben demselben vornehmen zu sehen?

Ist dann der Consecrationstag (der allemal ein Montag oder ein Apostelfest sein muß) gekommen und haben sich außer dem die heilige Weihe spendenden Bischofe noch zwei andere als Assistenten eingefunden, so legt der zum Bischof Erwählte vor Allem, nachdem durch den Apostolischen Notar die päpstliche Ernennung (Mandatum apostolicum) vorgelesen ist, das Glaubensbekenntniß und darauf den Eid der Treue gegen den Apostolischen Stuhl ab, und beantwortet darauf die von dem Consecrator in Bezug auf das Glaubensbekenntniß und den Eid an ihn gestellten Fragen; hierauf liest derselbe an einem Seitenaltare oder in einer Seitencapelle die heilige Messe bis zum Beginn des Evangeliums, während der consecrirende Bischof an dem Hauptaltare, welcher für diese Feier ein doppelter sein muß, celebrirt. Sodann werden die Litaneien gebetet, während welcher der Erwählte auf den Boden hingestreckt liegt, und nach denselben von dem Consecrator und den assistirenden Bischöfen dem Erwählten die Hände aufgelegt unter den Worten: accipe spiritum sanctum (nimm hin den heiligen Geist). Vorher wird das Evangelienbuch geöffnet auf seine Schultern gelegt, wo es bis nach der Salbung ruhet. Unter Absingung des zur Erflehung höheren Lichtes in der Kirche üblichen Hymnus veni creator Spiritus (Komm', Schöpfer Geist!) werden nun Haupt und Hände mit dem heiligen Chrysam gesalbt und darauf mit leinenen Tüchern verbunden, und dann Stab und Ring feierlich gesegnet und übergeben, der Stab als Zeichen der „Hirtenpflicht", der Ring als Zeichen der „Glaubenstreue gegen die Kirche, seine Braut". Dann wird ihm das Evangelienbuch von den Schultern genommen und in die Hand gegeben. Hierauf giebt der consecrirende wie auch jeder der assistirenden Bischöfe oder Prälaten dem neugeweihten Bischöfe den Friedenskuß, und letzterer wird in seine Capelle (oder an seinen Altar) zurückgeführt, um der Binden an Kopf und Händen entledigt zu werden. Zurückgekehrt zum Hauptaltare, opfert er dem Consecrator

zwei brennende Kerzen, zwei verzierte Brode und zwei mit Wein gefüllte Fäßchen, eines nach dem andern darreichend. Nachdem dieß geschehen, tritt der neugeweihte Bischof an die Chorseite des Hauptaltares, wo er zwischen den zwei Assistenten die heilige Messe zugleich mit dem Consecrator, der wie immer an der vordern Seite des Altars steht, bis zur Communion weiter liest, vor welcher er seine Stelle verläßt und zu dem Consecrator hintritt, um mit ihm zugleich den Leib und das Blut des Herrn zu empfangen. Am Schlusse der heiligen Messe, vor dem letzten Evangelium, empfängt der neugeweihte Bischof die Mitra, die Handschuhe und den Stab aus des Consecrators Händen und nimmt von seinem Bischofsstuhle Besitz, worauf das Te Deum angestimmt und der neugeweihte Bischof mit Mitra und Stab von den beiden Assistenten durch die Kirche geführt wird, um dem Volke seinen ersten bischöflichen Segen zu ertheilen. Nach beendigtem Te Deum singt der Neugeweihte den Pontificalsegen und in dreimal steigendem Tone den Wahlspruch: ad multos anros (auf viele Jahre), worauf der Consecrator mit dem Friedenskuß erwidert und mit dem Evangelium Johannes die ganze heilige Handlung schließt.

Welch ein schönes Ganze bilden doch auch hier wieder die bei dem Consecrationsact üblichen Nebenceremonien! Den Anfang macht, wie wir sahen, die Vorlesung der päpstlichen Bestätigungsbulle, die Ablegung des Eides der Treue gegen den Papst, und die feierliche Erklärung des Gewählten, katholisch glauben und leben zu wollen; damit die versammelte Gemeine es höre, wie der Oberhirt ihr von dem Statthalter Jesu Christi zugeschickt werde, demselben Treue schwöre, und ein ächt apostolischer Bischof werden wolle. Welch eine Aufforderung das für Geistlichkeit und Volk, dem neuen Bischofe zu gehorchen, ihn als Nachfolger der Apostel und getreuen Bewahrer des heiligen Glaubens zu verehren! Daran reiht sich eine kurze Aufzählung der bischöflichen Pflichten. Ein kräftiges Wort zu rechter Zeit, welches den neuen Bischof mit wenigen

aber inhaltreichen Worten erinnert, welche Rechenschaft Gott erst von ihm fordern wird! Hierauf folgt das Beten der Allerheiligenlitanei. Könnte es einen wichtigeren Anlaß, dieses Gebet zu verrichten, geben, als den Act der Aufstellung eines Nachfolgers der Apostel? Ferner bringt der neue Bischof mit Dem, der ihn consecrirt, das heilige Meßopfer dar. Welch ein rührender Act, zwei Bischöfe am Altare zu sehen, die wie zwei Brüder von einem Brode essen, aus Einem Kelche trinken, und somit der schönste Beweis sind, wie die Kinder und Hirten der wahren Kirche Glieder eines und desselben Leibes sind? Endlich beschließt die Inthronisation, die Absingung des Te Deum, die Procession durch die Kirche und der feierliche Segen des Neuconsecrirten die heilige Feier. Wie sollte es auch anders sein? Die verwaisete Kirche hat wieder einen Oberhirten erhalten, der bischöfliche Stuhl ist wieder besetzt. Es ist daher ganz natürlich, daß man zur Versinnlichung dessen, was geschehen ist, die Erhebung auf den Thron, die Inthronisation, vernimmt, hierauf Gott feierlich Dank sagt, sodann den neuen Oberhirten in heiliger Freude durch die Kirche führt, und endlich Klerus und Volk ihren neuen gemeinsamen Vater ehrfurchtsvoll um den väterlichen Segen bitten.

Die verwaisete Kirche, für welche Monsignor Mastai die Consecration als Oberhirt erhalten, war, wie oben bemerkt, seither ein bloßes Bisthum; erst Papst Leo XII. hatte es eben jetzt zum Erzbisthum erhoben.

Mithin war Mastai Erzbischof oder Metropolit, d. h. ein Bischof, der mit der Eigenschaft als Bischof seiner Diöcese die eines Vorstehers einer aus mehreren Diöcesen bestehenden kirchlichen Provinz vereinigt. In Beziehung auf die aus der Weihe fließenden Gerechtsame findet zwischen einem Erzbischof und den gewöhnlichen Bischöfen kein Unterschied statt. Seine Würde gewährt ihm bloß gewisse besondere Regierungs- oder Jurisdictionsrechte, um bei der großen Entfernung des römischen Stuhls eine Mittelstufe der Verwaltung zu bilden und eine Aufsicht über die untergebenen Bischöfe zu handhaben. Früher

waren diese Rechte sehr bedeutend, und sie bildeten, besonders in Verbindung mit den Provincialconcilen, eine regelmäßige Stufe der kirchlichen Regierung. Später aber sind ihre Rechte theils erloschen, theils (aus mehreren Ursachen) an den Papst übergegangen. Doch hat das Concilium von Trient den Metropoliten ausdrücklich noch wichtige Gerechtsame beigelegt: so die Aufsicht über die Residenz (das Daheimbleiben der Bischöfe in ihren Sprengeln), über die zweckmäßige Anlegung von Seminarien, die Visitation der Provinz, wenn dazu vom Provinzialconcilium ein zureichender Grund erkannt worden. Es steht ihnen daher noch immer ein wichtiges Feld der Thätigkeit offen. Uebrigens haften an der erzbischöflichen Würde auch besondere Ehrenrechte. Dazu gehört das Kreuz, welches ihm bei feierlichen Gelegenheiten innerhalb seiner Provinz vorgetragen wird, besonders aber der Gebrauch des Palliums. Es ist dieses (wie bereits bei einem früheren Anlasse angedeutet worden) eine weißwollene (mit Kreuzen (von schwarzer oder rother Farbe) durchwirkte Binde, welche in Rom bei dem Grabe des heiligen Petrus gesegnet, und vom Erzbischof über die Schultern herabhängend getragen wird. Die Verleihung des Palliums kommt als eine große Auszeichnung schon früher vor; allmählig ist dieses mehr ausgebildet und mit der Metropolitanwürde in regelmäßige Verbindung gebracht worden. Wie Allem in der Kirche, so liegt auch Diesem eine tiefe, sinnreiche Bedeutung zu Grunde, wie aus Folgendem ersichtlich werden wird.

Das Pallium wird aus der Wolle zweier weißer Lämmer (agni) verfertigt, die in der Basilika der heiligen Agnes außerhalb der Stadt, (denn innerhalb der Stadt auf dem Navonaplatz, über dem unterirdischen Gefängnisse, worin die dreizehnjährige edele Jungfrau ihren glorreichen Triumph über das Laster und die Gottlosigkeit errungen hat, steht auch eine herrliche Kirche ihr zu Ehren) an ihrem Festtage nach beendigtem Hochamte feierlich geweiht werden. An dem genannten Tage (21. Januar) sieht der Reisende nach der musicalischen Messe den zahlreichen Klerus der Kirche in Procession aus der Sacristei

ziehen und in das Heiligthum treten. Der Zug wird durch Kirchendiener, welche Fackeln, das Weihrauchfaß und den Weihkessel tragen, eröffnet; dann kommen zwei Geistliche in großen schwarzen Mänteln, von denen ein jeder ein prächtiges Kissen von rothem Damast, mit Goldfranzen verziert, auf dem Arme trägt, worauf ein kleines Lamm, weiß wie der Schnee, weich liegt, der Kopf mit Rosen geschmückt und der ganze Leib mit Rosetten in rothem Band besäet, die Füße mit rothen schmalen Seidenbändern als Bündel zusammen gebunden. Diese zwei Lämmer werden mit den Kissen auf den Altar gelegt, das eine auf der Evangelien=, das andere auf der Epistelseite. Alle Stiftsherren „des heiligen Erlösers" (vom Lateran), welche den Dienst der Kirche versehen, nehmen Platz im Chor. Der Abt, die Mitra auf dem Haupte und mit dem Chorrock bekleidet, besteigt den Altar mit dem Diakon und Subdiakon, während die Musik auf den höheren Gallerieen ein dem Umstand entsprechendes Stück vorträgt.

Bald spricht der celebrirende Prälat ein herrliches, von der köstlichsten, erhabensten Poesie durchduftetes Gebet. Es beginnt mit einer Hymne zu Ehren der heiligen Agnes, des Musters der Reinheit und Unschuld, der Kraft und der Milde; dann entfaltet es, daran erinnernd, daß der Gebrauch, den heiligen Dienern besondere Zierden zu verleihen, der alten, bis zum Sinai zurückreichenden Tradition entspricht, das glänzende Gemälde der christlichen Jahrhunderte. Nach dem Gebete gießt der Celebrant Weihwasser auf die beiden Lämmer und durchduftet sie mit dem Wohlgeruche des Weihrauchs: so weihet er sie. Nach der Weihe kehrt der Zug in die Sacristei zurück, und die zwei Lämmer werden einem Ceremonienmeister der Basilika St. Johann vom Lateran übergeben. Begleitet von zwei Dienern der Kirche, bringt er sie zu Füßen des heiligen Vaters, der sie gleichfalls weihet. Der Camerlengo der Subdiakone trägt dann diese jungen Lämmer in ein vom heiligen Vater bezeichnetes Nonnenkloster, damit Sorge für sie getragen werde. Ist die Zeit gekommen, so scheert man die beiden

Lämmer und verfertigt aus ihrer Wolle das Pallium. An Ostern kommt eines der Lämmer auf den Tisch des Papstes; denn in allen römischen Familien herrscht der Gebrauch, an diesem Tage zur Erinnerung an das wahre, für das Heil der Welt geschlachtete Lamm ein Lamm zu essen. So steht Rom in der Erhaltung der frommen Gebräuche und der rührenden Erinnerungen einzig da.

Warum nun diese Weihe der zwei Lämmer? Warum die Ceremonien, die sie begleiten? Warum dieß Pallium? Die Antwort ist diese: Im alten Gesetze unterschieden das Rationale und das Superhumerale (ersteres ein viereckiges, aus Gold, Hyacinth, Purpur und Carmoisin gewebtes seidenes Brustblatt zur Verbindung des Superhumerale (Schulterkleides auf der Brust, geziert mit vielen kostbaren Steinen) den Hohenpriester von den übrigen Priestern. Die Kirche wollte, daß auch die obersten Hirten des göttlichen Schafstalles Zierrathen hätten, welche sie auszeichneten: ihnen die Achtung der Priester und der Gläubigen zu verschaffen und sie selbst zugleich an den Ursprung, den Charakter und den Zweck ihrer Autorität zu erinnern, das ist ihre Absicht gewesen, als sie ihnen das Pallium verlieh. Als Nachfolger des Lammes Gottes sollen sie sein Recht fortsetzen nnd seine Sanftmuth darstellen; deßhalb wird das Zeichen ihrer hohen Würde aus der Wolle eines geweihten Lammes verfertigt. Ihr Amt ist eine Last, und sie müssen wie der gute Hirt die irrenden oder kranken Schäflein tragen; deßhalb tragen sie das Pallium auf ihren Schultern. Durch die Kraft und die Liebe des gekreuzigten Gottes können sie ihre furchtbare Mission erfüllen; deßhalb ist das Pallium mit sechs Kreuzen geschmückt. Der Ursprung ihrer Macht kommt von Petrus und durch Petrus vom Sohne Gottes selbst; deßhalb legt man am Tage vor dem Feste der glorreichen Apostelfürsten (Petrus und Paulus) alle Pallien auf ihr Grab, am andern Tage werden sie mit großer Ehrfurcht wieder genommen und den Sacristan-Stiftsherren anvertraut, welche sie in die Schutzkammer der

Reliquieen legen, bis sie versendet werden. Nach der jetzigen Verfassung wird das Pallium als Sinnbild der Vereinigung mit dem apostolischen Stuhle betrachtet. Daher muß der Erzbischof, zum Beweis seiner Anhänglichkeit an denselben, binnen drei Monaten nach seiner Ernennung entweder persönlich oder durch einen Stellvertreter um das Pallium inständigst nachsuchen. Erst mit dessen Empfang ist Alles, was zu der erzbischöflichen Würde gehört, vorhanden und darf der Erzbischof vorher keine Pontifical- oder andere feierliche Handlungen ausüben. Die Verleihung selbst geschieht auf das vorher geleistete Versprechen der Treue und zwar mit folgenden Worten: „Zur Ehre des allmächtigen Gottes und der seligen Jungfrau Maria, so wie der seligen Apostel Petrus und Paulus, unseres Herrn des Papstes (Leo XII.), der Römischen Kirche und der Kirche (Spoleto), welche Dir anvertraut ist, übergeben Wir Dir ein Pallium, von dem Körper des heiligen Petrus entnommen, als Zeichen der Fülle des hohenpriesterlichen Amtes nebst der Bezeichnung mit dem erzbischöflichen Namen, damit Du Dich dessen in der Kirche an bestimmten Tagen, welche in der von dem Apostolischen Stuhle verliehenen Privilegien bezeichnet sind, bedienst."

Das ist ein Bischof, das ein Erzbischof in der katholischen Kirche, so wird er geprüft, so wird er gewählt und ernannt, so geht's bei seiner Weihe zu. Erst nachdem wir dieß wissen, nachdem wir es so zu sagen mit Augen geschaut, sind wir im Stande, vollkommen zu verstehen und zu würdigen, was es heißt und welch eine Steigerung vom Niederen zum Höheren darin liegt, wenn gesagt wird: Mastai wurde zum Erzbischof ernannt; und erst, wenn wir uns im Geiste nach Spoleto versetzt und dort rückwärts und rundum ein wenig Umschau gehalten, erfassen wir lebendig und naturwahr, was es heißt: Mastai wurde zum Erzbischof von Spoleto ernannt. Dieß bitten wir den geneigten Leser wohl zu beachten, wenn wir ihn, wie es bei Erwähnung des Empfanges der niederen und höheren Weihen und der Bischofsweihe von Seite Mastai's

geschehen, so auch weiter unten bei dessen Erhebung zum Cardinalat und der noch höheren Erhebung auf den Gipfel der apostolischen Vollgewalt möglichst tief in die Sache, und zugleich möglichst klar auf die Form und die Umstände hinschauen lassen, unter welchen jene in die Erscheinung tritt.

Das Nämliche bitten wir denselben auch da festhalten zu wollen, wo Personen und Sachen, die auf den ersten Blick unserem Gegenstande ferner zu liegen oder wohl gar fremd zu sein scheinen, gleichwohl hie und da in den Kreis der Darstellung hineingezogen werden. Auch da leitet uns die, wie wir glauben, völlig richtige Absicht, dem Leser den ursachlichen und naturgemäßen Zusammenhang des Einen mit dem Andern, des entfernter Scheinenden mit dem Allernächsten, des Unsichtbaren mit dem Sichtbaren anzudeuten, ihm, um uns eines Bildes zu bedienen, den Baum nicht in der Luft schwebend, nicht mit seiner Krone, seinen Zweigen, Blättern und Früchten allein, sondern auch mit seinen Wurzeln, und mit dem Boden, worin er wurzelt, worin er aufwuchs und fortlebt, oder, um mit der Schule zn reden, ihm den Helden unserer Geschichte nicht abstract (an und für sich, losgerissen von der Wirklichkeit), sondern concret (in und mit dem vollen Leben seiner Zeit und Umgebung) möglichst frisch und warm zur Anschauung zu bringen.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Monsignor Mastai's erstes Auftreten in Spoleto. — Was er Alles da zu thun fand. — Er bahnt sich durch Liebe den Weg zu allen Herzen. — Sein vorsichtiges Zuwarten in Bezug auf vorzunehmende Verbesserungen, die dann aber auch desto wirksamer und segensreicher in's Leben treten. — Mastai's Palast, das Stelldichein für alle Parteien. — Sein rücksichtsvolles Vorgehen bei zweckdienlich erachteten Versetzungen. — Die Revolution pocht an Spoleto's Thore. — Bulle Leo's XII. gegen die Freimaurer und Carbonari. — Derselbe ernennt Bischöfe für Süd-America, Mastai's schweißgetränktes Saatfeld. — Leo's XII. Tod. — Pius VIII. folgt ihm. — Sein kurzes, aber wohlausgefülltes Pontificat. — Sein Ableben. — Mauro Cappellari wird Papst unter dem Namen Gregor XVI. — Ein Blick auf seine Vergangenheit. — Sein Pontificat beginnt mit Sturm.

Treulich, im Geiste des Gehorsams und der Liebe hat sich Mastai allen vorgeschriebenen Förmlichkeiten unterzogen, hat Behufs Bestreitung der erforderlichen Ausfertigungs-Gebühren einige ihm zugehörige Liegenschaften in Rom veräußert, und nun sehen wir ihn, den anspruchslosen Pflegevater der verwaiseten Jugend, den Beförderer der Künste und Gewerbe, den Apostel Süd-Americas, um die Mitte des Jahres 1827 zum ersten Male im hohenpriesterlichen Festornate seinen feierlichen Einzug als erster Erzbischof in Spoleto halten und daselbst von dem erzbischöflichen Stuhle Besitz ergreifen. Das war ein Tag der Wonne und des Segens für Stadt und Land, für die Geistlichkeit und die gesammte Bevölkerung; denn mit dem Erzbischofe Johannes zog Versöhnung und Friede in die Mauern

ein, die von Zank und Hader wiederhallten und nahe daran gewesen waren, mit Bürgerblut befleckt zu werden. Schon die milde, gewinnende, majestätische Persönlichkeit des männlich schönen, in der Vollkraft der Jugend prangenden Oberhirten wirkte wie ein Zauber auf Alle, die ihn sahen.

Mastai fand in seinem neuen Wirkungskreise alle Hände voll zu thun; die Dinge lagen dort, wie bereits angedeutet worden, in einem noch weit schlimmeren Zustande, als wie er San Michele angetroffen. Unter der schwachen, thatlosen Hand seines Vorgängers war der Eifer der Geistlichkeit erschlafft, hatten die Bande der Kirchenzucht sich gelockert, Unordnung herrschte in der Verwaltung der Kirchengüter, deren meiste ihrer ursprünglichen Bestimmung entfremdet worden, Unordnung auch im öffentlichen Geiste, der in eine Menge Clubs und Parteien gespalten war, die, voll Eifersucht gegen einander, sich Tag für Tag in den Salons, in den geheimen Gesellschaften, an öffentlichen Orten die heißesten Schlachten lieferten.

Da war es nun des neuen Oberhirten erste Sorge, sich nach dem Zustande, der Lebensstellung und der religiösen Gesinnungen eines Jeden zu erkundigen. Und das that er nicht etwa durch geheime, bezahlte Späher und Zuflüsterer. Er wählte dazu den geradesten, offensten Weg. Er klopfte persönlich an alle Thüren an, kehrte vertraulich bei Allen ein. Er klopfte an die Thüren der glänzenden Säle der Adeligen und der Reichen und verstand es, ohne den Stolz der Größe zu verletzen, den heilbringenden Namen des demüthigen und armen Gottes auf eine liebliche Weise in die Unterhaltungen über menschliche Herrlichkeiten einzuflechten. Den Handwerker suchte er in seiner Werkstätte, den Kaufmann in seinem Waarenlager, den Civilbeamten in seiner Amtsstube auf, und Allen ließ er den Segen Desjenigen zurück, der das Auge seiner Gerechtigkeit Tag und Nacht über allen Ständen und Verhältnissen wach und offen hält. Vor Allem aber suchte er, ohne auch nur Einen zu übergehen, die armen und dürftigen Familien, die schwachen und hülflosen Greise auf, und weil er da, ebenso

wie zu Rom, neben manchem Guten viel des Bösen wahrnahm und stets darauf bedacht war, die Schmerzen und Thränen, wo immer er sie fand, zu lindern, so beeilte er sich, ein großes Waisenhaus für arme Kinder zu gründen, die in den Handwerken unterrichtet werden sollten. In diesem Liebeswerke erkennen wir wiederum den nämlichen unermüdlichen Eifer, den Bedürfnissen der Armen und Hülflosen abzuhelfen, der schon den Anfang seiner priesterlichen Laufbahn ausgezeichnet hatte.

Rücksichtlich der Einführung von Neuerungen und Verbesserungen ging Mastai übrigens mit großer Vorsicht zu Werke. Ein rundes Jahr ließ er, beobachtend und studirend, vorübergehen, ehe er die Axt oder die heilende Hand an irgend ein Uebel legte, so daß schier Manche, denen die Ursache dieser scheinbaren Unthätigkeit nicht einleuchtete, dieselbe der Sorglosigkeit oder der Unfähigkeit zuzuschreiben sich versucht fühlten und wohl hie und da die Meinung laut werden ließen, man könne ja kaum merken, daß ein anderer Erzbischof gekommen.

Als man jedoch nach Verlauf eines Jahres allgemach inne ward, wie in Folge häufiger geistlicher Exercitien (Uebungen, welche für Priester das Nämliche sind, was eine Mission für das Volk ist) der Eifer des Klerus neu auflebte, wie Regelmäßigkeit in die Ordenshäuser, wie Ordnung und Sparsamkeit in die Verwaltung der Kirchenfabriken einkehrte, und wie, durch diese Reformen ermöglicht, nützliche Anstalten zur Erziehung der Jugend und zur Beschäftigung der Arbeitslosen in das Leben traten, da freilich ward das Urtheil über ihn nachgerade ein anderes.

Der erzbischöfliche Palast wurde das Stelldichein für die Vertreter aller politischen Anschauungen und Parteien; wie sie allesammt mit gleicher Leutseligkeit und Güte in die Salons des Erzbischofs aufgenommen wurden, so folgten sie in Bälde dem ihnen gegebenen Beispiele, betrachteten sich ohne Haß und reichten sich schließlich als Brüder die Hand.

Das Geheimniß dieser Umwandlung, welche Monsignor Mastai zu Wege brachte und welche wir ihn später auf einer

viel erhabeneren Wirkungsstufe noch werden zu Wege bringen sehen, lag ganz und gar in seinem Herzen: Mastai hatte Manche von ihren Stellen verrückt, hatte auf verschiedene Posten anstatt Aelterer Jüngere, anstatt Fahrlässiger Eifrigere hingestellt, aber das Alles möglichst schonend, ohne vor den Kopf zu stoßen und weh zu thun, ja auch nur ohne Einen unzufrieden zu machen; denn ein Jeder hatte bei seinem Stellenwechsel in irgend einem Vortheile, mochte dieser nun Schicklichkeitsgründen oder seiner Eigenliebe entsprechen, etwaige Genugthuung gefunden.

Die Zeit nahete, wo Mastai von der Einigkeit, die er befestigt hatte, von der allgemeinen Hochachtung und Liebe, die er einflößte, die Früchte ärnten sollte. Die Revolution, diese unheilschwangere Tochter der geheimen Gesellschaften, die seit 1830 die Runde durch Europa macht, pochte auch an Spoleto's Thore und brachte die Stadt und ihre Bevölkerung in Aufruhr.

Doch ehe wir den Faden der Geschichte verfolgen, müssen wir zuvörderst einen Blick auf die Vorgänge in der Tiberstadt und sodann einen in jene Werkstätten werfen, welche an Grausenhaftigkeit nur derjenigen der bösen Geister nachstehen, deren bewußte oder unbewußte Sendboten die Arbeiter in jenen sind: wir meinen die öfters besagten geheimen Gesellschaften der Freimaurer und der Carbonari. In dem Beiwort „geheim" tragen beide schon den Stempel der Verwerfung an ihrer Stirn, gemäß jenem Bibelworte: „Jeder, der Böses thut, hasset das Licht, und kommt nicht an das Licht, damit seine Werke nicht bestraft werden: wer aber die Wahrheit thut, der kommt an das Licht, damit seine Werke offenbar werden, weil sie in Gott gethan sind."[1])

Von der Wahrheit des obbesagten Gottesspruches durchdrungen und von der Hochwarte des apostolischen Felsenthrones herab das unsägliche Verderben erschauend, welches jene lichtscheuen Genossenschaften, „während die Leute schlafen", auf das

---

1) Joh. 3, 20. 21.

Ackerfeld der Kirche Gottes aussäen, erachtete der wachsame Statthalter Christi es für eine seiner ersten Pflichten, die Schlafenden aufzurütteln und sie vor den ihnen von jener Seite her drohenden Gefahren alles Ernstes zu warnen. Daher erließ er, nachdem er in einem frühern Rundschreiben (vom 3. Mai 1824) an alle Bischöfe der katholischen Christenheit gegen die Gleichgültigkeit in Bezug auf Glaubenslehren (den religiösen Indifferentismus) und gegen Bibelgesellschaften, welche durch mißlungene und gefälschte Uebersetzungen den Sinn der heiligen Schrift entstellten, geeifert hatte, am 13. Mai des darauf folgenden Jahres eine Bulle, worin er voll Entschiedenheit, Willensfestigkeit und Liebe gegen die eben damals wieder frech ihr Haupt erhebenden Freimaurer und Carbonari warnet.

Wieder ein Jahr später, in dem nämlichen Consistorium, worin der ehemalige Uditor des Monsignor Muzi zum Erzbischofe von Spoleto präkonisirt ward (am 21. Mai 1827), hielt Leo XII. eine Allocution, d. h. eine feierliche Ansprache, Betreffs der kirchlichen Verhältnisse in Süd-America, die wegen des Antheils, welchen Mastai an der Regelung derselben gehabt, wohl eine etwas umständlichere Erwähnung verdienen.

Spanien hatte sich beharrlich geweigert, die Unabhängigkeit der verschiedenen neuen Staaten anzuerkennen, wiewohl es dieselben nicht mehr bekriegte. Es hielt noch an allen seinen alten Rechten fest, namentlich an dem Rechte, die Bischöfe für Süd-America zu präsentiren. Die Ausübung dieses Rechtes, wenn ein solches existirte, würde aber unter den obwaltenden Verhältnissen ganz zweckwidrig gewesen sein. Bischöfe sind da, die Diöcesen zu verwalten; was sollten nun Bischöfe, denen man nie gestattet haben würde, ihren bischöflichen Stuhl auch nur zu sehen oder zu ihren Diöcesanen zu reden? Denn es war nicht zu erwarten, daß die neuen Republiken sich Bischöfe von der Regierung eines Landes würden aufdrängen lassen, welches ihnen den Krieg erklärt hatte.

Auf der andern Seite bestand, in Folge des Mißlingens jener chilenischen Mission noch kein kirchlicher Vertrag, kein Concordat zwischen diesen Staaten und dem heiligen Stuhle, wodurch die früher geltend gemachten Ansprüche beseitigt und den jetzigen Beherrschern neue Rechte eingeräumt worden wären. Unter solchen Verhältnissen blieb nichts Anderes übrig, als daß der Papst von seinem höchsten Rechte, welches beide Parteien anerkannten, Gebrauch machte, so ungern dieses auch der andere Theil sehen mochte. In der erwähnten Allocution erklärte also der Papst, er könne nicht länger jene bischöflichen Stühle leer stehen und jene großen Schaaren von Gläubigen wie Schafe ohne Hirten umherirren sehen, und er habe darum, ohne Mitwirkung der einen oder der andern Seite, kraft seiner höchsten apostolischen Gewalt, würdige Oberhirten für sie ernannt.

Unverkennbar ist bei diesem von eben so großer Klugheit als von heiligem Seeleneifer zeugenden Entschlusse des heiligen Vaters, nebst der Cardinäle Giustiniani und Cappellari Mitwirkung, auch Mastai's Rath von großem, vielleicht sogar von entscheidendem Einflusse gewesen. Denn wer hätte dem Kirchenoberhaupte über Alles und Jegliches, was in dieser dornenvollen Angelegenheit zu erwägen und zu berücksichtigen war, gründlichere, klarere und unparteiischere Auskunft geben können, als eben er, der nicht durch Studium allein, sondern auch durch eigene Anschauung und Erfahrung alle einschlägigen Verhältnisse dort zu Lande aus dem Grunde kennen gelernt hatte? Fast scheint es, als habe der heilige Vater durch die gleichzeitige Ernennung der Bischöfe für die Südstaaten, und Mastai's für Spoleto jenen ursachlichen Zusammenhang thatsächlich andeuten und der apostolischen Wirksamkeit des letzteren in jenem Welttheile dadurch die Krone aufsetzen wollen.

Nach einem kurzen, aber trotz seines immerwährenden Siechens für die Kirche segenbringenden Pontificate starb Leo XII. am 10. Februar 1829 ruhig und schmerzlos. Am 23. traten die Cardinäle in das Conclave ein, das jedoch wegen des zögernden Eintreffens Einiger erst einige Tage später begann.

Vor Eröffnung desselben sprach der damalige französische Gesandte zu Rom, der berühmte Vicomte von Chateaubriand, an die im Conclave vereinigten Kirchenfürsten folgende schöne, zu jeder Zeit der Wahrheit entsprechende Worte:

„Vermöge eines universellen Charakters, der nie weder ein Vorbild noch ein Ebenbild in der Geschichte gehabt hat, ist ein Conclave nicht etwa der Rath eines besondern Staates, sondern der einer aus den verschiedensten, über die ganze Erdoberfläche ausgebreiteten Nationen zusammengesetzten Nation. Sie, erlauchteste Herren, sind die erhabenen Bevollmächtigten der unermeßlichen, für einen Augenblick sich als Waise sehenden Christenfamilie. Menschen, die Euch niemals sahen, die Euch niemals sehen werden, die Euern Namen nicht kennen, die Eure Sprache nicht reden, die weit von Euch, unter einer andern Sonne, jenseits der Meere, an den äußersten Enden des Erdballs wohnen, werden Eueren Entscheidungen, denen Folge zu geben nichts Aeußeres sie zwingt, sich unterwerfen; Eurem Gesetze, das keinerlei materielle Gewalt ihnen auferlegt, werden sie sich fügen; mit Ehrfurcht und Dankbarkeit werden sie von Euch einen geistlichen Vater annehmen. Das sind die außerordentlichen Wirkungen der religiösen Ueberzeugung." Und so zeigte es sich denn auch jetzt wieder. Am 31. März kündigte Cardinal Albani von dem gewöhnlichen Platze aus der versammelten Volksmenge an, „der Cardinal Castiglioni sei zum Papste gewählt und habe den Namen Pius VIII. angenommen", und sieh, keine Stimme auf dem ganzen Erdenrund erhob sich dagegen, am allerwenigsten der Römer eine. Ja, diese waren nicht einmal, wie es doch sonst wohl vorkommt, überrascht; wußte man doch männiglich, daß eben dieser Castiglioni in dem letzten Conclave, im Jahre 1823, mehr Stimmen gehabt hatte, als irgend ein anderer Cardinal, bis plötzlich die Mehrzahl der Stimmen sich auf den Cardinal della Genga vereinigte. Daß er dießmal wirklich als Papst aus dem Conclave hervorging, bestätigte nur die ununterbrochene Fortdauer der hohen Meinung, welche die Cardinäle wegen seines stets

musterhaften, mit allen priesterlichen Tugenden geschmückten Lebens und seiner großen theologischen Gelehrsamkeit insbesondere auf dem Gebiete des so umfangreichen und so überaus wichtigen kanonischen Rechtes von ihm hatten. Dieselbe hohe Meinung hegte Papst Pius VII. von ihm, als er ihn im ersten Jahre seines Pontificates vom Lehrstuhl der Theologie und des kanonischen Rechtes an der römischen Universität auf den bischöflichen Stuhl von Montalto berief. Wegen seiner treuen Anhänglichkeit an seinen Obern verbannte Napoleon ihn nach Frankreich, wo er in den dürftigsten Verhältnissen leben und manchmal auf Stroh schlafen mußte. Erst 1814 konnte er mit Pius VII. wieder nach Rom zurückkehren, der ihn 1816 zum Bischofe seiner Vaterstadt Cesena und zum Cardinal-Priester machte. Als der neue Cardinal sich für seine Erhebung bedankte, sagte ihm der heilige Vater: „Sie werden einer meiner Nachfolger sein!" Ein anderes Mal, wo der Cardinal Castiglioni über eine gewisse Sache mit Pius VII. sprach, soll dieser lächelnd zu ihm gesagt haben: „Eure Heiligkeit Pius VIII. mag dereinst diese Sache regeln." 1821 wurde der Cardinal-Priester Castiglioni als Cardinal-Bischof nach Frascati, dem alten Tusculum, übersetzt. Als am 31. März 1829 die Papstwahl auf ihn fiel, da protestirte der Neugewählte feierlich, weil er sich unfähig hielt für die päpstliche Würde. Allein die Cardinäle wollten nicht darauf achten, und als er nach anderthalb Stunden Bedenkzeit und Anflehung des heiligen Geistes um Rath und Erleuchtung, im Vertrauen auf den göttlichen Beistand endlich sich bereit erklärte, herrschte allgemeiner Jubel, wo immer die Wahl bekannt wurde.

Aber auch dieses Pontificat sollte nur ein kurzes, ja ein viel kürzeres sein, als das vorhergegangene. Dennoch war es fruchtbringend und ereignißreich. Zu den wichtigsten Ereignissen und Maßregeln gehören: a) die Emancipation der Katholiken in England, d. h. die theilweise Befreiung derselben von dem höchst ungerechten Drucke, der auf den Katholiken ihrer Religion wegen lastete und die annähernde Gleichstellung

derselben mit den Angehörigen der englischen (protestantischen) Staatskirche; b) das päpstliche Breve an den Erzbischof von Cöln und die Bischöfe von Trier, Paderborn und Münster, so wie c) die practische Instruction des Cardinals Albani in Betreff der gemischten Ehen — zwei Actenstücke, in welchen die katholische Nachgiebigkeit den Anforderungen der Protestanten gegenüber so weit gegangen war, als sie ohne Pflichtverletzung nur gehen konnte; d) die Erneuerung der Verbote gegen die geheimen Gesellschaften, die in ihrer Verwegenheit selbst in Rom eine Loge errichtet hatten, die aber entdeckt und danach sechs und zwanzig ihrer Mitglieder verhaftet wurden. Daß Leo XII. und Pius VIII. keinen blinden Allarm geschlagen hatten, als sie durch ihre Rundschreiben die christliche Gesellschaft vor ihren Ausgeburten der Hölle warnten, das lehrten bald die großen politischen Erdbeben, welche die Throne erschüttert und die Fürsten gestürzt haben ohne Krieg, deren erstes im Juli 1830 Statt fand und die seitdem gewöhnlich geworden sind, als gehörten sie zur Tagesordnung.

Diese auf einander folgenden Schläge im Ausland und im Inland, dazu noch die polnische Revolution im November 1830 erschütterten die ohnehin schwache Gesundheit des Papstes. Das Leiden, welches ihn so lange mehr äußerlich gequält hatte, warf sich auf die innern Theile und machte seinem Leben am Morgen des 1. December 1830, nachdem er frühzeitig mit Andacht die Sacramente empfangen hatte, ein Ende.

So hatte nun wieder ein müdes Kirchenoberhaupt sich zur ewigen Ruhe gebetet: unter den päpstlichen Todesfällen, die Mastai erlebte und die in immer steigendem Maße ihm nahe gingen, war dieser der vierte. Mit Ausnahme des vorletzten war es dreimal ein Pius gewesen, dessen Tod er beklagte. Wer wird nun Pius dem Achten folgen? Wie wird, der ihm folgt, sich nennen? Wieder Pius? . . . . Oder wird erst lange nach ihm ein Anderer die Reihe dieser glorreichen Namen fortsetzen?

Ohne Zweifel hat der fromme Oberhirt von Spoleto bei der Kunde von dem Ableben Pius VIII. wohl auch einer derartigen, gewiß verzeihlichen Wißbegierde bei sich Raum gegeben, die Befriedigung derselben aber betend und vertrauend der Vorsehung überlassen; vor Allem betend. Denn wohl that es noth zu beten, daß eine kräftige und dabei milde Hand das Ruder der Kirche und das des Staates zumal erfasse; denn es war eine schwere Zeit, eine Zeit, wo es kochte und gährte oder stürmte und brannte allüberall.

Das Conclave nach Pius' VIII. Tode wurde Mitte December 1830 unter Beobachtung der gewöhnlichen Förmlichkeiten begonnen und am Feste Maria Reinigung, am 2. Februar 1831, also nach einem ziemlich langen Wahlkampfe, durch die Erwählung des Cardinals Cappelari zum Papste beendigt. Der neue Papst nahm den Namen Gregor XVI. an. Bartholomäus Albert Cappelari war zu Belluno in der Lombardei, am 18. September 1765, von bürgerlichen aber sehr angesehenen Eltern geboren. Im Jahre 1783 trat er zu Venedig in den Camaldulenser-Orden und erhielt den Namen Mauro. Im August 1795 wurde er als Begleiter des Procurator-General des Ordens nach Rom gesandt, wo er seitdem seinen festen Aufenthalt hatte. 1799 gab er ein umfangreiches und verdienstvolles, von großer Gelehrsamkeit zeugendes Werk („Triumph des heiligen Stuhles und der Kirche") heraus, welches seitdem öfters aufgelegt wurde. Im folgenden Jahre wurde er Vicar im Camaldulenserkloster San Gregorio auf dem Cölius, an dessen Spitze er 1805 als Abt trat, wie er später als Procurator-General seines Ordens erwählt ward. Als solcher verlebte er, studirend und an der Leitung der großen Angelegenheiten der Kirche als Rath, Theologe und Referent in schwierigen Fragen mitarbeitend, in stiller Zurückgezogenheit glückliche Jahre. Aber der Duft seiner Tugenden und Talente war aus seiner stillen Zelle in den Vatican gedrungen. Außer andern wichtigen Aemtern übertrug ihm Leo XII. auch das eines Visitators der vier kleinern Universitäten, und

am 13. März 1826 proclamirte er Mauro Cappellari als Cardinal unter Lobsprüchen, wie sie selten im Consistorium ausgesprochen worden sind. Er bezeichnete ihn als einen Mann, ausgezeichnet durch ein unschuldiges und strenges Leben, durch Gelehrsamkeit, durch Tüchtigkeit in der kirchlichen Verwaltung und durch langjährige Arbeiten für den heiligen Stuhl. Als Cardinal erhielt er sogleich das höchstwichtige Amt eines Präsidenten der Congregation de propaganda fide, d. h. das Vorsteher-Amt jener weltberühmten Anstalt für Verbreitung des Glaubens und für Missionen unter nicht christlichen Völkern, welche mit allem Fug im Mittelpuncte der Christenheit, in Rom, ihren Hauptsitz hat. Dieses Amt war für ihn eine großartige Vorschule und Vorübung des päpstlichen Regimentes, indem seine Blicke sich schon damals daran gewöhnten, den ganzen Erdkreis zu umfassen.

Der neue Papst bestieg den Thron unter sehr trüben Aussichten. Gleich am Tage seiner Krönung, (6. Februar), während er vom Balcon herab den auf dem Platze vor der Peterskirche versammelten Tausenden den ersten päpstlichen Segen ertheilte, drang das Gerücht von einem Aufstande in den Provinzen gleich einem Schreckschuß durch die Reihen. Das Gerücht war nur zu wahr: zwei Tage vorher war zu Bologna wirklich der Aufstand ausgebrochen. — Wie das gekommen und wo das gesponnen worden — diese Frage führt uns von selber in jene finsteren Werkstätten, von welchen vorhin Rede war und in die wir wohl, ob gern oder ungern, hinblicken müssen, um das Nächstfolgende und andere Erscheinungen der Gegenwart in ihrem ursachlichen Zusammenhange verstehen und würdigen zu können.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Der Orden der Freimaurer: sein vorgeblicher Ursprung und Zweck. — Warum auch die „Zahmen" unter den „Brüdern" gefährlich sind. — Die Freimaurerei ein schleichendes Gift für die menschliche Gesellschaft: — Gründe dafür. — Die Carbonari oder Jung-Italien: Woher ihr Name und ihr Anfang und was ihr Endziel. — Die vier Venten. — Das Complott der Carbonari durch die Oestreichische Polizei entdeckt und eine Zeitlang unterdrückt, lebt kräftiger wieder auf. — Aufstand in den Legationen. — Ein hohes Brüderpaar. — Rom zeigt keine Neigung zur Revolution. — Gregor XVI. ruft nothgedrungen die Oestreicher zu Hülfe, welche die Erhebung in den Legationen bald zu Boden schlagen.

Der Orden der Freimaurer führt lächerlicher Weise seinen Ursprung auf den Tempelbau Salomo's, der großartigen ägyptischen Bauwerke, Pyramiden genannt, oder auch auf die eleusinischen Geheimnisse der alten Griechen zurück. Viel eher mag er von den Bauvereinen (Bauhütten) des Mittelalters, den Baumeistern der gothischen Kunst herrühren, welche, wie alle Gewerbe, Zünfte mit geheimen Erkennungszeichen bildeten und wahrscheinlich auch im Geheimen eine gegen die bestehende Kirche gerichtete Stimmung förderten. Der angebliche Zweck desselben ist, die Menschheit, unabhängig von Staat und Kirche, zu einem Bruderbunde heranzubilden, weßhalb die Mitglieder der Gesellschaft im Allgemeinen Freimaurer, unter sich Brüder heißen. Darum schon, daß die Freimaurerei die Menschheit von Staat und Kirche, diesen zwei mit ihrem leiblichen und geistigen Dasein auf das Innigste verwachsenen Institutionen losreißen will, liegt etwas Naturwidriges, liegt ihr revolutionärer,

die bürgerliche wie die religiöse Autorität und Ordnung unterwühlender, sonach verbrecherischer, Charakter. Und in der That hat die Freimaurerei in ihren Logen überall und jederzeit mehr oder weniger in dieser Richtung „gearbeitet". Waren ja erwiesenermaßen die großen französischen Umwälzungen von 1789 und 1830 größtentheils weiter Nichts als so zu sagen die Explosionen der geistigen Pulverminen, welche durch Wort und Schrift, durch Geld, Gift und Dolch, durch Mittel jeglicher Art (denn da gilt in Wahrheit der Grundsatz, den man so gerne Andern zur Last legt: „der Zweck heiligt die Mittel") in den Logen lange vorher gelegt worden waren. Daß auch die eben jetzt zum Ausbruch gekommene, vorgeblich nur gegen die Person einer übelberufenen, unbeliebten Königin, im Grunde aber gegen den katholischen Glauben des Herrscherhauses und des Volkes und gegen den Felsenthron des Oberhauptes der Kirche gerichtete Revolution in Spanien hauptsächlich eine Frucht der „Arbeit" in den geheimen Gesellschaften sei, dafür sprechen, außer dem kirchenfeindlichen, unsittlichen Charakter derselben, der sich in Freigebung des Lasters, in Mißhandlung der Geistlichen, in Aufhebung der Klöster, in der Forderung confessionsloser Schulen (d. h. solcher Schulen in Stadt und Land, in denen von Gott und Jesus Christus keine Rede sein darf, als etwa um sie zu leugnen und zu lästern,) und in noch Anderem kundgiebt, zuverlässige geschichtliche Zeugnisse aus dem Munde von Freund und Feind.

So bringt unter Anderem eine wohlunterrichtete, ehrenhafte, zu Paris erscheinende Zeitung „Le Monde" unter'm 2. October über Serrano, Herzog de la Torre, das Haupt der spanischen Revolution, (den ehemaligen Günstling der Königin, der jetzt den Tugendhelden spielt) die Notiz, daß derselbe wie die hervorragenden Liberalen und Progressisten (unsere Fortschrittsmänner) Spaniens dem Maurerorden angehöre und einer der Hauptchefs derselben sei. In demselben Blatte wird auch die deutsche „Freimaurer Zeitung" angeführt, welche schon vor ein paar Jahren die Notiz brachte, daß

sich alle Eisenbahnlinien Spaniens in den Händen von Ordensmitgliedern befinden.

Mit dieser Notiz stimmt vollkommen, was das englische Journal „Daily News", ein protestantisches, liberales Blatt unter'm 6. October über eben dieselbe Revolution sagt, nämlich, daß in Madrid und zweifelsohne auch in andern Orten die gesammte aufständische Bewegung unter der Leitung eines revolutionären Comitee's gestanden hat, dessen Mitglieder größtentheils Freimaurer sind, die in Madrid allein neun und vierzig Logen und vier und zwanzig tausend Brüder zählen. Die Mitglieder des Comitee's hatten Freunde in mehr als einem Zweige der öffentlichen Verwaltung und jedes nach Madrid gelangte Telegramm wurde von ihnen eher gelesen, als dieß von dem Conseil-Präsidenten, dem General Concha, geschah.

Welch eine Rolle die Maurerei vor und in dem unseligen deutschen Bruderkriege von 1866, besonders in Hannover, gespielt habe, das hier an Thatsachen und Personen nachzuweisen, gehört nicht zu unserer Aufgabe und würde uns nachgerade auch wenig nützen.

Mit dem Allem soll jedoch keineswegs behauptet sein, als komme gerade alles Schlimme, alle Wühlerei, aller Umsturz bestehender Ordnungen von den Freimaurern her, wie eine gewisse Classe von Leuten sich darin gefällt, alles Uebel unter dem Monde, das natürliche wie das sittliche, den Jesuiten als dem lebendigen Gott-sei-bei-uns in die Schuhe zu schieben, die denn auch bei jeder Revolution die Ersten sind, gegen welche die aufgehetzte, bezahlte Wuth sich richtet. Nein, so Schlimmes sagen wir den Maurerbrüdern eben nicht nach, besonders den einzelnen nicht. Die meisten „Brüder" wollen keine Revolution, bei Leibe nicht: sie sind Lebemänner und Freunde, wie sie es nennen, einer gesunden, durch kein Gottes- und Kirchengebot genirten Sinnlichkeit, und als solche lieben sie es durchaus nicht, durch Straßencrawall und Kriegsgeschrei in ihrem Besitzstande gefährdet, in ihrem behaglichen Wohlleben

gestört zu werden. Sie sind in gewissem Sinne die „Zahmen" unter den Freimaurern. Gleichwohl sind sie schon ihrer großen Zahl und **des blinden Gehorsams wegen, den sie eidlich gelobt haben,** auch als solche gefährlich; denn da gleichen sie einer großen Mulde voll gefügigen Teiges, in die nur ein entschiedenes Mitglied von dem Schlage Mazzini's oder Cavour's, (Garibaldi ist zu plump dazu) mit sicherer Hand einzugreifen braucht, um aus dem Teige zu machen, was er will, und ihn dann zu brauchen, wozu er will.

Schon dieses blinden Gehorsams wegen, den man unbekannten Oberen unter feierlichen Eiden angelobt, ist es im höchsten Grade unsittlich und darf kein ehrlicher Mann, geschweige denn ein gläubiger Christ, sich an solchem, die Finsterniß suchenden Geheimbunde betheiligen. Aber auch davon abgesehen: an und für sich betrachtet, ist die Freimaurerei vom Uebel, ist ein schleichendes Gift für die menschliche Gesellschaft, und zwar aus folgenden Gründen. Erstens: ihr Charakter ist vor Allem Verstecktheit und Geheimnißkrämerei, Verstellung und Heuchelei nicht allein von Seiten der Eingeweihten, den Uneingeweihten, sondern auch von Seiten Jener ihren in niederen Graden stehenden Mitgliedern gegenüber. Zweitens ist ihr Charakter Thorheit und Lächerlichkeit. In Wahrheit kommen bei der Aufnahme in manchen Logen Dinge vor, daß man sich wundern muß, wie verständige Männer solche Kindereien und läppische Komödien mitmachen und noch ernsthaft dabei bleiben können. Drittens: die Maurer verschlemmen viel Geld; denn außer den hohen Beitrittsgeldern und den häufigen Beiträgen für allerlei und Gott weiß welche Bundeszwecke, sind die vielen Logenfeste, woran „Brüder" und „Schwestern" Theil nehmen, wobei es hoch hergeht, waidlich gegessen und getrunken wird — natürlich Alles aus Bruderliebe; daß dabei der darbenden Nichtbrüder, besonders, wenn sie entschiedene Katholiken sind, auch gedacht werde, wird nirgends gemeldet. Viertens: Die Maurer benachtheiligen die Familie; denn entweder plaudern sie ihren Ehehälften zu Gefallen ihre

Geheimnisse aus, und dann brechen sie ihren Eid, oder sie halten ihren Eid und dann erweisen sie sich als Verschwiegene, als Räthselhafte, als Verdächtige ihren Frauen gegenüber, die sich dann mit Recht gekränkt fühlen und zu gleichem Argwohn und zu gleicher lichtscheuer Geheimthuerei sich berechtigt glauben müssen. Fünftens: Desgleichen ist das Freimaurerthum auch eine Störung für das Gemeindewesen. Der unbefangene, offene Verkehr der Bürger unter sich leidet dadurch; Falschheit, Verstellung, Mißtrauen, Parteilichkeit, Verdächtigung, ungerechte Zurückweisung müssen um sich greifen. Sechstens: Die Maurerei ist eine bösartige Schmarotzerpflanze im Staate, insofern die Mitglieder nach allen Seiten hin einander unterstützen und befördern und deßhalb Andere, welche nicht, wie sie, an diesem finsternen Treiben Theil nehmen mögen, zurückgesetzt und beeinträchtigt werden, selbst wenn sie viel tauglicher und verdienter sind. Ist das aber human? Ist das echte Menschenliebe, wie sie ja doch eigentlich von den Logenbrüdern zu ihrem Losungswort gemacht wird? Heißt das den Menschen als Menschen, um seines „Menschthums" willen, oder ihn nur um des zufälligen Umstandes willen lieben, daß auch er eine Art Nachtfalter, ein Mitgenosse der nächtlichen Zusammenkünfte ist? Ist das nicht die engherzigste, einseitigste, grausamste Liebe, die es geben kann, etwa wie die Liebe einer Gattin zweiter Ehe, die mit Affenliebe ihre eigenen Kinder liebt, während sie eine Rabenmutter, eine Hyäne gegen ihre Stiefkinder ist? Ja, was es um die Humanität ist, welche die Freimaurer an die Stelle des Christenthums setzen wollen, das zeigt sich recht großartig, so oft ihren Häuptern eine Revolution gelingt, wie eben jetzt wieder in Spanien, wo man mit einem Federstrich alle Klöster, alle Klosterschulen, selbst die Vincenz-Vereine zur Unterstützung der Armen aufhebt, alle beweglichen und unbeweglichen Güter jener Anstalten angeblich als Staatseigenthum erklärt, (Vieles aber davon in den eigenen Säckel fließen läßt) und dann die schändlich beraubten, ärmsten und hülflosesten Personen nur mit dem Gewand auf dem Leibe, das sie eben tragen, unbarmherzig

in die Welt hinausstößt, um sie dem Hungertode preiszugeben. Diese unverdiente Bevorzugung der Einen und Zurücksetzung der Anderen, auch wenn sie nicht in jedem Falle gleich offenkundig ist, wenn sie nur mit Grund gemuthmaßt wird, kann nicht anders als verderblich auf alle Lebensverhältnisse einwirken. Siebentens, und das ist die schwerste Anklage gegen die Freimaurerei: Sie zernagt langsam und unmerklich die Wurzel des Christenthums, den Glauben. Und gerade darin liegt die feine und schlangenartige Gleisnerei, daß das Christenthum in seinen Lehren und heiligen Gebräuchen nachgeäfft und verzerrt und den Mitgliedern, welche noch christlichen Glauben haben, nicht nur weiß gemacht wird, daß die Freimaurerei Jedem seinen Glauben lasse, sondern daß sie Gottesverehrung und Tugend noch befördere. Das ist Hoffart und Lüge zugleich. Was die Freimaurerei von dem Christenthum hält, beweist sie genugsam durch ihr rastloses Hinarbeiten auf Einführung von Civilehen, auf Trennung der Schule von der Kirche, wie denn die Freimaurerloge in Antwerpen erst unlängst (September 1868) folgende Erklärung von sich gegeben: „Die Theilnahme des Priesters am Unterricht, im Namen einer angeblich höheren Autorität, lähmt die Thätigkeit des Lehrers und beraubt die Kinder eines wahrhaft moralischen, logischen und rationellen (vernunftmäßigen) Unterrichts. Der Katechismus-Unterricht ist das größte Hinderniß für die Entwickelung der natürlichen Anlagen der Kinder." Wer es also noch nicht weiß, wohin die gegenwärtigen Schulneuerungen des Fortschritts abzielen, der erfährt es mit aller Offenheit aus dieser Erklärung der Antwerpener Freimaurerloge. Der Katechismus, also die christliche Lehre, wird als das „größte Hinderniß" in der Heranziehung des reinen „Menschthums" angesehen und als solches von Freimaurern und Genossen mit Ingrimm bekämpft. Es kann daher nicht ausbleiben: wer längere Zeit die Loge besucht, an dem bröckelt immer mehr von dem bisherigen Glauben hinweg, so daß zuletzt nichts mehr übrig bleibt, als die allgemeine Annahme, daß es einen Gott gebe,

aber welch ein Gott? Ein Gott ohne Christus, ein Gott ohne Heiligkeit und Gerechtigkeit, ein Gott, an den Juden und Heiden, Pantheisten und Materialisten glauben können, ein Gott, an den man auch nicht zu glauben braucht, ohne daß man deßhalb aufhört, ein guter Maurer zu sein. — Welche Bürgschaft, so fragen wir, bietet aber ein Geheimbund mit solchem Glauben an Gott, oder ohne allen Glauben, welche Bürgschaft bietet er für Tugend und Sittlichkeit?! [1])

Eine Abart der Freimaurerei und mit ihr verschwistert, aber viel jünger und gefährlicher noch war die damals errichtete, unter dem Namen „Jung-Italien" noch fortbestehende Gesellschaft der Carbonari. Bestand jene und besteht sie annoch mehr aus spießbürgerlichen, nüchternen Elementen, so erweiterte sich die Carbonarie mehr aus jungen Heißspornen und aus der Classe der ouvriers oder Arbeiter. Sie gab sich den Namen der Carbonari oder Kohlenbrenner, theils weil sie sich, als Köhler verkleidet, öfters in Wäldern versammelten, theils weil viele junge Leute dieses Gewerbes ihrem Geheimbunde sich anschlossen. Ihre ganze Einrichtung war dem Geschäfte des Kohlenbrennens entnommen; ein besonderer Verein hieß Hütte (baracca), die äußere Umgebung der Wald, die Thätigkeit im Innern der Hütte Kohlenverkauf (vendita oder venta), während ihr Zweck: „Unabhängigkeit der italienischen Staaten von fremder oder königlicher Gewalt" mit dem Ausdruck „Reinigung des Waldes von den Wölfen" bezeichnet wurde. Die sämmtlichen Hütten einer Provinz nannten sich Republiken. Die Gesellschaft theilte sich in vier Classen von Versammlungen oder Venten: die aus je zwanzig Mitgliedern bestehenden besonderen Venten, die Central-Venten, die hohen Venten und die höchste Venta. Alle Venten der nämlichen Ordnung waren einander unbekannt; jede stand mit der unmittelbar höheren

---

[1]) Vgl. Mörtel für die Freimaurer von Alban Stolz. Freiburg. Und: „Kann ein gläubiger Christ Freimaurer sein?" Von Wilhelm Emanuel Freiherrn von Ketteler, Bischof von Mainz. Mainz.

Venta, von der sie abhing, nur durch einen einzigen Abgeordneten in Verbindung; die obere Venta lieh dem ganzen Körper Leben und Bewegung. Die Mitglieder der Carbonari schwuren unter Todesstrafe Verschwiegenheit; nie gab man etwas Geschriebenes von sich; alle Befehle wurden durch Vertraute überbracht, die unter Todesstrafe gehorchen mußten. Vor der Aufnahme mußte man ein Noviziat bestehen; die Postulanten hießen „Ritter der Freiheit". Einer ihrer vornehmsten Anstifter war ein gewisser Buonarotti, der durch Rousseau's Schriften verführt, sich mit Leib und Seele der Revolution verschworen hatte. Das Ziel der Carbonari war, wie vorerwähnt, Befreiung ihres Vaterlandes vom Joche der Fremdherrschaft und Einführung republikanischer Institutionen. Um dieses Ziel zu erreichen, waren sie entschlossen, vor Nichts zurückzuschrecken, weder vor dem Meuchelmord, noch vor dem Gottesraub; denn in der Religion erblickten sie nur ein Hinderniß der Freiheit. Einige Jünglinge waren mit hochherzigen Ideen in den Geheimbund eingetreten; ihrer bedienten sich die Häuptlinge, um desto sicherer zu ihrem Ziele zu gelangen. Die Carbonari nahmen ihren Anfang im Königreich Neapel unter Mürat's Herrschaft, den sie stürzen wollten. Bald jedoch ließen sie sich durch die neapolitanische Polizei gewinnen, und das ganz aus Geheimbundsmitgliedern zusammengesetzte Heer Mürat's ließ zur Zeit seines Eindringens 1815 eine große Zahl von Venten in den Legationen zurück, von wo sie sich in die Lombardei, besonders nach Bologna, Mailand und Alexandria verbreiteten. Das Complot der Carbonari wurde durch die östreichische Polizei entdeckt; beinahe alle wurden verhaftet; die einen wurden hingerichtet, andere, wie Silvio Pellico, in harter Gefangenschaft gehalten. An dieser Schlappe lag der italienische Carbonarismus eine Zeit lang danieder, jedoch nur, um etwa zehn Jahre später besser organisirt und neu gekräftigt ihren Umsturzplan von Neuem aufzunehmen. Gegründete Beschwerden gegen die Fürsten hatten sie zwar keine: Die Könige Carl Albert in Piemont und Ferdinand II. in Neapel, die

Päpste Pius VII. und Leo XII. zu Rom, der Großherzog Leopold II. in Toscana, die Exkaiserin Maria Louise zu Parma, der Herzog Franz IV. von Este zu Modena, selbst die östreichische Statthalterschaft in der Lombardei hatten in ihren Staatsgebieten zeitgemäße Verbesserungen in's Leben gerufen und im Ganzen durch ein weises und mildes Regiment die Gemüther für sich gewonnen. Allein die Geheimbünde hatten es auf den Kirchenstaat abgesehen, weil ihr Ziel Sturz des Papstthums war; sie hatten es auf Oestreich und die Prinzen dieses Hauses abgesehen, weil diese ihnen zu jenem Ziele im Wege zu stehen schienen und weil in dem Kampfe gegen „den Fremden" ein beifallswürdiger Vorwand lag, die Vaterlandsliebe aller Derjenigen anzufeuern, die um keinen Preis an einem Kriege gegen die Religion sich hätten betheiligen mögen.

Wie auf einen Zauberschlag brachen, nachdem die Logen in Paris, dann in Brüssel das Signal gegeben hatten, beinahe gleichzeitig allerwärts in Italien unter den Verbindungen des Landadels, der studirenden Jugend und selbst in der Armee aufständische Bewegungen aus: in Parma, in Modena, im Kirchenstaat, zu Bologna, Ferrara, in den Marken und in Umbrien, welche sammt und sonders dem heiligen Stuhle entrissen und in einen Freistaat nach dem Sinne der Chorführer in den Geheimbünden umgestaltet werden sollten. Die zweimonatliche Zwischenregierung von Pius' VIII. Tode bis zur Wahl Gregor's XVI. hatte nur dazu gedient, das Feuer der Empörung zu schüren. Zwei Söhne der von ihrem edeln Gemahl geschiedenen Exkönigin der Niederlande, Hortensia, Napoleon Louis und Louis Napoleon, jetzt Kaiser Napoleon III., nahmen, letzterer wenigstens, mit aller Leidenschaftlichkeit der Jugend an dem Aufstande Theil. Derselbe verbreitete sich rasch in den Legationen, dann auch über denselben hinaus bis zur Hauptstadt hin, wo gleichfalls eine Bewegung versucht wurde, jedoch ohne eigentlichen Erfolg. Man hatte nämlich ein Complot geschmiedet, um die Engelsburg zu überfallen und zu

besetzen; der Plan war aber durch die Wachsamkeit der Regierung vereitelt worden. Am Abend des 12. Februar (es war gerade Carneval) hörte man mehrere Schüsse und erkannte daraus, daß man wenigstens versuchte, eine Revolution zu machen. Ein Haufe Bewaffneter hatte in der That die Wache vor dem Postamt angegriffen, um sich der Waffen und Munition derselben zu bemächtigen. Die Soldaten waren aber auf ihrer Hut; sie erwiderten das Feuer, verwundeten mehrere und nahmen viele der Angreifenden gefangen; bald war Alles wieder ruhig. Eine Kugel drang durch das Thor des Piombino'schen Palastes und tödtete drinnen den unschuldigen Pförtner.

Welcher Art auch die Stimmung in den Provinzen gewesen sein mag, die Stadt Rom zeigte nicht die mindeste Neigung zu einer Revolution, vielmehr begeisterte Ergebenheit gegen ihren neuen Fürsten. Als die Bürgergarde verstärkt werden sollte, damit man die regulären Truppen nach dem Norden senden könne, da drängten die Römer sich in Schaaren hinzu, darunter Männer aus den höchsten Ständen, um die Vertheidigung der geheiligten Person des Papstes zu übernehmen. Der Fürst Altieri wurde Commandant der Bürgergarde. Die Loyalität der ärmeren Classen wurde fast beunruhigend: sie drängten sich in solchen Massen um den päpstlichen Wagen, daß derselbe kaum von der Stelle gebracht werden konnte, und sie legten ihre Anhänglichkeit und Kampflust so lärmend an den Tag, daß der Versuch, sie zurück zu drängen, mit einiger Gefahr verbunden gewesen sein würde.

Der Papst bewies die größte Ruhe, Festigkeit und Klugheit. So hart und schmerzlich der Schlag für ihn, der in seinem Amte noch ganz neu und so friedliebend wie irgend einer seiner Vorgänger war, auch sein mußte: einen Trost hatte er dabei: der Aufstand war ausgebrochen, ehe seine Wahl bekannt geworden, hatte also nicht seinen Grund in feindseliger Gesinnung gegen die Person Gregor's; er war gegen die Herrschaft gerichtet, nicht gegen den Herrscher; gegen den Thron, nicht gegen den augenblicklichen Inhaber desselben; nicht Refor-

men verlangte man, sondern eine Republik anstatt der bestehenden und anerkannten Regierungsform. Was sollte da der Papst thun? Das stehende Heer (weil das Papstthum in der Zuversicht eines väterlichen Regimentes es unterlassen hatte, während des Friedens eine große Armee zu unterhalten) war kaum des Nennens werth. Sollte er dem Drängen der Aufständischen, die in Provinzialstädten sich bereits als die Nation und die Regierung geberdeten, weichen und seiner Herrschaft sich begeben? das konnte, das durfte er nicht. So hatte er unter zwei Uebeln nur das kleinere zu wählen: er mußte, und zwar nothgedrungen, eine verbündete Macht, das Vielen verhaßte Oestreich, zu Hülfe rufen, er mußte es und that es auch.

Oestreich ließ sich nicht lange bitten. Es sprach sofort seine Intervention (bewaffnete Dazwischenkunft) gegen Italien aus und drang in das Ferrarische und in das Herzogthum Modena ein, indem es sich auf das Rückfallsrecht, welches durch den Congreß zu Wien zugesichert war, stützte. Franz IV. wurde zu Modena (9. März), Maria Louise zu Parma (13. März) wieder eingesetzt. Die Aufständischen hatten auf Frankreichs Hülfe gerechnet; allein Louis Philippe bot, auf seines Ministers Casimir Perrier's Rath, durch einen besonderen Courier dem heiligen Vater seine Protection und Intervention zur Erhaltung der päpstlichen Staaten unter der Regierung des heiligen Stuhles an — wohl zum Theil aus Eifersucht wegen der Einmengung Oestreichs, betreffs deren der französische Gesandte zu Wien eine Erklärung übergab, welche den östreichischen Truppen den Eintritt in die päpstlichen Staaten untersagte.

Die Oestreicher kümmerten sich jedoch um diese Gegenmaßregeln nicht; die kaiserlichen Soldaten durchzogen Italien und bemächtigten sich Bologna's, dessen Gouverneur sich nach Ancona flüchtete (21. März). Rimini und Ancona ergaben sich, und die Empörung war erstickt.

Dreißigstes Capitel.

Mastai rettet durch eine kühne That Spoleto von großem Blutvergießen. — Jubel darüber in der Stadt. — Mastai der Vertrauensmann aller Parteien. — Ein Beweis unter vielen, daß die staatliche Einigung Italiens ein Bau in die Luft ist. — Die Söhne der Exkönigin Hortensia. — Der künftige Papst verhilft dem künftigen Kaiser zur Flucht. — Eine abermalige Wohlthat, wofür der Dank noch fortwährend zu erwarten steht. — Ein apostolischer Putsch. — Ein Erdbeben. — Ein Helfer in der Noth, wie er manchem Lande, das von Pfaffenregiment Nichts wissen will, zur Zeit der Bedrängniß sehr zu wünschen wäre. — Ein abermaliger Schicksalsschlag für Spoleto. — Die Versetzung seines Oberhirten nach Imola. — Wie diese Versetzung zu deuten. — Ein Blick auf Imola und dessen Vergangenheit. — Mastai's letzte Tage in Spoleto. — Die angebliche Diebin. — Der arme Sohn des heiligen Franciscus: eine Illustration zu dem Text: Gebet und euch wird gegeben werden.

Während jener Aufstandsversuche in den Legationen (den Provinzen) des Kirchenstaates war es dem Oberhirten von Spoleto, Dank seiner festen Haltung und seinen versöhnenden Reden, gelungen, den Frieden und die Ordnung in seiner Diöcese nach Möglichkeit aufrecht zu erhalten. Da geschah es eines Tages, daß urplötzlich vier- bis fünftausend Aufständische, welche, durch die Oestreicher aus einer Stellung in die andere vertrieben, bei der Annäherung derselben die Belagerung von Civita Castellana aufgegeben hatten, vor den Thoren Spoleto's erschienen und, wohl oder übel, sich daselbst einquartierten.

Die deutschen Truppen rückten näher und waren nur noch einige Miglien von der Stadt entfernt. In dieser gefährlichen

Lage verlor Monsignor Mastai den Muth nicht. Er eilt vor die Stadt, sucht den östreichischen General auf, verpflichtet sich, ohne fremde Hülfe die Rebellen zu entwaffnen, und versprach, den Forderungen der Truppen zu genügen, wenn sie Halt machen und die Stadt verschonen wollten. Und sie machten wirklich Halt. Während er nun die Rückkehr eines nach Rom abgefertigten Eilboten erwartete, trat Mastai unerschrocken vor die Aufrührer, redete sie an, schilderte ihnen das Nutzlose des Widerstandes, die Gefahren, die sie durch Fortsetzung des Kampfes über die ganze Stadt brächten und die unvermeidliche Ungnade, die alsdann, nach dem von ihm gewagten Schritte, an höchster Stelle ihn selber treffen würde.

Theils durch seine Vorstellungen, Bitten und Zurechtweisungen, theils durch das Versprechen von einigen tausend Scudi bewogen und bis zu Thränen gerührt, verzichteten alle diese jungen Brauseköpfe auf die Fortführung des Bürgerkrieges und entschlossen sich, ihre Waffen an die rechtmäßige Obrigkeit abzuliefern. Der Waffenvorrath bestand aus mehreren tausend Gewehren und fünf Kanonen, welche alle nach Rom gesandt wurden. Dieß war in der That einer der friedlichen und dankbaren Triumphe, wie sie einst Päpste, wie Leo und Gregor, die Großen und Heiligen, über Hunnen und Vandalen, wie sie große Männer über Leidenschaften und selbst über verzweifelte, zum Aeußersten entschlossene Menschen in allen Zeitaltern davon getragen haben. Für Spoleto aber und für Mastai war es ein wahrer Freudentag, als das Unheil verkündende Trommelgewirbel sich in die Ferne verlor und die Feldzeichen der verhaßten Todeschi (Deutschen) am Horizont verschwanden. Abends war die ganze Stadt erleuchtet und der bischöfliche Palast wurde von freudetrunkenen Volkshaufen belagert, deren jauchzende Lebehochrufe ihre Freude und Dankbarkeit zu bezeigen nicht müde wurden. — Da um diese Zeit die obersten Beamten der Provinzen Perugia und Spoleto sich geflüchtet hatten, so übertrug der damalige Staatssecretair, Cardinal Bernetti, dem Erzbischof zugleich ihre dienstlichen Verrichtungen, welche

dieser auch während jener unruhigen Periode einstweilen übernahm. Das Haupt der Aufrührerbande war ein gewisser Tercognani, dem seine Anhänger den Titel General gaben. Sie trauten ihm jedoch so wenig, daß bei der Vertheilung der oben erwähnten Summe, die Mastai, mehr um sie zu ernähren, als um sie zu erkaufen, gespendet hatte, viele niedere Officiere mit ihren Untergebenen erklärten, sie nähmen aus seinen Händen kein Geld, der Erzbischof solle es vertheilen — ein schöner Beweis, wie sehr die Rechtschaffenheit seines Charakters und seine Uneigennützigkeit bekannt und von Allen geschätzt waren, selbst von den bewaffneten Feinden der bürgerlichen Einrichtungen, die er als oberster Civilbeamter vertrat und durch sein Ansehen vertheidigte.

Gleichwohl konnte, trotz seines Einflusses und seiner Wachsamkeit, Mastai nicht verhindern, daß in Spoleto, weil es die Hauptstadt der Provinz war, während der Revolution sich ein Ausschuß bildete und die ganze Leitung der Staatsgeschäfte, mit der er zwischenzeitlich war betraut worden, an sich riß. Ein Mitglied desselben nannte sich Kriegsminister, ein anderes Minister des Innern und so fort. Der Wirkungskreis des Ausschusses wurde jedoch von Tag zu Tag beschränkter, da jede bedeutendere Stadt der Provinz gleiche Unabhängigkeit für sich in Anspruch nahm! Ebenso ging es in Perugia und in den andern Provinzen. Dieß Beispiel möge unter andern als Probe der großen Schwierigkeiten dienen, welche sich dem Lieblingsplane einer Union — einer Einigung der italienischen Staaten — von der nur eine kleine Zahl von Nationalitätsfanatikern, den sogenannten Italianissimi, träumt, die aber schlechthin keine Wurzel im Volke hat, auf jedem Schritt entgegen stellen.

Wie oben bemerkt, nahmen an dieser Verschwörung der Carbonari, außer andern politischen Flüchtlingen aus aller Herren Ländern, die seit 1815 besonders in der Schweiz, in Frankreich, in England, selbst unter den Augen und zum Theil unter dem Schutze der Regierungen, sich als gewerbmäßige Entrepreneurs der Revolution wohnlich niedergelassen

haben, auch zwei Söhne von königlicher Abkunft, der eine aus eigenem Antrieb und mit jugendlicher Hitze, der andere mehr gezwungen und leidend, Antheil. Das Erstere war bei Louis Napoleon (jetzigem Kaiser Napoleon III.) der Fall. Dieser that seinem älteren Bruder, Napoleon Ludwig, der mit sothaner Gesellschaft sich zu verbrüdern nicht gewillt war, ordentlich Zwang an, mit ihm in die Reihen der Romagnolischen Empörer zu treten, dergestalt, daß der gute Jüngling, den Strapazen des Feldzuges erliegend, zu Forli seinen traurigen Tod fand. Besser kam sein Verführer davon. Als die Aufständischen besiegt und nach allen Richtungen hin zerstoben waren, irrte dieser nun als Flüchtling verkleidet in den römischen Staaten umher, und da er weder nach Toscana noch in das Neapolitanische sich retten konnte, suchte er endlich bei einem hochgestellten Geistlichen, von dessen christlicher Liebe und Menschenfreundlichkeit er wußte, eine Zufluchtstätte, indem er ihm seinen Namen offenbarte. (In Italien, wenigstens in den päpstlichen Staaten, haben die Behausungen gewisser hoher Geistlichen, gleichwie die Kirchen, das Asylrecht, daß heißt, wer einmal innerhalb dieser geweihten Mauern ist, durfte vom Gerichte nicht mehr verfolgt werden.) Der Prälat nahm den Hülfesuchenden, der seinen Fehler zu bereuen schien, mit einer wahrhaft dem Evangelium entsprechenden Liebe auf und erwies ihm alles Gute in seinem Hause. Nachdem er ihn mehrere Tage als einen Gast beherbergte, wendete er sich mit vielen Bitten an Papst Gregor XVI., um für den Strafbaren einen Paß zu erlangen, der es ihm möglich machen sollte, in sein Land zurückkehren zu können. Der Papst verweigerte dieß; doch der Prälat bat wieder und wieder, und als dieses Alles Nichts half, so besiegten endlich seine Thränen die Strenge des Herrschers. Der Paß ward endlich dem strafbaren jungen Mann ertheilt — und so hatte Napoleon der Liebe dieses Geistlichen, wenn nicht sein Leben, so doch seine ganze Zukunft zu verdanken. Und wer war dieser geistliche Würdenträger, der dem gegenwärtigen Kaiser Napoleon dem Dritten einen so großen

Liebesdienst erwiesen hat? Dieser Geistliche war der Erzbischof von Spoleto, Mastai-Ferretti — **gegenwärtig Papst Pius IX.**

Und wie dankt jetzt Napoleon III. für diese unschätzbare Liebe, die ihm Pius IX. einst erwiesen?! . . . . .

Das ist noch nicht Alles. Es war im August 1861, als die Mitglieder einer anderen „geheimen Gesellschaft" dem Kaiser Napoleon durch Meuchelmord das Leben nehmen wollten.

Die römische geheime Polizei entdeckte zuerst dieses Complot. Alsogleich schrieb der heil. Vater selbst einen Brief an Napoleon, worin er ihn benachrichtigte, daß er von dem revolutionären Comitee zum Tode verurtheilt sei und daß ein unheilvolles Complot dazu in Paris in den untersten Schichten der Socialisten bestehe. Sofort ließ Napoleon die Verschwörer aufsuchen, die zu finden waren, in die Gefängnisse werfen und in seinem Palaste zu seiner Sicherheit an dreihundert Thüren die Schlösser verändern. So verdankte Napoleon abermals der Mittheilung des Papstes höchst wahrscheinlich sein Leben — und wie dankt Napoleon dafür?! . . . . O, die Angst vor dem Blutgerichte der geheimen Gesellschaften, in die er als junger Mann sich hat aufnehmen lassen, wirkt bei Napoleon mächtiger als der Trieb zur Dankbarkeit. [1]) Das ist eben der Fluch der bösen That, daß sie, nachwirkend, fort und fort noch Böseres säet und das Gute hindert.

Wie die Nächstenliebe des Erzbischofs von Spoleto alle seine Diöcesanen ohne Ausnahme umfaßte und mehrmals so weit ging, daß er sich selber der Gefahr bloßstellte, um Unglückliche zu retten, beweis't unter andern folgende Thatsache:

Einem höheren Agenten der römischen Polizei war es nach vieler Mühe gelungen, die Liste der Hauptschuldigen aufzustellen. Sei es nun in der Hoffnung, seine Anstrengungen belohnt zu sehen, sei es, um sich wichtig zu machen, genug, ehe er das Schriftstück nach Rom sandte, zeigte er es voll Stolz dem Erz-

---

1) Vergl. Hummel: Pius IX.

bischof. Dieser, der sich als den Vater seiner Heerde betrachtete und nicht deren Richter sein wollte, las bestürzt das unselige Verzeichniß und während er es durchlief, dachte er schon auf Mittel, wie er seine Kinder zu retten vermöchte. Es war Winter; im Kamine, an den Mastai sich lehnte, brannte das Feuer; seine Hand zitterte. Auf einmal seinen milden und klaren Blick auf den Agenten heftend, sagte er lächelnd zu ihm: „Armes Kind, Sie verstehen sich schlecht auf Ihr und auf mein Geschäft. Wenn der Wolf die Schafe zerreißen will, kommt er nicht zuerst zum Hirten, um ihn davon in Kenntniß zu setzen.“ Flugs warf er das Papier in die Flammen, während der Agent ganz verblüfft und betreten darein sah.

Kaum war er fort, als Mastai sich beeilte, die Aufgezeichneten, deren Namen er behalten hatte, warnen zu lassen: Alle entwischten und Mehrere verdankten seiner Börse die Mittel, Toscana zu erreichen und sich einzuschiffen. So wurde der Streich der menschlichen Gerechtigkeit durch die Liebe des Prälaten aufgefangen.

Die Kunde von diesem kleinen apostolischen Putsche gelangte, durch Parteihaß vergiftet, in den Vatican. Gregor XVI., noch von dem Eindrucke, den die seinen Thron erschütternden Ereignisse auf ihn und seine Umgebung geübt hatten, befangen, soll darob gegen Mastai auf's Aeußerste verstimmt gewesen sein, und ließ ihn unter dem Vorwande, der Feier einer Seligsprechung beizuwohnen, in Wahrheit aber, um bezüglich jenes Verfahrens Erklärungen von ihm zu verlangen, nach Rom bescheiden. Um Alles zu sagen, müssen wir hinzufügen, daß Monsignor Mastai einen Verweis erhielt; und in der That hatte er auch einen Fehler begangen; aber es war einer jener Fehler, welche, wie man mit Recht sagen kann, den Fehlenden zum Heiligen machen, welche die Heiligen zu begehen sich nicht versagen können. Daß übrigens die Verstimmung Gregor's XVI. gegen den Erzbischof von Spoleto nur eine vorübergehende gewesen und bald einer entschiedenen Hochachtung und Zuneigung Platz gemacht habe, zeigte schon die allernächste Zukunft.

Als kaum das politische Erdbeben vorüber war, verwüstete im Januar des folgenden Jahres (1832) ein wirkliches Erdbeben einen großen Theil der Provinz, wovon Spoleto die Hauptstadt war. Wer es weiß, was es um ein Erdbeben, diese fürchterlichste und zerstörendste aller Naturerscheinungen ist, wer sich vorstellt, wie nach vorhergegangenem donnerähnlichen Getöse die Erdoberfläche weithin mit wellenförmiger oft wirbelnder Bewegung, wobei der Boden theils gehoben, theils gesenkt wird, wankt und schwankt, wie Dome, Paläste, Häuser und Hütten unter entsetzlichem Krachen zusammenstürzen, wie Spalten und Klüfte sich in der Erdoberfläche bilden, worauf Gase, Schlammwasser, auch Flammen und Rauch hervorbrechen; wer sich das Angstgeschrei der Fliehenden, der Mütter mit ihren Kindern und Säuglingen, der Männer mit ihrer fahrenden Habe, das Brüllen, Wiehern und Heulen der geängstigsten, wild durcheinander rennenden Thiere, das Wimmern der halbtodten Verstümmelten, den gräßlichen Anblick der aus Schutthaufen und Trümmern hervorgezogenen Leichen, das rasende Durcheinander, die allgemeine Rathlosigkeit und Verzweiflung: wer sich das Alles vorstellt, der kann sich in etwa einen Begriff davon machen, wie bei der Kunde von diesem Schreckensereigniß und bei der Wahrnehmung des allgemeinen Elends dem seelenguten Erzbischofe zu Muthe sein mußte, und welch ein neues Feld sich da seiner grenzenlosen Mildthätigkeit eröffnete. Wie er bei ähnlichem Anlasse in Chili gethan, so eilte er auch jetzt überall selber hin, um die am Härtesten Betroffenen zu unterstützen, und besuchte namentlich diejenigen Bezirke, deren Bewohner kein anderes Obdach mehr hatten, als eilig zusammengeschlagene Bretterhütten. Der gute Hirt litt mit seiner Heerde und machte ihr Mißgeschick zu seinem eigenen. — „Wir haben“, bemerkt hierzu ein gelehrter englischer Staatsmann und Parlamentsmitglied, „wir haben in unsern Tagen noch schwerere Bedrängnisse über einen Theil des stolzen Reiches kommen sehen, dessen Staatsmänner und dessen Presse eine Verwaltung von Geistlichen mit Verachtung behandeln. Aber trotz dem Stolze

und der Macht jenes Reiches sahen wir seine unschuldigen und harmlosen Unterthanen gleich räudigen Hunden auf den öffentlichen Straßen verenden, während man ungeschickt und ohne wahres Mitgefühl einige verspätete Versuche machte, dem furchtbaren Nothstande abzuhelfen. Wohl wäre es für Irland in den Tagen seiner Bedrängniß ein Glück gewesen, hätte ein Mastai in dem Rathe seiner Beherrscher den Vorsitz geführt, oder wenn weniger von dem Geiste der politischen Oekonomie und mehr von dem Geiste des Evangeliums zu verspüren gewesen wäre!" [1])

Hatte das Jahr 1832 für die Provinz Spoleto mit Jammer begonnen, so sollte es auch mit Jammer für sie enden. Kaum waren die Wunden, die durch die vorangegangenen herben Schicksalsschläge, durch Bürgerkrieg und Erdbeben dem Wohlstand und den Herzen waren geschlagen worden, in etwa vernarbt, als wie ein Blitz aus heitern Wolken die Spoletaner eines Tages die Nachricht überraschte, in dem Consistorium vom 17. December 1832 habe der regierende Papst Gregor XVI. ihren geliebten Oberhirten von Spoleto weg auf den bischöflichen Sitz von Imola versetzt. Dem war in Wirklichkeit so. Der Cardinal Giustiniani hatte sein Amt niedergelegt und in dem gesagten Consistorium wurde Monsignor Giovanni Mastai-Ferretti als sein Nachfolger auf den bischöflichen Stuhl von Imola ernannt.

Die Versetzung von einem Erzbisthum auf ein Bisthum, aus einer größeren Residenz in eine kleinere, hat auf den ersten Blick etwas Befremdliches und könnte leicht als ein Zeichen der Ungunst, die Monsignor Mastai durch jenen an den Polizei-Agenten verübten Putsch, so wie durch seine freieren politischen Anschauungen sich zugezogen habe, gedeutet werden. Diese Deutung wäre jedoch eine Mißdeutung. Trotz jenes Vorfalles stand Mastai in Gregor's Achtung hoch, ja war muthmaßlich noch darin gestiegen. Seine Versetzung war eine Beförderung und

---

1) Maguire in Rom und sein Beherrscher.

zwar eine erhebliche. Denn ist die Stadt Imola zwar weniger volkreich, so ist die Diöcese Imola dagegen bevölkerter und reicher als die von Spoleto, und der bischöfliche Stuhl daselbst führt unmittelbar zur Würde des Purpurs. Zu zweien Malen hatte sogar Imola der katholischen Kirche ihren obersten Hirten gegeben: im Jahre 1667 Alexander VII., im Jahre 1800 Pius VII. (Sollte es vielleicht bestimmt sein, auch den ihm eben jetzt zugewiesenen neuen Oberhirten einst wieder an die allgemeine Kirche als deren Oberhaupt abtreten zu müssen?) Nebstdem gilt in Italien der Uebergang von einem kleineren Erzbisthum zu einem größeren, bevölkerteren, reicheren Bisthum allzeit als eine Beförderung für den Titularen, der dann die Eigenschaft eines Erzbischofs-Bischofs annimmt. Dazu kommt, daß die Diöcese Imola, außer ihrer größeren Ausdehnung noch eine besondere Wichtigkeit durch ihre Lage im Mittelpuncte der aufgeregtesten Provinzen, zumal bei der damals noch allenthalben herrschenden Gährung der Gemüther gewann, wie dieß ein Streifblick auf die Stadt und ihre Geschichte uns zeigen wird.

Imola, eine wohlgebaute Stadt in der Romagna, jener Landschaft, welche gegen Norden an den Meerbusen von Venedig und an das Ferrarische, gegen Süden an das Apenninische Gebirge, gegen Westen an das Bolognesische und gegen Osten an das Herzogthum Urbino grenzt, liegt in einer lachenden Ebene auf einer kleinen Insel, welche der Fluß Santero bildet. Es ward von einem lombardischen Könige auf der Stelle gebaut, wo ehemals Forum Cornelii gestanden hatte, welches nach Sylla, der vom Geschlecht der Cornelier war, benannt worden. Nach Vertreibung der Longobarden bemächtigten sich die Bolognesen dieser Stadt. Sie war von verschiedenen Herren beherrscht, zuletzt vom Tyrannen Cäsar Borgia, welchem Papst Julius II. sie wegnahm. Unter dem Namen Gli Industriosi blühete einst eine gelehrte Gesellschaft in Imola.

Während der Invasion Ober-Italiens durch die Franzosen im Jahre 1797 befand sich Imola und mit ihm sein Oberhirt, Barnabas Chiaramonti, (dem Pius VI. nach seines

Oheims, des Cardinals Bondi Tode zu Anfang 1785 das Bisthum Jmola übertrug) zu öfteren Malen in furchtbarem Gedränge zwischen den Franzosen und den Oestreichern, und wie die Nachbarstadt Lugo ihr gnädiges Davonkommen mit einer dreistündigen Plünderung, so hatte auch Jmola damals dem unerschrockenen, hochherzigen Auftreten ihres Bischofs seine Rettung vor gänzlicher Verwüstung und Plünderung Seitens der wuthentbrannten republicanischen Horden zu verdanken. Seitdem einmal die Drachensaat der französischen Freiheitsideen in der Romagna ausgesäet und hinterher durch die Nachtarbeit der geheimen Gesellschaften befruchtet war, blieb diese Landschaft immerdar ein im Stillen fortglimmender Heerd der Empörung.

Dadurch nun, daß Gregor XVI. in die Legationen, an den gefährlichsten Heerd der Rebellion, Denjenigen als Oberhirten hinsandte, der das Jahr zuvor die Aufständischen von Spoleto so glücklich entwaffnet hatte, gab der heilige Vater auf das Unzweideutigste das außerordentliche Vertrauen zu erkennen, das er in Mastai's Talente und Tugenden setzte — ein Vertrauen, welches so weit ging, daß er die dringenden Bitten der Notabeln von Spoleto, die als Abgeordnete nach Rom kamen, um die Belassung ihres geliebten Oberhirten bei ihnen von Seiner Heiligkeit zu erflehen, aus Rücksicht auf das höhere Wohl der Kirche unbeachtet lassen zu müssen glaubte und unbeachtet ließ.

So mußte sich denn Mastai abermals der Liebe Derer, die er so in Frieden geeinigt, die er gegen die Wuth der Parteien, gegen die Bajonnette der Fremden, gegen die Uebergriffe der Staatsgewalt so väterlich beschützt hatte, mit Wehmuth entreißen. Allein das Andenken an seine Güte, an sein einfaches, schlichtes Wesen ist in ihren Herzen eingegraben geblieben, und jetzt noch, nach sechs und dreißig Jahren, wissen sich die Leute eine Menge naiver und rührender Züge von dem guten Erzbischofe zu erzählen. Aus den vielen greifen wir folgendes heraus:

Der erzbischöfliche Palast war in Spoleto für viele vom Unglück Betroffene die letzte Zuflucht; aber auch die erzbischöf-

liche Cassa saß oft auf dem Trocknen, und appellirte dann der Herr des Hauses an sie, so bekam er von seinem Haushofmeister anstatt harter Thaler harte Predigten zu hören.

Eines Tages, als Mastai strenger als je von seinem alten Diener war in's Gebet genommen worden — was ein Beweis der völligen Ebbe seiner Finanzen war — wird ihm eine Frau gemeldet, die ihn allein zu sprechen wünscht. Am ganzen Leibe zitternd, fällt die Aermste zu seinen Füßen nieder, ihre Kinder hatten seit zwei Tagen Nichts zu brechen und Nichts zu beißen gehabt; sie weinte und der gute Bischof mit ihr. Aber ob er noch so liebreich sie tröstet und aufmuntert, ob er in allen Schubläden herumstöbert, ob er die Taschen seiner Soutane befragt, es fand sich kein Bajocco darin. Da bemerkt er plötzlich auf dem Kaminsims zwei silberne Leuchter; einen davon nimmt er und hält ihn, nicht ohne einige Verwirrung, sich zu diesem Aeußersten gebracht zu sehen, der unglücklichen Mutter hin: „In Wahrheit, sagte er zu ihr, ich habe keinen Bajocco, aber auf dieses Pfand hin wird man Ihnen das, was Sie nöthig haben, auszahlen. Ich werde es später wieder einlösen. Sorgen Sie nur, daß mir, mir allein, der Empfangschein eingehändigt werde."

Mastai dachte an seinen Haushofmeister. Die arme Frau, die jetzt vor Freude weinte, lief zu einem Goldarbeiter, der ihr einige Scudi gab, dann in einen Bäckerladen, und brachte, ohne zu vermuthen, daß man ihr nachschleiche, ihren Kindern Brod. Tags darauf erwartete Mastai sie vergebens. Zwei Tage vergingen und noch keine Nachricht. Nun mußte er wohl dem Hausmeister, der just daran war, das Mobiliar einzupacken — denn man stand am Vorabende der Abreise nach Imola — klaren Wein einschenken. Da gab es, wie man sich denken kann, nicht geringe Vorwürfe. Erst in Imola ging Mastai vom Magistrate Spoleto's die Anzeige zu, aus dem bischöflichen Inventar sei ein Leuchter gestohlen und von einem Bettelweibe, das noch im Augenblicke seiner Verhaftung mit dem Empfangscheine versehen gewesen, versetzt worden.

Die Ueberraschung und der Aerger des würdigen Prälaten war außerordentlich: „Nun ja, sagte er, der Dieb bin ich, so sperre man denn mich ein!"

Man begreift leicht, daß das Versehen schnell wieder gut gemacht wurde, und daß dieses neue Mißgeschick, wovon Mastai die unschuldige Ursache gewesen, Derjenigen, die es erlitten hatte, neue Wohlthaten zuzog.

So begleitete ein Act großmüthiger Nächstenliebe den Uebergang des heiligmäßigen Oberhirten aus seinem ersten Sprengel in den zweiten. — Welche Hoffnungen durfte die neue Diöcese sich nicht von einem Oberhirten machen, dem gleich einem schützenden Engel die Liebe vorauf und zur Seite ging?

Daß übrigens die Casse in Monsignor Mastai's Arbeitszimmer, worin er das zu seinen Liebeswerken bestimmte Geld aufbewahrt, damals, als jene arme Frau ihn ansprach und oft sonst noch wirklich leer war, dürfen wir ihm auf's Wort glauben. Es ist das ein Fehler, wie ihn unzählige Heilige an sich hatten, ein Fehler, von dem auch Pius IX. sich nicht gebessert hat und niemals sich bessern wird. Als Probe Folgendes:

Erst vor einem Jahre (1867) hatte Jemand bei ihm Audienz und brachte ihm eine gewisse Summe Geldes. Pius IX. sprach voll Güte zu ihm: „Mein Sohn, Sie thun wohl daran, daß Sie mir dieses Geld bringen; ich habe keines mehr." Und der heil. Vater, der seinen frommen Besuch gut kannte und ihm zeigen wollte, daß er mit väterlicher Offenherzigkeit mit ihm verkehre, öffnete die berühmte Casse: und sie war leer bis auf den Grund. Scherzend fuhr Seine Heiligkeit fort: „Als armer Sohn des heil. Franciscus (Pius IX. ist nämlich Mitglied des dritten Ordens des heil. Franciscus, und als solcher, gleich jedem andern geistlichen Angehörigen dieses Ordens, außer seinen kirchlichen Tagzeiten zu gewissen anderen kirchlichen Gebeten verpflichtet) hat Pius IX. oft Nichts. Aber ich habe stets bemerkt, daß die Vorsehung ihn nie im Stich ließ, weil er zu seinen Werken Geld braucht. Ist die Casse leer, so vergeht gewöhnlich kein Tag, ohne daß ich etwas bekomme, und

wäre es auch nur ein Scudo. Sehen Sie, ich hatte Nichts mehr, und nun bringen Sie mir ein Geschenk, und gewiß mehr als einen Scudo." [1]) — Geht da das evangelische Wort: „Gebet und euch wird gegeben werden", nicht buchstäblich in Erfüllung? Wo aber — wir fordern die Geschichte heraus — wo ist ein Armer, der so reich an Edelmuth gegen Andere und hinwiederum so beglückt durch Edelmuth Anderer gegen ihn wäre? Wo in aller Welt ist ein Souverän, der so leutselig, so herablassend mit seinen Unterthanen umgeht und gleichwohl ein Gegenstand der tiefsten, kindlichsten Verehrung für sie alle ist und bleibt?

Einunddreißigstes Capitel.

Mastai hält seinen Einzug in Imola. — Der Oberhirt auf der Kanzel. — Wie Mastai die Sittlichkeit und die Geistesbildung seines Klerus zu heben sucht. — Ein haarsträubendes Verbrechen und eine darob empörte Landgemeinde. — Wie Mastai sich dabei benimmt. — Was er thut, um das Volk, zunächst die arbeitende und die studirende Jugend zu bessern. — Verwahrlosete Kinder werden in die Lehre gegeben. — Mastai führt die barmherzigen Schwestern zu Imola ein. — Er baut ein Convict für die auswärtigen Zöglinge des Priester-Seminars. — Seine Salons stehen auch hier allen Parteien offen. — Wie aus einem jungen Heiligen durch Verführung der Geheimbünde ein fluchwürdiger Verbrecher wird. — Bei welchem Anlasse der heil. Vater diese Begebenheit erzählt hat und wie er, der echt Liberale, vor falschem Liberalismus warnt.

Um die Diöcesan-Angelegenheiten ihren regelrechten Gang gehen zu lassen, hatte Monsignor Mastai seine Abreise von

---

[1]) Die Herrlichkeiten Pius' IX. von P. Huguet.

Spoleto bis zu Anfang 1833 verzögert. Fastnacht-Dienstag gegen Abend traf er in der Umgegend von Imola ein und am Aschermittwochmorgen hielt er seinen Einzug in die Stadt.

Eine unzählbare Menge, begierig, das Antlitz des neuen Oberhirten zu schauen und seinen ersten Segen zu empfangen, harrte seiner an den Thoren.

In feierlichem Aufzuge geleitete man ihn nach der Kathedrale; nachdem er hier von seinem Stuhle Besitz genommen, bestieg er die Kanzel, entwarf ein Bild von der Lage, in welcher sein Sprengel sich befand, von dem vielen Guten, das sich da ausrichten ließe, und wie er mit Gottes Hülfe die Kraft in sich fühle, dasselbe zu verwirklichen, wofern die Gutgesinnten alle ihm dabei behülflich sein würden.

Dieses so ganz väterliche erste Auftreten, dieses schlichte und freie Benehmen, und vor Allem das für die Stadt völlig neue Schauspiel eines Predigers mit der Inful auf dem Haupte und im bischöflichen Festornate machte auf die Zuhörermenge einen tiefen Eindruck und stimmte sie so gewogen, daß der Name Mastai, der bisher in der Stadt ziemlich unbekannt gewesen, von diesem Tage an unter der Bevölkerung so recht von Mund zu Mund zu gehen anfing.

Des Bischofs erste Sorgen waren seiner Geistlichkeit gewidmet; zu öfteren Malen besuchte er das Seminar, belebte dort die Studien und vervollständigte sie durch den Unterricht in allen jenen praktischen Wissenszweigen, die ihrer Natur nach die jungen Geistlichen in die Bedürfnisse, Leiden und Mühseligkeiten des wirklichen Lebens einzuweihen geeignet sind, z. B. Ackerbau-, Arznei- und Naturkunde. Außer dem Seminar gründete er im Kloster des Piratello ein Exercitienhaus, worin er alljährlich zweimal die Pfarrer und Vicare der verschiedenen Pfarreien versammelte, in rührenden Betrachtungen, Belehrungen und Ermahnungen, verbunden mit Gebet und zweimal täglicher Gewissenserforschung, ihnen ihre Standespflichten in die Erinnerung rief und ihren Herzen jene glühende Gottes- und Menschenliebe einzuflößen suchte, wovon er selber

ein Vorbild war. Und in der That, die Geistlichkeit der Diöcese Imola bedurfte damals einer Erneuerung und einer Zurückrufung zum wahren Geiste des Evangeliums gar sehr. Viel fehlte, daß dieselbe allerwärts das Beispiel christlicher Tugenden gegeben hätte; mehr denn einmal, in diesen unruhvollen Zeiten, war die Aufführung einiger Priester für ihre Pfarrangehörigen ein Gegenstand großen Aergernisses gewesen. Bei'm besten Willen konnte selbst der wackere Oberhirt nicht mit Einem Male alle widerspenstigen Naturen wieder auf den rechten Weg bringen. Eines Tags, während er im Piratello mit seinem Klerus den geistlichen Uebungen oblag, wurde ihm gemeldet, daß der Pfarrer eines Gebirgsdorfes seinen Hausknecht ermordet habe.

Das Volk, über ein Verbrechen, das der Charakter Dessen, der es beging, noch furchtbarer machte, auf's Aeußerste erbittert, hielt den Schuldigen in seinem Pfarrhofe belagert und schwur, mit eigenen Händen an ihm Justiz zu üben.

Flugs eilt Mastai herbei, zeigt sich ohne Begleitung der Wuth schnaubenden Menge. Nur durch vieles Bitten, mit Thränen vermischt, bewirkte er, daß die Gemüther sich allgemach etwas zur Ruhe legten und es geschehen ließen, daß Derjenige den Händen der Justiz überantwortet würde, den sie einen Augenblick zuvor mit eigenen Händen hätten zerreißen mögen.

Indessen war durch diese Frevelthat dem Glauben und dem ehrwürdigen Seelsorgeramte ein furchtbarer Schlag versetzt worden. Die Dorfeingesessenen wollten von einem neuen Pfarrer Nichts hören, und als er dennoch sich einfand, weigerten sie ihm die Anerkennung. Da mußte denn der gute Bischof selber kommen und den Störrigen mehrere Tage nach einander zureden, und so gelang es ihm denn durch viele Liebe, Geduld und Milde endlich, die harten Herzen zu erweichen und zu den Uebungen der Religion wieder zurückzuführen.

Was den Priestern seines Sprengels bis dahin gemangelt hatte, war ein Mittelpunct. Mastai schuf einen solchen in seinem eigenen Palaste, indem er eine „biblische Akademie"

gründete, welche allmonatlich einmal zusammenkam, um gemeinschaftlich irgend einen der heil. Schrift entnommenen Gegenstand zu besprechen. Diese Conferenzen, denen er vorsaß und die er selber leitete, hatten das Gute, daß sie den Klerus zu einem eifrigeren Studium anspornten und die höhere Gottesgelehrtheit wieder zu Ehren brachten.

Wie er durch geistliche Uebungen und Conferenzen den Klerus geistig und sittlich gehoben hatte, so suchte der Bischof von Imola nun auch durch Missionen, die er durch Jesuitenväter in mehreren Städten und Ortschaften seines Sprengels abhalten ließ, und wobei er nicht selten in eigener Person mitwirkte, das Volk aus dem Schlummer der Lauheit zu wecken und zu größerem Tugendeifer anzufeuern. Gleichzeitig unternahm er es, treu dem Geiste des ihm von Volterra und auch von Rom her, wo er an dessen Grab in der Kirche St. Pantaleon wohl oft recht innig gebetet haben mag, so lieben Heiligen, Joseph Calasanza, und noch voll der Erinnerungen an seinen geliebten Tata Giovanni, dem Müßiggang und der Landstreicherei, welche die Straßen der Stadt mit einer Menge schlechter Subjecte und Bettler beiderlei Geschlechts überschwemmten, ein Ziel zu setzen. Denn gerade zu jener Zeit zählte Imola, wie Rom in des alten Maurers Tagen, eine große Anzahl elternloser Kinder, welche bei Nacht und Tag auf den Treppen der Kirchen und der öffentlichen Gebäude herum lagen, die Vorübergehenden anbettelten und im Schooße eines nichtswürdigen Lebens alles sittliche Gefühl und alle Scham einbüßten.

Dazu kam das Ueble, daß viele der Theologie sich zuwendende Söhne von Pächtern aus der Umgegend, welche wegen Mangels an Mitteln, das Kostgeld zu zahlen, nicht im Seminar selbst wohnten, sondern als „Externe" nur den Lehrstunden darin beiwohnten, die ihnen danach erübrigende Zeit größtentheils auf Spazierplätzen, in den Casino's und Kaffeehäusern zubrachten. Da ließen sie sich dann in politische Kannegießereien und Dispute ein, zu denen sie durch ihr ungestümes

Wesen herausforderten, und ergaben sich allerlei erdenklichem Unfug und Ausschweifungen.

Von allen diesen Unordentlichkeiten säuberte der eifrige Oberhirt nach und nach die Stadt durch seine weisen Anordnungen.

Sieben Geistliche und eine gleiche Anzahl von Schwestern des heil. Vincenz von Paula, die er eigens aus Neapel kommen ließ, wurden beauftragt, die Knaben und kleinen verwahrloseten Mädchen von den Straßen aufzulesen, sie bei rechtschaffenen Handwerksleuten in die Lehre zu thun und dort ihre Aufführung zu überwachen.

An Sonn- und Festtagen kamen alle diese Kinder in dem Kirchlein San Concittadino zusammen, um da eine heilige Messe und einen Unterricht in den Glaubenswahrheiten anzuhören.

Zu ihrer Beköstigung und ihrem nächtlichen Unterkommen wurde eine Summe von tausend Piastern angewiesen. Um sie zu möglichst pünctlicher Pflichterfüllung aufzumuntern, machte der gute Prälat sich anheischig, zweimal jährlich, zu Anfang des Sommers und bei'm Herannahen des Winters, die bravsten unter ihnen mit Anzügen zu versehen.

Während der dreizehn Jahre, wo Mastai den Bischofsstuhl von Imola inne hatte, betrug die jährliche Durchschnittszahl der auf diese Weise versorgten Kinder nie unter vierzig, manchmal nahe an sechzig.

Das war dann eine rechte Freude für sein Herz!

Nachdem er die verwahrloseten Kinder von den Straßen hinweggeschafft, ließ Mastai, um dem noch ärgerlicheren Herumschweifen der oben besagten Theologie-Studirenden, denen ihre Mittellosigkeit die Aufnahme in das Seminar nicht gestattete, ein Ende zu machen, neben dieser Anstalt ein kleines, jetzt unter dem Namen „Convict" bekanntes Gebäude aufführen, in welchem diese „Auswärtigen", mochte ihre Zahlungsfähigkeit eine noch so geringe sein, Kost und Obdach fanden.

Ueber dieser Sorgfalt für die niederen Schichten der Bevölkerung und für die zur Linderung ihrer Leiden ganz vor-

zugsweise Berufenen, verlor der wachsame Oberhirt die übrigen Gesellschaftsclassen mit nichten aus den Augen.

Während er die Sittlichkeit und die Geistesbildung seiner Geistlichkeit auf alle Weise förderte, die Bettelei, den Lärm und sonstigen Unfug einer müßigen Jugend von den Straßen verbannte, war er bemüht, die sich auf's Schroffste entgegenstehenden politischen Parteien zu beschwichtigen, der Staatsgewalt Milde und Vergessenheit einzuflößen und alle Classen der Bürgerschaft zu Eintracht und Frieden zurückzuführen.

Zu diesem Zwecke standen, wie zu Spoleto, so auch hier, seine Empfangssäle den Männern aller Parteien, ganz vorzugsweise den Mißvergnügten offen. Denn gerade bezüglich dieser glaubte der gute Hirt der Obliegenheiten mehrere zu erfüllen zu haben. Mußte er ihnen nicht rathen, mußte er sie nicht beruhigen, sie vor der Uebertreibung ihrer eigenen Grundsätze und vor den Gefahren einer Täuschung bewahren, welche über ihre Häupter sowohl wie über das Land die allergrößten Drangsale heraufbeschwören konnte?

Einen schlagenden Beweis, welche Gefahren politische Schwärmerei und Hirngespinnste über einzelne Menschen wie über Völker und Länder zu bringen im Stande sind, lieferte dem Erzbischof ein Jüngling, dessen er gerade um diese Zeit in Imola mit vorzüglicher Liebe sich annahm und dessen Ende ein höchst tragisches gewesen. Seine Geschichte erinnert an die jenes Jünglings, der, ein Liebling des heil. Apostels Johannes, nach und nach dessen Lehren und Ermahnungen vergaß und — Anführer einer Räuberbande wurde. Der heil. Vater selber erwähnte ihrer in einer Rede, die er (1866) bei Anlaß der Heiligsprechung des seligen Leonardo von Porto-Maurizio in der Kirche delle stigmaté Angesichts einer großen Volksmenge mit bewegter Stimme hielt.

In kräftiger Sprache schildert er darin den Gegensatz zweier Gesellschaften, deren eine hienieden mit satanischem Ingrimm wider Christus und seinen Statthalter ankämpft, die andere dagegen im himmlischen Jerusalem die Sache Gottes verficht,

wie dieses dermalen der selige Leonardo im Himmel und unter seinem Banner die Erzbruderschaft von den heiligen Wundmalen, die der frommen Jünglinge viele zähle, hier auf Erden thue. Aber ach! Viele, die, in den Uebungen des Glaubens und im Besuche der Sacramente fromm erzogen, eine Zeitlang für Gott leben, schlagen hernach, wenn sie zu reiferem Alter gelangt sind, von bösen Cameraden verlockt, in das Widerspiel um, vergessen die Vorschriften des Evangeliums und bereiten sich ein drangsalvolles Alter. Beispiele solcher Entartungen sind nicht selten. „Ein recht trauriges", fuhr der heilige Vater fort, „habe ich selber erlebt. Eines Tages, als ich noch Bischof zu Imola war, kam ein frommer, kaum zwanzigjähriger Jüngling von edler Geburt zu mir und theilte mir seine Absicht mit, dem Rathe des Evangeliums zu folgen und sich von der Welt zurückzuziehen, um in klösterlicher Einsamkeit sich höherer Vollkommenheit zu befleißigen. O, wie beglückte es mich, an einem so jungen Manne eine so gute Stimmung wahrzunehmen! natürlich that ich, was ich konnte, ihn in seinem gottseligen Vorhaben zu bestärken. Aber da kamen Freunde: es waren Mitglieder geheimer Bünde; und in Bälde verließ der Jüngling, durch sie fortgerissen, verführt, verdorben, die Wege des Herrn und endigte auf dem Blutgerüste, dem entsetzten Europa einen fluchbeladenen Namen zurücklassend."

Der junge Mann, dessen Namen der heilige Vater aus zarter Rücksicht verschwieg, war Felix Orsini, ein Angehöriger jenes hochadeligen Hauses, in welchem Mastai, da er noch den Studien oblag, vielfach verkehrte, derselbe Felix Orsini, der Ende 1857 mit seinen Bomben Napoleon III. zu morden versuchte, der am 11. Februar 1858 aus dem Gefängnisse einen Brief an Napoleon III. richtete, worin er ihm, unter Ankündigung von tausend ferneren Bomben, die seiner noch warteten, angab, was er zu Gunsten Italiens (das heißt zu dessen Verderben) thun solle und was der Bedrohte, aus Furcht vor diesen Bomben, leider nur allzu folgsam gethan hat; derselbe Felix Orsini, dessen Haupt dann unter dem Fallbeil ver-

blutete und der einen neuen Zeitraum der Complotte, der Meuchelmorde und des Blutvergießens über Europa heraufbeschworen hat.

Zum Schlusse ermahnte der heil. Vater die Jünglinge zur Beharrlichkeit im Guten und beschwur sie, im reiferen Alter wie im Greisen-Alter die falschen Einflüsterungen der Geheimbündler als höllisches Schlangengezisch mit Abscheu von sich zu weisen. Dann hob er Augen und Arme gen Himmel und flehete mit einer Inbrunst, die allen Zuhörern Thränen entlockte, Christus den Herrn, dessen Stellvertreter er ist, an, ihn nicht zu verlassen, ihm Kraft zu leihen, die höllische Hyder, die sich naht, um Alles zu verwüsten und die gläubige Heerde zu verschlingen, von der heiligen Stadt fern zu halten.

So sprach, so flehete die Liebe aus dem Vater der Kirche, die trauernde Liebe um eine gefallene Engelsseele, die hoffende Liebe, daß der Fall jenes Einen tausend Anderen zur Auferstehung und zur Warnung gereichen möge.

Die gleiche, ja vielleicht eine noch größere Liebe und einen noch entflammteren apostolischen Eifer wendete Mastai in Imola den vom Liberalismus bereits Angesteckten zu und verkehrte mit ihnen in derselben Weise und in derselben Absicht, wie der göttliche Heiland, das Vorbild aller Hirten, mit den Pharisäern und den öffentlichen Sündern verkehrte. Kein Wunder daher, daß der im wahren Sinne aufgeklärte, dem echten Fortschritt huldigende, christlich freisinnige Prälat zu Imola bei gewissen halsstarrigen Anhängern veralteter, durch die Zeit gerichteter Ideen und Einrichtungen in den Verdacht des Liberalismus gerieth und bisweilen einen etwas lebhaften, doch niemals in Persönlichkeiten ausartenden Strauß mit ihnen zu bestehen hatte. Aber nichtsdestoweniger erfreute er sich in seltenem Grade der Hochachtung, des Vertrauens und der Liebe aller Classen, wie dieß seine Erhebung zur Cardinalswürde im Jahre 1841, die der Gegenstand der allgemeinsten und begeisterungsvollsten Freudenbezeugungen war, auf die unzweideutigste Weise zu erkennen gab.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Die Cardinäle: Name, Bestimmung und Ursprung derselben. — Ihr hoher Rang und Titel. — Insignien oder Standeszeichen der Cardinäle. — Die Cardinäle aus dem Stande der Ordensgeistlichen. — Unter vielen Privilegien eines der Herrlichsten. — Die Zahl der Cardinäle. — Die drei Ordnungen derselben. — Die ihnen als Titel zugewiesenen Kirchen. — Das heilige Collegium und dessen Einrichtung. — Congregationen oder Ausschüsse der Cardinäle. — Die Fürsten der Kirche in Bezug auf ihre Stellung zu Wissenschaft, Kunst und Industrie und zum Gemeinwohl verglichen mit den Prinzen an weltlichen Höfen. — Mit welchen Förmlichkeiten die Ernennung und die Erhebung zur Cardinalswürde vor sich geht. — Die verschiedenen Consistorien. — Die Eidesformel. — Der rothe Hut. — Das Schließen und Oeffnen des Mundes. — Wie den Cardinälen außerhalb der römischen Staaten das Birret zu Theil wird. — Ein Wort über den Kostenpunct und die Einkünfte der Cardinäle.

Der Name der Cardinäle offenbart an sich schon die wichtige Rolle, die ihnen in der katholischen Hierarchie zugewiesen ist. Aehnlich der Angabe (cardines), welche die Thore des materiellen Tempels tragen, sind sie im Gebäude der Kirche gleichsam lebendige Thürangeln, auf welchen das unsterbliche Thor der Kirche sich bewegt, das den Himmel öffnet und schließt, d. h. ohne Bild: Die Cardinäle sind ihrer wesentlichen Bestimmung nach, die dem Papste in der Regierung der Kirche zur Seite stehenden Männer, zur Berathung aller wichtigen Angelegenheiten, zur Hülfeleistung bei den Regierungsgeschäften, und zur innigen Theilnahme bei allen Freuden und Leiden, die das Herz des Vaters der katholischen Christenheit

bewegen. Der Ursprung der Cardinäle geht in die ersten Jahrhunderte der Kirche zurück, obwohl ihr Name erst unter dem ersten christlichen Kaiser Constantin erscheint, wo wir zwei Cardinäle unter dem Namen Priester der Stadt Rom dem allgemeinen Concil zu Nicäa (325) vorsitzen und im Namen des heil. Papstes Sylvester unterschreiben sehen.

Vermöge ihres Amtes und ihres innigen Verhältnisses zum Papste, gleichsam als Glieder seines geheiligten Körpers, als ihre Einverleibte, repräsentiren die Cardinäle denn auch bei erledigtem päpstlichen Stuhle collegialisch — in ihrer Gesammtheit — die oberste Gewalt in der Kirche und empfangen dann aus diesem Grunde, so oft sie als Collegium auftreten, dem üblichen Ceremoniel gemäß, die Ehrenbezeugungen, welche bei Lebzeiten nur dem Papste gebühren. Eben deßhalb haben denn auch die Cardinäle das Recht wie die Pflicht, dem Papst, wenn er feierlich als solcher auftritt, die nächste Ehrenassistenz zu leisten, wobei sie stets den nächsten Rang nach ihm einnehmen, so daß die Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe ihnen folgen. In Bezug auf weltlichen Rang stehen sie noch jetzt den Prinzen und Fürsten sowohl des Kirchenstaates, als des Auslandes zum Mindesten gleich, wie sie denn neben dem Rang auch den Titel als Fürsten mit dem Prädicat Durchlaucht und Eminenz haben.

Die Insignien — Standeszeichen — der Cardinäle bestehen vorzugsweise in den Purpurkleidern, zu welchen insbesondere die sogenannte Cappa magna — ein weiter rother Mantel —, der rothe Cardinalshut mit den Pflaken, das rothe Birret und sogenannte Solideo — ein Scheitelkäppchen, das „nur vor Gott" abgenommen wird — so wie eine damastseidene Mitra gehören. Außerdem wird noch der Ring mit eingefaßtem Saphir, der Ombrellino — ein kleiner Traghimmel — und in den Kirchen, deren Titel sie tragen, der Baldachin zu ihren Insignien gezählt.

Die Cardinäle aus dem Stande der Ordensgeistlichen tragen indeß (außer dem Birret und Solideo) keine Purpurfarbe,

sondern behalten die Farben ihrer Ordenskleider bei, nur daß sie zu diesen einen feineren Stoff und Form und Schnitt der Cardinalsgewänder anwenden. Es geschieht dieß, um sie fortwährend zu erinnern, daß sie auch als Cardinäle — als Fürsten — verpflichtet sind, nach dem Geiste ihres Ordens zu leben.

Auch die sogenannte Familie des Cardinals, bestehend aus Secretär, Gentiluomo (Hausmeister) Caudatar — Schleppenträger — und Dienerschaft haben besondere Auszeichnungen.

Außer den genannten Privilegien der Cardinäle werden noch manche andere aufgezählt, die wir hier der Kürze halber übergehen. Nur eines und zwar der herrlichsten Vorrechte eines sei noch erwähnt, wir meinen das Recht, die Begnadigung eines zum Tode verurtheilten Verbrechers zu erhalten. Wenn nämlich am Tage der Hinrichtung der düstere Zug einem ohne vorbedachte Absicht aus seinem Palast gegangenen oder vielmehr gefahrenen Kirchenfürsten (denn eine strenge aber ganz weise Vorschrift verbietet den Cardinälen, in den Straßen Roms zu Fuß zu gehen) begegnet, so ist der Strafbare frei. Ist dieß vielleicht eine Erinnerung an das alte Vorrecht der Vestalinnen — jener ehrwürdigen jungfräulichen Priesterinnen der Göttin Vesta, die das heilige Feuer, das Sinnbild des stillen, keuschen Familienlebens, zu hüten hatten und ebenmäßig fürstliche Auszeichnungen genossen? Fast möchte man es glauben; so gerne bewahrt das christliche, wahrhaft duldsame Rom die edeln Gebräuche selbst des heidnischen Alterthums.

Die Zahl der Cardinäle war zu verschiedenen Zeiten verschieden. Der große Papst Sixtus V. machte diesem häufigen Wechseln ein Ende. In einer Verordnung — Constitution — die mit den Worten Postquam vetus anhebt, worin sich seine ganze päpstliche Majestät entfaltet, schildert er mit großen Zügen die Beziehungen, die zwischen dem Alten und Neuen Testament obwalten, zeigt, wie Moses auf Befehl Gottes sich siebenzig Greise beigesellte, um ihm die heilige Nation in das Land der Verheißung einführen zu helfen; dann dieses herrliche Bild auf die christliche Kirche, welche den Auftrag hat,

das Menschengeschlecht in das himmlische Jerusalem zu führen, anwendend, stellt er fest, daß von nun an siebenzig Greise (die Zahl kann auch an die siebenzig Jünger Jesu erinnern) den Senat des katholischen Moses bilden sollten. Nachdem er dann in einer erhabenen Sprache sowohl die Größe ihrer Würde als die Wichtigkeit ihrer Pflichten gezeigt hat, weis't er einem Jeden von ihnen als Titel eine der Kirchen Roms an.

Diese von Sixtus so festgesetzten siebenzig Greise theilen sich nun in Cardinal-Bischöfe, Cardinal-Priester und Cardinal-Diakonen, so jedoch, daß die Cardinal-Priester auch die bischöfliche Weihe, wie die Cardinal-Diakonen die priesterliche Weihe empfangen haben können, ohne darum als Cardinäle aus dem Rang der Priester oder Diakonen herauszutreten. Daher dürfen letztere, auch wenn sie der Weihe nach Priester sind, bei öffentlichen Feierlichkeiten nur als Diakonen fungiren und wenigstens öffentlich niemals Messe lesen. Die Zahl der Cardinal-Bischöfe bestimmte Sixtus für immer auf sechs, die der Cardinal-Priester auf fünfzig, die der Cardinal-Diakonen auf vierzehn.

Sämmtliche Cardinäle sind bestimmten, zunächst um Rom liegenden Bisthümern und römischen Kirchen als ihren sogenannten Titeln adscribirt und vorgesetzt.

Die Titularkirchen der Cardinal-Bischöfe sind folgende, wegen ihrer Nähe bei Rom sogenannte suburbicarischen Bisthümer: Ostia und Velletri, Porto Santa Ruffina und Civita-Vecchia, Albano, Frascati, Palestrina, Sabina.

Der Titularkirchen der fünfzig Cardinal-Priester sind (einschließlich des mit dem Amte des Cardinal-Vicecanzlers verbundenen Titels San Lorenzo in Damaso) ein und fünfzig.

Der Kirchen der Cardinal-Diakonen sind statt vierzehn sechszehn, weil zwei derselben abwechselnd mit andern erledigt bleiben. Die älteste und vornehmste dieser Diakonieen: S. Maria in Via Lata haben wir bereits als diejenige kennen gelernt, bei welcher der Auditor Mastai nach seiner Rückkehr aus Chili als Kanonicus angestellt wurde.

Gerade wegen ihres Verhältnisses zu den Titularkirchen Roms, denen sie fest und dauernd einverleibt (incardinirt) waren, im Gegensatze zu denjenigen Geistlichen, die nur vorübergehend dort standen, hießen die dort Angestellten Cardinäle.

Was nun zuerst die Cardinal-Bischöfe betrifft, so versteht sich ihr Verhältniß zu ihren Diöcesen von selbst: sie sind in diesen, was jeder gewöhnliche Bischof in seinem Sprengel ist, die Ordinarien. Jedoch sind sie, weil sie dem Papste beständig als Rathgeber zur Seite stehen, von der Pflicht, in ihren Kirchen fortwährend zu residiren, natürlich entbunden. Die Cardinal-Priester und Diakonen üben in den Kirchen, deren Titel sie tragen, gleichsam bischöfliche Rechte, ertheilen bei feierlichen Veranlassungen in denselben den bischöflichen Segen und sitzen auf einem thronartigen Sitze, über welchem ein kleiner Baldachin sich erhebt.

In ihrer Gesammtheit bilden die Cardinäle das bereits öfters erwähnte heilige Collegium, das nach Einrichtung und Verfassung große Aehnlichkeit mit den Capiteln an den Kathedral-Kirchen hat. Die Vorsteher desselben sind der Decan und der Cämmerling.

Der Cardinal-Decan ist der Regel nach Bischof von Ostia und der Weihe nach der älteste Cardinal-Bischof. Bei Versammlungen nimmt er die erste Stelle ein, wie er denn überhaupt in seiner Person das heil. Collegium vorstellt.

Der Cardinal-Cämmerling des heiligen Collegiums (nicht zu verwechseln mit dem Cardinal-Cämmerling des heiligen Stuhles) nimmt alle Einnahmen auf, welche der Gemeinschaft der Cardinäle zufließen und vertheilt sie jährlich an die in Rom anwesenden Cardinäle. Wer sechs Monate lang sich vom Hofe zurückgezogen hatte, verliert seinen Antheil. Der Cardinal-Cämmerling wird von Jahr zu Jahr neu gewählt.

Jenen beiden Vorstehern ist ein Secretär auf Lebenszeit beigegeben, der stets ein Italiener sein soll, dahingegen sein Stellvertreter — der clericus nationalis — abwechselnd ein

Franzose, Deutscher oder Spanier sein muß. Daneben hat das heilige Colleg noch einige untergeordnete Beamte, z. B. den Sollicitator, welcher die gerechtlichen Acten befördert und die Computisten, welche über die Einkünfte des Collegiums Rechnung führen.

Die Berathung und Verhandlung der kirchlichen Angelegenheiten durch die Cardinäle geschieht theils in den (bereits oben erklärten) Consistorien, theils in einzelnen Ausschüssen oder Congregationen.

Alle diese Angelegenheiten beziehen sich auf ein doppeltes Ziel: Das Evangelium auszubreiten und zu erhalten. Daher der Ursprung, die Zahl, der Charakter und die Bestimmung der römischen Congregationen, deren es folgende dreizehn giebt: 1) Die Congregation der Propaganda. Sie hat, wie ihr Name anzeigt, zum Zweck, den Glauben in der ganzen Welt auszubreiten. Folglich bilden die Besorgung aller auf die Missionen bezüglichen Geschäfte, die Aufsicht über alle Seminare und Collegien zur Bildung der Missionare ihre Fachgegenstände. 2) Die Congregation von St. Officio. Es ist dieß die als so unmenschlich verschrieene Inquisition. Ihre Aufgabe ist, über die Reinheit des Glaubens zu wachen, den nagenden Wurm der Ketzerei und der Gottlosigkeit von ihm fern zu halten. Das Verfahren dieses Gerichtshofes ist so milde und rücksichtsvoll, die als so furchtbar geschilderten Gefängnißlocale sind so hell und wohnlich, daß, wer an Ort und Stelle sich davon überzeugt hat, über das Schreckbild, das die Verleumdung daraus gemacht hat und noch fortwährend macht, lachen könnte, wenn die Sache nicht so ernst wäre. 3) Die Congregation des Index. Ihr Zweck ist, die Bücher zu prüfen und diejenigen zu bezeichnen, welche verboten werden sollen; bei Strafe der Excommunication zu verbieten, daß man die der Religion und den guten Sitten zuwider laufenden Werke behalte oder lese. 4) Die Congregation des Concils. Ihr ist das Amt anvertraut, die Beschlüsse des Tridentiner Concils zu erklären, über ihre Vollziehung zu

machen und dem Papste die möglichen Bedenken vorzutragen. 5) Die Congregation der Prüfung der Bischöfe. Von ihr ist bereits Rede gewesen. Auch drückt ihr Name schon ihre Bestimmung aus. 6) Die Congregation der Residenz der Bischöfe. Sie hat zu entscheiden, ob die Gründe der Abwesenheit der Bischöfe gesetzlich sind. 7) Die Congregation der Bischöfe und Ordensgeistlichen (capi d'ordine). Sie hat die Schwierigkeiten zu heben, welche in der Gerichtsbarkeit der Bischöfe vorkommen können, die Fragen hinsichtlich der neuen Stiftungen von Klöstern, hinsichtlich des Uebergangs von einem Kloster zum andern, hinsichtlich des augenblicklichen Austritts aus einem Kloster, und der Entfremdung der Kirchengüter zu entscheiden. 8) Die Congregation der Disciplin der Ordensgeistlichen. Die Ordnung in den Klöstern, die Beobachtung der Gelübde, der Regeln und der Verordnungen, die Ordenspersonen u. s. w. bilden ihren Geschäftskreis. 9) Die Congregation der kirchlichen Immunität. Die freie Thätigkeit der Kirche in allen Theilen der Welt zu sichern, sich den Taxen, den Auflagen zu widersetzen, welche die weltlichen Obrigkeiten und Commünen ungerechter Weise geistlichen Personen und Stellen auflegen möchten, die Verletzung der Rechte und Freiheiten der Kirche zu bestrafen, wer auch die Schuldigen sein mögen: das sind die schwierigen Angelegenheiten, welche diese Congregation täglich zu behandeln hat, und über welche sie mit einer unbeschränkten Macht entscheidet. 10) Die Consistorial-Congregation bespricht behufs Vorbereitung für das Consistorium besonders die Angelegenheiten, welche auf die Errichtung, die Einheit der Bisthümer, auf die Veräußerungen, auf die Coadjutoren der Bischöfe und die Weihbischöfe Bezug haben. 11) Die Congregation der Riten. Sie entscheidet einestheils darüber, welche Ordnung und Einheit, welche Majestät und Heiligkeit der Gebete und der Ceremonien erforderlich sei, um den heiligen Cultus des Gottes würdig zu machen, auf den er sich bezieht; anderen Theils hat sie auszumitteln, welches die Diener Gottes sind, die ein Recht auf die Verehrung

ihrer Brüder haben, die Wahrheit ihrer Wunder zu bestätigen, den Heroismus — den heldenmäßigen Grad ihrer Tugenden in's Licht zu setzen und deßhalb die genauesten und langwierigsten Forschungen anzustellen, dem Statthalter Jesu Christi über jede Procedur einen Bericht zu erstatten. 12) Die Congregation der Indulgenzen und der heiligen Reliquien. Den Gläubigen die besondern Gnaden erkennbar zu machen, welche an die Gebete und frommen Uebungen geknüpft sind, ihnen mit Gewißheit die Reliquien ihrer für den Glauben gestorbenen Brüder zu nennen, welchen sie ihre Huldigungen schuldig sind, auf solche Weise die nicht zu billigenden Aeußerungen eines unaufgeklärten Eifers oder die strafbare Gleichgültigkeit des Unglaubens zu vermeiden: mit einem Wort, die Andacht aufzuklären und die Verehrung der Martyrer zu leiten, das ist der Zweck, den diese Congregation sich vorgesetzt hat. 13) Die Congregation der außerordentlichen Kirchen-Angelegenheiten. Sie verdankt ihren Ursprung Pius dem Siebenten, wurde nur für einzelne Fälle gebildet, ist aber durch Gregor XVI. zur Unterstützung der wichtigen Arbeiten des Staatssecretariats stehend gemacht worden. Sie besteht aus den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten, und in ihr führt entweder der Papst selbst oder der Cardinal-Staatssecretär den Vorsitz.

So ist also das Leben der Cardinäle keineswegs — wie Mancher denken könnte, der sie in vergoldeten, von schwarzen Pferden mit langen Mähnen und Schweifen gezogenen Kutschen durch die Straßen Roms einherfahren, sieht, — ein müßiges und allzubehagliches. — Es ist im Gegentheil ein sehr beschäftigtes und in mancher Hinsicht ein sehr geplagtes, wie nach Außen hin an Glanz, so nach Innen an Tugenden und Opfern reiches Leben. Als Häupter der römischen Congregationen, als Beschützer der Mönchsorden und unzähliger wohlthätigen, wissenschaftlichen und industriellen Anstalten, z. B. der Zimmerleute, der Tuchfabrikanten, der Kleidermacher, der Metzger und ähnlicher, nehmen das Studium, die päpstlichen Audienzen, die

Sorge für die Armen, die frommen Werke, die Aufmunterung der Wissenschaften, Künste und Gewerke ihre Zeit und ihre mäßigen Einkünfte vollauf in Anspruch, und wohl an keinem weltlichen Hofe führen die Prinzen von Geblüt und die Rathgeber der Krone daheim ein so einfaches, um nicht zu sagen, frommes, abgetödtetes Leben, wohl nirgends stehen sie einerseits der Wissenschaft und deren Pflege, andererseits dem Volke und dessen Bedürfnissen, Beschäftigungen und Leiden so nahe und nehmen so helfend und fördernd an dem einen wie an dem andern Theil, wie dieß an dem päpstlichen Hofe zu Rom die Fürsten der Kirche thun, unter denen von jeher Männer von altem, welthistorischem Adel und von europäischer Berühmtheit erstrahlten.

Um die Tugend, die Wissenschaft und die Kunst überall zu ehren, wo sie angetroffen werden, ersetzt sich das heilige Collegium aus den Reihen des weltlichen und regulären Klerus und so viel als möglich aus allen Nationen. Es muß wenigstens vier Theologen aus den Mönchscongregationen und besonders aus den Bettelorden zählen. Damit sich nicht der Geist der Familie — der Kastengeist — in eine so vorzugsweise katholische — allgemeine — Institution einschleiche, können nie zwei Brüder, zwei Vettern, der Onkel und der Neffe, welches auch ihr Verdienst sein mag, zugleich im erhabenen Senat Sitz haben.

Ueber die Ernennung und Einführung neuer Cardinäle bestehen genau abgemessene Formen, die jedoch in sofern eine Aenderung erfuhren, als dabei die Mitwirkung des heiligen Collegiums so gut wie in Wegfall gekommen und die Ernennung der Cardinäle ein ausschließliches Recht des Papstes geworden ist. Uebrigens müssen hinsichtlich der persönlichen Eigenschaften des zu Ernennenden alle Erfordernisse wie zur Wahl eines Bischofs vorhanden sein. Auch haben, wie es in Bezug auf manche Bischöfe der Fall ist, mehrere Monarchen das Recht, Personen zu der Cardinalswürde zu empfehlen. Solche Kroncardinäle empfangen dann das Birret von ihrem Monarchen.

Die Erhebungen zu dem Cardinalate sind selbstverständlich eine wichtige Angelegenheit für den heiligen Stuhl wie für die gesammte Kirche, und finden daher unter vielen Feierlichkeiten Statt. Die Cardinäle werden in geheimen Consistorien ernannt. Der Papst zieht eine Liste hervor, auf der die Namen der Neuernannten stehen, mit den Worten: — Habemus fratres N. N. (Wir haben als neue Brüder den und den.)

Er legt die Liste alsdann auf eine Tafel, wo der Aelteste der Cardinäle sie vorliest. Macht der Papst Vorbehalte, indem er Cardinäle in petto behält, so bedient er sich des Ausdruckes: „Habetis fratres, quos reservamus in pectore, nominandos ubicumque et quotiescumque nobis placuerit. Ihr habet Brüder, die wir uns — im Sinne — vorbehalten, um sie zu ernennen, wo und wann es uns gefällt."

Die Erhebung selbst geht folgendermaßen vor sich:

In der Regel benachrichtigt der Decan des heiligen Collegiums den neu ernannten Cardinal von seiner Erhebung und sendet am nächsten Tage zu Ende des Consistoriums seinen Wagen, um ihn holen zu lassen. Er empfängt ihn in seinem Zimmer, ladet ihn zur Tafel, läßt ihn mit dem Cardinalsgewande anthun, das Nöthige behufs der Cardinalstonsur besorgen und führt dann den neuen Cardinal zur Audienz beim Papste, welcher ihm das rothe Birret mit den Worten auf das Haupt setzt: Esto cardinalis! Sei Cardinal!

Zu gleicher Zeit macht der heilige Vater das Zeichen des Kreuzes über das Birret, das eine Art Käppchen von rother Seide ohne Futter ist. Der Cardinal nimmt alsbald die Kopfbedeckung wieder ab, wirft sich nieder und küßt dem Papste den Fuß, worauf er in warmen, inhaltsvollen Worten seinen Dank ausspricht. Zu Ende der Audienz stattet er, wenn nicht ein besonderes Verbot es untersagt, der „Familie" des Papstes, das heißt dem Cardinal-Staatssecretär und noch einigen andern mit dem Papst unter Einem Dache wohnenden Würdenträgern, unter denen höchst selten ein Anverwandter des Papstes ist, einen Ehrenbesuch an.

Nach Empfang des rothen Birrets bleibt der mit violetter Kleidung angethane Cardinal in seinen Gemächern, um die Besuche seiner Freunde entgegenzunehmen, die er nur bis an die Thüre des Vorzimmers zurückgeleiten kann.

Das besagte geheime Consistorium behufs der Ernennung pflegt gemeiniglich am Montage Statt zu finden; ein anderes wird danach für Donnerstag anberaumt, und in diesem empfängt die neue Eminenz den Cardinalshut aus den Händen des Papstes. Der Cardinal begiebt sich dahin in seinem mittlerweile beschafften Ceremonienwagen mit einer seiner hohen Würde entsprechenden Anzahl von Dienern in glänzender Livree. Ein großer Zug von Freunden und Prälaten begleitet ihn in die Sixtinische Capelle, wenn es im Vatican ist, oder in das sonstige Gemach eines andern Palastes. Er wird vor den Papst geführt, wo er die Adoration und den Fußkuß vornimmt; dann läßt ihn der heilige Vater zum Mundkuß zu, worauf ihm die ältesten Cardinäle den Friedenskuß geben.

Diese Einleitungsceremonien finden unter Begleitung von Musikchören Statt und unter Absingung des Te Deum laudamus.

Dann begiebt sich der Zug in die Capelle; der neue Cardinal zieht mit den übrigen Mitgliedern des heiligen Collegiums in Procession um den Altar und legt sich dann auf's Angesicht zur Erde, während der Cardinal-Decan die vorschriftsmäßigen Gebete abliest. Die Eidesformel lautet nach Bestimmung einer Bulle also:

„Ich schwöre, daß ich bereit bin, mein Blut zum Dienste der römischen Kirche und zur Erhaltung der Privilegien des apostolischen Klerus, dem ich angehöre, zu vergießen."

Nun wird er in das Consistorialzimmer zurückgeführt; hier knieet er vor dem Papste nieder. Ein Ceremonienmeister zieht ihm die zuvor herunterhängende Capuze (der Mozzette) auf den Kopf und darüber setzt ihm der Papst unter Hersagung von Gebeten den Hut von rothem Sammet.

Sobald der Papst sich zurückgezogen hat, vereinigen sich die Cardinäle in dem sogenannten königlichen Saale (des Vaticans),

wo sie einen Kreis um den neuen Cardinal bilden, der sie ehrfurchtsvoll grüßt und ihnen für die Ehre dankt, daß sie ihn in ihre Mitte aufgenommen. Diese antworten durch Glückwünsche. Befindet sich in dem Collegium irgend ein Angehöriger des Papstes, so behält er den neuen Cardinal zum Mahle bei sich.

Der rothe Hut, den der Papst dem Erwählten übergeben hat, wird durch einen Geheimcämmerer zu demselben hingebracht. Derselbe wird in einen großen übersilberten Behälter gelegt und unter Aufsicht jenes Geheimcämmerers einem päpstlichen Diener anvertraut.

Beim ersten Consistorium, dem der jüngsterwählte Cardinal beiwohnt, schließt ihm der Papst nach Beendigung der Verhandlungen den Mund mit der Hand, zum Zeichen, daß er das strengste Schweigen über das Vernommene beobachten müsse.

Im zweiten Consistorium öffnet der Papst den Mund des neuen Cardinals wieder und nachdem er ihm irgend eine Kirche als Titel des Cardinals angewiesen hat, steckt er ihm an den vierten Finger der rechten Hand einen Ring mit einem Saphir, dessen Preis der Erwählte nach einer Bulle Gregors XV. an das Collegium der Propaganda fide zu erstatten hat, Dieser Ring soll den Cardinal erinnern, daß er die Kirche zur Braut habe und sich niemals von ihr trennen dürfe.

Den fremden Cardinälen, welche außerhalb der römischen Staaten zu diesem Range befördert sind, wird das Birret von Rom aus durch einen Cammerherrn zugestellt, der dasselbe dem Könige, Fürsten oder einer sonstigen Hauptperson im Lande, dem Nuntius oder Bischof einhändigt, damit es dem Erwählten durch denselben gegen das Ende einer feierlichen Messe überreicht werde.

Kommt der fremde Cardinal dann persönlich nach Rom, um seinen Hut in Empfang zu nehmen, so erhält er ihn unter den oben beschriebenen Ceremonien.

In früheren Zeiten wurde den fremden Cardinälen der rothe Hut übersendet. Seit Paul II. erhalten sie das Birret zugesandt, müssen aber bei dessen Empfang geloben, binnen

Jahresfrist, die limina Apostolorum — die Schwelle der Apostelfürsten — zu besuchen.

Daß die Ehre der Erhebung zur Churfürstenwürde der Kirche dem Neugefürsteten — wenn er die Mittel dazu besitzt — nicht ohne allen Entgelt zu Theil wird, sondern entsprechend von ihm honorirt werden muß, ist wohl auf der Hand liegend. In der That belaufen sich die Kosten dieser Erhebung — zumal Fürsten Alles, was ihnen zu Ehren gethan wird, auch fürstlich zu lohnen pflegen — der mancherlei dabei vorkommenden Dienstleistungen, der erforderlichen Anschaffungen und der unter die zahllosen Gratulanten zu vertheilenden Geschenke wegen ziemlich hoch, da hingegen das Einkommen der Cardinäle als solcher nicht übermäßig groß ist. Sie ziehen nämlich gewisse Einkünfte aus dem Rotulus, das ist aus derjenigen Summe Geldes, welche den in den Consistorien, Congregationen und päpstlichen Capellen anwesenden Cardinälen ausgezahlt zu werden pflegt. Die auswärtigen Cardinäle können darauf keinen Anspruch machen, diejenigen ausgenommen, welche aus einer rechtmäßigen Ursache nach Rom kommen und sich dort aufhalten. Von diesem Rotulus ist das zu unterscheiden, was man il piatto di Cardinale — den Cardinalsteller — nennt, das heißt die monatlichen hundert Scudi, die nach der Verordnung Paul's II. von der Cammer jedem Cardinale gezahlt werden, der nicht viertausend Scudi Einkünfte hat.

Zu bemerken ist jedoch, daß viele Cardinäle — um nicht zu sagen die meisten — der Geburt nach den höheren Ständen angehören und schon deßhalb gemeiniglich über ein ausgiebiges Privatvermögen zu verfügen im Stande sind. Wo dieß nicht der Fall ist, wie z. B. bei Ordensgeistlichen und bei vielen Anderen bürgerlichen Standes, da hilft, so bescheiden auch sie ist, die päpstliche Cassa aus oder wird kurzweg unter der Formel gratis pro Cardinali dem Betreffenden Alles erlassen. — Wohl keine Behörde läßt sich in Bezug auf Honorarforderung für materielle Dienstleistungen und Bewilligungen

(denn das rein Geistliche wird stets umsonst gegeben) von vernünftigeren und billigeren Grundsätzen leiten, als die so vielfach verkannte Curie zu Rom.

Nach diesen Vorbemerkungen über die Cardinäle eilen wir nunmehr zu Demjenigen zurück, dessen angekündete Erhebung zu dieser Würde sie eigentlich veranlaßte. Wem das besagte Capitel etwas lang scheinen sollte, der wolle bedenken, daß die Cardinäle sowohl einzeln wie als Collegium und als Congregationen oder stehende Ausschüsse für bestimmte Geschäftszweige in dieser unserer Geschichte speciell, wie in der Kirchengeschichte überhaupt eine zu hervorragende Rolle spielen, als daß eine genauere Bekanntschaft mit denselben zum Verständniß von gar Vielem nicht durchaus nothwendig sein sollte.

Drei und dreißigstes Capitel.

Mastai wird, nachdem er in einem Consistorium in petto behalten worden, in einem anderen als Cardinal ausdrücklich verkündigt. — Freudenfeste bei diesem Anlasse. — Was vor Allen die Römer zu solchen Festlichkeiten berechtiget. — Ein öffentlicher Empfang (ricevimento), wobei dem neuen Cardinal der Hut überreicht wird. — Eigenthümlicher Charakter und Vorzug solcher Feste in Rom. — Imola will in seinen Freudenbezeugungen nicht hinter Rom zurückbleiben. — Wie Mastai seine abermalige Erhöhung ansieht und wozu er sie besonders benutzte. — Er führt die Frauen vom guten Hirten in Imola ein. — Ein Brief von ihm an die Oberin dieses Ordens.

Für Imola und sämmtliche Diöcesanen war es längst ein öffentliches Geheimniß, daß ihrem verehrten Oberhirten die Verleihung des rothen Hutes binnen Nächstem bevorstehe. Denn bereits in dem (geheimen) Consistorium vom 23. De-

cember 1839 hatte Seine Heiligkeit Gregor XVI., — was seiner Unparteilichkeit gewiß alle Ehre macht — trotz der ihm wohlbekannten freisinnigeren Anschauungsweise Mastai's und seiner sämmtlichen Angehörigen in manchen Dingen der Politik, den Erzbischof-Bischof von Imola, Monsignor Giovanni Maria Mastai-Ferretti, auf die oben beschriebene Weise als Cardinal in petto behalten, um ihn zu geeigneter Zeit ausdrücklich als solchen zu verkündigen. Diese Verkündigung geschah ungefähr ein Jahr später in dem Consistorium vom 14. December 1840, wo Mastai als Cardinal-Priester präconisirt und ihm die Kirche Sanct Peter und Marcellin als Titel angewiesen wurde. Diese Kirche liegt außerhalb der Stadtmauern an der Labicanischen Straße in der Nähe der Basilika St. Johann vom Lateran. Sie ist den im Jahre 301 enthaupteten Martyrern, dem hl. Priester Marcellin und dem hl. Exorcisten Petrus geweihet, und Carmeliter-Nonnen versehen bei derselben den Chordienst.

Die Verleihung des Purpurs hat sowohl in Rom als in dem Wohnort des Betreffenden eine Reihe von Festlichkeiten zu Ehren des neuen Kirchenfürsten zur Folge, Festlichkeiten denen Mancher in seiner Bescheidenheit gewiß lieber sich entziehen würde, wenn nicht Herkommen und Sitte dieselben gebieterisch erheischten. Und das mit Fug. Finden doch in allen Ländern bei der Geburt der Fürsten, der künftigen Entscheider der Geschicke der Völker, gewisse Kundgebungen Statt. Hier sind die Cardinäle die Fürsten von Geblüt; trägt ja ein Jeder von ihnen die Befähigung zur Papstwürde in sich; auf einem Jeden von ihnen ruhen daher im Keime die Hoffnungen der Kirche und des Staates. Ist es nicht billig, daß vor Allen Rom den Tag ihrer Erhebung zum Cardinalat, der gewissermaßen der Tag ihrer Geburt zur Fürstenhoheit ist, mit Glanz und Pracht begehe?

So geschah es denn auch an dem Tage, wo in dem prächtig geschmückten sogenannten Herzogssaale des Vaticans in öffentlichem Consistorium Gregor XVI. dem ehemaligen Vorsteher von Tata

Giovanni mit den Worten: „Empfange diesen rothen Hut, das Zeichen der Cardinalswürde, die dich verpflichtet, bis zur Vergießung des Blutes dich dem Wohl der Kirche und der Gläubigen zu weihen", den Cardinalshut auf das Haupt gesetzt und ihn dann wieder dem Ceremonienmeister übergeben hatte, um ihn am Abend feierlich zu dem neuen Fürsten der Kirche zu tragen.

Große Freude herrschte da in der Tiberstadt, der matte Vorläufer einer weit größeren Freude, welche sechzehn Jahre später anläßlich einer noch höheren Erhebung eben Desjenigen, dem die heutige Feier galt, sich kund geben sollte. Abends war die Wohnung, wo die neue Eminenz ihr Absteigequartier genommen hatte, glänzend beleuchtet; ein Orchester erhob sich vor derselben, eine zahllose Volksmenge wogte in den Straßen und auf den Plätzen, glänzende Equipagen durchfurchten die Menge und führten die Gesandten, die Fürsten, alle Fremde Roms von Auszeichnung zu seiner Wohnung, um ihre Glückwünsche und Huldigungen darzubringen. Nichts ist glänzender als ein solcher öffentlicher Empfang (ricevimento). Eine wahrhaft königliche Treppe, bedeckt mit reichen Teppichen, erhellt durch eine doppelte Linie von Wachskerzen, vier Fuß hoch und verhältnißmäßig dick, führt in das Piano Nobile, das erste Stockwerk des Palastes. Zwischen zwei Reihen Lakaien und Schweizern in großer Livree mit weißen und blauen Farben, welche riesige Wachskerzen in den Händen halten, gelangt man zur Schwelle der Säle. Der Neuerhobenene trägt an diesem Tage keine andere Auszeichnung seiner Würde, als das rothe Käppchen. Der übrige Anzug besteht aus einem schwarzen Kleide, einem über den Rücken herabfallenden schmalen, aber langen, faltigen Streifen von derselben Farbe, dem sogenannten Abbaten-Mäntelchen, einer kurzen Hose und schwarzen Strümpfen. Er steht an der Thüre seines Gemaches mit dem Hut in der Hand; den Kommenden grüßt er, richtet einige Worte an ihn; man geht weiter und nimmt an der allgemeinen Unterhaltung Theil; er selbst bleibt auf seinem Posten: so will es der Ge-

brauch, welcher ihm verbietet, sich während des ganzen Abends zu setzen. Auf den Salon des Cardinals folgt der Saal des Thrones; es ist ein reich verziertes Gemach, wo sich allzeit das Portrait des heiligen Vaters befindet. Unter dem Portrait gegen die Mauer her ist ein großer Lehnstuhl, ausschließlich für den Papst vorbehalten.

Indeß wartet man mit Ungeduld auf den Hut, welcher mit großem Pompe gebracht werden soll. Gegen sieben Uhr fährt eine Kutsche des Papstes aus dem Vatican, sie brachte die zwei Hausprälaten, welche die Cardinalsinsignien zu überbringen haben. Sie traten ein, mit dem Hute auf einer silbernen Schüssel, stellten ihn auf einen Tisch, hinter welchem der Cardinal stand, einer der Prälaten hielt eine durchaus geeignete Anrede an ihn. Der Neuerwählte antwortete und empfing nach dem Abgange des freundlichen Boten die Glückwünsche aller anwesenden Personen, welchen man, der italienischen Sitte gemäß, Gefrorenes darbot, obschon es Mitte des Winters war.

Bemerkenswerth ist ein solches Fest wegen des guten Geschmackes und der edeln Einfachheit, womit es geleitet wird; überdieß hat es vor den meisten römischen Feierlichkeiten Das voraus, daß die Seele dadurch zu erhabenen Gedanken emporgehoben wird. Oder ist es nicht ein eigenthümliches, erhebendes Schauspiel, die Vornehmsten und Größten dieser Welt ihre Huldigungen einem Fürsten der Kirche darbringen zu sehen, der Kirche, die einst in eben diesem Rom in den Katakomben, diesen unterirdischen Klüften der ersten Christen, sich verborgen halten mußte und von den allmächtigen Gebietern eben dieser Stadt dreihundert Jahre lang auf das Blutigste, bis zur Vernichtung, verfolgt wurde? Wahrlich zwischen den Triumphen des heidnischen Capitols und den Cardinals-Ernennungen des päpstlichen Vaticans liegt eine Kluft, und diese Kluft, sie konnte nur überbrückt oder ausgefüllt werden durch das größte Wunder der Welt — durch den Sieg des Gekreuzigten!

War in der Stadt des Papstes die Freude über Mastai's Erhebung zur Würde des Purpurs groß gewesen, größer und nachhaltiger noch war sie in der eigenen Bischofsstadt. Ganz Imola schwamm mehrere Abende nach einander in einem Lichtmeere; die wissenschaftlichen und literarischen Gesellschaften sandten ihm Deputationen, feierten in öffentlichen Sitzungen sein Lob und die Dichter der Provinz ließen ordentlich einen Regen von Sonetten über ihn herniederfallen. Mehrere derselben sind im Verlaufe der Zeit gesammelt und aufbewahrt worden.

Alle diese Ehrenbezeigungen, weit entfernt, den damit Ueberhäuften aufzublasen, dienten nur dazu, seinen Eifer anzuspornen, so großer, in seinen Augen ganz unverdienter Auszeichnungen sich würdig zu machen. Ein neuer Gegenstand für seinen Eifer war Mastai aber in dem Umstande geboten, daß er Mitglied, oder, wenn wir nicht irren, gar Vorstand der von Clemens IX. zur Ueberwachung und Regulirung des Indulgenzen- und Reliquienwesens eingesetzten Congregation wurde.

Den etwaigen materiellen Gewinn, den ihm seine neue Würde eintrug, anbelangend, so freute ihn dieser nur seiner lieben Armen wegen, die er nun noch freigebiger unterstützen konnte, freute ihn insbesondere eines Institutes wegen, durch welches er seinem Wirken in Imola die Krone aufsetzte, und welches eine noch heiligere Nächstenliebe, eine noch augenfälligere Nachahmung Jesu, des guten Hirten, an den Tag legt.

Lange war es einer seiner sehnlichsten Wünsche gewesen, eine Zufluchtstätte für reuige Sünderinnen zu gründen. Immer stand ihm, um seine eigenen ausdrucksvollen Worte zu gebrauchen, das rührende Schauspiel der „gefallenen Töchter der Welt vor Augen, welche Aufnahme in den Schafstall Christi begehren.“ Sein Herz blutete um diese unglücklichen Geschöpfe, und um ihnen eine Stätte zu verschaffen, wohin sie sich vor dem Schrecken eines elenden Lebens und eines verzweiflungsvollen Todes zurückziehen könnten, opferte er bereitwillig sein ganzes Vermögen. Aus eigenen Mitteln kaufte er ein Haus

und richtete es ein zur Aufnahme einer Anzahl solcher armen Geschöpfe und mehrerer Nonnen aus dem erhabenen Orden vom guten Hirten, welche auf seine dringende Bitte aus dem Mutterhause in Angers gesandt wurden, um die Leitung der Anstalt zu übernehmen. Es war ein Freudentag für Cardinal Mastai, als die vier Schwestern in seinem Palaste ankamen, den er ihnen zur Verfügung stellte, bis ihr künftiges Wohnhaus vollständig eingerichtet war. Mit unbeschreiblichem Jubel bewillkommnete er die guten Schwestern, welche er so flehentlich gebeten hatte, ihn bei seinem Liebeswerke zu unterstützen. Die einfachen Nonnen sahen mit größter Dankbarkeit, die Anfangs nicht frei von Verwirrung war, welche Aufmerksamkeit ein Fürst der Kirche ihnen in verschwenderischem Maße bewies; denn Mastai wartete ihnen selbst auf, wenn sie bei Tische saßen und bediente sie so aufmerksam, als sei er der niedrigste Diener. Das freudige Gefühl, womit der Cardinal die endliche Ausführung eines Planes betrachtete, der ihm so lange am Herzen gelegen, kann man aus folgendem Briefe erkennen, den er an die Oberin des Mutterhauses in Angers richtete:

Ehrwürdige Mutter Oberin! — Euer Ehrwürden werden von Ihren Töchtern schon Näheres über deren glückliche Ankunft in Imola gehört haben. Ich halte es jedoch für meine Pflicht, Ihnen diese auch selbst zu melden und Ihnen zugleich die große Freude auszudrücken, welche ich bei'm Anblick dieser kleinen Schaar gottgeweihter Jungfrauen empfand, die in einigen Tagen ihr heiliges Werk zur Rettung so manches verlorenen Schäfleins beginnen werden. Ich bin überzeugt, daß sie, mit der Gnade Gottes, dieselben in den Schafstall des Hirtenfürsten Jesus Christus zurückführen werden. Ewig gelobt sei dieser Gott der Barmherzigkeit! Euer Ehrwürden aber bitte ich, die Versicherung meiner tiefgefühlten Dankbarkeit zu genehmigen. Es gereicht mir zur Freude, daß die Schwestern bei mir in meinem Palaste sind. Ich habe allen Grund, Gott zu danken, der die Herzen der Menschen in Seinen Händen hält; aber es scheint mir, daß Er die Herzen

Ihrer Töchter nicht in Seine Hände, sondern in Sein eigenes Herz eingeschlossen hat. Ich werde nicht ermangeln, sie in jeder Weise zu unterstützen, und voll Freuden versichere ich Ihnen wiederholt, daß ich mit tiefer Hochachtung verharre, als Euer Ehrwürden ergebenster Diener

† Johannes Maria Cardinal Mastai,
Erzbischof.

Imola, am 14. September 1845.

Vierunddreißigstes Capitel.

Der Dieb im eigenen Hause. — Das frugale Mittags- und Abendessen. — Ein blutig endender Carneval. Die Mörder an heiliger Stätte. — Wie Mastai sich gegen sie und gegen ihr Opfer benimmt. — Der abgewiesene Pathe oder höchster Edelmuth gegenüber vornehmer Gemeinheit und Rohheit. — Edle Rache dafür. — Mastai's letzte Tage in Imola. — Depeschen aus Rom. — Eine Ahnung, die in Erfüllung geht. — Ein Scherzwort Mastai's. — Was der Diöcese Imola zum ewigen Andenken an Mastai bleibt. —

In die Zeit des Wirkens Mastai's als Erzbischof-Bischof von Imola fallen mehrere Anekdoten, die sämmtlich seine unerschöpfliche Nächstenliebe verherrlichen. Einige der bezeichnendsten mögen hier eine Stelle finden.

Von seiner theuren Mutter war dem vielgeliebten Sohne ein kostbares Besteck, welches aus goldenem Löffel, goldenem Messer und goldener Gabel bestand, verehrt worden. Dieses Geschenk hielt der Prälat so hoch, daß er es höchst selten im

Jahre gebrauchte. Bei einer außerordentlichen Gelegenheit aber, wo mehrere vornehme Gäste zu Tische geladen waren, befahl er, ihm das Besteck seiner Mutter vorzulegen. Solches geschah. Die geladenen Gäste fanden sich nach und nach in dem Empfangssalon ein, wo sie von dem Oberhirten auf das Freundlichste empfangen wurden. Auf einmal wurde derselbe aus den Salon gerufen, da ihn ein gewisser Herr zu sprechen wünsche. Der Erzbischof ließ Niemanden abweisen und gab darum auch diesem Gehör. Derselbe brachte eine Bitte vor und sagte: Eminenz! Sie selbst wissen, daß ich vor einigen Jahren noch zu den ersten Bürgern dieser Stadt gezählt wurde, aber durch ein Mißgeschick in dem Handelsgeschäft so weit zurückkam, daß ich aus Liebe zu meiner Familie, um selbe spärlich ernähren zu können, Handelsdiener werden mußte. Jetzt aber hätte ich Aussichten, wieder in den Besitz meines früheren Vermögens zu gelangen, wenn mir augenblicklich eine große Summe vorgestreckt würde; ich habe schon an mehreren Häusern angeklopft, wurde aber überall abgewiesen; wenn Sie mir nicht helfen, ist mein Glück für immer dahin. Der Prälat erwiderte sehr freundlich: „Mein Lieber! Es ist zwar nicht schön, daß ich es sagen muß, aber es ist Wahrheit: ich habe in meiner Casse gegenwärtig keinen Scudo, aber da Sie in so dringender Noth sind, so muß geholfen werden.“ Der Bischof lief in den menschenleeren Speisesaal, nahm das Besteck, wickelte dasselbe ein und übergab es dem Manne mit den Worten: „Gehen Sie in ein Pfandhaus, nehmen Sie einen Pfandschein auf einen Monat, denn ich glaube, während dieser Zeit werde ich Alles wieder einlösen können, und Sie werden die nöthigen Summen erhalten.“ Der Kaufmann verabschiedete sich dankend und vollzog freudig den Befehl des Erzbischofs. Derselbe ging zu seinen Gästen zurück und vergaß gänzlich dieses Vorfalls. Die gewöhnliche Zeit, zur Tafel zu gehen, war längst gekommen. Der Prälat hatte noch ein wenig Geduld, indem er glaubte, die Dienerschaft brauche wegen der größeren Zahl der Geladenen, um die Vorbereitungen zu treffen, etwas mehr

Zeit als gewöhnlich. Als es aber zu lange dauerte, zog er die Glocke, um von der Dienerschaft zu erfahren, was eine so lange Zögerung bedeuten solle. Das ganze Hauspersonal erschien, sich zu den Füßen des Erzbischofs werfend und wie aus einem Munde rufend: Monsignore, ich bin es nicht, ich habe keine so schändliche That begangen, und doch ist es von Jemandem im Hause geschehen, denn kein Fremder ist dort hingekommen. — Mastai konnte sich diesen Auftritt gar nicht erklären. — Endlich fragte er: was denn vorgefallen sei? Alle riefen: Ihr goldenes Besteck ist gestohlen, und wir werden nicht eher vom Platze weichen, bis der Dieb entdeckt sein wird. — Jetzt lachte der Erzbischof und sprach: „O mein Gott! Dieser Dieb bin ich selber. Legt mir mein gewöhnliches Besteck vor und besorgt schnell den Tisch." Freudig war nun wieder das ganze Haus und die Gäste riefen scherzend aus, heute zum ersten Male ist es eine Ehre geworden, an der Tafel eines Diebes zu speisen.

Dem Kaufmann glückte sein Unternehmen und er wurde durch die geliehene Summe, wie jener Bako durch die ihm geschenkte, ein reicher Mann. Derselbe aber vergaß der erzeigten Wohlthat nicht, sondern auch er wurde, nach dem Beispiele seines edlen Retters aus der Noth, ein großer Gutthäter der Bedrängten und ein Vater der Armen.

Aus dem Umstande, daß in Mastai's Casse so oft Ebbe war, könnte man sich zu der Frage veranlaßt sehen: Wie schaute es denn wohl mit seiner Tafel aus? Was sagte wohl sein Hausmeister, was sagte wohl sein Koch, die doch behufs Besorgung des täglichen Haushaltes die erforderlichen Geldmittel zur Verfügung haben mußten, was sagten wohl sie zu solch einer in's Große getriebenen Selbstberaubung? Darauf giebt uns folgendes Anekdötchen, das ebenfalls in Imola spielt, die Antwort.

Eines Tages kommt der Haushofmeister und meldet ganz bestürzt: „Die fünfhundert Franken, welche sich heute Morgen in Ihrer Casse befanden, Eminenz! sind schon wieder ver-

schwunden. Ich habe keinen Bajocco, um die Ausgaben für den morgigen Tag zu bestreiten."

Der gute Prälat hatte nämlich wieder einmal die ganze Summe an Unglückliche vertheilt.

„Worüber beunruhigen Sie sich denn?" entgegnete er dem Haushofmeister; „hat uns der gütige Gott, welcher die Vögel des Feldes ernährt, nicht für jeden Tag unser Brod versprochen?"

„Eure Eminenz haben ohne Zweifel Recht", antwortete der Letztere, „nichts destoweniger bin ich in großer Verlegenheit."

„Morgen ist Freitag, also Fasttag", entgegnete lächelnd der Cardinal. „Bringen Sie mir zum Mittagsessen Käse."

„Aber zum Abendessen! da hab' ich ebenfalls Nichts, was soll ich denn da bringen?"

„Abermals Käse", antwortete gleichmüthig der Bischof.

So darbte, so sparte der Mann Gottes am eigenen Munde ab, um der Armuth abzuhelfen, die in Imola groß war. Allein diese Armuth war nicht das Schlimmste. Unter den Uebeln, welche die langjährigen bürgerlichen Zwistigkeiten und Unordnungen in der Romagna zur Folge hatten, war eines der beklagenswerthesten die Fortdauer geheimer Feindschaften und Privatrache, die nicht selten das Straßenpflaster und die Schwellen der geweihten Orte mit Mord und Blut befleckten.

Ein Ereigniß, das sich im Februar 1846 zutrug, bezeugte außer der Nächstenliebe auch den Muth des edlen Prälaten und die außergewöhnliche Kraft, welche Gott seinen Worten verlieh.

An einem Carnevals-Abende machte er seinen gewöhnlichen Besuch vor dem heiligen Sacramente in der Kathedrale, als der Küster auf ihn zueilte und voll Schrecken ausrief, er möge um Gotteswillen eiligst herbeikommen, in der Sacristei sei Jemand ermordet worden. Sich dem göttlichen Schutze empfehlend, stand der Cardinal sogleich auf und eilte nach der Stelle hin. Er fand dort, auf einer Bank liegend,

einen jungen Mann von etwa zwanzig Jahren, der durch einen Dolchstich gefährlich verwundet worden war und in dem geweihten Gebäude vor weiterer Verfolgung Schutz gesucht hatte. Der Cardinal war kaum bei dem Verletzten angekommen, als drei Männer von wildem Aussehen, vermummt, mit einem Dolche in der Hand, in die Sacristei stürzten, um ihr blutiges Werk zu vollenden. Der Cardinal, trotz der Spitzen ihrer Dolche und der Wuth, die aus ihren Augen flammt, sieht den Mördern scharf ins Gesicht, indem er ihnen das Kreuz, das an seiner Brust hing, vorhielt, und ihnen ihr Verbrechen vorwirft. Er sprach mit Muth, Würde und heiligem Ernst zugleich: „Im Namen Gottes, des gekreuzigten Herrn Jesu Christi, gebiete ich euch, abzustehen von eurem fluchwürdigen Vorhaben und fort zu gehen!" Diese Worte, so muthvoll und mit der überzeugenden Gewalt eines Gesandten des Himmels gesprochen, erfüllten die Mörder mit Schrecken, sie standen erst festgebannt und schlichen dann schweigend und fast ohne zu wissen, was sie thaten, davon. Indessen schickte der Cardinal schnell den Kirchendiener fort, um einen Arzt zu holen.

Während dieser Zeit hielt er den Unglücklichen in seinen Armen und auf seinen Knieen. Der Arzt kam an und erklärte, daß die Wunde tödtlich sei, ja, daß bei der geringsten Bewegung der Leidende den letzten Seufzer aushauchen werde. Nun bereitet ihn der Cardinal zum Tode vor, er hörte die Beicht, indem er ihn immer in seinen Armen hielt, und der arme Unglückliche hatte das Glück, seine Seele an dem Herzen Dessen auszuhauchen, der nach wenigen Monaten schon als Statthalter Christi auf Erden die Schlüssel des Himmelreiches in seinen geweihten Händen halten sollte.

Doch bevor ihm diese Erhöhung zu Theil ward, sollte der Kirchenfürst in seiner eigenen Residenzstadt von einem durch Geburt und Rang hochgestellten Untergebenen eine unaussprechliche Erniedrigung erfahren.

Wie oben erwähnt worden, hatte Mastai zu Imola, obgleich er allgemein in hohem Grade geachtet und geschätzt

wurde, doch, wie dieß in allen solchen Verhältnissen unvermeidlich, einige Feinde. Sein Streben war nun darauf gerichtet gewesen, auch diese wenigen Gegner sich zu versöhnen, und es gelang ihm dieß auch nach und nach. Eine einzige Feindschaft aber wollte nicht weichen: es war jene des Gonfaloniere der Stadt. Die Gattin dieses Beamten hatte viel von den Ausbrüchen des Hasses ihres Mannes gegen den Bischof und von den unangenehmen Auftritten zu leiden, welche sie in Folge dessen mehrfach mit demselben hatte. — Lange suchte diese würdige Frau ein Mittel, um eine Aenderung in den Gefühlen ihres Gatten hervorzurufen. Endlich sollte sie Mutter werden, und dieser Umstand schien ihr ein Wink der Vorsehung, um die Versöhnung zu bewerkstelligen. — „Wenn der Bischof“, sagte sie bei sich, „bei diesem Kinde, das mir Gott schenkt, Pathenstelle vertreten wollte, so würde in der Seele meines Mannes aller Zwiespalt, aller Haß vor dem Bande der geistigen Verwandtschaft schwinden, welches den Cardinal an unser Kind fesselt.“

Sie suchte in Folge dessen den Bischof auf und theilte ihm ihr Vorhaben mit.

Monsignor Mastai dankte ihr und gab seine Zustimmung zu erkennen. „Ja“, sagte er, „ich nehme es gerne an, Pathe des Kindes zu werden, und freue mich, auf diese Weise mir einen Freund mehr zu erwerben.“

Aber es war noch eine Schwierigkeit zu überwinden. Wie die Verhältnisse standen, würde der Bannerherr niemals die Eminenz darum ersucht haben, und der Bischof mußte daher, sollte es gelingen, die ersten Schritte thun. Die arme Dame eröffnete ihm ihre Befürchtungen.

„Sonst Nichts?“ antwortete gütig der Bischof. „Wohlan, meine Tochter, ich werde ihn selber darum bitten.“

Die Gelegenheit dazu bot sich gleich am folgenden Tage. Es sollte über die Verwaltung des Hospizes der Stadt eine Berathung stattfinden, bei welcher der Gonfaloniere als erster Beamter der Stadt natürlich nicht fehlen durfte. Nach Er-

ledigung der Geschäfte ging der Bischof mit seinem gewohnten Wohlwollen gerade auf ihn zu, und sagte ihm, als ob er Alles vergessen hätte, was das Herz seines Feindes Bitteres und Böses im Innern verschloß: „Mein lieber Graf, empfangen Sie meine Glückwünsche. Ich habe gestern Ihre Gemahlin gesehen, sie kam zu mir, um mir Ihr gemeinschaftliches Glück mitzutheilen. Ihre Familie wird bald um ein Kind reicher sein; es ist dieß eine große Freude, welche Gott Ihnen gewährt; ich theile Ihr Gefühl von ganzem Herzen. Beiläufig bemerkt, haben Sie schon einen Pathen gewählt?"

„Noch nicht", antwortete kalt der Bürgermeister.

„Um so besser!" sagte hierauf der Bischof, dessen Blick und Wort eine Färbung noch größeren Wohlwollens angenommen, „um so besser, ich wollte Ihnen einen vorschlagen, ich möchte Pathe Ihres Kindes sein."

„Sie! .... Sie! Niemals! Niemals!" — Der Gonfaloniere, ein sehr leidenschaftlicher Mann, war seiner nicht mächtig genug, diesen Ausruf zurückzuhalten; hierauf die einfachsten Regeln des Anstandes und der Ehrfurcht, die er dem Bischof in doppelter und dreifacher Hinsicht: als ebenbürtigem Grafen, als Oberhirten und als Cardinal der heiligen Römischen Kirche schuldig gewesen wäre, mißachtend, hatte er ihm — o der Schmach! den Rücken gekehrt und sich entfernt.

Der gute Oberhirt war tief betrübt, nicht so sehr wegen der ihm widerfahrenen persönlichen Kränkung, sondern daß er dieses verstockte Herz nicht hatte gewinnen können; aber seine christliche Liebe gab die Sache noch nicht auf, und er nahm sich vor, bei einer besseren Gelegenheit darauf zurückzukommen.

Ein Monat verging, und der so schmählich beleidigte Bischof von Imola war Papst Pius IX. geworden. Da erhielt der Bannerherr daselbst eines Tages von Rom aus ein Billet, welches die einfachen Worte enthielt:

„Den Bischof von Imola haben Sie als Pathen ausgeschlagen, würden Sie den Bischof von Rom annehmen?"

Die Antwort war leicht vorauszusehen: alsogleich eilte der

Gonfaloniere nach Rom in den päpstlichen Palast, um sich dem heiligen Vater zu Füßen zu werfen und ihn demüthigst um Verzeihung zu bitten.

Nach einem anderen, wie es fast scheint, glaubwürdigeren Berichte [1]) wollte die Stadt Imola, als der Graf, der während der Dauer seiner bischöflichen Amtsführung dem Cardinal Mastai zahlreiche Beweise seiner widerwärtigen Gesinnung gegeben und bei jeder Gelegenheit ihn durch böse Reden hart zu beschimpfen gewagt hatte, und sich nun der an den neugewählten Papst zu sendenden Deputation anzuschließen gedachte, es Anfangs gar nicht zugeben, daß er mit derselben nach Rom abgehe, ließ es aber doch endlich geschehen. Als nun die Deputation bei dem Papste vorgelassen wurde, so wendete sich dieser zunächst jenem Verblendeten, den er durch unglaubliche Beweise von Milde und Wohlwollen auf den richtigen Weg zurückzuführen versucht hatte, zu, erlaubte nicht, daß ihm derselbe den Fuß küßte, schloß ihn in seine Arme und erklärte ihm laut seine Freude, daß er im Fall sei, ihm seine wahre, liebevolle Gesinnung unzweideutig an den Tag zu legen.

So suchte also Mastai durch seine zuvorkommende, stets geduldige und verzeihende Liebe alle Herzen zu gewinnen! Ja, man darf behaupten, daß diese heldenmüthige Liebe nicht selten binnen kurzer Zeit die bittersten Feinde in die hingebendsten Freunde verwandelte! Wahrhaftig eine solche Handlungsweise ist apostolisch und würdig eines Statthalters Jesu Christi auf Erden!

Die Zeit, wo Seine Eminenz, Cardinal Mastai, zum Lohne seines Wirkens letzteres werden sollte, nahete heran. Gregor XVI. nahm sichtlich ab. Seit lange kämpfte sein kräftiger Körper vergebens gegen das Alter und gegen das Siechthum an. Gewisse Anzeichen verkündeten sein nicht mehr allzu fernes Ende. Gewisse Personen, zumal solche von der

---

[1]) Vgl. der Katholik Nr. 88. 24. Juli 1846. Correspondenzartikel aus Rom vom 9. Juli.

hohen Diplomatie und mit ihnen in Verbindung stehende Prälaten mochten, wie dieß ja selbstverständlich, in Voraussicht dieses Todesfalles schon zum Voraus Befürchtungen oder Hoffnungen hegen und demgemäß in der Stille ihre Berechnungen und ihre Pläne machen.

Von dem Allen wußte Cardinal Mastai, der seinen Sprengel nie verließ und für Rom so zu sagen ein Fremdling geworden war, auch gar Nichts. Er lag gerade mit vielen Geistlichen seiner Diöcese den geistlichen Uebungen in dem Kloster des Piratello, das er für die zweimal jährliche Abhaltung derselben hatte einrichten lassen, ob, als durch eine Staffette die Nachricht von dem Ableben Seiner Heiligkeit Gregors XVI. nach Imola gelangte.

Baladelli, der Kammerdiener, der seit mehreren Jahren des vorerwähnten alten Haushofmeisters Stelle vertrat, eilte in einer unaussprechlichen Verwirrung mit den Depeschen in das Kloster. Wie er nachher erzählte, hatte ihn in dem Augenblicke, wo der Eilbote eintraf, eine außerordentliche Vorahnung ergriffen, eine Vorahnung, die sich unterweges derart zur Gewißheit ausprägte, daß er in Schweiß gebadet und am ganzen Leib zitternd ankam.

Mastai war in seinem Betzimmer allein und lag auf den Knieen.

Wie er sich umwandte, bemerkte er Baladelli. Ein Wink sagte ihm, daß er warten solle.

Nach beendigtem Gebete stand er auf und erkundigte sich mit seiner gewohnten Heiterkeit, um was es sich handele. Baladelli überreichte ihm die Depeschen und meldete ihm, daß der Stuhl des heil. Petrus erledigt sei.

Wirklich, sagte der Bischof, nachdem er das Siegel erbrochen und die verschiedenen Schriftstücke flüchtig durchlaufen hatte: Gregor ist nicht mehr.

Dann, die außerordentliche Aufregung und Röthe seines Kammerdieners, der wie in Verzückung, die starren, thränennassen Augen auf ihn geheftet, vor ihm stehen blieb, bemerkend, fragte er ihn:

Nun! mein guter Baladelli, was hast Du denn? An was denkst Du?

— Ach! erwiderte der wackere Diener; mich will es bedünken, Imola soll Ihre Eminenz nicht wiedersehen.

Niemals in seinem Leben war Mastai auch nur einen Augenblick der Gedanke gekommen, daß er einmal Papst werden könne. Ihm war das zuverlässige Wesen Baladelli's, der bisher von seinem Ahnungsvermögen nicht allzuviel Gebrauch gemacht hatte, bekannt. Er konnte nicht umhin, über die Weissagung zu lächeln und indem er ihm vertraulich auf die Schulter klopfte, sagte er zu ihm:

Nun ja, will Gott ein Wunder wirken, so kann er mit gleich leichter Mühe deren zwei wirken; wir werden ihn bitten, daß er unsers braven Baladelli Herz rühren möge; vielleicht bestimmt er ihn dann dazu, seiner Geburtsstadt Lebewohl zu sagen, und sich mit seiner Familie zu Rom niederzulassen. Darauf eilte Mastai in seine bischöfliche Residenz, hielt mit der vorschriftsmäßigen Feierlichkeit für das dahin geschiedene Oberhaupt der Kirche die Exequien, und rüstete sich zur Abreise nach der verwittweten Papststadt, ohne zu ahnen, was ihn dort erwartete.

Imola fürchtete mit Grund, seinen Bischof zu verlieren. Aber sollte auch der Hirt seiner Heerde entrissen werden: die Werke, die er während seiner dreizehnjährigen Amtsführung geschaffen, blieben ihr unverlierbar: das waren außer dem Convict für mittellose junge Aspiranten des Priesterstandes, offene Zufluchtsstätten für Waisen, offene Unterrichtsanstalten für Kinder der ärmeren Classen, reich dotirte Spitäler, das war der Aufschwung der höheren Studien, ein Zufluchtshaus für reuige, gefallene Mädchen . . . Das waren ferner wiederhergestellte und verschönerte Kirchen, die ausgebaute bischöfliche Wohnung und der zu Ende geführte Bau der Vorderseite der Kathedrale, welche bis dahin unvollendet da gestanden.

Doch ehe wir Mastai und die übrigen Churfürsten der Kirche nach Rom in das Conclave reisen lassen, eilen wir in

Gedanken ihnen voraus und vernehmen wir, einen Rückblick auf Gregor's XVI. Pontificat werfend, was sich dort unmittelbar vor, bei und nach dessen Ableben für uns Wissenswürdiges zugetragen hat.

Fünfunddreißigstes Capitel.

Gregor's XVI. Ableben. — Welchen Eindruck die Kunde davon auf die Stadt macht. — Ceremonien bei Aufnahme des Protokolles über das erfolgte Ableben. — Der Cardinal-Cämmerling übernimmt das Commando der Stadt. — Der Fischerring und das große Kirchensiegel werden zerbrochen. — Die große Glocke des Capitols gibt das Signal zum allgemeinen Trauergeläute. — Einbalsamirung und Bekleidung der Leiche mit dem päpstlichen Hausgewande durch die Pönitentiare der Peterskirche. — Uebertragung der Leiche aus dem Quirinal nach dem Vaticanpalaste, von wo sie im Pontificalgewande nach der Peterskirche geleitet und hier feierlich eingesegnet wird. — Der Sarg des Papstes. — Die neuntägige Todtenfeier. — Der Katafalk oder die Tumba. — Die Leichenrede. — Das Libera. Schluß der Exequien.

Am ersten Juni, dem zweiten Pfingsttage 1846, Morgens gegen 9¼ Uhr, kaum zwei Stunden nach vollbewußtem Empfang der Sterbesacramente, ging Gregor XVI. in die ewige Ruhe ein. Seine Krankheit, die aus einer Fußwunde mit hinzugekommenem Fieber sich entwickelt, hatte einen selbst wider der Aerzte Vermuthen raschen, tödtlichen Verlauf genom-

men. Erst eilf Tage vorher, am Feste Christi Himmelfahrt, hatte der Papst dem Brauche gemäß von dem Balcon der Laterankirche herab mit gewöhnlicher kräftiger Stimme den Segen ertheilt, und gewiß ahnte das römische Volk damals nicht, daß es zum letzten Male diese Stimme vernahm. Groß war daher die Ueberraschung und Trauer lagerte sich über die Stadt, als vor Sonnenuntergang, nachdem das wirkliche Ableben des Kirchenoberhauptes unter den üblichen Formen amtlich festgestellt war, die Glocke des Thurmes vom Capitol das bekannte Zeichen gab, worauf die Glocken aller Kirchen, drei bis vierhundert an der Zahl, eine Stunde lang läuteten, um mit ihren ehernen Zungen der Stadt und dem christlichen Erdkreis zu verkünden, daß sie ihren Herrscher und ihren Vater verloren. Sofort hören alle öffentlichen Schauspiele und Unterhaltungen im ganzen Lande bis zur neuen Papstwahl auf, die Gerichtshöfe sind während der neuntägigen Trauer geschlossen; selbst die Schuljugend hat für einige Tage Ferien. Die beiden Staatssecretäre, sowie der Secretär der Denkschriften, Cardinal Altieri, legen nach Vorschrift ihr Amt nieder und der Secretär des Consistoriums (Monsignor Corboli) fungirt an ihrer Stelle.

Obgleich wir bereits (anläßlich der Uebertragung der Leiche Pius' VI. aus Frankreich nach Rom) einige bei päpstlichen Leichenbegängnissen übliche Ceremonieen kennen gelernt haben, so dürfte doch eine ausführlichere Beschreibung alles Dessen, was vom Augenblicke des Verscheidens eines Papstes bis zu seiner Beisetzung und bis zum Beginne des Conclave um ihn her Statt zu haben pflegt, schon der Vollständigkeit wegen zweckentsprechend und für den Leser eben so lehrreich als unterhaltend sein.

Ist der Tod des Kirchenoberhauptes dem Cardinal-Cämmerling der heiligen Römischen Kirche (hier war es Seine Eminenz Riario Sforza nebst dem Vice-Cämmerer, dem Governatore Marini und dem Notar der Apostolischen Cammer Appoloni) bekannt gemacht, so begiebt er sich in Begleitung mehrerer Geist-

lichen und Beamten der päpstlichen Cammer in violettem Gewande zu dem Palaste, worin der Papst verschied, und klopft dreimal mit goldenem Hammer an das Todtengemach, jedesmal den Verblichenen bei seinem Tauf-, Familien- und Papstnamen (also hier: Bartolommeo Alberto Cappellari Gregorio) laut aufrufend. Der dienstthuende Cammerherr öffnet von Innen die Thüre und führt ihn zu dem Leichnam. Das Leichentuch wird von dem Angesichte desselben hinweggehoben, und nachdem der Cardinal sich von dem wirklichen Tode überzeugt hat, knieet er nieder zum Gebet und spricht mit lauter Stimme: So ist er denn todt. Darauf begiebt er sich in das Vorzimmer und unterzeichnet das inzwischen von den apostolischen Notaren angefertigte Protocoll über des heiligen Vaters Tod. Nachdem er vom Vatican Besitz genommen, schickt er Garden ab, um sich der Engelsburg und der Thore der Stadt zu bemächtigen, läßt den Befehl zur Läutung der großen Glocke (campanone) des Capitols anfertigen und sich von dem Cämmerling den Fischerring (das kleinere päpstliche, den heiligen Petrus in einem Kahne, wie er sein Netz auswirft, darstellende, zur Versiegelung der kürzeren päpstlichen Schreiben oder Breven dienende Insiegel), sowie das große Siegel, womit die Bullen (die von der daran gehängten, das Siegel enthaltenden metallenen Kapsel oder bulla so genannten wichtigeren Urkunden) versehen werden, einhändigen, damit beide in nächster General-Congregation der Cardinäle zerschlagen werden. Danach verläßt er den Palast in einer Carrosse unter dem Vortritt des Capitäns der Garden des Papstes und von den Schweizer Hellebardenträgern, welche gewöhnlich Seine Heiligkeit begleiten, umgeben. Nur die zwölf Pönitentiare der Peterskirche (d. h. die mit der Vollmacht, den reuigen Sünder auch von solchen geheim begangenen schweren Verbrechen, deren Lossprechung die Bischöfe, um weiterem Einreißen des Sittenverderbnisses zu steuern, sich vorbehalten haben, zu absolviren, versehenen, verschiedenen Nationen angehörenden Beichtväter) bleiben bei der Leiche zurück, um während der Tage vor der Bei-

setzung abwechselnd zu wachen und die vorgeschriebenen Gebete zu verrichten.

Bei dem Abzuge des Gefolges aus dem Sterbe-Palaste ertönt die große Glocke des Capitols. In demselben Augenblicke stimmen auf Befehl des Cardinal-Vicars die Glocken aller Kirchen ein und verkünden der Stadt und Umgegend die traurige Botschaft. Während die Gläubigen sich zum Gebet anschicken, versammelt der römische Magistrat die Miliz des Capitols und schickt sie truppenweise unter Anführung ab, um die geringeren Verbrecher aus dem Gefängniß zu befreien.

Gleichzeitig sieht man über den Corso außerordentliche Couriere, theils von Seiten des heiligen Collegiums an alle von Rom abwesenden Cardinäle, theils von Seiten der Gesandten an ihre Höfe abgeordnet, auf sich bäumenden Rossen in aller Eile davon sprengen, um die betreffenden Herrschaften auch amtlich von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

Vierundzwanzig Stunden nach dem Hinscheiden wird die Leiche geöffnet und einbalsamirt und hierauf mit dem päpstlichen Hausornate, bestehend im Sommer aus einer langen, weißseidenen Sotiane, einem feinen, mit Spitzen besetzten Chorhemde, einem rothseidenen Mäntelchen, einem weißseidenen Käppchen, dem Camauro mit weißem Hermelin, einem Hute von geflammtem rothseidenen Stoffe, einer gestickten Stola und rothen Schuhen, worauf ein goldgesticktes Kreuz sich befindet, von den Pönitentiaren der Peterskirche bekleidet. — Ist der Papst nicht im Vatican, sondern wie es hier der Fall war, im Quirinal gestorben, so wird die Leiche auf dem Paradebette in einer karmoisinroth ausgeschlagenen Sänfte, von zwei Maulthieren getragen, dahin gebracht. Viele Prälaten und eine zahlreiche Dienerschaft begleiten unter Gebet den Trauerzug; zunächst vor der Leiche reitet in langem, violettblauen Talare ein päpstlicher Ceremonienmeister und den Schluß macht, zur heilsamen Warnung für etwaige Uebelgesinnte, die namentlich bei solchen Veranlassungen hier wie überall gerne im Trüben fischen wollen, eine Abtheilung Artilleristen mit brennenden

Lunten und einer Batterie von sieben Kanonen nebst einem Detachement der Schweizergarde.

An der constantinischen Treppe wird die Leiche aus der Sänfte gehoben und nach Oben in die Sixtinische Capelle getragen. Hier entkleidet, legen ihr nun die Pönitentiare die Pontificalkleidung von rother Farbe nebst dem Pallium an und setzen dem Verstorbenen die goldgestickte Inful auf das Haupt. So — im Festornate bleibt die Leiche hier bis zum anderen Morgen, alsdann aber wird dieselbe in feierlicher Procession in die Peterskirche abgeholt. (Es geschah dieß mit Gregor am 21. Juni. Die große Kirche und Vorhalle waren so voll Menschen, wie sie sonst kaum bei den größten Festen wahrgenommen werden — ein Beweis der großen Verehrung und Liebe, die er genoß.)

Nachdem im Mittelschiffe das Libera me Domine durch den päpstlichen Sängerchor abgesungen worden, wird der auf dem Paradebette daliegende Leichnam in der Capelle, wo sonst das Sacrament aufbewahrt wird, beigesetzt und bleibt hier so ausgestellt, daß die Füße ein wenig aus dem Gitter hervorragen, damit die zahlreichen Gläubigen, nachdem sie für die Seelenruhe des Verewigten ihr Gebet verrichtet, nun auch noch durch den Fußkuß ihm die letzte Huldigung erweisen können.

Unterdeß halten Abtheilungen der Nobel- und der Schweizergarde die Ehrenwache bis gegen Abend des dritten Tages. Alsdann aber wird unter Vortragung des apostolischen Kreuzes und Absingung des Psalmes Miserere durch das Capitol der Peterskirche die Leiche zu der links gegenüberliegenden Chorcapelle abgeholt. Hier angelangt, benachrichtiget davon ein päpstlicher Cermonienmeister das in der nicht weit davon entfernten Sacristei weilende Cardinals-Collegium, das sich in feierlichem Zuge gleichfalls dahin begiebt, wo ein jeder seinem hohen Range gemäß der Leiche zunächst seinen Rang einnimmt. Trauergesang ertönt, und der Decan von Sanct Peter segnet die Leiche zugleich mit dem Sarge ein. Der Sarg ist von Cypressenholz und man schließt in denselben mit der Leiche des

Papstes und drei Börsen von rothem Sammet, die während seines Pontificats in Gold, Silber oder Erz geprägten Medaillen, wie auch eine Pergamentrolle ein, auf der die wichtigsten Thaten und Erlebnisse des Verstorbenen aufgezeichnet sind. Der Sarg wird versiegelt und hierauf von den Cardinälen dem Capitel förmlich übergeben. Man schließt ihn dann in einen andern Sarg von Blei ein, und dieser, von Neuem mit dreifachem Siegel versehen, wird in einen dritten von Holz, der siebenfach versiegelt wird, eingeschlossen. Nahe bei der Chorkapelle ist in der Seitenmauer der Kirche eine große Nische; in dieser wird immer die Leiche des letztverstorbenen Papstes beigesetzt und darin bis zum Tode seines Nachfolgers gelassen, wenn nicht vorher entweder dem Verewigten ein Prachtgrabmal in diesem größten Tempel der Christenheit errichtet, oder er zu jener Kirche herübergebracht wird, die er sich selbst zu seiner beständigen Ruhestätte ausersehen hat. Der Verstorbene hatte dazu die Kirche St. Gregor auserkoren, in deren anstoßendem Kloster er als Ordensgeistlicher die glücklichsten Jahre seines Lebens zubrachte. Die Nische mit dem Sarge darin wird zugemauert, aber eine Marmorplatte mit dem Namen des Papstes bezeichnet die Stätte. Zu den zweihundert sieben und fünfzig Särgen, die die Reste der Statthalter Christi bergen, war nunmehr der zweihundert acht und fünfzigste hinzugekommen. Am dritten Tage nach dem Absterben beginnen in Sanct Peters Dom die Leichenfeierlichkeiten, — die sogenannten Novendiali — welche neun Tage hintereinander, wenn kein hohes Fest eintrifft, im Beisein aller Würdenträger der Kirche in der Chorkapelle der Basilika abwechselnd von einem dazu gewählten Cardinale abgehalten werden. Gegen den siebenten Tag ist unterdeß der große und prachtvolle Katafalk — ein mit Stufen aufsteigendes hohes, fast kolossales Gerüst, mit dem Brustbilde des Verewigten und den auf seine Regierung hindeutenden sinnbildlichen Darstellungen geziert, zu Stande gebracht und in Mitte des großen Schiffes aufgestellt. (Wegen des in jenem Jahre auf den siebenten Tag fallenden Frohnleichnahmsfestes

20

wurde der Katafalk einen Tag später (am 12. Juni) aufgestellt. Auf der Höhe desselben stand die allegorische Figur der Religion. Vier auf den Katafalk geschriebene classische Inschriften verkündeten des Verstorbenen wohlverdientes Lob.) Hierhin begiebt man sich an diesem und den beiden folgenden Morgen nach dem Pontificalamte. Auf den obersten Absatz setzt sich der Pontificirende, der das Seelenamt gehalten; vier andere Cardinäle stehen an den vier Ecken des Sarkophags und sprechen, während der Sängerchor das Libera me Domine absingt, die vorgeschriebene Absolution. Am neunten Tage hält der vom Cardinal-Collegium dazu bestimmte Prälat die feierliche Leichenrede, darauf folgen die Absolutionen und hiermit endiget die Todtenfeier.

Am folgenden Tage versammeln sich die Cardinäle abermals in Sanct Peter, und der Cardinal-Decan liest da die Messe vom heiligen Geiste behufs Erleuchtung zur Wahl eines neuen Papstes.

Ehe wir jedoch die Anordnungen zu einer neuen Papstwahl treffen sehen, ziemt es sich wohl, daß wir, gleichsam zum Abschiede von Gregor und von der Zeit, die mit ihm abschließt, anknüpfend an das uns bereits aus seinem Leben vor der Thronbesteigung Bekannte, auf ihn und sein Pontificat einen kurzen Rückblick werfen. Schon behufs der Beurtheilung, ob und in wiefern der Verewigte seinem Nachfolger in die Hände gearbeitet und was er diesem zu thun übrig gelassen habe, dürfte dieser Rückblick unerläßlich sein.

Sechsunddreißigstes Capitel.

Ein flüchtiger Rückblick auf Gregor XVI. und sein Pontificat. — Gregor paarte Einfachheit mit Thatkraft und Festigkeit. — Er wählte Cardinal Lambruschini zu seinem Staats-Secretär. — Er ordnete das Heerwesen, bändigte die Revolution, that Vieles zur Verschönerung der Stadt, zur Hebung von Handel und Verkehr. — Was ihn bewogen haben mag, mit Anlegung von Eisenbahnen zu zögern. — Verbesserungen in der Gesetzgebung. — Seine Kunstliebe. — Angelo Mai und Mezzofanti. — Förderung der Literatur. — Gregor's Eifer für Verbreitung des Glaubens und Festigung des Kirchenregimentes. — Sein kluges und festes Benehmen den auswärtigen Staatsgewalten gegenüber. — Hermes, Bautain und de Lamennais. — Die Cölner Wirren: Clemens August und Martin von Dunin. — Eine wahrhaft zündende Allocution. — Ein Gebetssturm für Spanien. — Ein zweiter Samuel einem zweiten Saul gegenüber, oder Papst und Czar. — Was den Schwachen stark machte. — Gregor's XVI. äußere Erscheinung. — Mängel seiner Regierung: allzu rücksichtslose Taubheit für den Ruf nach Reform und die Forderungen der Neuzeit. — Was dabei zu Gregor's Entschuldigung gereicht. — Gerechtes Mißtrauen gegen die lautesten Reformschreier. — Wer diese eigentlich waren. — Wodurch sie ihre wahre Absicht verriethen. — Weßhalb eine möglichst schleunige Papstwahl dringend nothwendig war.

Nahezu sechszehn Jahre, nach der Zahl seines Namens, hatte Gregor's Pontificat gedauert. Dasselbe ist unstreitig ein thätiges, wichtiges und im Ganzen als ein glückliches zu bezeichnen. Gleich von Anbeginn entwickelte Gregor, trotz seiner fast kindlichen Einfachheit und Demuth, eine bewunderungs-

würdige Thatkraft und Festigkeit, und wußte mit Hülfe des als Gelehrter und Staatsmann gleich ausgezeichneten, obgleich von Vielen und in Vielem mit Recht getadelten Staatssecretärs, Cardinal Lambruschini (dessen Bekanntschaft wir bereits durch sein Zusammentreffen mit Mastai in Genua gemacht haben), durch Wort und That, insbesondere durch Ordnung des Heerwesens die wilden Geister zu beschwören, daß sie, wenn auch wider Willen sich zur Ordnung legten und vor der Hand wenigstens unschädlich wurden. Sodann ließ er zunächst in der Hauptstadt selbst, sowohl was Aeußeres, als was Verwaltung und Polizei betrifft, mit jedem Jahre Verbesserungen in's Leben treten. Auf öffentliche Anstalten und Bauten, z. B. den Bau des prächtigen Tunnels für den Anio bei Tivoli, auf die Wiederherstellung der vom Brande verheerten Basilika des heil. Paulus, auf Ausgrabungen nach in der Erde verborgenen Schätzen altrömischer und griechischer Kunst u. s. w. wurden ansehnliche Summen verwendet, die Zölle von Salz und Mehl herabgesetzt, Handelskammern in der Hauptstadt und in andern Städten gebildet, für die Wiederbelebung des Ackerbaues in der Umgebung manche Anstalten getroffen, durch die Dampfschifffahrt auf der Tiber der Verkehr für den Handel erleichtert, wie denn überhaupt nach allen Seiten hin Verbindungsmittel unter ihm sich gemehrt und gebessert haben. Wenn der Kirchenstaat in Bezug auf Eisenbahn-Anlagen mit anderen sogenannten Culturstaaten nicht gleichen Schritt hielt, so mochte dieß seinen Grund zum Theil darin haben, daß der Bau derselben gerade im Kirchenstaate mit großen Schwierigkeiten verknüpft schien, da es einerseits der Humanität der päpstlichen Regierung widerstrebte, die zahlreiche Menschenclasse, welche sich dort von den seitherigen Transportmitteln nährte, um ihr Brod zu bringen, und andererseits die Besorgniß nicht unbegründet sein mochte, daß eine solche Maßregel die Zahl der politischen Unzufriedenen nur vermehren werde. Dafür ging aber auch die päpstliche Regierung in andern Dingen, z. B. in mehreren wichtigen Zweigen der Gesetzgebung andern Regierungen, die sonst als die auf-

geklärtesten und intelligentesten gerühmt werden, voraus. So regelte eine Verordnung vom 10. November 1834 das Civilverfahren, ein organisches Gesetz vom 5. Nov. 1821 den Criminalproceß, ein Gesetz vom 20. September 1832 handelt von den Verbrechen und Strafen und stellt Grundsätze auf, die man auch in Preußen nachzuahmen für gut befunden hat. Es ist dieß die Herstellung eines auf der Garantie der Oeffentlichkeit beruhenden Rechtsverfahrens in einer dem entsprechenden Gerichtsorganisation, indem namentlich das Princip der Oeffentlichkeit, selbst in der Urtheilsfindung, durch die neue Proceßordnung in einem Umfang zur Anwendung gebracht wurde, wie in keiner andern Gesetzgebung.[1])

Von Gregor's Kunstliebe und seinem Interesse für die Wissenschaft zeugt die Wiederherstellung der durch die Revolution zerstörten Universitäten, die Erweiterung der Vaticanischen Bibliothek und die Errichtung zweier ausgezeichneten, seinen Namen tragenden Museen (Sammlungen altitalienischer und ägyptischer Kunstdenkwürdigkeiten), zeugt auch der Umstand, daß er den verdienstvollen Literaten Angelo Mai und den einige fünfzig Sprachen gewandt redenden Mezzofanti mit dem Purpur bekleidete und sie als Zierden dem heiligen Collegium beigesellte.

In der Literatur oder dem Bücherwesen widmete er vornehmlich dem Antiquarischen (alten Druckschriften, den alten Sprachen und dem Altkirchlichen) seine Sorgfalt und förderte es zum Theil durch großartige Werke, die entweder auf Kosten der Regierung, oder durch Privatmittel an's Licht traten.

Eine besonders reichhaltige und interessante Thätigkeit jedoch entfaltete Gregor in Bezug auf Das, was ihm als oberstem Hirten der Kirche vor allem Andern oblag: die Ausbreitung des Glaubens und die Kirchenregierung. Theils unmittelbar durch ihn selber, theils durch die Propaganda wurden einige

---

[1]) Vgl. Mittermaier in seiner „Vergleichenden Darstellung der neuesten Proceßgesetzgebungen."

sechszig neue Bisthümer und apostolische Vicariate sowohl in der neuen als in der alten Welt gegründet, zwei und achtzig Cardinäle und neun hundert fünfzig Erzbischöfe und Bischöfe von ihm präkonisirt.

Gleich im ersten Jahre seines Regierungsantritts erließ er eine Verordnung (die Constitution: Sollicitudo ecclesiarum) worin er, das Kirchliche von dem vielfach zerrütteten Staatlichen in einzig heilsamer Weise trennend, erklärte, daß er, aus Rücksicht auf das Wohl der Kirche, ohne über die Frage der Rechtmäßigkeit zu entscheiden, jede thatsächlich bestehende Regierung anerkenne.

Während seines Pontificats hatte die Kirche in Spanien und Portugal, in Frankreich und Deutschland, in Rußland, Polen und der Schweiz gegen eine, alle Schranken des Rechts überschreitende, unchristliche Staatswillkürherrschaft, dann aber auch gegen den ebenso gehässigen falschen Liberalismus, welcher Freisinnigkeit heuchelt, während er Tyrannei übt, zu kämpfen, und wenn seine kräftige Stimme auch nicht immerdar Gehör fand, so wurde doch durch ihn das Princip der Freiheit der Kirche und der Freiheit überhaupt gewahrt und gegen die Unterdrückung der unverjährbaren Rechte derselben ein gewiß nicht in allweg vergeblicher Einspruch gethan.

Wie der Verewigte die Menschheit sowohl in den Verstorbenen als in den noch Lebenden ehrte, zeigt einerseits die feierliche Heiligsprechung des frommen und gelehrten Alfonso von Liguori und anderer ausgezeichneter Persönlichkeiten, andererseits seine Bestätigung des Verdammungsurtheils früherer Päpste über den die Menschheit schändenden Sclavenhandel [1]), die beide in dem gleichen Jahre (1839) erfolgten.

Als an der Hochschule zu Bonn der Professor der Theologie, Hermes, auf bedenklicher Grundlage, die Vernunft überschätzend einen Bau der Wahrheit aufzuführen unternommen, da war es Gregor XVI., der als von Gott bestellter Wächter über den

---

[1]) Durch die Bulle: In Supremo apostolatus fastigio constituti.

Glaubensschatz, nach gründlicher, unparteiischer Prüfung den Irrthum abwies und der Verbreitung desselben wehrte, ohne der Gesinnung des Mannes, die ehrenhaft war, zu nahe zu treten.

Als zwei, im Uebrigen geistreiche und verdiente Priester in Frankreich — Bautain und Lamennais — der Eine, die Vernunft unterschätzend, der Andere, die Kirche in das Parteigetriebe demokratischer Herrschsucht hineinziehend, Jeder auf andere Weise in Wort und Schrift, dem katholischen Lehrbegriff Zuwiderlaufendes vorbrachten, da war wiederum Gregor es, der, unerbittlich gegen den Irrthum, mit väterlicher Milde die Irrenden zurechtwies.

Als in Preußen die Irrungen über die gemischten Ehen sich erhoben, in deren Folge zwei glaubensstarke Oberhirten, die Erzbischöfe von Cöln und Posen-Gnesen (Clemens-August, Droste-Vischering, und Martin von Dunin) und mehrere würdige Priester, wie einst die Apostel, vor die Richterstühle geschleppt und in die Kerker geworfen wurden, da redete der Verewigte in feierlicher Ansprache an die Cardinäle wahrhaft zündende Worte, die der Geist von oben, der sie eingegeben, mit seiner Kraft erfüllt hatte, von deren Fülle Alle empfingen, die sie vernommen, die Einen zu ihrer Ermuthigung, die Andern zum heilsamen Insichgehen. Von da an haben die verjüngenden Heilswirkungen über alle Völker sich ergossen; alte Verwachsungen und Verknüpfungen wurden gelöst, das Erstarrte fing an, in neuem Leben sich zu regen; das Erkaltete wurde von neuer Lebenswärme durchdrungen und erfüllt. Die Erde begann sich zu verjüngen, es war, als sei ein böser Zauber von ihr genommen worden, und die Befreite begann sich wieder zu fühlen und zurecht zu finden. [1])

Für die Kirche in dem sonst so glaubenstreuen Spanien, welche damals (wie leider jetzt wieder) unter den Gräueln eines Bürgerkrieges und unter dem furchtbaren Drucke eines unchrist-

---

[1]) Joseph v. Görres.

lichen Regimentes litt, forderte Gregor im Jahre 1842 die gesammte Kirche in einem Rundschreiben zum Gebete auf. Als der russische Selbstherrscher, Nikolaus der Erste, der nicht bloß einige Millionen Griechisch-Unirter durch gewaltsame Mittel von der Einheit der Kirche wieder losriß, sondern auch die in den zum ehemaligen Königreiche Polen gehörigen Provinzen lebenden Katholiken mit der Grausamkeit eines Nero bedrückte, versuchte Gregor XVI. zuerst, durch freundliche Mahnung denselben zur Einhaltung eines gerechteren Verfahrens zu bestimmen; als diese fruchtlos blieb, sprach er in einer Allocution an die Cardinäle (im Juli 1842) seinen Kummer darüber aus und ließ in einer besonderen Denkschrift alle Verhandlungen mit dem Czaren dem Urtheil der öffentlichen Meinung und der Geschichte übergeben. Ehrfurchtsvolle Verwunderung aber erregte in der christlichen Welt die wahrhaft apostolische Freimüthigkeit, mit welcher der achtzigjährige Priestergreis am 15. December 1844 dem Oberhaupte der russischen Kirche, dem allgefürchteten Czaren, bei einem Besuche, den dieser ihm zu Rom in Gegenwart seines Gesandten, des Herrn von Butenieff und des Cardinals Acton abstattete, Aug' in Auge gegenübertrat und „ihm Alles sagte, was der heilige Geist ihm eingab". Die schriftlichen Beweise, Anklagepuncte, Beschwerden und Vorstellungen einer Anzahl von Katholiken und religiösen Körperschaften, welche Alle wahrhaft barbarische Grausamkeiten erduldet hatten, in der Hand, hielt er mittels ihrer dem Kaiser die himmelschreiende Blutschuld vor Augen, deren er und seine Minister schon seit Jahren sich schuldig gemacht, und ermahnte und beschwor ihn, unter Hinweisung auf den ewigen Richter, vor dessen Richterstuhl sie dereinst, vielleicht bald schon, Beide würden erscheinen müssen, das verübte und zugelassene Unrecht nach Möglichkeit zu sühnen und fortan in die Bahn der Gerechtigkeit und Menschlichkeit einzulenken.

Daß er nicht vergebens gesprochen, daß seine Worte nicht in der Luft verhallt sind, sondern den Kaiser als gutgezielte und kräftige Schläge getroffen haben, das wird von anderer

Seite bezeugt. Ein Herr aus England, der in irgend einem Theile des Palastes stand, durch welchen der Kaiser kam, als die Unterredung zu Ende war, berichtet: Der Kaiser, der mit seinem gewöhnlichen festen und königlichen Ansehen — eine stattliche, wahrhaft Ehrfurcht gebietende Figur — in den Palast eingetreten, sei mit unbedecktem Haupte, mit fliegenden Haaren, verstört und bleich, mit großen Schritten und gesenktem Haupte wieder herausgekommen, ja weggerannt von dem Orte, der augenscheinlich für ihn der Schauplatz einer Niederlage geworden war.

Fragen wir, woher nahm der Greis die Kraft zu solcher Sprache, die Kraft, so Vieles und so Großes zu wirken? so können wir nur sagen: Aus dem Gebete. Er betete schon, lag schon hingegossen vor dem Bilde des Gekreuzigten, während Andere noch auf weichem Lager des süßen Schlummers pflegten. Er begann seinen Tag so früh, daß er seinen Caplan von der Pflicht entband, bei seiner Messe zu assistiren. Nur ein Bedienter war bei seiner Messe zugegen. So war er streng gegen sich, liebreich gegen Andere, auch gegen seine Feinde. Zu der Kraft, die er aus dem Gebete schöpfte, kam eine feste Entschlossenheit, mit Hinwegsehung von allem Uebrigen, nur den Willen Gottes zur Richtschnur seiner Handlungen zu machen und den Bedürfnissen der Zeit und ihren wirklichen Zuständen, wie er sie erkannte, Rechnung zu tragen. Und um sie wahrhaft zu erkennen, verfolgte er von der Warte des Felsens Petri aus alle Ereignisse mit dem Adlerblicke seines Geistesauges und ließ sich, fast kindlich zutraulich, mit Jedem ein, der Zutritt zu ihm wünschte, weß Standes, Glaubens und Volkes er sein mochte. Wodurch aber erwarb er sich so große Herrschaft über die Gemüther, daß Alle, die ihm naheten, davon ergriffen wurden? War er mit einem glänzenden Hofstaate umgeben, hatte er in seiner Miene und Haltung etwas durchaus Ehrfurchtgebietendes, riß er hin durch die Kraft seiner Rede, imponirte er durch seine tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit? Nichts von diesem Allem. Statt dessen nur die größte

Einfachheit und Demuth. Wie er in seinem ganzen Leben die strenge Ordensregel beibehalten, so trat der Geist derselben auch in seinem äußeren Erscheinen hervor. Ein schlichter weißer wollener Priesterrock, eine einfache Halsbinde von demselben Stoffe, und ein weißes Scheitelkäppchen war sein ganzer Schmuck. Die natürlichste Ungezwungenheit in seinem ganzen Benehmen, große Lebhaftigkeit in seinen Bewegungen, scherzende Heiterkeit, die freieste und hingebendste Zutraulichkeit hätten wohl leicht den Gedanken erwecken können, er vergebe seiner hohen Würde weithin zuviel, wenn man sich nicht an den Ausspruch des Heilandes (Lucas 22) erinnerte: „Der Größte unter euch sei wie der Geringste, der Oberste wie ein Diener.[1])

Wenn so Gregor XVI. als Mensch und Priester hoch stand, wenn er als oberster Lenker des Schiffleins Petri in den wichtigsten Angelegenheiten und den gefahrvollsten Lagen der Kirche um die ganze Christenheit Verdienste erworben, die sein Pontificat unvergeßlich machen werden; wenn er auch als Souverän des Kirchenstaates wegen seiner Rechtlichkeit und väterlichen Milde vollen Anspruch auf die Achtung und Liebe seiner Unterthanen hatte, so kann gleichwohl nicht in Abrede gestellt werden, daß in der Verwaltung der Finanzen wie in der Verwaltung des Staates überhaupt eine wichtige Aufgabe bisher unaufgelöst geblieben war. Die Kirche — es ist wahr — wird im Ganzen nach unveränderlichen Gesetzen regiert; dennoch fordern auch in ihren äußern Verhältnissen andere Zeiten nicht selten andere Maßregeln und selbst andere Gesetze. Auch die Regierung des Staates ruht in ihrem letzten Grunde auf ewigen, unveränderlichen Gesetzen; aber wie sie sich ganz im Zeitlichen bewegt, muß sie sich weit mehr nach der Zeit bequemen, und jene ihr unantastbare Grundlage läßt ihr in der That einen großen, freien Spielraum, namentlich in allen polizeilichen und staatswirthschaftlichen Einrichtungen. Von diesem Gesichtspunct aus hielten selbst Gutgesinnte und

---

[1]) M. Stgsbl. 1846. S. 167.

Tieferblickende eine Reform der Verwaltung des Kirchenstaates für nothwendig. Ob die fünf Mächte: Oestreich, Rußland, Frankreich, England und Preußen, welche im Jahre 1831 Gregor dem Sechszehnten ihr gefahrvolles Reformprogramm aufzunöthigen versuchten, es in allweg mit dem heiligen Stuhle ehrlich meinten und das Richtige erkannten, möchte sehr zu bezweifeln sein. Ob, wie französische Biographen berichten, auch Cardinal Mastai dem heiligen Vater in aller Ehrfurcht und in bester Absicht einige Reformvorschläge unterbreitet habe, mag dahin gestellt bleiben. Jedenfalls war die Aufgabe, um die es sich handelte, schwer; es galt, die Reform so zu veranstalten, daß die Grundsätze, welche jeden christlichen Monarchen leiten sollen, nicht gefährdet würden.

Unter Gregor's Regierung — und das war ihr größter Fehler — hatte man im Ganzen, ohne den berechtigten Forderungen des fortschreitenden Zeitgeistes Rechnung zu tragen, die alten Einrichtungen und Formen zu starr und steif bestehen lassen und nicht geglaubt, den Klagen, die allerdings sehr laut wurden, und im Ausland, namentlich in der Presse, einen sie immer steigernden Wiederhall fanden, durch große und tiefgehende Veränderungen ein Ende machen zu können oder zu dürfen. Freilich war das, wie gesagt, eine schwere, ja halsbrechende Unternehmung — besonders in einer Zeit, wie die damalige, wo bei scheinbar heiterem Himmel und bei drückender Schwüle ein fernes dumpfes Getöse den nahenden Gewittersturm ankündigte. Diejenigen, welche den Sturm anbliesen — das kann nicht laut und oft genug hervorgehoben werden — waren in der Regel politische Flüchtlinge aus fremder Herren Ländern, giftgeschwollene Mitglieder „Jung-Italiens", welche unter dem harmlosen Ruf nach Reform und Fortschritt ganz andere Gedanken verbargen. So spann im Jahre 1843 die sogenannte nationale oder unitarische Partei der Giovine Italia unter Englands Schutz in Malta, Corfu, Neapel und Livorno ein Complot an und es gelang ihr, eine Handvoll Müßiggänger zu verführen, die in dem Landgebiete von Bologna

die Fahne der Empörung erhoben, die kaum so viele Tage dauerte, als die angeblichen Befreier — die Aerzte Farini und Muratori und der Abenteurer Ribitti an der Spitze — zu einer ungeordneten Flucht nöthig hatten.

Kaum waren zwei Jahre verflossen, als (1845) ein anderer Anschlag gegen das Gebiet des heiligen Stuhles vorbereitet wurde: auch dießmal nicht in den Legationen, sondern in London von dem Haupte des jungen Italiens (dem aus Genua entwichenen Advocaten Mazzini), dem gewiß an dem Königreiche Sardinien mehr lag, als an dem Kirchenstaate. Einer kleinen Zahl von Abentheurern, die von außen her herein kamen, unter andern Peter Beltrami, Joseph Galetti und Peter Renzi, gelang es, bei Rimini einige Rebellen zusammen zu bringen, die der obengenannte Hauptmann Ribotti befehligte. Von hier aus erließen sie das sogenannte Manifest von Rimini, „von den Bevölkerungen des Kirchenstaates an die Fürsten und Völker Europa's gerichtet", das der obenerwähnte Farini, wahrscheinlich unter englischem und französischem Einflusse verfaßt hatte, und vertheilten die Banden, gut mit Waffen versehen, die dann nach allen Richtungen hin den gebirgigen Theil dieser Provinzen durchstreiften. Aber welche Aufnahme, welche Beistimmung fanden sie im Volke? Oder welchen Heldenmuth entwickelten jene wenigen päpstlichen Unterthanen, welche zu verführen ihnen gelang? In der obern Romagna floh der Haufe der Rebellen bei der ersten Bewegung der Truppen, und wagte auch nicht einmal den Versuch eines Widerstandes; vergebens verlockten sie in der Romagnola bei Ferrara das Volk, auf dessen Erhebung sie vornehmlich gerechnet hatten; in der Legation von Bologna leisteten die Einwohner der Regierung bewaffnet Hülfe, um die fremden Banden, als sie sich zuerst von der toscanischen Grenze zeigten, gefangen zu nehmen. [1])

[1]) Hist. pol. Blätter für das katholische Deutschland, des Jahrgangs 1846. Zweiter Band. S. 420 und fg. Hergenröther: der Kirchenstaat seit der französischen Revolution. Freiburg im Breisgau. 1860.

Nichts desto weniger war für den September des Jahres 1846 abermals eine Umwälzung vorbereitet, deren erfolgreicher Ausbruch, wie bei Lebzeiten des Papstes durch seine Wachsamkeit und Thatkraft, so gleich nach seinem Tode durch das bedeutungsvolle Erscheinen einiger östreichischen Kriegsfahrzeuge im Hafen von Ancona nieder gehalten wurde.

Was aber die Umsturzpartei durch diese sich stets wiederholenden Schilderhebungen sicher erreichte, war die Hervorrufung kostspieliger Vertheidigungsanstalten, die Nöthigung zur Besoldung fremder Hülfstruppen (Schweizer und Deutsche), wovon dann eine weitere Folge die Zerrüttung der Finanzen, alljährlich zunehmende Deficits im Staatshaushaltsetat und ein System der Strenge gegen die Schuldigen und Verdächtigen war, das Alles dann wieder als Grund und Vorwand zur Erregung neuer Unzufriedenheiten benutzt werden könnte, wie es denn in Wirklichkeit auch dazu benutzt ward.

So sah es bei Gregor's Tode aus. Daß unter diesen Umständen die möglichste Beschleunigung der Wahl eines neuen Papst-Königs von der Vorsicht geboten war, lag auf der Hand; auch ließen Die, denen diese Pflicht oblag, es in keinerlei Hinsicht an sich fehlen; alle Anstalten zum Conclave wurden, wie wir gleich sehen werden, ohne Verzug in's Werk gesetzt.

Siebenunddreißigstes Capitel.

Mastai hält dem verewigten Papst die Exequien und tritt die Reise nach Rom an. — Imola in ahnungsvoller Trauer. — Eine Extrapostreise damaliger Zeit im Vergleiche mit der jetzt gewöhnlichen Art zu reisen. — Mastai's Reiseroute. — Welche Gedanken während derselben seiner Seele nahe liegen mußten. — Ein auffallendes Ereigniß und dessen einstimmige, zur Wahrheit gewordene Deutung. — Stille Einfahrt in Rom. — Merkwürdiges gleichzeitiges Eintreffen dreier hoher Personen. — Ein folgenschwerer Besuch in Neapel. — Allseitiges Zusammenströmen nach Rom.

Zu Denen, welche, wie das Recht so auch die Pflicht hatten, für eine möglichst schleunige Wiederbesetzung des erledigten heiligen Stuhles Sorge zu tragen, gehörte auch Seine Eminenz, Cardinal Mastai. Sofort nach beendeten Exequien für den Verewigten, in welchem er dankbar, außer dem Kirchenoberhaupte, seinen Gönner und Förderer betrauerte, und nach getroffener Fürsorge für die gute Verwaltung seiner Diöcese während seiner Abwesenheit, die ja möglicherweise lange dauern konnte, machte er sich daher mit dem seinem Stande gebührenden Geleite nach der ewigen Stadt auf. Da lief es nun abermals nicht ohne rührende Auftritte ab. Wie dem guten Baladelli, so lag es vielen Andern zu Imola bei'm Abschiede von ihrem geliebten Herrn und Oberhirten gar schwer auf der Seele. Die Volksmenge, die seinen Wagen umdrängte, brach in Thränen und Schluchzen aus und von allen Seiten erschollen Zurufe: „Kehrt doch wieder zurück zu uns, verlaßt uns doch nicht! Ach, sie werden Euch zum Papst machen!" Mastai selber trat, zwar nicht unempfindlich gegen die Beweise aufrichtiger Liebe,

mit denen er überhäuft ward, aber im Stillen über jene hohen Erwartungen, die man von ihm hegte, lächelnd, ohne allen Anspruch in seinem Innern und ohne irgend welchen Luxus, den nicht seine hohe Würde erheischte, im Aeußern, die Romfahrt an. Daß theils der ihm vorangehende Ruf seiner Tugenden, theils die Majestät und Milde seiner persönlichen Erscheinung ihm auf allen Stationen, wo des Umspannens der Postpferde wegen Halt gemacht werden mußte, Beweise besonderer Hochachtung und Zuneigung zuwege brachten, konnte er freilich nicht verhindern. Und solcher Umspannungsorte, die allemal einen unfreiwilligen längeren oder kürzeren Aufenthalt unvermeidlich machten, gab es bei der, damals noch mehr denn jetzt, in Windeln liegenden Einrichtung des Postwesens im schönen Italien nicht wenige. Neben vielem Unangenehmen hat das für den Wanderer, dem es auf ein paar Tage mehr oder weniger nicht ankommt, besonders aber für die Ortschaften, welche so ein Reisewagen durchkreuzt, abgesehen von dem Gewinne, der einer gewissen Classe von Insassen daraus erwächst, unstreitig auch sein Anziehendes. Der Reisende braust da nicht, wie auf einem keuchenden Dampfrosse, an den Außenseiten der Städte und an den Feldmarken der Weiler vorüber; vertraulich kehrt er in das Innere der Städte ein, fährt langsam die Straßen und öffentlichen Plätze entlang an Kirchen, Palästen und Häusern vorüber, sieht sich die Leute und ihr Thun und Treiben gemüthlich an, und gewährt hinwiederum diesen, zumal den schlichten Dörflern, den Reiz einer Abwechselung in ihrem Stillleben und Gelegenheit, Neues zu sehen und zu vernehmen. Namentlich für die lebhaften und auf Neuigkeiten so erpichten Italiener ist die Ankunft einer glänzenden Equipage mit Postillonen und Livreebedienten in einem kleinen, entlegenen Orte ein Schauspiel und ein Ereigniß, selbst wenn nichts Absonderliches sich zuträgt. Und nun gar noch die Carrosse einer Eminenz, die nach Rom fährt, um einen neuen Papst zu wählen, und die möglicher Weise selbst Papst werden kann! Und nun obendrein ein Ereigniß, wie es, laut glaubwürdigen Bericht-

erstattern, auf Mastai's Reise von Imola nach Rom in Wirklichkeit sich zutrug!

Die Poststraße von Bologna, in dessen Nähe der Bischofssitz Imola liegt, führt über Faeniza, Forli, Cesena, Rimini, la Cattolica, Pesaro], Fano, Sinigaglia, Ancona, Osimo, Loretto, Macerata, Tolentino, Camerino, Foligno, Spoleto nach Rom, im Ganzen eine Wegstrecke von sechszig bis siebenzig Stunden.

Welcherlei Gedanken und Empfindungen mögen bei'm Anblicke und bei der Berührung aller dieser aus irgend einem Grunde für ihn denkwürdigen Orte Mastai's große Seele wohl bewegt haben! Wie mag ihm zu Muthe gewesen sein, da er bei der Durchfahrt durch Sinigaglia im elterlichen Palaste flüchtig vorsprach und seine gleich ihm der Eltern beraubten, theuren Geschwister begrüßte! Wie bei der Durchfahrt durch Spoleto, das die Erinnerung an alle Sorgen, Freuden und Leiden des ehemaligen Erzbischofs wieder in ihm wach rief! Wie wird er zu Loretto vor dem Gnadenbilde der Himmelskönigin, vor welchem er einst als Jüngling so überschwänglichen Trost gefunden, jetzo zwar nur kurz, aber desto inbrünstiger gefleht haben um einen glücklichen Ausgang des Conclave, und, so ferne er dazu mitmirken mußte, um Licht und Kraft für ihn, daß er rücksichtslos nur Dem seine Stimme gebe, den sein Gewissen ihm als den Würdigsten vor Gott bezeichnete! Wie mag er in einsamen Augenblicken alle ihm persönlich oder durch Ruf bekannten Amtsbrüder im Purpur an seinem Geiste haben vorüberziehen lassen, jeden Einzelnen betreffs seiner Würdigkeit zu dem allerhöchsten aller Erdenämter, das Jedem von ihnen zufallen konnte, das aber, soweit es von ihm mit abhing, nur dem von Gott gewollten Einen zufallen sollte, auf der Waagschale des Gewissens prüfend und wägend. Ob ihm dabei wohl auch der Gedanke an die Möglichkeit seiner eigenen Wahl aufgestiegen? Menschlich wäre das allerdings gewesen; daß ihm jedoch in seiner Bescheidenheit diese Möglichkeit auf gleicher Stufe der Wahrscheinlichkeit mit der eines zu erwartenden

Wunders erschienen, beweist die Antwort, welche er Baladelli gab.

Und doch ereignete sich Etwas, das als ein Fingerzeig der Vorsehung in Bezug auf die bevorstehende Erhöhung eben Desjenigen gedeutet werden konnte und wirklich gedeutet ward, der sich ihrer am Unwürdigsten hielt.

In Fossonbrone, einer kleinen Stadt der Marken, unweit Sinigaglia, hatten die Postillone angehalten, um umzuspannen; es war gerade Mittagszeit, und der Cardinal sah sich in einem Augenblicke von zahlreichem Volke umgeben. Es war dieß nur die Wiederholung von Scenen, an welche sich Seine Eminenz seit ihrer Abreise nothgedrungen hatte gewöhnen müssen, und er bewahrte seine liebenswürdige Haltung, indem er mit wohlwollendem Lächeln und gütigen Worten der Neugierde der Menge entgegenkam.

Aber plötzlich nahm der Auftritt einen ungewohnten Charakter an. Während alle Blicke sich auf den Cardinal hefteten, erschien hoch in der Luft eine weiße Taube, welche, herniederschwebend, sich auf den Wagen setzte. Beim Anblicke dieses Wunders klatschten, von einem gemeinsamen Antrieb beseelt, die Umstehenden in die Hände, und von allen Seiten rief man: „Evviva, evviva! Er lebe hoch! er lebe hoch! Er wird Papst werden!“ Man wollte den furchtsamen Vogel erschrecken, aber die Taube blieb sitzen. Ein Kind nahm eines jener langen Binsenrohre, welche man in Italien häufig findet, und versetzte ihr damit einen leichten Schlag, um sie auffliegen zu machen. Einen Augenblick schien das fromme Thierchen dieser Gewalt weichen zu wollen, aber nachdem es sich einige Fuß hoch erhoben, flatterte es rasch wieder zum Wagen zurück und setzte sich wieder auf denselben nieder. Die Begeisterung der Menge war unbeschreiblich. „Evviva! Evviva! Er wird Papst werden!“ wiederholten tausend bewegte Stimmen.

Mittlerweile war der Umspann vollendet und die Postillone standen bereit. Der Wagen ging ab. Da hätte man erwarten sollen, daß die Taube erschreckt aufflog. Aber keineswegs!

Weder das Geschrei der Menge, noch das Rasseln der Räder, noch das Klatschen der Peitschen schien irgend einen Eindruck auf sie zu üben; sie blieb unbeweglich, und es schien, als ob sie die Geleiterin des künftigen Papstes nach Rom sein wolle.

Das Volk, welches die seltsame Begebenheit bis zur Begeisterung aufregte, folgte laufend dem Wagen bis zu den Thoren der Stadt. Hier endlich erhob sich der Vogel, und als ob sie den großherzigen Act der Begnadigung und Befreiung aus den Kerkern, womit der neue Papst seine Regierung antrat, hätte vorausverkünden wollen, setzte sich die Taube unter dem Jauchzen des Volkes auf die Pforte des Gefängnisses.

Einige Tage später offenbarte die Wahl des Cardinals Mastai Allen, die Zeugen dieses Auftrittes gewesen, daß Pius der Neunte wirklich der Papst der Taube war. (Von der abermaligen Erscheinung einer Taube während des Conclave wird an seinem Platze die Rede sein.)

Solcher Erscheinungen einer weißen Taube bei Papstwahlen erwähnt die Geschichte der Kirche in den ersten Jahrhunderten mehrere. So bei der Wahl des heiligen Fabian, welcher im Jahre 250 den Martyrtod erlitt. Der Kirchengeschichtschreiber Eusebius erzählt: „Fabian gelangte gegen alle Erwartung und in Folge einer göttlichen Eingebung zur päpstlichen Würde. Denn als man sich darüber berieth, wen man wählen sollte, ließ sich plötzlich hoch aus der Luft eine Taube nieder und setzte sich auf das Haupt Fabian's, an welchen bis zu diesem Augenblick Niemand dachte. Durch dieses Wunder hingerissen, fingen Alle an, wie aus einem Munde zu rufen, daß Fabian der Würdige sei, und sie erhoben ihn sofort auf den heiligen Stuhl." Aehnliche Taubenerscheinungen fanden bei der Wahl der heiligen Bischöfe Severus von Ravenna, Medardus von Noyon und Andern statt.

Desgleichen wollte man während der Wahl des großen Papstes Innocenz' III. bemerkt haben, daß drei Tauben häufig an der Stätte, wo die Cardinäle versammelt waren (es war in einem Kloster in der Gegend, wo jetzt die Kirche des

heiligen Gregor's steht), hin und her flogen. Hierauf, als die Stimmen der Wählenden auf Lotharn fielen — so hieß Innocenz vor seiner Erhebung — und er herkömmlicher Weise sich von seinen Amtsbrüdern sonderte und an denjenigen Platz setzte, welchen der Gewählte einzunehmen pflegt, sei die weißeste unter ihnen an seine Rechte geflogen.

Auch von Andeutungen und Offenbarungen wurde nachher gesprochen. Innocenz war seinen Zeitgenossen so groß, sein Einfluß auf die Weltangelegenheiten so eingreifend und wirksam, daß sie wohl eine besondere Fürsorge des unsichtbaren Hauptes und Lenkers der Kirche um ihn, und hierdurch um diese selbst, annehmen mochten.[1]) Das hier von Innocenz Gesagte gilt mehr oder weniger auch von Pius IX. und von vielen großen Päpsten vor ihm.

Könnte übrigens auch wohl ein passenderes Sinnbild behufs Andeutung des göttlichen Willens in einer so wichtigen Angelegenheit erdacht werden, als jenes, dessen der heilige Geist sich einst selber zur Kundgebung seiner persönlichen Anwesenheit bei der Taufe Christi zu bedienen beliebt hat?

Am Abende des 12. Juni kam Mastai in der ewigen Stadt an und nahm in aller Stille bei seinem Procurator (wie jeder Bischof behufs Besorgung der amtlichen Correspondenz mit der römischen Canzlei einen in Rom unterhält,) auf dem Platze Ara Celi sein Absteigequartier. So geräuschlos war seine Einfahrt vor sich gegangen, daß selbst die dem Hause gegenüber Wohnenden Nichts davon gemerkt hatten. Erst am andern Morgen vernahm man, der Herr in der violetten Soutane, der gestern Abend so unbemerkt eingekehrt, sei Seine Eminenz Monsignor Mastai-Ferretti, Erzbischof-Bischof von Imola. Mit ihm war der fromme Erzbischof von Ravenna, Cardinal Falconieri, der sich unterwegs ihm angeschlossen hatte, durch die Porta del Popolo eingezogen, während gleich-

[1]) S. Geschichte Papst Innocenz des Dritten und seiner Zeitgenossen. Durch Friedrich Hurter, Hamburg bei Fr. Perthes. 1836.

zeitig durch das entgegengesetzte Thor San Giovanni der Erzbischof von Palermo, Cardinal Pignatelli, in Rom einfuhr. Das war ein sonderbares Ungefähr.

Pignatelli hatte auf seiner Reise in's Conclave bei kurzem Aufenthalte in Neapel vernommen, daß sein Ordensgenosse, der berühmte Theatiner, Pater Ventura aus Rom, in einem Kloster seines Ordens krank darnieder liege. Der Unglückliche hatte auf einer Reise von Rom nach Palermo, seiner Vaterstadt, den Arm gebrochen und war durch die Ungeschicklichkeit eines Dorfchirurgen zu einer zweimaligen Operation und in Folge deren zu einem langwierigen Krankenlager verurtheilt worden.

Sofort besuchte ihn der Cardinal, und in der richtigen Voraussetzung, daß Ventura durch langjährigen Aufenthalt in der ewigen Stadt, zumal als vielgesuchter, hochgefeierter Prediger, mit Personen und Umständen daselbst sehr vertraut geworden sein mußte, während er selber dort ein Fremdling war, zog er vertrauensvoll den Theatiner namentlich in Bezug auf diejenigen Cardinäle zu Rathe, die er unter den gegenwärtigen, eine zeitgemäßere Regierungsform nothwendig erheischenden Umständen, für den päpstlichen Stuhl wohl als die geeignetsten erachte. Darauf empfahl der Ordensmann ihm drei Namen: Gizzi, Falconieri oder Mastai. Gizzi, fügte er bei, sei der Mann der Rechtlichkeit, Falconieri der Mann der Wissenschaft in des Wortes christlicher Bedeutung, Mastai der Mann der Pflichttreue.

Pignatelli verließ Neapel mit dem Entschlusse, demjenigen dieser drei Amtsbrüder seine Stimme zu geben, der die meisten Chancen für sich darböte. Er kam, wie bemerkt, in gleicher Stunde mit Mastai und Falconieri in Rom an.

Unterdessen fanden sich nach und nach aus allen Richtungen der Windrose die Churfürsten der Kirche in der augenblicklich verwittweten Residenzstadt ein; mit ihnen ein ganzer Troß aus den Provinzen, nicht allesammt von der besten Sorte, Viele im Schafspelz, unter welchem ein Wolf stak, Fremde, Touristen,

welche es kitzelte, diesem in der ganzen Welt einzigen, beinahe göttlichen Schauspiele, wo so viele Hoffnungen und Befürchtungen, so viele Berechnungen und Enttäuschungen mit einander im Kampfe liegen und von dessen Ausgang in gewissem Betracht das Schicksal der christlichen Welt für die nächste Zukunft wenigstens abhängt, als Augenzeugen möglichst nahe zu sein.

Ehe wir jedoch zu diesem erhabenen Schauspiele den Vorhang aufziehen, lasset uns einen flüchtig musternden Blick auf einige der hervorragendsten Persönlichkeiten werfen, die als handelnde Individuen dabei mitzuwirken berufen, vielleicht als Lenker von Kirche und Staat aus demselben auf die Bühne der Welt hervorzutreten ersehen sind.

Achtunddreißigstes Capitel.

Revue über die hervorragendsten Cardinäle. — Mögliche und unmögliche Cardinäle. — Was letztere „unmöglich" macht. — Kein absolutes Recht auf Erden. — Cardinal Micara. — Wie Leo XII. ihn für eine scharfe Predigt bestrafte. — Cardinal Macchi. — Cardinal Falconieri. — Eine Art Vorwahl. — Die Cardinäle Mattei und Bernetti. — Cardinal Acton. — Cardinal Mezzofanti. — Die Sprachengabe wird ihm als Lohn seiner Nächstenliebe. — Mezzofanti ein Beweis, wie Päpste die Wissenschaft ehren. —

Die Cardinäle, obwohl, wie wir im Früheren gesehen, alle gemäß ihrer Stellung wahlberechtigt, sind doch nicht alle ohne Weiteres wahlfähig. Man unterscheidet im gewöhnlichen Sprachgebrauche „mögliche" und „unmögliche" Cardinäle.

„Unmöglich" sind diejenigen, deren Wahl etwelche nationale Empfindlichkeiten verletzen könnte, so z. B., wenn man dem Kirchenstaate einen Franzosen oder einen Spanier zum

Oberhaupt geben würde, oder diejenigen, deren Erhebung irgend einer Macht, sei es nun mit Recht oder mit Unrecht, Argwohn einflößen könnte.

Außer dieser „Unmöglichkeit" aus Gründen der Schicklichkeit giebt es noch eine thatsächliche Unmöglichkeit, welche die Kirche sich selber geschaffen. Sie besteht in dem den drei katholischen Großmächten, Frankreich, Oestreich und Spanien, eingeräumten Privilegium, speciell gegen den und den Cardinal ein Veto — ein rechtskräftiges Verbot — einzulegen. Das ist auf den ersten Anblick allerdings ein höchst befremdliches Vorrecht. Gleichwohl findet dasselbe in dem dermaligen Zustande der katholischen Welt, in den Nothwendigkeiten des so genannten europäischen Gleichgewichts, in den sich in's Unendliche verlierenden Feinheiten der internationalen Beziehungen, in den Eigenthümlichkeiten der Vereinigung der souveränen geistlichen und weltlichen Gewalt unter Einer Krone seine hinlängliche Entschuldigung, und im Falle es geübt wird, seine volle Berechtigung. Ein Beweis mehr, wie hier unter der Sonne von einem absoluten, keiner Bedingung und keiner Schranke unterliegenden Recht, von einer Regel ohne Ausnahme nun einmal keine Rede sein kann, indem ja selbst die höchste, mit apostolischer Vollgewalt bekleidete geistliche Behörde in dem Augenblick, wo sie ihre wichtigste Prärogative, die Wahl eines Kirchen- und Staatsoberhauptes, ausübt, von einer Rücksicht auf äußere, zeitliche Umstände sich die Hände binden zu lassen, nicht umhin kann.

Decan des heiligen Collegiums war damals der General-Obere der Capuziner, der Bischof von Frascati, Cardinal Micara, Präfect der Congregation der Ceremonien, die Zierde seiner Amtsbrüder, als Theolog, Rechtsgelehrter, Administrator und Redner gleich ausgezeichnet. Denken wir uns einen Greis von achtzig Jahren, mittelmäßiger Größe, gerade und wohlgebaut, mit weißen, wohlgerichteten Haaren und einem prächtigen Bart, weiß wie der Schnee, der mitten auf die Brust herabwallt, mit einem feurigen Auge, funkelnd in seiner tiefen

Höhle, umschattet mit dichten, regelmäßig gebogenen Brauen, mit einer breiten, gewölbten Stirne, mit kleinen rothen Lippen, worauf immer ein unbeschreiblich feines und liebliches Lächeln schwebt; denken wir uns diesen Greis, diesen Fürsten der Kirche, mit dem groben Wollengewande der Capuziner angethan, auf einem schlechten Stuhle von gewöhnlichem Holze, an einem kleinen, mit Papieren bedeckten Tische dasitzend; denken wir uns außer dieser kleinen, ärmlich meublirten Studir- und Arbeitsstube noch zwei kleine Zellen, eine als Schlafgemach, darin ein Strohsack und eine härene Decke sein Bett bilden, und eine andere als Vorzimmer: so haben wir die Person, den Palast und das Ameublement des berühmten und heiligmäßigen Cardinals gesehen.

Der Sohn eines Pächters von Frascati, der Bruder eines Pächters eben dieser Stadt, wollte dieser merkwürdige Mann den Palast seiner Vorgänger nicht bewohnen, sondern begnügte sich mit ein paar schlechten Zimmern im Priester-Seminare. „Die großen Gemächer machen mir bange", pflegte er zu seinen Besuchern zu sagen, „und dann befinde ich mich hier mitten unter meinen Brüdern". In der That war das Seminar seine Familie, er war Director und Vater davon. Allein seine Sorgfalt erstreckte sich auch nach Außen. Von seinen in den letzten Jahren allerdings bedeutend gestiegenen Einkünften verwandte er einen kleinen Bruchtheil auf seinen höchst einfachen Capuziner-Tisch; vom Uebrigen erweiterte und dotirte er ein Hospital und gründete ein Leihhaus, ein Waisenhaus, Schulen und andere Anstalten, in welche er selber die Kinder an der Hand führte, welche er auf den Straßen antraf: so war er das wiedererstandene Urbild des unsichtbaren Vaters der Kirche. Die Bewohner Frascati's waren aber auch stolz darauf, ihn zum Bischof und Mitbürger zu haben: il nostro — der Unserige — sagten sie, wenn sie von ihm redeten, und für sie sagte dieses Wort Alles.

Wie war aber der demüthige Capuziner aus der Dunkelheit seiner Zelle zu solchem Glanze gelangt? Welche Hand hat

das Licht auf den Leuchter gesetzt? Die Erhebung des Cardinals Micara ist ein Beweis unter tausenden, daß in Rom die Wissenschaft und Tugend mehr als anderswo der sichere Weg zu den Ehren ist. Es war im Jahre 1824; der Pater Micara predigte in Rom vor Leo XII. Mit der ganzen Freiheit des Evangeliums und der ganzen Beredsamkeit seines Wortes ließ er nützliche Wahrheiten vernehmen, welche einigen seiner Zuhörer insbesondere galten. Man verstand ihn; und die betheiligten Personen führten Klage bei'm Papste, mit der Bitte, den vermessenen Prediger zur Ordnung zu verweisen und ihm nöthigen Falls eine strenge Buße aufzulegen: der heilige Vater versprach, volle Gerechtigkeit zu üben. Einige Tage darauf fragten die Mißvergnügten Leo XII., ob er Wort gehalten, und den kühnen Capuziner, wie er es verdient, bestraft hätte. „Si, si (Ja, ja)", antwortete der Papst. — „Welche Buße haben Eure Heiligkeit ihm auferlegt?" — „Ich habe ihn zum Cardinal gemacht."

War die Verblüffung der betreffenden Herren ob dieser Antwort groß, fast eben so groß, wie die jenes Aman gewesen sein muß, als er den ihm verhaßten Mardochäus ganz wider Erwarten mit eben der Ehre beglückt sah, die er sich selber zugewünscht, so war dagegen des Volkes Freude über des armen, sittenstrengen Capuziners Erhebung zur Würde des Purpurs unaussprechlich. Kein Wunder, daß dasselbe ihm, dem aus seiner Mitte hervorgewachsenen, heiligmäßigen Manne schon vor Gregor XVI. die Ehre der Tiara zugedacht hatte. Was er damals nicht geworden, das sollte und mußte er trotz seines hohen Alters und seiner andauernden Kränklichkeit jetzt werden; Einige waren dessen so gewiß, daß bereits hier und da Maueranschläge ihn als Papst verkündigten. Micara selber, als man eines Tages in seiner Gegenwart die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit betonte, daß sein vielbeliebter Name aus der Wahlurne hervorgehen werde, meinte mit etwas boshaftem Lächeln, „das könne nur dann geschehen, wenn der Teufel sich in die Wahl einmische; mische sich der Herrgott

darein, so werde Niemand anders als Mastai der Erkorene sein. — Zu bemerken ist, daß Cardinal Micara ein großer Verehrer der (1837) im Rufe der Heiligkeit verstorbenen Anna Maria Taigi war, deren Weissagung in Betreff eines damals in fernen, fremden Landen weilenden jungen Priesters, der nach Gregor XVI. Papst werden solle, wir bereits früher erwähnt haben.

Cardinal Macchi, des heiligen Collegiums Subdecan, hätte wegen seiner erprobten Klugheit, seines ernsten Geistes und des Reichthums seines Wissens hinlängliche Titel zu seiner Erwählung dargeboten; allein ein politischer Umstand reihete ihn unter die Unmöglichen. Nuntius zu Lissabon während der Gefangenschaft Pius' VII., war er unter der Restauration (das heißt unter den nach Napoleons I. Sturz wieder zur Herrschaft gelangten Bourbonen) Apostolischer Nuntius zu Paris gewesen. Da fürchtete man nun mit Recht, eine derartige Wahl möchte dem Emporkömmling der Umwälzung von 1830 (Louis Philippe) ein Dorn im Auge sein. Somit kamen die beiden Altersdecane bei der Papstwahl schon nicht in Betracht.

Man hörte mit mehr oder weniger Zuversicht die Namen Falconieri, Mattei, Bernetti nennen; einige sprachen sogar von Cardinal Acton.

Falconieri empfahl sich als einen der ersten Theologen, der mit grenzenlosem Wissen Tugend und, was selten ist, tiefe Bescheidenheit paarte. Als er bei einer Art Vorwahl hörte, daß man ihn zum neuen Kirchenoberhaupte zu bestellen geneigt sei, erklärte er ebenso gelassen als nachdrücklich, daß er schon vorgerückten Alters, überdieß einem nervösen Leiden unterworfen sei. Hiervon und mehr noch von seiner sittlichen Schwäche und geistigen Unzulänglichkeit werde die Sache des Herrn Schaden nehmen. Er vermöge kaum die eine und nicht sonderlich zahlreiche Heerde (von Ravenna) zu leiten, wie sollte er fähig sein, Hirt und Hort sämmtlicher Heerden zu werden? Bisher hatte er die Erregung seiner Seele hinter dem Gewande

der ruhigen Rede zu bergen gewußt. Als er aber wahrnahm, daß er solche und andere Gründe, warum er nicht annehmen könne, vergeblich vorlege, da konnte er, von den vorwiegenden stärkeren Empfindungen bewältigt, die bis dahin künstlich und nur mit Mühe unterdrückte Gemüthsbewegung nicht ferner zurückhalten. Das verhaltene Gefühl brach um so mächtiger hervor; das bedrängte Herz erleichterte sich in einem reichen Thränenstrome. Er erklärte nun auf's Entschiedenste, die höchste Würde der Kirche auf keinen Fall und unter keinerlei Bedingung jemals auf sich nehmen zu können. Und um jedem ferneren Versuch, ihn umzustimmen, wirksam vorzubeugen, lenkte er das Auge der Wähler von sich auf einen andern. Wenn sie eine solche Meinung von ihm hätten, daß sie ihn Papst zu sein geeignet fänden, so würden sie auch wohl glauben, daß er nicht unfähig sei, einen Andern als Papst in Vorschlag zu bringen. Cardinal Mastai sei es, dem er seine Stimme zugedacht, seine Liebe gegen die Armen, seine wachsame Sorge für die Heerde Christi, sein flammender Eifer für die Ehre Gottes, seine Milde, seine Demuth und Glaubensstärke seien zu bekannt, als daß er sie ausführlich schildern dürfe. Dazu komme, daß hinsichtlich der politischen Zustände keiner ihm an weiser Mäßigung vergleichbar sei. Und als nun auch der weise Cardinal Pignatelli, durch Pater Ventura dazu bestimmt, mit großer Begeisterung die hohen Tugenden Mastai's aufzählte, da kam der bisher wenig bekannte Träger dieses allerdings in einem Glorienscheine von Tugenden strahlenden Namens urplötzlich zu einer Beachtung, die Keinem weniger angenehm, denn ihm selber war.

Mattei war ein hoher Geist, ein gewandter Staatsmann. Er zählte nicht zu der allzu conservativen Partei und erkannte die Nothwendigkeit von Reformen, die aber erst zu einer gelegeneren Zeit, nur jetzt noch nicht, vorzunehmen seien. Diese Halbheit raubte seiner Persönlichkeit den Zauber, der sie im Uebrigen umgab.

Bernetti war bis zu den Ereignissen von 1832 Gregor's XVI. Staatssecretär gewesen; das ist bezeichnend genug für die Richtung, der er angehörte.

Bei Cardinal Carl Acton waltete der eigenthümliche Umstand ob, daß er, obschon zu Neapel (1803) geboren und erzogen, gleichwohl seiner Familie und seiner wesentlichen Bildung nach Brite war, ein Umstand, der seine Erhebung auf einen italienischen Fürstenthron mindestens sehr bedenklich erscheinen lassen mußte. Uebrigens konnten selbst seine Gegner seiner Milde, seiner Bescheidenheit und Demuth, seinem gediegenen Urtheil, seinen ausgebreiteten Kenntnissen in allen Fächern des Wissens, besonders auch auf dem Rechtsgebiete, ihre Anerkennung nicht versagen. Ausgezeichnete Rechtsgelehrte und Anwälte bewarben sich in wichtigen Angelegenheiten um sein Gutachten, welches stets so bestimmt, klar und entschieden war, daß wer dasselbe wußte, auch so ziemlich gewiß auf den Ausgang der Sache schließen konnte.

Den größten Beweis seines Vertrauens gab ihm der verewigte Papst dadurch, daß er ihn zu seinem Dolmetscher und zum einzigen Zeugen bei der wichtigen Zusammenkunft wählte, die er mit dem Czar Nikolaus hatte. Von dem, was dabei geschah, hat der Cardinal nie etwas Anderes erzählt, als dieses: als er den ersten Satz des Papstes übersetzt hatte, habe sich der Kaiser sehr achtungsvoll und höflich mit den Worten an ihn gewendet: „Es wird mir lieb sein, wenn Ew. Eminenz auch als mein Dolmetscher fungiren wollen." Ein Beweis, welch' Zutrauen seine edle Persönlichkeit selbst diesem Barbaren eingeflößt.

Acton's Wohlthätigkeit war so maßlos, daß er oft selber Noth litt und so zu sagen als freiwillig Armer von hinnen geschieden ist.

Von gleicher Herzensgüte war sein Freund und Landsmann Cardinal Weld.

Zu diesen allerdings „möglichen", aber aus einem oder dem andern Grunde wenig oder gar keine Aussichten für ihre

Wahl darbietenden Cardinälen rechnen wir noch folgende mehr oder weniger berühmte Namen: Mezzofanti und Angelo Mai, Patrizi, Ferretti, Barberini, Tosti, Fransoni, Riario Sforza und andere.

In Bezug auf geringe Herkunft dem Capuziner-Cardinal Micara ähnlich war Cardinal Mezzofanti, geboren zu Bologna 1774. Eines armen Schreiners Sohn, hätte Joseph Mezzofanti vielleicht sein Leben bei der Hobelbank zugebracht und sein erstaunliches Sprachgenie wäre wohl in ewiger Dunkelheit begraben geblieben, hätte nicht ein Mitglied des vom h. Philippo Neri gestifteten Oratoriums, Pater Respighi, zuerst die ausgezeichneten Geistesgaben des armen Knaben entdeckt und die Ausbildung derselben sich wahrhaft väterlich angelegen sein lassen. So eignete der Wackere, außer der Theologie, der er sich als Fachstudium widmete, in rascher Aufeinanderfolge eine Sprache nach der andern sich an. Erst zwei und zwanzig Jahre alt, wurde er zum Professor der griechischen Sprache, einige Jahre später zum Professor der orientalischen (morgenländischen) Sprachen und zum Bibliothekar seiner Vaterstadt ernannt. Als solcher hatte der arme Jüngling, der inzwischen zum Priester war geweiht worden, nicht allein für sich, sondern auch für den Unterhalt der ganz mittellosen Seinigen zu sorgen. Dieser seiner leiblichen Barmherzigkeit entsprach sein geistliches Wohlthun. Dazu bot der große Weltkampf am Schlusse des verflossenen Jahrhunderts, dessen Schauplatz sein unglückliches Vaterland war, ihm reichliche Gelegenheit dar: Oestreich und Frankreich schlugen hier Schlacht auf Schlacht gegen einander. Rußland hatte ein Heer, gemischt aus seinen vielen Völkerschaften, aus Asiaten und Europäern, über die Alpen geschickt, um Theil an dem Kampfe zu nehmen, der den ausgebrochenen revolutionären Feuerstrom wieder in seinen Damm zurückdrängen sollte. Was der Kanonendonner, der über die Halbinsel dahin rollte, nicht niederstreckte, das wurde krank und verwundet in die Spitäler gebracht. Da lagen sie, mit dem Tode ringend, die Jünglinge, die das Gebot

des Czaren aus dem fernsten Osten hinüber gesandt; niemals war der Laut ihrer Sprache in den westlichen Regionen erklungen, Niemand verstand sie und wurden von Niemanden verstanden; kaum wußte man, welchem Volksstamme sie angehörten: — da war es Mezzofanti, der, ohne sich von den bösartigen Fiebern abschrecken zu lassen, an das Kranken- und Sterbebett der Verlassenen eilte, um ihre Sprache zu lernen, den Dolmetscher mit den Aerzten zu machen, sie zu trösten und auf den Tod vorzubereiten und ihnen die Sacramente darzureichen. Allein nicht bloß auf die Soldaten in den Spitälern erstreckte sich sein christlicher Liebeseifer; Niemand war davon ausgeschlossen. Kam eine fremde Familie nach Bologna und brachte einen Dienstboten mit aus fremder Ferne, wie z. B. aus Schweden oder Dänemark, der nur die Sprache seiner Heimath redete, und wollte er gern sein Ostern halten, fand aber Niemanden, der ihn Beicht hören konnte, so war es wieder Mezzofanti, der mehrere Tage oder Wochen bei ihm in die Schule ging und sich abplagte, bis er ihm die Lossprechung ertheilen konnte.

Diesem unverdrossenen Eifer seiner Barmherzigkeit oder vielmehr dem Lohne des Allerbarmers dafür hatte er es zu danken, daß er, ohne jemals seine Vaterstadt verlassen zu haben, viele von den Sprachen kannte und sprach, die auf der Erde gesprochen werden, und daß sein außerordentliches Talent nah und fern mehr und mehr Aufsehen zu erregen begann, und er das, was man eine Berühmtheit zu nennen pflegt, in seiner Vaterstad ward.

Als nach der Schilderhebung von 1831 die Stadt Bologna eine Deputation nach Rom sandte, um dem Papste auf's Neue Treue zu geloben, war sie klug genug, auch den Professor Mezzofanti mitzuschicken. Gregor XVI., der ihn vorher nicht kannte, gewann ihn lieb, erhob ihn zum Range eines Prälaten und zog ihn bald darauf nach Rom. Hier ernannte er ihn zum ersten Custos der Bibliothek und im Februar 1838 bekleidete er ihn mit dem Purpur.

Auch als Cardinal war Mezzofanti immer noch derselbe schlichte, fast schüchtern demüthige, wohlwollende, gewissenhafte, unermüdlich thätige Priester, wie damals, als er mit Stundengeben kümmerlich die Familie seiner Angehörigen zu ernähren hatte. Täglich ging er, die neu aufgenommenen Zöglinge der Propaganda, deren Vorstand er war, zu besuchen, überwachte ihren Unterricht und erwarb sich in persönlichem Umgange mit ihnen, vermöge der Feinheit seines Gehöres, das, mit einer äußersten Empfänglichkeit für die Analogieen — die Aehnlichkeiten einer Sprache mit der andern — begabt, diese in lebendigem und unmittelbarem Verstande in sein Inneres aufnahm und dort treu bewahrte, eine so umfassende und gründliche Kenntniß fast aller Sprachen der alten und neuen Welt — er sprach deren weit über fünfzig — daß die Bewohner der verschiedensten Welttheile, mit denen er sich unterhielt, sich versucht fühlten, ihn für einen Landsmann zu halten. Dabei waren ihm die Arbeiten deutscher, französischer und englischer Gelehrten im Gebiete der Sprachwissenschaft keineswegs unbekannt, wie denn seine Kenntnisse auf allen Wissensgebieten ausgedehnt und gründlich waren.

War das nicht ein herrlicher Mann, eine wahre Perle des heil. Collegiums? Freilich war er das. Auch war er seiner Bescheidenheit und Herzensgüte wegen ein Liebling Aller; aber das Zeug zu einem Papst und Herrscher hatte er darum nicht. Daher zählte er zu den zwar möglichen, aber unwahrscheinlichen Candidaten. Er starb während der Gräuelzeit der Republik, am 12. März 1849. Sein Leichenbegängniß fand am 16. Abends in durchaus prunkloser Weise Statt — ein Beweis, daß die Helden der Republik, die damals in Blüthe stand, keineswegs, wie sie dessen sich zu rühmen beliebten, Genie und Tugend zu ehren wußten!

Neununddreißigstes Capitel.

Weitere Revue über einige Cardinäle: Cardinal Angelo Mai. — Er verdankt einem Jesuiten seine erste wissenschaftliche Anregung. — Ein Columbus im Gebiete der Literatur. — Mai's Ruhm selbst von England gefeiert. — Cardinal Patrizi. — Cardinal Gabriel Ferretti: ein anderer heil. Carl Borromäus. — Ein sacrilogischer Raub. — Wie derselbe gesühnt wird und wie das Geraubte wieder an den Tag kommt. — Dankfeier dafür. — Cardinal Riario Sforza, Erzbischof und Schutzgeist von Neapel zur Zeit der Cholera daselbst. Cardinal Barberini. — Cardinal Tosti. — Die Cardinäle Fransoni, Piccolomini, Polidori, Ostini, Simonetti u. a. — Lambruschini. — Gizzi. — Mastai.

Eine nicht minder große Zierde des heiligen Collegiums und berühmter noch in der Gelehrten-Welt und verdienter um die eigentliche Sprachwissenschaft war des obigen Freund, Cardinal Angelo Mai. Er ward in demselben Jahre (1774) wie jener, in der Provinz Bergamo, geboren. Ein Mitglied des aufgehobenen Jesuiten-Ordens, dem auch Angelo Mai eine kurze Zeit angehörte, Luigi Mozzi, war sein erster Führer auf dem Wege zu seinem zukünftigen Ruhme. Den ersten Grund dazu legte Mai als Custos an der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand hauptsächlich durch wundervolle Entdeckung sogenannter Palimpseste, das heißt handschriftlich beschriebener, dann abgeschabter und auf's Neue beschriebener Pergamentrollen. Die meisten dieser wieder an das Licht gezogenen Handschriften (Manuscripte) waren Werke oder Bruchstücke von Werken älterer, theils heidnischer, theils christlicher Schriftsteller, deren vermuthlichen Verlust für immer die Wissenschaft gar höchlich betrauerte. Erst sieben und dreißig Jahre

alt, hatte Mai, Dank seinem außerordentlichen Scharfsinne, seiner Geduld, Gelehrsamkeit und Ausdauer, Dem, was wir von der alten Literatur noch besitzen, mehr beigefügt, als ein Jahrhundert vor ihm.

Einen solchen Mann konnte man auch in Rom, wo die wahre Wissenschaft höher als irgend wo sonst in Ehren steht, gut gebrauchen, und da um eben diese Zeit die Stelle des ersten Bibliothekars der Vaticanischen Bibliothek zur Erledigung gekommen war, so wurde der junge Priester aus Mailand nach Rom gezogen und ihm dieser Posten übertragen. Nun eröffnete sich seinem Forschergeiste ein noch weiteres und reicheres Feld, das ihm zur Bebauung vollständig überlassen wurde und das ihm bald, im Anschluß an seine literarischen Auffindungen zu Mailand, mit neu entdeckten Schätzen des heidnischen und christlichen Alterthums, vor Allem mit der Entdeckung der lange schmerzlich vermißten Schrift Cicero's de republica lohnte. Seinem Ruhme ward hierdurch die Krone aufgesetzt. Papst Gregor XVI. ernannte ihn (1837) gleichzeitig mit seinem berühmten Freunde Mezzofanti zum Cardinal. Literarische Auszeichnungen flossen ihm aus allen gebildeten Ländern, selbst aus dem katholikenfeindlichen England zu, und seiner Büste wurde in den Sitzungssälen gelehrter Vereine ein Ehrenplatz angewiesen.

Mitten in seiner verdienstvollen Thätigkeit überraschte den Unermüdlichen der unerbittliche Tod. Er starb am 8. Sept. 1854 zu Albano ruhig, gottergeben und fromm.

Cardinal Patrizi, Bischof von Albano und Erzpriester von Santa Maria Maggiore, war General-Vicar des Papstes als Bischofs von Rom. Zahllos ist die Menge von wichtigen Geschäften, welche dieses Amt umfaßt. Mehrerer Congregationen, deren Präfect und Mitglied er ist, nicht zu gedenken, ist er auch Vorsitzender des Vicariatsgerichts, dessen Gerichtsbarkeit sich über alle Vergehen wider die Sittlichkeit erstreckt. Als Cardinal-Vicar giebt er täglich Audienzen, zu denen auch die Geringsten und Aermsten Zutritt hatten. Obwohl einem der



Verlag v. Ad. Spaarmann Oberhausen.

St. PETERSKIRCHE UND VATIKAN.

ältesten Adelsgeschlechter Roms angehörig, ist er, gleich seinem Bruder, welcher Mitglied der Gesellschaft Jesu und Professor am Collegium Romanum war, die Herablassung selbst, und in Rom weiß es Jedermann, daß kein Armer vergebens seine Mildthätigkeit in Anspruch nimmt.

Cardinal Gabriel Ferretti, ein Vetter unseres Mastai, war Nuntius zu Neapel, als dort im Jahre 1837 zum ersten Male die Cholera ausbrach.

Und wohl konnte Neapel von Glück sagen, daß es gerade zu der Zeit ihn besaß; denn was im sechszehnten Jahrhundert für das von der Pest heimgesuchte Mailand der heilige Erzbischof Carl Borromäus war, das war im neunzehnten Jahrhundert für das von der Cholera hart mitgenommene Neapel der Nuntius Ferretti! Wie jener, so leistete auch er persönlich den Kranken die niedrigsten und ekelerregendsten Dienste. Er machte Alles, was er besaß, selbst die goldenen Schnallen auf seinen Schuhen, zu Geld und gab es den Armen, Kranken und Verlassenen, deren Anblick sein Herz mit Kummer erfüllte. Das Gleiche that er später als Cardinal-Bischof von Rieti, da dieselbe Seuche seine eigene Diöcese heimsuchte.

Ein anderer Vorfall bot in dieser unweit Loretto und des adriatischen Meeres gelegenen Stadt Gelegenheit, den Bischof auf dem Gipfelpunkt seines apostolischen Seeleneifers zu erblicken.

Eines Morgens fand man die St. Nikolauskirche der Stadt erbrochen, den Speisekelch und die Monstranz mit den Hostien entwendet ohne leise Spur des Thäters. Der tiefe Eindruck auf die Gemüther der Gemeinde konnte nicht fehlen.

Ferretti vergoß über dieses Ereigniß die bittersten Thränen, und ordnete sogleich vier Bußtage an, um die Schmach zu sühnen, die dem Gottmenschen im heiligsten Altarssacramente widerfahren war. Er selber erschien bei den öffentlichen Fußgängen, barhaupt, mit bloßen Füßen, einen Strick um den Hals, als Opfer für die Sünde in seiner Gemeinde. Seine Wangen wollten vor Uebermaß des Schmerzes gar nicht trocken werden. Er bestieg jeden Tag mehreremal die Kanzel, und

ermahnte das Volk mit Seufzen und Weinen zum Gebete für die unglücklichen Thäter der schweren Missethat. Auf dem Markte hielt er eine ergreifende Predigt über den Text: „Die Engel sprachen zu Magdalena: „Weib, was weinest Du? Sie sprach zu ihnen: Weil sie meinen Herrn weggenommen haben, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben.“[1]) Da ertönten auf einmal am Morgen des vierten Bußtages alle Glocken der Stadt. Man hatte nämlich an der Thüre der beraubten Kirche den Speisekelch mit allen Hostien gefunden, und ein mit aller Förmlichkeit eingeleiteter Proceß erwies die Echtheit des Ciboriums.

Der Bischof brach mit allen weltlichen und geistlichen Behörden auf, und trug das gefundene, vom Thäter aus freiwilligem Antriebe zurückgestellte Heiligthum in feierlicher Procession in die Kirche. Er beschloß die Feierlichkeit mit einer Anrede an das Volk, worin er abermals eine dreitägige Andacht verkündigte, und erklärte, er wolle nicht rasten, bis auch die Monstranz zurückkäme. Das Volk ging mit allem Eifer in die Vorschläge des Bischofs ein, und bewies die drei Tage hindurch einen religiösen Ernst, der nicht ohne Erfolg bleiben konnte. Die zweite Nacht stellte sich der Kirchenräuber zur Beichte bei einem Priester, welcher ihn seines Frevels entband, und die Monstranz mit der Hostie unversehrt in Empfang nahm. Er behielt sie die Nacht in seiner Stube, und lieferte sie Morgens in die St. Michaelskirche der Vorstadt ab. Man denke sich den Jubel des Volkes und die Freude des eifrigen Bischofs, als am dritten Morgen alle Glocken der Stadt die vollständige Sühne der ruchlosen That verkündeten. Mit einer ungeheuern Volksversammlung holte sie F e r r e t t i ab und brachte sie zur Nikolauskirche zurück, wo er an den Stufen des Eingangs eine Rede an die Begleitung hielt, die zuletzt von Aller Thränen und Schluchzen verschlungen wurde.

---

[1]) Joh. 20, 13.

Am 20. Januar feierte er auf das Zudringen der Gemeinde eine Frohnleichnamsprocession zum Danke für die Bekehrung der Sünder. Von allen Hügeln donnerten die Geschütze den Jubel der Rietaner in das Meer hinaus. Die Gassen waren in Gallerien verwandelt, der Winterblüthenflor des gesegneten Landes in nie gesehener Fülle zur Schau gestellt und grünende Bogen über die Procession gewölbt. Aus allen Nachbarorten zogen Musikbanden mit frommer Theilnahme heran und schwellten das Volksfest zum unerhörten Freudensturme. Auf dem Hauptplatze der Stadt hielt Ferretti abermals eine Predigt, dießmal von der Liebe Gottes zu den Menschen, aber bald brach ihm die Stimme, er konnte vor Rührung nicht mehr weiter reden. Gänzliches Verstummen legte sich auf das unermüdliche Volk, und der heiterste Frühlingstag schien die allgemeine Herzenswonne mitzufeiern.

Zum Danke für diese Wohlthat machte Ferretti eine Wallfahrt nach Loretto, zu Fuß, inmitten seiner treuen Angehörigen, und schlug mit seinen feurigen Worten jede Untersuchung gegen die reuigen Uebelthäter nieder.

Wer erkennt in diesem Verhalten nicht den Bluts- und Gesinnungsverwandten unseres Giovanni Maria Mastai-Ferretti, seitherigen Erzbischofs-Bischofs von Imola, Zug für Zug?

Ein rechtes Seitenstück zu dem Obigen bietet der heiligmäßige Cardinal Riario Sforza, Erzbischof von Neapel. Auch er bewies, als die Cholera in seiner Diöcese wüthete, eine wahrhaft väterliche Theilnahme bei den Leiden seiner Heerde. Er verkaufte Alles, was er hatte, auch seinen Wagen und seine Pferde, sowie sein Silbergeschirr; dazu lieh er noch zweitausend Scudi bei einem Banquier und vertheilte die ganze Summe unter die Armen.

Cardinal Barberini verbreitete als Sprosse jenes berühmten Florentinischen Geschlechtes, das der Kirche einen Papst (Urban VII.) und der Cardinäle mehrere gegeben, und dem die Präfectur (die Hauptmannschaft) über Rom als Ehrenamt

zusteht, aber mehr noch als Präfect der höchstwichtigen und schwierigen Congregation der Immunitäten, als Mitglied mehrerer anderer Congregationen und als Beschützer vieler Institute, abgesehen von seiner persönlichen Würdigkeit, einen nicht geringen Glanz um sich.

Cardinal Tosti, ein hoher Greis mit weißen Haaren, der apostolische Milde mit patriarchalischer Würde vereinigte, ehedem General-Schatzmeister, war nun bereits seit einer Reihe von Jahren Präsident des uns genugsam bekannten vortrefflichsten römischen Institutes, des Hospizes San Michele.

Kannte ganz Rom ihn bereits seit Langem von Seite seiner grenzenlosen Mildthätigkeit gegen Arme und Dürftige, so sollte es ihn einige Jahre später auch als Held gegenüber den Männern der Republik kennen lernen. Als nämlich der Papst und die Cardinäle nach der Ermordung des Grafen Rossi und dem Angriffe auf den Quirinal, Rom verlassen hatten, blieb Cardinal Tosti auf seinem Posten in St. Michael. Mehrere Revolutionsmänner machten ihm ihre Aufwartung, um ihn wegen seines Muthes und seiner Hingebung zu beglückwünschen. „Meine Herren, ich weise ihr Lob zurück", war seine Antwort; „ich habe nicht mehr und nicht weniger Furcht vor Ihnen, als meine Collegen, welche fortgegangen sind. Nur aus Liebe und Gehorsam gegen den heiligen Vater sind sie ihm in die Verbannung gefolgt. Dieselben Beweggründe bestimmen mich, in diesem Institute zu bleiben; denn er bat mich, die vielen unglücklichen Personen, welche hier Schutz gefunden haben, nicht zu verlassen. Zudem bin ich ein Römer und Sie sind es nicht. Ich werde ohne Furcht in Rom bleiben. Wenn Sie mir einen Dolchstoß versetzen, so wird das mein Leben nur um zwei oder drei Jahre abkürzen, denn ich zähle bereits zwei und siebenzig." — War das nicht die Sprache eines Römers aus Roms alter, bester Zeit?

Fernere Zierden des heiligen Collegiums waren die Cardinäle Fransoni, damals Präfect der Propaganda, Piccolomini, ein Verwandter der berühmten Sängerin dieses Namens,

Polidori, Präfect einer der wichtigsten kirchlichen Behörden, nämlich der Congregation des Tridentinischen Concils, und Verfasser des ersten Hirtenbriefes Gregor's XVI., in welchem die Lehre de Lamennais verworfen wurde; Ostini, Orioli, Simonetti, eben so sehr durch Gelehrsamkeit als Frömmigkeit ausgezeichnete Prälaten, und mehrere andere.

Wo — so dürfen wir kühn fragen — wo giebt es ein zweites Collegium auf Erden, das so viele durch Tugend, Wissenschaft und Frömmigkeit, durch Adel der Geburt und des Herzens, durch Alter und Erfahrung, durch Verdienste jeglicher Art ausgezeichnete Männer in seinem Schooße vereinigte, Männer, deren jeder den höchsten Thron der Christenheit einzunehmen wohl geeignet erscheint? Gleichwohl boten in den Augen des auf das bevorstehende Conclave fieberhaft gespannten Publikums nur wenige von ihnen hervorragende Chancen für ihre Erwählung dar. Die beiden Namen, welche allein zu einem ernstlichen Wettkampfe berufen schienen, vertraten so ziemlich die beiden Anschauungen, welche das Conclave theilten: das waren die Eminenzen Lambruschini und Gizzi.

Ludwig Lambruschini war am 16. Mai 1776 in einem kleinen Dorfe der Umgegend Genua's geboren. Seine Eltern, die sich durch ihre Tugenden, ihre Frömmigkeit und ihre Mildthätigkeit gegen die Armen auszeichneten, gaben dem Knaben eine sorgfältige Erziehung. Er trat früh in den Barnabiter-Orden, der mit Recht wegen seiner der Religion und Wissenschaft geleisteten Dienste in Italien hohes Ansehen genießt. Der junge Lambruschini wurde bald wegen seiner Vorzüge zu den höchsten Stellen der Genossenschaft befördert, war Consultor (Rath) bei mehreren römischen Congregationen, und nahm als Secretär der Congregation der auswärtigen kirchlichen Angelegenheiten an dem Abschlusse der Concordate mit Neapel und Baiern Theil. Erst Erzbischof von Berytus in partibus, wurde er im Jahre 1819 Erzbischof von Genua, 1827 an Macchi's Stelle zum Nuntius für Frankreich bestimmt, und nur ungern gab der damalige König von Sardinien,

Carl Felix, seine Zustimmung, sein Land der Thätigkeit dieses weisen und frommen Prälaten zu berauben. Als Nuntius unter Carl X. soll er, im Gegensatze zu seinem streng conservativen Vorgänger, eine geringere Feindseligkeit gegen die Ideen des Fortschritts, ja selbst gegen gewisse kühne Versuche des jungen französischen Klerus zu erkennen gegeben haben. Wollen doch Einige sogar eine gewisse Gewogenheit für Lamennais an ihm wahrgenommen haben, was sich allerdings, wenn es wahr ist, für damals noch vollkommen rechtfertigen ließe.

Im Jahre 1831 an des kranken, vielfach in seinem Streben verkannten und nur ungern von Gregor XVI. entlassenen Cardinal Bernetti's Stelle zur Würde des Purpurs und zugleich zum Staatssecretär erhoben, was er seitdem blieb, entfaltete sich Lambruschini's politischer Character in einer unerwarteten Richtung. Er wurde die Seele des absolutistischen (die Herrschergewalt unumschränkt ausübenden) Regierungssystems. Zusammengehen mit Oestreich, Ablehnen oder doch Hintanhalten aller unter dem Vorwand von Reformen sich aufdrängenden Neuerungen: das war sein leitender Gedanke, und man muß es gestehen, zum Theil wenigstens auch der des Staatsoberhauptes. Diesem jedoch, in welchem die Bevölkerung Roms von Alters her, Gottlob, mehr den unfehlbaren Hort und Lenker der Kirche als den fehlbaren Landesfürsten hoch hält, deutete man diese Richtung weniger übel, während die ganze Wucht der öffentlichen Mißstimmung auf den einflußreichen Staatsminister niederfiel. Sein Name bedeutete für Rom, und man darf wohl sagen für die öffentliche Meinung Europa's, für die Diplomatie, für das Conclave, vielleicht mehr als billig, ein kaltes, zähes Festhalten am Althergebrachten, Durchführung des Systems der Strenge, Uebereinstimmung mit der Politik des Ministeriums Metternich. Als Papst würde er auf dieser Bahn fortgeschritten sein, und in gewissem Sinne hätte man voraussichtlich in Wahrheit über die Pforten des Vaticans die trostlosen Verse Dante's — des gefeiertsten Dichters Italiens — schreiben können: Lasciate ogni speranza, o Voi, ch' entrate —

Laßt jede Hoffnung, die ihr eingeht, fahren! Des Cardinals Bewerbung um die Papstwürde, (wenn er wirklich an dem Ehrgeiz litt, den seine Feinde, größtentheils Angehörige der Geheimbünde, ihm zuschrieben) hatte folglich weder die Wünsche der öffentlichen Meinung, noch die moralische Unterstützung der Vertreter gewisser liberaler Mächte, unter andern Frankreichs, für sich. Worauf sie aber sicher zählen konnte, war die Befürwortung von Seiten Oestreichs; vielleicht auch mochte Monsignor Lambruschini glauben, auf die Stimmen Mancher rechnen zu dürfen, die durch seine Empfehlung Cardinäle geworden waren. In diesem Falle verrechnete er sich. Mancher hatte mit gutem Gewissen das ihm durch des Staatssecretärs Einfluß vom Papste verliehene rothe Birret annehmen können, der um deßwillen noch keineswegs seine Ueberzeugung zu opfern bereit gewesen wäre.

Bessere Aussichten, wenn man so will, als der Vorige, hatte Monsignor Gizzi für sich.

Cardinal Pasquale Gizzi wurde den 22. September 1787 zu Ceccano, einer kleinen Stadt der Diöcese Ferentino, in der sogenannten an Neapel angrenzenden Terra di Campagna geboren. Seine, wenn auch nicht adelige, doch sehr anständige Familie schickte ihn auf das Gymnasium zu Ferentino, wo er seine vorbereitenden Studien mit großer Auszeichnung machte und durch seine geistigen Gaben, sowie durch die liebenswürdigen Eigenschaften seines Herzens einen solchen Einfluß auf seine Mitschüler gewann, daß diese ihm den Beinamen Tutto di Tutti (Allen Alles) gaben. Nachdem er seine theologischen Studien beendet, empfing er die heiligen Weihen und ging dann nach Rom, um dort die Rechte zu studiren. Der Abbate Gizzi war indessen viel zu bescheiden, als daß er auch nur entfernt daran gedacht hätte, eine sogenannte Carrière zu machen, und sich um den Eintritt in die Prälatur zu bewerben. Gleichgültig gegen alle Protection, unterhielt er keine anderen als literarische Verbindungen und stand mit Niemanden in Verkehr als den Professoren der Sapienza, einigen Studirenden

und einem Advocaten, unter dessen Leitung er im praktischen Dienst sich übte. Gott aber hatte es anders beschlossen und es währte nicht lange, so wurde dem jungen Rechtsgelehrten durch höhere Fügung eine bedeutende staatsmännische Stellung angewiesen.

Als nämlich Monsignor Nassali im Jahre 1819 zum Nuntius in Luzern ernannt worden war, schlug er den Abbate Gizzi vor, ihn als Auditor der Nuntiatur dahin zu begleiten. Gizzi nahm diesen wichtigen Posten an und leistete in seiner neuen Stellung der Kirche so bedeutende Dienste, daß er zehn Jahre später, im Jahre 1829, zum Internuntius in Turin ernannt wurde. In Turin blieb er bis zum Jahre 1834, wo er nach Brüssel versetzt wurde. Dort wirkte er bis zum Jahre 1837, um welche Zeit Monsignor Fornari sein Nachfolger wurde, und kehrte im Jahre 1839, nachdem er vorher zum Erzbischof von Theben consecrirt worden war, als Nuntius in die Schweiz (nach Schwyz) zurück. Vom Jahre 1840 bis 1844 war er wieder als apostolischer Nuntius in Turin. Als eine würdige Anerkennung seiner vielfachen Verdienste um Kirche und Staat wurde er im Consistorium vom 22. Januar 1844 zum Cardinal ernannt, und gleich darauf von Gregor XVI. als Legat nach Forli gesandt, wo er sich durch seine weise und gerechte Verwaltung die Werthschätzung Aller erwarb. In Forli blieb Cardinal Gizzi bis zur Zusammenberufung des letzten Conclave.

Dies ist eine kurze Skizze der diplomatischen und administrativen Laufbahn des Mannes, den die Wünsche des Volkes neben Cardinal Micara, ja lebhafter noch als diesen, auf den heiligen Stuhl beriefen. Und man kann nicht leugnen, diese Vorliebe war keine unberechtigte. Gizzi kannte seine Zeit und die verschiedenen geistigen Richtungen, welche sie bewegten; er hatte die Schleichwege der Politik und die abgefeimte Pfiffigkeit der Kirchenfeinde vielfach durchschaut, er wußte auch, daß das, was man gewöhnlich Mäßigung in kirchlichen Dingen nennt, in der Regel nur Schwachheit ist, er kannte aus langer Er-

fahrung die vom verschiedenen europäischen Cabinetten beliebte Politik und die Personen, welche sie vertraten, und so durfte man wohl hoffen, daß der persönlich offene und liebenswürdige, in Geschäften aber kalte, ruhige und unbeweglich feste Mann der Kirche wie dem Staate große Dienste leisten werde. Ein Mann, der, wie der Cardinal Gizzi, in der Schweiz in den schwierigsten Zeiten die Rechte der Kirche und des heiligen Stuhles mit größter Kraft vertreten, in Sardinien und Belgien, also in den von der Maulwurfsarbeit der geheimen Genossenschaften am Meisten unterwühlten Ländern das Vertrauen der Regierung, der Bischöfe, der Geistlichkeit und des Volkes sich erworben und in vielen andern schwierigen Verhandlungen Treue, Eifer und Weisheit in hohem Maße bewiesen hatte, dürfte — so schloß man mit Recht — wohl auch noch zu Höherem berufen sein; und er ward in der That dazu berufen, wie wir nachher sehen werden, wenn auch zu etwas Anderem, als seine Gönner es sich dachten.

Wenn auch die sogenannten Freisinnigen in Gizzi ihren Mann zu finden glaubten, so hatte das vielleicht seinen Grund in der Entschiedenheit, womit derselbe als Legat (das ist Gouverneur) zu Forli sich der Einsetzung eines jener (östreichischen) Militärgerichte, welche ihrer, allerdings wohl gerechtfertigten, Strenge wegen den Schrecken in die Legationen trugen, entgegengestemmt hatte. — Ob aber die allzusehr für ihn Schwärmenden sich nicht an ihm versahen, wird die Zeit lehren. (Gizzi starb im Jahre 1849 zu Lenola im Königreich Neapel bei seiner Schwester, in deren Hause er lange krank gelegen hatte.)

Cardinal Mastai endlich war trotz seines früheren, verdienstreichen Wirkens daselbst, in Rom nur wenig mehr bekannt. Ein gewissenhafter Beobachter der kanonischen Vorschrift, die dem Bischofe das Daheimbleiben innerhalb seines Amtsbezirkes zur Pflicht macht, verließ er, außer in den seltenen Fällen, wo eine Obliegenheit ihn in den Vatican rief, seinen Sprengel niemals. In den Canzleien kam sein Name wenig vor. Seine

Amtsbrüder im heiligen Purpur kannten zwar den Namen Mastai und hatten hohe Achtung vor ihm; allein den bescheidenen Träger desselben kannten von Person nur wenige. Ehe Falconieri und Pignatelli, anläßlich einer Vorversammlung, ihn näher geschildert hatten, stand er bei seinen Collegen einfach im Rufe hoher priesterlicher Würdigkeit und seltener Pflichttreue. Das war freilich nicht wenig; allein es war doch schwerlich genug, um ihn in den Augen der Mehrzahl des höchsten Ranges auf der Stufenleiter der Hierarchie würdig erscheinen zu lassen. Niemand wußte das besser als Mastai selber; darum war sein Lächeln über die naiven Hoffnungen, welche die guten Leute von Imola, bei seiner Abreise nach Rom, in dem einstimmigen Rufe: „das wird der zukünftige Papst, oh, bliebe er doch bei uns!" geäußert hatten, ganz aufrichtig gewesen.

So war denn die Parteistellung vor dem Conclave ungefähr folgende: Der große, noch stark nachwirkende Einfluß der vorigen Regierung ließ den seitherigen, allgebietenden Staatssecretär, — die rührige, nach Neuerungen lüsterne, „freisinnige" Partei dagegen den Legaten von Forli als muthmaßlichen Papst und König aus der Wahlurne hervorgehen. Außer diesen beiden durch die Umstände aufgestellten Candidaten gab es nur noch den Unbekannten. Und — die Geschichte lehrt es — der in den Augen der Welt Unbekannte ist gar oft der Auserwählte in den Augen Dessen, der in's Verborgene schaut und Herzen und Nieren durchforscht.

Nachdem wir so einige der hervorragendsten Wahlfürsten der Kirche flüchtig überschaut, lasset uns jetzt das Conclave in's Auge fassen und zwar in seiner zweifachen Bedeutung, erstlich als Wahllocal, und sodann als Wahlmodus, das heißt als Art und Weise, wie die räumlich so eingeschlossenen Cardinäle die Wahl des Kirchen- und Staatsoberhauptes vornehmen. Vorab ein Wort über den geschichtlichen Hergang bei der Papstwahl und über den Ursprung des Conclave und die Voranstalten dazu.

Vierzigstes Capitel.

Ursprüngliche Form der Papstwahl. — Nachtheilige Einmischung der Kaiser und politischer Gewalthaber. — Cardinal Hildebrand stellte die frühere Wahlfreiheit wieder her. — Die Päpste Nikolaus II., Innocenz II., Alexander III., Gregor X., Urheber und Begründer der gegenwärtigen Wahlordnung. — Neun Vorversammlungen der Cardinäle. — Was in jeder derselben vorschriftsmäßig zur Verhandlung kommt. — Das Conclave als Wahllocal. — Die Zellen. — Die Conclavisten. — Wieder die Zellen. — Die Drehnischen. — Die Wachposten. — Sonstige Sicherheitsmaßregeln. — Die Mittel höherer Ordnung. — In welchem Sinne von Meinungsverschiedenheiten, von Führern, ja Schöpfern von Parteien in Bezug auf die Papstwahl Rede se n könn . —

Die Wahl eines Bischofs der Römischen Kirche geschah in den ersten Jahrhunderten wie jede andere bischöfliche durch die Geistlichkeit und das Volk. Der Erwählte wurde durch den Bischof von Ostia mit dem Beistande von noch zwei andern Bischöfen consecrirt. Selbst als die römischen Kaiser den christlichen Glauben angenommen hatten, blieb noch eine Reihe von Jahrhunderten hindurch diese Wahlart in Kraft. Als aber öfters Streitigkeiten bei den Wahlen entstanden, mischten sich die Kaiser und die politischen Machthaber Italiens in dieselben und legten der ursprünglichen, im Wesen der Sache begründeten, durchaus nothwendigen Wahlfreiheit bald größere, bald geringere Beschränkungen auf, bis im elften Jahrhundert Adelsparteien sich anmaßten, über das Pontificat zu verfügen und es ihren Familien zuzuwenden, wodurch Lasterhafte, Schwache und Unwürdige, oft zwei und drei zugleich, erhoben wurden und jene Ereignisse zu Tage traten, die ohne Zweifel zu den beklagens-

werthesten der Kirchengeschichte gehören. Diesem Uebel zu steuern, die Freiheit der Kirche wieder herzustellen, machte sich insbesondere der thatkräftige, strengkirchliche Cardinal Hildebrand, der etliche Jahre nachher unter dem Namen Gregor VII. Papst und als solcher ein Reformator der Kirche in des Wortes echtem Sinne wurde, zur Lebensaufgabe. Er war es, der, ohne die kaiserliche Meinungsäußerung abzuwarten, die Wahl Nikolaus' II., eines durch Geist, Gelehrsamkeit, Reinheit der Sitten und Wohlthätigkeit gleich ausgezeichneten Mannes, nach früherer Art durchsetzte. Dieser Nikolaus erließ auf einer sogleich zu Rom versammelten Synode im Jahre 1059 eine neue Wahlordnung dieses Inhalts:

Bei dem Absterben eines Papstes sollen sich zunächst die sieben Cardinal-Bischöfe berathen, dann die andern Cardinäle dazuziehen, und endlich auch die Wünsche des übrigen römischen Klerus und Volkes beachten. Dabei sei jedoch die schuldige Ehrfurcht gegen den zeitigen Kaiser, der vom Apostolischen Stuhle dieses Recht persönlich erlangt, zu beobachten. Könne die Wahl in Rom nicht frei vollzogen werden, so dürfe dieß auch an einem andern Orte geschehen. Diese Grundbestimmung Nikolaus' II. ist im Ganzen dieselbe geblieben, jedoch kam in der Folge das kaiserliche Bestätigungsrecht ganz außer Gebrauch; auch fiel, um alle politischen Leidenschaften, die noch mitunter sich geltend machten, abzuschneiden, der Antheil des Volkes an der Papstwahl ganz weg, und sie ging ausschließlich an die Cardinäle über, nach einem Decret des Papstes Innocenz' II. vom Jahre 1130, welches Alexander III. auf der dritten allgemeinen Lateran-Synode (1179) bestätigte mit dem Hinzufügen, daß ein gültiger Papst mit zwei Drittheilen der Stimmen gewählt sein mußte. Gregor X., bei dessen Wahl schon eine Art von Conclave stattgefunden hatte, wollte das in so mancher Hinsicht nachtheilige langsame Verfahren bei der Papstwahl beseitigen, und gab daher auf dem zweiten allgemeinen Concil zu Lyon (1274) eine Verordnung über die Papstwahl und zwar zunächst über

das Conclave-Gebäude, wo sich die Cardinäle spätestens zehn Tage nach dem Tode des Papstes versammeln sollten, zur Vornahme der Wahl eines neuen Papstes.

Dieß in Kurzem die Geschichte der Papstwahl.

Ehe zu letzterer in dem Conclavegebäude geschritten wird, haben innerhalb der zehn ersten Tage nach des Papstes Hinscheiden neun Versammlungen sämmtlicher Kirchenfürsten und zwar in der sogenannten Paramentenkammer, d. h. in dem zur Aufbewahrung der priesterlichen Gewänder und der Altarzierden bestimmten Saal des Vatican-Palastes statt.

In der ersten General-Congregation werden die Bullen der verschiedenen Päpste über die Leitung des Conclave vom Secretär des heiligen Collegiums vorgelesen. Der Hauptinhalt dieser Bullen ist:

1) Zehn Tage nach dem Tode eines Papstes soll das Conclave zur Wahl eines neuen seinen Anfang nehmen, ohne länger auf die Ankunft der abwesenden Cardinäle zu warten; doch sind die im Kirchenstaate gegenwärtigen einzuberufen. 2) Keine Censur oder Kirchenstrafe benimmt einem Cardinale das Stimmrecht, und für den zu wählenden Papst ist selbst der Kirchenbann kein Hinderniß. 3) Zur Gültigkeit einer Wahl ist erforderlich, daß dieselbe im Conclave mit zwei Dritttheilen der Stimmen aller Anwesenden geschehen sei. 4) Der Erwählte wird von Niemand bestätigt, indem er seine Gewalt in der Kirche unmittelbar von Gott empfängt. 5) Er trägt die Tiara oder die dreifache Krone als Sinnbild des Glaubens an die heilige Dreifaltigkeit, sowie als Zeichen der höchsten Macht, Ehre und Gerichtsbarkeit im Geistlichen über die ganze Kirche und im Weltlichen über den Kirchenstaat.

In dieser ersten Congregation werden auch die beiden Prälaten bestimmt, welche die Reden bei den Leichenfeierlichkeiten und bei dem Antrage zur Wahl eines neuen Kirchenhauptes zu halten, sowie die beiden Cardinäle, welche über die gesetzliche Einrichtung des Conclave zu wachen haben. Hierin werden auch der Fischerring und das Siegel für die päpstlichen Bullen zerbrochen, und der Ort zum Conclave bestimmt, wozu der

Palast gewöhnlich gewählt wird, in welchem der Papst gestorben ist; also für dieses Mal, wie schon seit längerer Zeit immer, der Quirinal.

In der zweiten Congregation werden vom heiligen Collegium die Condolenzen oder Beileidsbezeugungen über das Ableben des heiligen Vaters seitens der Conservatoren Roms und deren Versprechen des unverbrüchlichen Gehorsams entgegen genommen. In der dritten wird durch geheime Abstimmung der Beichtvater für das Conclave gewählt; so wie in der vierten und fünften zwei Aerzte, ein Wundarzt, ein Apotheker, zwei Barbiere, welche mit den Cardinälen das Conclave beziehen. In der sechsten erhält jeder Cardinal durch's Loos die Nummer der Zelle, welche er während des Conclave zu beziehen hat. In der siebenten müssen die Gründe angegeben werden, wenn Jemand nebst zwei verstatteten Dienern noch einen dritten mit sich in's Conclave zu nehmen gedenkt, und es müssen hierbei die Namen, der Stand und das Vaterland derselben angegeben werden, worüber dann in der achten entschieden wird. In der neunten endlich werden durch geheime Stimmgebung die drei Cardinäle erwählt, welche über die Clausur oder Abgeschlossenheit und über die Ordnung im Conclave zu wachen haben. In diesen Congregationen empfängt auch das heilige Collegium die Botschafter und Residenten der verschiedenen Höfe in der Ordnung, wie sie sich zur Bezeigung der Condolenz über den Hintritt des Papstes gemeldet haben. Ist so Alles vorbereitet, so beginnt an einem der nächsten Tage das Conclave oder vielmehr die Wahlvornahme selbst.

Das Conclave, als Local verstanden, worin die für Welt und Kirche so wichtige Wahlhandlung Statt hat, befindet sich seit Pius' VII. Tode im Quirinal. Dieser herrliche Palast, (in dessen Inneres wir vielleicht später einen Blick werfen), besteht aus einem großen Viereck, um welches sich die päpstlichen Gemächer herumziehen; daran stößt ein großer Seitenflügel, welcher die eine Seite einer ganzen Straße, der via Pia, einnimmt, und dessen beide obern Stockwerke eine große Zahl

von kleineren Gemächern enthalten, in welchen päpstliche Hofbeamte und Schweizer-Gardisten ständig oder zeitweilig ihre Wohnung haben. Diese Gemächer, die theils auf die via Pia, theils auf den Garten hinausschauen und zwischen denen ein Gang hinläuft, werden für die Zeit des Conclave in eben so viele Zellen eingetheilt, als Wähler vorhanden sind. (Mastai's Zelle lag nach dem Garten hin.)

Jede Zelle enthält zwei Abtheilungen, von denen die größere für den Cardinal selbst, die kleinere für die zwei oder drei Conclavisten bestimmt ist, die jeder Cardinal als Besorger seiner Bedürfnisse bei sich hat. Diese Zellen werden durch einen Verschlag von Tannenbrettern gebildet, sind mit grüner oder violetter Sarsche ausgeschlagen (mit letzterer, wenn die Bewohner der Zellen vom letztvorigen Papste den Purpur erhielten, wie es bei Mastai der Fall war), mit einem Crucifix, einem Bett, einem Tische, einigen Stühlen und kleinen Schränken meublirt.

Das Geschäft der Conclavisten, deren einer von geistlichem, der andere von weltlichem Stande ist, besteht darin, die für die Wahlherren bestimmten Lebensmittel, die von Außen eingebracht werden, in Empfang zu nehmen und jene bei der Tafel zu bedienen. Ihre Kleidung ist ein violetter seidener Leibrock. Sie erhalten als die Ehrensecretäre und Vertraute der Cardinäle gewisse Auszeichnungen, Bürgerrecht, Ritterwürde, Taxfreiheit u. s. w. und für die Dauer des Conclave zehntausend römische Thaler, in welche sie sich theilen. Jeder Cardinal hat sein Wappen über der Thüre seiner Zelle, die ihm durch das Loos zugewiesen wird. In jeder Zelle ist ein kleines Fenster angebracht, damit Licht hineinfalle; jedoch weil die Fenster der Hauptgallerie, woher das Licht von Außen auf alle Zellen hereinströmen soll, bis auf den oberen Flügel vermauert worden, so sind diese Zellen selbst ziemlich dunkel. Beim Beginn des Conclave werden auch alle Zugänge auf das Sorgfältigste vermauert. Nur ein Ausgang gegen den Corridor bleibt in jeder Abtheilung für den Fall der Erkrankung der Cardinäle

oder ihrer Conclavisten und behufs des täglich zweimaligen Ganges zur Wahlkapelle frei. Ebenso werden die Haupteingänge mit Schlössern und Riegeln sorgfältig abgesperrt bis auf Einen, an dem eine zahlreiche Wache postirt ist. Nach Außen hin ist sonach jede Verbindung sorgfältig abgeschlossen, und nur durch neun in die Mauern eingebrochene Drehnischen oder Triller, wie sie in Klöstern sich finden, ist der Verkehr von Innen im Conclave nach Außen hin ermöglicht. Drei dieser Nischen waren oberhalb der königlichen Treppe angebracht; hier durften die eingeschlossenen Eminenzen ihre Besuche empfangen, aber nicht anders als unter Zeugen, und die Unterhaltung muß in italienischer oder lateinischer Sprache geführt werden. Auch werden diese Sprachzimmer von den Conservatoren und den Auditoren der Rota bewacht, die durch einen Schwur verpflichtet sind, sich nie davon zu entfernen.

Die andern Nischen dienten dazu, zur bestimmten Essenszeit die Speisen und Getränke durchzulassen, die jedem Cardinal täglich mit großer Feierlichkeit aus seinem eigenen Hause gebracht, aber von den Wächtern erst genau untersucht werden, ob auch ein Brief, eine Nachricht oder dergleichen mit ihnen einzubringen versucht worden sei; sie waren in folgender Weise vertheilt: Vier befanden sich unter dem gemauerten Bogen, der aus dem königlichen Hofraum in den der Schweizer führt, und zwei an dem entgegengesetzten Ende des Gebäudes von der Seite des Einganges des kleinen Palastes.[1]) Die ersteren waren der Hut der Votanten der Signatur (d. h. solcher Prälaten, welche in Gnaden- und Justizsachen Berichterstatter und Abstimmende zugleich sind), die andern den Patriarchen, Erzbischöfen, Assistenz-Bischöfen und anderen Prälaten anvertraut. Sind die Speisen hineingereicht, so werden die Dreh-

[1]) Angesichts dieser außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln ist es durchaus unwahrscheinlich, daß das Seite 71 erwähnte geheimnißvolle Schriftstück, mit welchem es im Uebrigen seine Richtigkeit haben mag, auf irgend eine Weise in's Conclave gelangt sei und auf die Wahl Einfluß ausgeübt habe.

laden durch den Pedell von Außen zugerollt und durch den dienstthuenden Prälaten versiegelt; dasselbe thut der Ceremonienmeister von Innen. Bürgschaft hierfür leisten von Innen die capi d'ordine — die General-Oberen der ältesten Orden — mit dem Cardinal-Cämmerling, von Außen unter Leitung des Marschalls (der herkömmlich ein Fürst Savelli ist) eine große Anzahl von Prälaten, die alle ihren bestimmten Posten zu überwachen haben. Während der ganzen Dauer des Conclave wacht der Marschall Tag und Nacht an der Spitze einer zahlreichen Mannschaft vor der Hauptthüre. Der Cardinal-Cämmerling, der während der Dauer des Conclave die Verwaltung des Kirchenstaats führt, behält die inneren Schlüssel eben dieser Thüre, sowie auch die eines Pförtchens, das man nur für die Audienzen öffnet, welche die dazu erwählten Cardinäle den Gesandten geben.

Dem Cardinal-Cämmerling als Staatsverwalter stehen nämlich drei Cardinäle zur Seite als Vertreter der drei Ordnungen des heiligen Collegiums, der Bischöfe, Priester und Diakonen, daher „die Vorsteher der Ordnungen" genannt. Die Gesandten der fremden Mächte erhalten neue Beglaubigungsschreiben an das Conclave und kommen in feierlichem Aufzuge an das Gitter, um sie dieser Deputation zu überreichen. Der Gesandte hält dabei eine wohleinstudirte Rede, welche der präsidirende Cardinal in angemessener Weise beantwortet.

Außerhalb des Conclave haben die Schweizer die Wache. Sie verwahren alle Zugänge, die nach den Gallerien desselben führen. Auf dem Platze der St. Peterskirche aber werden zwei große Wachthäuser erbaut: das eine ist für das Militär bestimmt, welches der Marschall commandirt, das andere für den übrigen Heerhaufen, dem die Wache anvertraut ist. Die Bürgermilizen werden in alle vierzehn Stadttheile vertheilt, um jedem Tumulte, wie in früheren Zeiten dergleichen häufig vorkamen, vorzubeugen. Die Einwohner der Stadt Rom sind, um die Sicherheitsmaßregeln zu unterstützen, verpflichtet, in der Nacht Lichter an die Fenster zu stellen. Der Cardinal-Cämmerling

aber sitzt während der ganzen Dauer des Conclave nebst den drei ihm zugegebenen Beiständen fortwährend zu Gericht.

Das sind im Wesentlichen die Vorsichtsmaßregeln, um jeden Verkehr nach Außen zu verhindern und für die Freiheit des Conclave zu sorgen, indem man es jedem ungehörigen Einflusse unzugänglich macht und die Wähler jeder fremdartigen Sorge überhebt.

Mit diesen Maßregeln menschlicher Ordnung verbinden sich die Mittel einer höheren Ordnung. Auf Befehl des Cardinal-Vicars legen alle Priester Roms und zwar während der ganzen Zeit der Erledigung des heiligen Stuhles bei jeder heil. Messe ein besonderes Gebet um eine glückliche Papstwahl ein. Der Verordnung Gregor's X. gemäß wird das heilige Sacrament wie bei'm vierzigstündigen Gebete in vielen Kirchen ausgesetzt. Während die verschiedenen Bruderschaften Roms dasselbe Morgens und Abends besuchen, wobei sie Litaneien singen und die den Umständen angemessenen Gebete sprechen, begeben sich die Welt- und Ordensgeistlichen jeden Tag in Procession von der Kirche der heiligen Apostel in den Palast des Quirinals, um eine glückliche Wahl zu erflehen. Im Innern ruft das heilige Collegium unaufhörlich die Erleuchtung von Oben an. Am zweiten oder am dritten Tage nach dem Eintritt in das Conclave liest der Cardinal-Decan eine stille Messe vom heiligen Geiste, während welcher alle seine Collegen communiciren, die er noch einmal zur ernsten Mitwirkung an der Wahl ermahnt.

Daß nun trotz dieser Maßregeln menschlicher und höherer Ordnung menschliche Gefühle, selbst menschliche Leidenschaften auch in das mit größter Sorgfalt bewachte Heiligthum sich eindrängen und das Organ des heiligen Geistes, als welches das Conclave mit vollem Recht anzusehen ist, in etwa trüben können, wer begriffe das nicht? Es liegt das eben in der Natur alles Menschlichen. Es wird allzeit auch unter Männern von der edelsten Gesinnung und von dem besten Willen namentlich da, wo Fragen über gewisse Dinge, z. B. über rein kirchliche,

über rein politische und über Dinge gemischter Natur, zur Erörterung kommen, Meinungsverschiedenheiten geben; und wo es sich darum handelt, einen Mann zu wählen, der seine eigenen Grundsätze zur Geltung bringen soll, da wird natürlich jeder Wähler wünschen, diese Grundsätze möchten mit den seinigen in Einklang stehen. Ebenso natürlich ist es, daß Männer, welche in Bezug auf gewisse allgemeine Grundsätze mit einander übereinstimmen, ungeachtet ihrer Meinungsverschiedenheit in einzelnen Punkten, sich vereinigen, und daß Einzelne, welche kräftiger und thätiger sind als die Anderen, die Führer und Vertreter aller Derjenigen werden, die ihre Ansichten theilen: in diesem Sinne kann man denn von Führern, selbst von Schöpfern von Parteien auch in Beziehung auf die Papstwahl reden.

Solche Meinungsverschiedenheiten sind aber doppelt unvermeidlich und werden doppelt scharf hervortreten nach wichtigen Ereignissen und großen Veränderungen, wie sie theils unter Gregor's XVI. Regierung sich zugetragen hatten, theils in nächster Zukunft zu gewärtigen standen. Aber immerhin anerkennenswerth sind die Bemühungen der Kirche, bei der Wahl ihres Oberhauptes alle unlauteren menschlichen Einflüsse möglichst fern zu halten und die Wähler möglichst unabhängig vom Irdischen rein unter den Einfluß des Geistes von Oben zu stellen.

Diese Bestrebungen werden wenigstens durch die Anordnung des Conclave in erhabener Poesie veranschaulicht, und wer da über die oben beschriebenen Abschließungs- und Bewachungs- und sonstigen einschlägigen Ceremonien als über eitelen Formenkram zu witzeln Lust verspürte, würde wenig Witz an den Tag legen.

Dieß zur Beleuchtung und Würdigung der Ansichten, welche vorurtheilsvolle Schriftsteller und gedankenlose Nachschwätzer oftmals über das Conclave ausgesprochen haben.

Nach diesem mehr Allgemeinen kommen wir nun auf das Speciellere.

Einundvierzigstes Capitel.

Anstalten unmittelbar vor dem Conclave. — Reges Interesse der Bevölkerung Roms. — Einzug der Cardinäle in den Quirinal. — Was diese Procession so ausnehmend interessant macht. — Ankunft in der Paulinischen Capelle. — Vorlesung der päpstlichen Bullen in Betreff des Conclave und Eidesleistung der Cardinäle. — Besitznahme der Zellen. — Schließungs-Protokoll. — Namensaufruf und Vereidigung des mit den Cardinälen einzuschließenden Personals. — Der Abend des ersten Wahltages (14. Juni). — Die Paulinische Capelle und ihre innere Einrichtung. — Der Subdecan Macchi. — Vierfache Art und Weise der Papstwahl. — Die Wahlzettel. — Wahl der Stimmensammler (Scrutatoren): Mastai wird einer derselben. — Vornahme des eigentlichen Wahlgeschäfts. — Wie es dabei zugeht. — Die kranken Cardinäle. — Wie ihre Zettel in Empfang genommen werden. — Die Stimmenzählung. — Staunenerregendes Resultat des ersten Scrutiniums. — Wie das Volk nachgehends dasselbe deutete. — Wie in der That der Finger Gottes sich zeigte.

Trotz der kindlichen Hochachtung, welche die Römer Gregor dem Sechszehnten zu bezeigen nicht aufgehört hatten, konnten sie sich doch eines etwas ungeduldigen Verlangens nach dem Schluß der neuntägigen Todtenfeier für den Heimgegangenen nicht erwehren, und waren froh, als sie sahen, wie nach altem Brauch die Maurer den großen Balcon des Quirinal-Palastes und die beiden Enden der Straße Pia zu vermauern anfingen. Mit mehr oder minder Theilnahme waren sie dem Aufzuge der Legaten, der Gesandten und der Ordens-Oberen gefolgt, die jeden Morgen sich feierlich nach dem Palast begaben, um

dem Decan des heil. Collegiums ihre Condolenz-Versicherungen unter den üblichen Förmlichkeiten zu Füßen zu legen.

Endlich nahmen die zweihundertsechszehn Soldaten der Stadtmiliz, welche während der Zwischenregierung behufs Bewachung der Stadt unter Waffen stehen, von der Säulenhalle des Capitols und den ihnen in den vierzehn Stadtvierteln Roms angewiesenen Posten Besitz. Die Bewachung des Judenquartiers — des Ghetto — und der Brücken, mit Ausnahme der Engelsbrücke, wurde Truppen übergeben, die kraft eines alten Vorrechts von dem fürstlichen Hause Mattei ausgehoben worden, dessen Farben und Uniform sie dann auch tragen. Das war das Signal zum Zusammentritt des Conclave.

Genau am 12. Juni, am zehnten Tage nach Gregor's Tode, versammelten sich denn auch die Cardinäle in Sanct Peters Dom, um dort der Heiligengeist-Messe anzuwohnen. Das Chor der Basilika bot dem Auge den imposantesten Anblick dar: Ganz Rom drängte sich in den weiten Hallen, weniger um dieses Schauspiels willen, als in der Absicht, sich den Gebeten anzuschließen, welche man zur Erflehung einer glückbringenden Wahl gen Himmel emporsandte. Nach beendigtem Hochamt ließen sich die Cardinäle abermals in ihre Chorstühle nieder, und ein Redner hielt einen lateinischen Vortrag, der zum Zweck hatte, die Wähler vorschriftsgemäß zu ermahnen, daß sie auf Sanct Peters Stuhl nur Den erheben, der ihn einzunehmen würdig ist.

Einige Stunden später versammelte sich das heilige Collegium von Neuem in der dem Quirinal, wo das Conclave eröffnet werden sollte, zunächst gelegenen Kirche des heiligen Sylvester. Dießmal sollten die Kirchenfürsten nicht mehr auseinander gehen als bis nach vollzogener Wahl. In diesem Augenblick lagerte ein drohender, düsterer Himmel über der ewigen Stadt; falbe Blitze durchzuckten von Zeit zu Zeit die Wolken; schweigsam drängte sich das Volk um die eine Gasse bildenden Truppen, betrachtete schwermuthvoll dieses kalte, schieferfarbige Gewölk, hörte das ferne, dumpfe Geläute der

Glocken Roms, deren eintönige Klänge die wild erregten Elemente durchhallten, und dachte bei sich, ob das nicht eine schlimme Vorbedeutung sei.

Als die Zahl der (gesunden) Cardinäle sich vollzählig fand, faßte einer der Ceremonienmeister das päpstliche Kreuz und knieete auf der letzten Stufe des Altars nieder. Auf dieses Zeichen stimmten die Sänger der Capelle die erste Strophe des Veni Creator an; knieend hörte die Versammlung sie zu. Als sie zu Ende gesungen, erhob sich der Ceremonienmeister und wandte sich, unter Vorantritt der Familie der Cardinäle — ihrer Conclavisten, einem Secretär und einem oder zwei Dienern — der Thür der Kirche zu; hinter ihm reiheten sich zwei und zwei, erst die Cardinal-Bischöfe, dann die Priester und endlich die Diakonen, sämmtliche Eminenzen an. An der Spitze der Procession schritt der Gouverneur von Rom; eine Menge Prälaten, von ihren Häusern gefolgt, schlossen den Zug.

Derselbe bewegte sich inmitten eines düstern Schweigens über den Platz; Waffengeklirr war das einzige Geräusch, das sich mit den heiligen Gesängen vermischte. Die Tausende, die auf dem Hügel des Monte Cavallo beisammen standen, um die Procession vorüberziehen zu lassen, schienen ihren Athem zurückzuhalten. Merkwürdig ist aber auch in der That diese Procession, merkwürdig für die Zuschauer, wie für die Theilnehmer selber. Merkwürdig zunächst für die Zuschauer. Cardinäle, welche die Römer nie oder seit langen Jahren nicht mehr gesehen haben, gehen da an ihnen vorüber; das Volk besieht und mißt sie mit scharfem Auge, und sucht in der Gestalt, in den Blicken und in dem Ausdrucke Anzeichen zu finden, aus denen sich berechnen lasse, wer wohl in Kurzem der Beherrscher der schönen Stadt sein werde, und was noch mehr ist, das Oberhaupt der katholischen Kirche vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergange, — merkwürdig aber auch für die Cardinäle selber. Gleichen Ranges treten sie Alle über die Schwelle; noch haben sie Alle gleichen Antheil an der höchsten weltlichen und geistlichen Gewalt; noch schlummert in ihrer

Aller Busen die Stimme, welche bald aus Einem Munde zu dem ganzen Erdenrunde reden wird, und der Keim der Autorität, mit welcher bald wieder ein Einziger bekleidet sein wird. Heute sind sie Alle gleich; vielleicht sitzt schon morgen Einer auf dem Throne und die Andern küssen ihm den Fuß; vielleicht ist schon morgen Einer der Fürst, die Andern seine Unterthanen, Einer der Hirt, die Andern seine Heerde.

Die Procession verlor sich unter dem Thorgewölbe des Quirinals, zog über den Hofplatz, die dem Eingang gegenüber liegende Gallerie entlang, und stieg langsam die große, zur Paulinischen Capelle führende Treppe hinan. Hier beendigten die Sänger das Veni Creator. Der in des kranken, bereits in seine Zelle eingeschlossenen Decans (Micara) Abwesenheit fungirende Subdecan sang die Oration Deus qui corda fidelium (Gott, der die Herzen der Gläubigen u. s. w.); danach richtete er eine kurze Ansprache an die Wah rren, worin er ihnen den hehren Endzweck ihres Beisammenseins dahier in die Erinnerung rief und sie beschwor, in tiefster Sammlung vor Gott Ihn anzuflehen, daß Er ihre Wahl leiten möge.

Alsdann verlasen die Ceremonienmeister und der Secretär des heiligen Collegiums mit lauter Stimme die päpstlichen Bullen betreffs der Wahl und der inneren Disciplin des Conclave. Die Cardinäle schworen der Reihe nach treue Befolgung dieser Verordnungen. Man führte den Maggiordomo, der in der Regel bis zur Ernennung des Papstes Palast-Gouverneur ist, ein und ließ auch ihn in des Subdecans Hände den vorgeschriebenen Eid leisten. Sodann verfügten sich die Cardinäle in die ihnen durch das Loos zugewiesenen Zellen, wo die Gesandten, die Fürsten, die Prälaten und andere Personen von Auszeichnung zu einem Convenienz-Besuche zugelassen wurden und wo vielleicht Allen das erhabene Loos zugewünscht und in Aussicht gestellt ward, das doch nur Einem zu Theil werden kann. Gegen Abend aber, auf ein Glockenzeichen, durchsuchte der Cardinal-Cämmerling in Begleitung der Capi d'ordine bei'm Fackelscheine alle Zellen und Räumlichkeiten,

um sich zu überzeugen, daß kein Fremder mehr darinnen; jeder noch offen gelassene Raum wurde sorgfältigst zugemauert, mit Ausnahme der besagten Drehnischen und des Hauptthores, dessen Schlüssel der Bewachung des Marschalls anvertraut wurde. Bezüglich dieses Verschlusses nach Innen und Außen wurde ein Protokoll aufgenommen, und die Menge verließ nach und nach den Platz und die Zugänge des Monte Cavallo.

Nachdem das drinnen verfaßte Schließungs-Protokoll gehörig versiegelt und dem Ceremonienmeister zur Verwahrung übergeben worden, schritt man zum namentlichen Aufruf der Personen, welche, ohne an der Wahl Theil zu nehmen, bis zum Tage der Wiedereröffnuug theils zum besonderen Dienste einer jeden der Eminenzen, theils zum öffentlichen Dienste des heil. Collegiums, mit den Cardinälen eingeschlossen bleiben mußten. Die Zahl ist, wie oben bemerkt, durch die Bullen festgesetzt und darf nicht überschritten werden. Es sind, außer den drei Conclavisten, welche das Gesetz einem jeden Wähler gestattet, der Secretär des Collegiums und seine drei Assistenten, der Sacristan und Untersacristan des Apostolischen Palastes nebst einem Priester zu ihrem Beistande, sechs Ceremonienmeister, der Beichtvater des Conclave, zwei Aerzte, ein Wundarzt nebst zwei Gehülfen, ein Baumeister, ein Zimmermann, ein Maurer und endlich fünfunddreißig Auskehrer.

Innerhalb des Conclave befinden sich zwei Capellen; die eine mit einem Haupt- und drei Nebenaltären zur Abhaltung des Gottesdienstes und zur täglichen Feier des heiligen Meßopfers Seitens der Cardinäle und der Conclavisten; die andere, um zweimal täglich den Wahlact darin vorzunehmen. In die letztere ließ man, um sich zu vergewissern, daß die durch die Verordnungen festgesetzte Zahl nicht überschritten worden, die obengenannten Personen eine nach der andern eintreten und auf das Evangelium schwören, von allem auf das Conclave und auf die Papstwahl Bezug Habenden in keiner Weise zu reden.

So ging der Abend des ersten Tages zu Ende.

Am folgenden Morgen (15. Juni) gegen neun Uhr begaben sich auf ein von dem Ceremonienmeister mit einer Schelle gegebenes Zeichen und auf den Ruf desselben: Ad capellam, domini! (Zur Capelle, meine Herren!) die Wahlherren zur Capelle, um zu den Wahloperationen zu schreiten.

Cardinal Micara als Altersdecan hätte an ihrer Spitze gehen müssen, allein, durch schwere Erkrankung in seiner Zelle zurückgehalten, wurde er an diesem Tage, wie am Tage zuvor durch den Subdecan, Cardinal Macchi, vertreten.

Die Paulinische Capelle, der Bänke, welche sonst das Schiff einnehmen, entledigt, bildete ein großes längliches Viereck, um welches sich zwei und fünfzig Thronsitze, darüber Baldachine, erhoben. Der Eingangsthüre gegenüber erhob sich der Altar, auf welchem bereits zur Feier der Messe die Kerzen brannten. In der Mitte erwartete ein mit einem reichen Teppich bekleideter, und mit drei Sesseln umstellter Tisch die Scrutatoren (Wahlprüfer.) Zur Rechten des Altars gewahrte man die Sfumata, eine Art Camin, worin nach jedem vergeblichen Wahlversuche die Zettel verbrannt werden und dessen Rauchfang zweimal täglich von den tausend Blicken des römischen Volkes so ängstlich befragt wird.

Während der Subdecan, von zwei Assistenten begleitet, den Altar hinanstieg, nahmen die Cardinäle zur Rechten und zur Linken, jeder auf seinem Throne, Platz. Die Bischöfe hatten die Stola um den Nacken herabhängend, die Priester und die Diakone trugen sie in Gestalt eines Andreaskreuzes übereinander gelegt. Es war ein hehres, majestätisches Schauspiel, diese Versammlung von Greisen, aus deren Mitte ein König, ein Papst hervorgehen sollte. Von diesem Gedanken schienen Alle bewegt, sie grüßten einander mit Ehrerbietung. Viele schienen sich besonders tief vor Cardinal Lambruschini zu verneigen, den sie als den muthmaßlichen Erwählten des Conclave betrachten mochten.

Die Messe wurde unter tiefster Sammlung gelesen. Nach dem letzten Evangelium sprach Cardinal Macchi zum zweiten

Mal einige Worte der Ermahnung, wonach Jeder sich wieder setzte, und die Thüre geschlossen ward.

Die Papstwahl kann auf vierfache Weise vor sich gehen:

1) Durch Acclamation: wenn nämlich wie aus Eingebung Gottes Alle aus Einem Munde in den Ausruf ausbrechen: N. N. soll unser Papst sein. Zur Gültigkeit dieser Wahlart, wovon die Kirchengeschichte allerdings (wie bei Cardinal Hildebrand) einige Beispiele aufweist, wird erfordert, daß sie einstimmig sei, und daß keine Berathung oder Absprache über den zu Wählenden vorher stattgehabt habe.

2) Durch Compromiß: wenn nämlich die Wahlberechtigten ihr Wahlrecht auf Einen oder Mehrere aus ihrer Mitte übertragen, was aber nur gültig ist, wenn alle Wahlherren damit einverstanden sind.

3) Die gewöhnliche Wahlform ist aber die durch das Scrutinium oder Stimmensammeln, und wenn dieses zu keinem Ergebniß geführt, schließt sich daran

4) der Acceß, der darin besteht, daß, wenn sich bei'm Scrutinium die Stimmenmehrheit auf eine bestimmte Person hinneigt, solche Cardinäle, die bisher für eine andere Person gestimmt hatten, jener beitreten.

Die Wahlform durch das Scrutinium zerfällt naturgemäß in drei Theile, die man Ante-Scrutinium, Scrutinium und Post-Scrutinium nennt.

Die hauptsächlichste Formalität des Ante-Scrutiniums besteht in der Zurechtmachung der Wahlzettel. Diese Zurechtmachung ist Sache der Ceremonienmeister. Sie müssen zum Voraus die Zettel drucken lassen, oder, wenn ihnen dazu die Zeit fehlt, sie eigenhändig schreiben und in zwei Kelchen auf den Tisch legen, der die Mitte der Capelle einnimmt, dergestalt, daß die Cardinäle in dem Augenblick, wo sie sich derselben bedienen wollen, sie nur herauszunehmen brauchen.

Die Wahlzettel sind mehr lang als breit, und von Oben nach Unten in fünf Felder getheilt, welche die Art angeben, wie sie gefaltet werden müssen. Das erste Feld trägt den

Namen des wählenden Cardinals (Ego — Ich N. N. Cardinalis) und das letzte seine Nummer mit einem Wahlspruch daneben; der Raum in der Mitte enthält die Wahlformel und des Erwählten Namen (Eligo in Summum Pontificem Reverendissimum D. meum D. Cardinalem N. N. — ich wähle zum Papst meinen hochwürdigsten Herrn, den Herrn Cardinal N. N.); die zwei daneben liegenden Mittelfelder sind zur Aufnahme des Siegels bestimmt, mittels dessen der Wahlherr seinen Namen und seinen Wahlspruch verdeckt. Um das Geheimniß noch besser zu bewahren und zu verhüten, daß die Durchsichtigkeit des Papiers die Signatur des Wahlzettels verrathe, wird auf die Kehrseite der die Namen und die Wahlsprüche enthaltenden Felder eine reich verzierte Vignette angebracht. Ist einmal die erste Falte jedes Endes auf die zweite gelegt und mittels zweier Siegel befestigt, so bleibt der Name des stimmabgebenden Cardinals, seine Nummer und sein Wahlspruch verborgen. Bloß das mittlere, die Wahlformel und des Erwählten Namen enthaltende Feld bleibt allein sichtbar. Um es zu verdecken, faltet man den Zettel seiner Länge nach in zwei Theile, ohne ihn jedoch zu versiegeln.

Die Ceremonienmeister hatten Zeit genug gehabt, die Zettel drucken zu lassen; letztere fanden sich daher bereits auf dem für die Scrutatoren bestimmten Schreibtische an ihrem Platze.

Man zog die drei Scrutatoren und die drei Krankenpfleger, welche die Zettel der Kranken in deren Zellen abzuholen bestimmt waren, durch das Loos. In ein Säckchen von violettem Damast wurden ebenso viele hölzerne Kugeln geworfen, als Cardinäle im Conclave waren. Die Kugeln waren unter Aller Augen mit einer Ziffer bezeichnet worden; jede trug den Namen eines der Wahlherren. Die drei ersten herauskommenden Nummern sollten die Scrutatoren nach der Ordnung ihrer Verrichtungen bezeichnen: Der erste sollte die Zettel zu öffnen, der zweite die Stimmen einzuschreiben, der dritte sie laut zu lesen beauftragt sein.

Der Subdecan nahm das Säckchen, rüttelte es, um die

Kugeln zu vermischen und segnete dasselbe. Dann trat der jüngste der Diakonen heran und griff mit der Hand hinein. Cardinal Mastai's Name kam der dritte heraus. Ihm fiel somit die Aufgabe zu, die Stimmen laut zu verkünden.

Nachdem die bezeichneten Scrutatoren um den Schreibtisch Platz genommen, wurde die Ziehung für die Krankenpfleger fortgesetzt. Unter ihnen bezeichnete das Loos in zweiter Reihe den Cardinal Lambruschini.

Als so alle vorbereitenden Operationen beendigt waren, nahmen die directen Wahlarbeiten ihren Anfang.

Der Cardinal Macchi und die neun ersten Cardinäle gingen jeder und holten sich einen Zettel auf dem Tische der Scrutatoren; dann setzten sie sich vor kleinen Schreibpulten ähnliche Tische, die man ringsherum in der Capelle hingestellt hatte, und füllten das Leere ihres Zettels aus. Jeder konnte sie schreiben sehen, allein die Pulte waren derart hingestellt, daß es unmöglich war, zu sehen, was sie schrieben. Als sie fertig waren, nahmen zehn andere ihre Plätze ein und so der Reihe nach, bis alle anwesenden Mitglieder des Conclave ihr Votum geschrieben und versiegelt hatten.

So wie einer der Wahlherren das übliche Siegel auf seinen Zettel gesetzt, nahm er ihn zwischen den Daumen und den Zeigefinger, hob den Arm über den Kopf in die Höhe und schritt zum Altar, auf welchem ein großer mit seiner Patene bedeckter Kelch stand. Hier warf er sich auf die Kniee, betete eine Weile, stand wieder auf und sprach mit heller Stimme den Eid, dessen Formel auf eine kleine Tabelle geschrieben stand: Testor Christum Dominum, qui me judicaturus est, me eligere quem secundum Deum judico eligi debere et quod idem in accessu praestabo.“ (Ich nehme Christus den Herrn, der mich dereinst richten wird, zum Zeugen, daß ich Den wähle, welchen ich nach Gottes Willen wählen zu müssen glaube, und daß ich das Gleiche bei'm Accesse thun werde.) Danach legte er seinen Zettel auf die Patene, ließ ihn, indem er diese an einer Seite in die Höhe hob, in den Kelch gleiten, kniete abermals

nieder und kehrte dann an seinen Platz zurück. Zu den Wahlzetteln der in der Capelle anwesenden Cardinäle mußten die der kranken hinzukommen. Fünf Eminenzen waren aus mehr oder weniger erheblichen Gründen in ihren Zellen zurückgehalten; es waren der Altersdecan Micara, die Cardinäle Alberghini, Polydori, Gizzi und Bernetti. Einer der Krankenpfleger nahm ein hölzernes Kästchen, dessen mit einer engen Spalte versehener Deckel mit genauer Noth einen der Breite nach in zwei Hälften gefalteten Zettel hineinzulassen gestattete. Das Kästchen wurde inmitten des heiligen Collegiums feierlich geöffnet, damit ein Jeder sich überzeugen konnte, daß es leer war; dann schloß man es von Neuem und Lambruschini legte den Schlüssel desselben wieder auf den Altar nieder. Dann legte der dritte Krankenpfleger auf ein Schüsselchen ebenso viele Zettel, als noch Cardinäle Stimmen abzugeben hatten, und alle drei begaben sich zu den Zellen ihrer Collegen. Eine Viertelstunde später kamen sie in die Paulinische Capelle zurück und setzten das Kästchen auf den Tisch der Scrutatoren nieder. Diese öffneten es, beglaubigten die Zahl der Zettel, legten sie dann einen nach dem andern auf die Patene und ließen sie allesammt in den Kelch hinabgleiten.

Nun nahm der erste Scrutator das auf dem Altar stehende heilige Gefäß, welches die Stimmen in sich barg, schüttelte es, um die Zettel durcheinander zu mengen, und reichte es Mastai, der in seiner Eigenschaft als dritter Scrutator dieselben zählte. Da die Zahl richtig befunden wurde, schritt man zur Zählung der auf den Zetteln enthaltenen Stimmen.

Das war der feierlichste Augenblick dieses ersten Tages; mehr denn Ein Herz pochte, mehr denn Eine Hand preßte krampfhaft die vor ihr liegende Liste der Cardinäle, auf welche sie die Stimmen zu verzeichnen sich anschickte.

Der, welcher gewählt werden sollte, und der, vermöge einer Laune des Schicksals, als Scrutator, laut die Namen verlesend, sich gleichsam selber wählen mußte, Mastai, war vielleicht unter Allen der ruhigste.

Die Gemüthsverfassung, worin er Baladelli's Vorahnung aufgenommen hatte, war noch ganz und gar die gleiche.

Der erste Scrutator, den Rücken dem Altare zugekehrt, nahm die Zettel aus dem Kelche, öffnete sie, um die Namen nicht aufzudecken, mit Vorsicht, und übergab sie dem zweiten. Dieser las sie mit leiser Stimme und gab sie, nachdem er sie eingetragen hatte, dem dritten, der sie laut vorlas. Mastai, als dritter Scrutator, rief fünfzehnmal den Namen Lambruschini und dreizehnmal den seinigen. Sechsundzwanzig Stimmen hatten sich zersplittert, Gizzi hatte nur zwei bekommen.

Dieses erste Ergebniß brachte auf die Versammlung eine nahezu elektrische Erregung hervor, die sich Anfangs in einem leichten Zucken der Ueberraschung, dann in einem ungewohnten Murmeln kund gab.

Die Mehrzahl hatte erwartet, den Namen Lambruschini aus dem Wahlkelche kommen zu sehen. Wer war nun dieser unbekannte Nebenbuhler, der bei'm ersten Wahlgange eine der seinigen beinahe gleiche Ziffer erreichte? Das Volk schrieb hintennach diese Thatsache einer directen Einwirkung der Vorsehung, einem Wunder zu. Es vergegenwärtigte sich, wie die Zahl dreizehn Jesus Christus, umgeben von seinen zwölf Aposteln vorstellt, und es fügte hinzu, in demselben Augenblick, wo Mastai die dreizehnte Stimme las, sei eine Taube, des göttlichen Geistes Sinnbild, durch ein Fenster hereingeflogen und habe sich flatternd über sein Haupt niedergesenkt.

Wie es damit sich verhalte, mag dahingestellt sein. Allerdings konnte leicht eines dieser zahmen Thierchen, welche die tausend Kuppeln der großen Stadt bevölkern, bei der feierlichen Stille, welche in der Capelle herrschte, durch ein offenstehendes Fenster sich hineinverirrt haben, und schwerlich würde das Volk, wenn der Erwählte sich später als eine mißliebige Person herausgestellt hätte, diesem Umstande eine übernatürliche Deutung gegeben haben.

Nichts desto weniger hatte der Finger Gottes sich zu zeigen angefangen. Denn wer hätte es für wahrscheinlich gehalten,

daß der Staatslenker der letzten Regierung, der einflußreichste, auch durch seine Persönlichkeit Ehrfurcht gebietende Prälat des heiligen Collegiums so wenige Stimmen auf sein Haupt vereinigt finden würde, daß ihre Zahl nicht einmal die Hälfte der nach kanonischen Bestimmungen nothwendigen Ziffer erreichte, während auf den am Wenigsten bekannten, anspruchlosesten der Cardinäle ohne vorherige Verabredung dreizehn Stimmen gefallen waren. Da mußte allerdings ein überirdischer Einfluß im Spiele sein, da mußte ein Licht aus der Höhe erleuchten, da mußte eine Macht von Oben lenken. Was so wider alle menschliche Voraussicht und wider die geschicktesten Berechnungen anfing, ließ das Unvorhergesehene ahnen.

Auch der Umstand, daß von den drei dazu berechtigten Höfen keiner, weder jetzt noch später, da Mastai's Wahl sich immer mehr den gesetzlichen zwei Drittheilen der Stimmen näherte, durch einen dazu bevollmächtigten Cardinal Einspruch thun ließ, schien nicht ohne Bedeutung zu sein.

Zweiundvierzigstes Capitel.

Die Acceßwahl: warum, wie und mit welchem Erfolg sie vorgenommen wurde. — Die Sfumata oder der wie ein Orakel befragte Rauchfang. — Zweites und drittes Scrutinium. — Wie darin Gottes Wille hinsichtlich Mastai's stets deutlicher zu Tage trat. — Fieberhafte Spannung in der Stadt. — Aufhetzerei von Seiten der Geheimbündler. — Wie die leichtgläubige Menge sich von jedem Winde hin und her bewegen läßt und auch das Widersinnigste glaubt. — Ungewöhnlich rege Theilnahme an den Andachtsübungen zur Erflehung einer glücklichen Papstwahl. — Die Procession von der Apostelkirche nach dem Quirinal-Palast. — Veni Creator oder Te Deum? — Eine Freudenbezeugung, welche dem unschuldigen Gegenstande derselben theuer zu stehen kam. Oder: wie sich zum Ernstfeierlichen manchmal das Drollige gesellt. — Das vierte Scrutinium. — Ein Gethsemane für Mastai. — Derselbe wird mit überwiegender Stimmenmehrheit, ja durch Acclamation zum Papst erwählt. — Eine feierliche Frage von unberechenbarer Tragweite. — Schluß des ersten Buches.

Da nach Verlesung aller Stimmen Niemand die gesetzliche Mehrzahl erlangt hatte, die Wahl durch das Scrutinium somit ohne Erfolg geblieben war, so wurde zur Acceßwahl geschritten. Zu diesem Zwecke lagen in einer Schüssel eben so viele Zettel, ähnlich den vorbeschriebenen, in Bereitschaft; sie enthielten statt des Wortes Eligo (ich erwähle) die Worte: Accedo Reverendissimo Domino meo D. Cardinali N. N. (ich trete dem Hochw. Herrn Cardinal N. N. bei.) Auch hier füllt jeder Wähler in ähnlicher Weise wie oben beschrieben, das Formular durch Beifügung seines verdeckten Namens, und

durch Bezeichnung des Cardinals, dem er beistimmt, aus; will er jedoch Keinem beistimmen, so schreibt er auf die leere Stelle: Nemini — Niemanden. Prüfung und Eröffnung der Stimmzettel, sowie die Einholung der letzteren durch die Krankenpfleger geschieht wie beim Scrutinium.

Da der Acceß am ersten Scrutinium Nichts geändert hatte, so wurden die Wahlzettel vermittelst einer Nadel an einen Faden gereiht, in den neben dem Altare angebrachten Camin geworfen und verbrannt. Das ist die berühmte Sfumata, das durch aufsteigenden Rauch gegebene Zeichen der ohne Erfolg gebliebenen Wahl. Als das Volk, welches um die Zeit, wo die Wahl muthmaßlich vorüber sein konnte, sich schaarenweise auf dem Monte Cavallo eingefunden und die Augen unverwandt auf den Rauchfang jenes Camins gerichtet hielt, leichte Rauchwölkchen in die Luft aufwirbeln, somit die Wahl für dießmal vereitelt und die Hoffnung auf Durchbringung seines Candidaten (Gizzi) buchstäblich in Rauch aufgegangen sah, zog es mißgestimmt und schweigend von dannen.

Das Scrutinium vom Abende des fünfzehnten war ein neuer Triumph für Mastai: er hatte siebenzehn Stimmen, folglich vier gewonnen, während Cardinal Lambruschini deren zwei eingebüßt hatte.

Am Morgen des zweiten Tages (16. Juni) fand das dritte Scrutinium statt, welches ein noch glänzenderes Ergebniß für Mastai aufwies.

Während so drinnen im Conclave der Name Mastai immer höher leuchtete, herrschte draußen in der Stadt die gespannteste Erwartung. Diese wiederholten, resultatlos gebliebenen Wahlversuche, was mochten sie wohl bedeuten? Gewährten sie für diesen oder für jenen Candidaten gegründetere Hoffnung? War man dem Endresultate nahe, oder sollte das provisorische Regiment des Conclave sich in die Länge dehnen? Niemand vermochte das zu sagen. Das Volk, mit den Zwischenbegebenheiten eines Schauspiels, dessen Schlußact erst zu seiner Kenntniß gelangen sollte und welches gleichwohl für Stadt und Welt die

Drohung einer Schicksalswende zu noch Schlimmerem, oder die Hoffnung auf bessere Tage in seinem Schooße barg, völlig unbekannt, wußte seine Ungeduld kaum noch zu bezähmen.

Frühere Mitglieder der Geheimbünde, eine Niederlage der liberalen Partei voraussehend, suchten insgeheim die Maschen jenes großen Netzes des Carbonarismus, das unter Gregor XVI. Lambruschini's Hand erbarmungslos zerrissen hatte, wieder aufzunehmen. Durch die laxere Handhabung der Polizei wie sie jedes Interregnum erklärlicher Weise mit sich bringt, begünstigt, tauchten in allen Vierteln Roms Kabalenstifter auf, die, von Laden zu Laden, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus, von Spazierplatz zu Spazierplatz, ja selbst von Kirche zu Kirche schleichend, den Eifer anspornten, die Ungeduld aufstachelten und wider Lambruschini, falls er erwählt werden sollte, alle Elemente einer Furcht gebietenden Protestation herauf beschworen.

Der große Haufen, der sich mit gleicher Leichtigkeit der Entmuthigung wie der Hoffnung in die Arme wirft, schenkte allen Gerüchten Glauben und streute an beiden Enden der Stadt die widersprechendsten Mähren zugleich aus. Hier hatte der Lakai eines Cardinals zu seinem Barbier gesagt, der Legat von Forli, der Günstling des Volkes, habe einstimmig seinem Mitbewerber den Rang abgelaufen; dort behauptete ein Lieferant des Hotels Lambruschini, es herrsche darinnen eine außerordentliche Rührigkeit, sintemal der Herr durch Acclamation erwählt worden sei; hier erhob man ein Freudengeschrei, wünschte man sich Glück, umarmte man sich; dort ging man schweigend, gesenkten Hauptes auseinander.

Unterdessen war die Betheiligung an den Andachtsübungen, welche während der Erledigung des heiligen Stuhles Statt haben, niemals eine lebhaftere gewesen. Man drängte sich ordentlich zur Capelle des Tribunals der Rota, um der Heiligengeist-Messe beizuwohnen, die dort während der Dauer des Conclave Tag für Tag gelesen wird; von dort eilte man zum großen Saal des Capitols, wo fünfzig durch den Cardinal-Cämmerling und die Conservatoren zum Voraus aus dem ersten

Adel erkorene Rathsherren auf den Glockenschlag sich zur Absingung des Veni Creator zusammen fanden. Vom Capitol begab man sich dann wieder zum Monte-Cavallo-Platz, um den kleinen schwarzen Rauchfang, die verhängnißvolle Sfumata, um Auskunft zu fragen.

Die Ceremonie jedoch, welche das größte Interesse erregte, war die tägliche Procession, welche sich von der Apostelkirche zum Quirinalpalaste begibt. Zahllos schloß sich das Volk der Geistlichkeit an, die nach alter Sitte mit Kreuz und Fahne an der Spitze auszog, um sich zu erkundigen, ob der Kirche ein Oberhaupt noch nicht gegeben sei. Die Waisenkinder und die Zöglinge der frommen Anstalten eröffneten den Zug, dann kamen, in zwei Reihen geordnet, die Franziskaner und die Augustiner-Baarfüßler, die Capuziner und die Hieronymiten, die Minimen (mindesten Brüder des heiligen Franz von Paula, die Minoriten (Minderbrüder), die Carmeliten, die Marianer, die Dominicaner, endlich die Priester jeder Pfarrei mit ihren Pfarrherren. Alle diese Körperschaften setzten sich inmitten der wie Meereswogen brausenden Bevölkerung durch die große, längs den Flanken des Hügels sich hinanwindende Straße, langsam nach dem Palaste zu in Bewegung.

Dort angelangt, tritt der Klerus, dem Brauche gemäß, zu dem Hauptthor hinein, durchschreitet den vordersten Hofraum und macht vor der Capelle der Auditoren der Rota Halt. Hier richtet einer der Pfarrer in lateinischer Sprache an die in feierlicher Versammlung anwesenden Auditoren der Rota folgende Frage: Habemusne Pontificem? (Haben wir ein Oberhaupt?) Wird die Frage verneint, dann kehrt die Procession, das Veni Creator anstimmend, sofort zurück; wird sie bejaht, so singt sie das Te Deum.

Weil das Volk, so oft diese Ceremonie sich erneuerte, nicht in den Hofraum eindringen konnte, so gab es, auf dem Platze harrend, mit ängstlicher Spannung, in tiefstem Schweigen, mit lauschenden Ohren auf die ersten Laute Acht, mit denen der heilige Gesang anhob, um aus ihnen die Antwort der

Auditoren, die nicht bis zu ihnen gelangen konnte, zu erkennen.

Zu zweien Malen hatte die Ceremonie bereits Statt gehabt, als ein Gerede, welches durch besondere Umstände den Charakter der Gewißheit annahm, gleich einem Lauffeuer von Gasse zu Gasse lief und ganz Rom auf die Beine brachte.

Es ist nämlich herkömmlich, daß vor dem Zusammentritt des Conclave der Ceremonienmeister des verstorbenen Papstes drei vollständige Pontifical-Anzüge von verschiedener Größe anfertigen läßt. Unter diesen dreien wählt man dann den, welcher den Neuerkorenen am Besten kleidet, um ihn sogleich nach angenommener Wahl damit zu schmücken. Kurz, nach Gregor's Tode waren die drei Gewänder in Auftrag gegeben, allein noch immer nicht abgeliefert worden. Als nach dem ersten Wahlact der Ceremonienmeister, Namens Brancadoro, auf gewisse Anzeichen hin eine baldige Entscheidung der Wahl vermuthete, ließ er die Betreffenden erinnern, ihm die drei Gewandstücke ohne Verzug zu senden. Zwei waren fertig, das größere und das mittlere; sie wurden sofort in den Palast abgeliefert; am selbigen Abende noch sollte der dritte Anzug nachfolgen: so versprach man.

Allein, wie an andern Orten, so ist auch zu Rom das Worthalten gerade nicht Jedermann's Sache; der Abend verstrich, ohne daß das Versprochene verabfolgt wurde. Als nun der Ceremonienmeister, der aus dem Erfolge des zweiten Scrutiniums mit noch größerer Sicherheit auf ein baldiges Endresultat glaubte schließen zu dürfen, schon bei Tagesanbruch durch einen Boten nach dem andern den säumigen Nadelkünstler bitten und beschwören ließ, das noch rückständige Gewand kleinsten Maßes, auf das es hauptsächlich ankomme, doch schleunigst zu verabfolgen, da brauchte mit diesem ungestümen Drängen nur noch der zufällige Umstand in Verbindung gebracht zu werden, daß der Candidat der Volkspartei, gleich Jenem, von welchem die heilige Urkunde Meldung thut[1]), „klein von Person" war — und

[1]) Luk. 19, 3.

die Schlußfolgerung lag nahe: Gizzi müsse wohl die meisten Chancen für sich haben, er werde sicherlich der neue Papst, deßhalb habe es mit dem kleineren Gewande so große Eile. Und richtig: Meister und Gesellen besaßen Logik genug, um diesen Schluß zu ziehen, sie zogen ihn wirklich und machten daraus so wenig ein Geheimniß, daß die Kunde davon bald mit Windeseile durch die Stadt flog. Die Freude darüber war außerordentlich. Und wie es denn so geht: die günstigen Vermuthungen, die man von Mund zu Mund sich mittheilte, nahmen bald das Gepräge einer vollendeten Thatsache an: man vermuthete nicht bloß mehr, Gizzi werde gewählt werden, nein, es war gewiß, die Wahl war fertig und Gizzi der Erwählte. Die Gewißheit gewann am Ende einen so positiven Charakter, daß sogar die Canzleien davon Notiz nahmen. Der Gesandte Sardiniens wollte eben seinen Bericht an seine Regierung abgehen lassen, als er noch im rechten Moment enttäuscht wurde und just so viel Zeit hatte, statt „Gizzi" „Mastai" zu schreiben. Der Bevollmächtigte Oestreichs, Baron v. Lützow, machte Abends bei seinen Freunden die Runde, um ihnen die Wahl des Volkscandidaten zu vermelden. Mittlerweile hatten die Freunde des Legaten von Forli nichts Eiligeres zu thun gehabt, als einen Courier nach Ceccano zu entsenden, wo seine Familie weilte. Mit der begeistertsten Freude, wie man denken kann, nahm das Städchen die frohe Mähr auf; alle Glocken läuten, die Häuser illuminiren, die Büste des neuen Papstes hervorholen, sie wie im Triumphe, von einer Flammenglorie umstrahlt, öffentlich ausstellen, war das Werk eines Augenblicks. Leider auch nur einen Augenblick währte der Freudenrausch; denn die Enttäuschung folgte ihm auf dem Fuße nach. So groß war die Erbitterung darüber, daß sie dem ersten Courier, den man eines losen Streiches gegen das Städchen in Verdacht hatte, nahezu das Leben gekostet hätte.

Unterdessen hatte des Cardinals Dienerschaft in gerechter Freude über das Glück ihres Herrn, unter Zuziehung mehrerer Standesgenossen, sich auf des neuen Papstes Wohl (und selbst-

redend auch auf seine Kosten) bis zum Uebermaße gütlich gethan, und dieweil sie seine Cardinals-Garderobe nunmehr für überflüssig hielt, in ihrer Ueberschwänglichkeit ein Freudenfeuer daraus gemacht. Kurz: der allgemeine Irrthum soll dem braven Monsignor Gizzi das Sümmchen von nahezu sechstausend Scudi gekostet haben.

So war die Volksgunst dießmal dem unschuldigen Träger derselben buchstäblich ein „theures Gut" gewesen und dem würdigen Cardinal Gelegenheit geboten, das Sprüchwort: „wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen", an sich zu erproben [1]).

Während Roms Bevölkerung sich dem Freudentaumel, welchen das Mährchen von dem Wahlsiege ihres Günstlings verursachte, blindlings überließ, trug sich im Conclave ein Auftritt völlig anderer Art zu.

Wie bereits erwähnt, hatten drei Wahlversuche mittelst des Scrutiniums Statt gehabt: der Erfolg derselben war mit jedem Male für Lambruschini ungünstiger gewesen. Dagegen sah Mastai sowohl die Stimmen, die Jenem abgingen, als auch eine stets anwachsende Zahl von Stimmen, welche auf andere Cardinäle sich zersplittert hatten, auf ihn sich vereinigen. Beim zweiten Wahlgange hatte er vier Stimmen gewonnen, während sein Mitbewerber deren zwei eingebüßt hatte; bei der dritten Wahl, am Morgen des 16. hatte Mastai als Scrutator nur elfmal Lambruschini's Namen und siebenundzwanzig Mal den seinigen verlesen.

Am Nachmittage desselbigen Tages, um drei Uhr, wurde das vierte Scrutinium eröffnet. Im Conclave herrschte die feierlichste Stimmung; eine tiefe Stille, feierlicher noch, als sie bisher bei den heiligen Handlungen obwaltete, lagerte über der ganzen Versammlung; jedes einzelne Mitglied des heiligen Collegiums fühlte sich unter dem Einflusse Gottes, welcher jetzt seinen Willen zu offenbaren und seinen Auserwählten zu verkünden im Begriffe stand.

---

[1]) Felix Clavé. Vie et portrait de Pie IX. p. 108.

Wie die vorhergehenden, begann auch diese Sitzung mit der Absingung des Veni Creator; hierauf wurden die Stimmzettel geschrieben und in den Wahlkelch niedergelegt. Die Kirchenfürsten, denen die Bedienung der Kranken übertragen war, sammelten hierauf noch die Stimmen bei einigen Kranken, man legte sie zu den ersteren, die Stimmen waren vollzählig, man begann sie heraus zu ziehen.

Jetzt wurde das Schweigen der erhabenen Versammlung noch feierlicher. Die Augen hefteten sich auf den Kelch, in welchem der geheime Wille Gottes ruhete und auf Mastai. Dieser befand sich an der Tafel, wo die Stimmzettel gezogen werden sollten, und wohin ihn das Loos gestellt hatte. Ihm zur Seite standen die beiden andern Scrutatoren. Ueber Mastai's Züge hatte sich in Folge der tiefen Aufregung große Bläße gelagert: das Ergebniß der Abstimmung am Morgen hatte seine Demuth erschreckt, und obschon er die ganze Zeit zwischen den beiden Abstimmungen in inbrünstigem Gebete zu Gott verharrte, hatte seine Seele nicht die tiefe Besorgniß, welche sein Blut erstarren machte, zu überwältigen vermocht: man glaubte ein Opfer zu sehen, welchem Gott eine schwere Last an Würde wie an Verantwortlichkeit aufzulegen im Begriffe stand, der er sich gerne hätte entziehen wollen. Die Nothwendigkeit, selbst seinen Namen zu verkünden, vermehrte noch seine Bewegung. Indessen mußte er gehorchen.

Der erste Stimmzettel trug den Namen Mastai; ebenso der zweite, der dritte. Siebenzehn Mal hintereinander hatte er als Scrutator seinen Namen proclamirt. Seine Hand zitterte und kaum vermochte er die Stimmzettel zu halten, welche ihm dargereicht wurden. Noch heftiger zitterte seine Stimme, und als er auf dem achtzehnten Blatte noch immer seinen Namen gewahrte, verschleierten sich seine Augen, ein Schwindel umfaßte ihn und das Wort erstarb auf seinen Lippen. Nach einem Augenblicke des Schweigens stürzte ein Thränenstrom aus seinen Augen; er bat die Versammlung, ihn zu entschuldigen und einen Andern an seiner Stelle mit dem Lesen der übrigen

Stimmen zu betrauen. Mastai vergaß, daß ein unterbrochenes Scrutinium die Wahl nichtig gemacht hätte; das heilige Collegium dachte daran. „Ruhen Sie einen Augenblick!" rief man ihm von allen Seiten zu, „bezwingen Sie Ihre Aufregung, wir werden warten!" Zugleich hatten mehrere Cardinäle ihre Sitze verlassen; sie waren eifrig um ihn beschäftigt und ließen ihn niedersitzen.

Mastai, immer noch schweigend und zitternd, sah Nichts, hörte Nichts, und Thränen rollten fortwährend aus seinen Augen. Der Ort, wo er sich befand, war sein Gethsamene. Ein Leidenskelch, wie er einst seinem Meister vor Augen gestanden nnd ihm blutigen Angstschweiß ausgepreßt hatte, schwebte seinem Geiste vor und auch aus seiner Brust mochte sich, den Umstehenden unvernehmbar, der Seufzer emporringen: „Vater! wenn es möglich, so laß diesen Kelch an mir vorübergehen, doch nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe!"

Nachdem er einige Augenblicke sich erholt hatte, faßte er sich, wie von einem Himmelsboten gestärkt, und neue Kraft schien ihm verliehen worden zu sein. Er erhob sich und nahm, durch zwei seiner Amtsbrüder unterstützt, seine Functionen wieder auf; die Ziehung wurde langsam vollendet und am Schlusse hatte er seinen Namen sechsunddreißig Mal gelesen. Mit der vierunddreißigsten Stimme war schon die erforderliche Mehrzahl erreicht.

Im Augenblicke, wo Mastai den letzten Stimmzettel gelesen, rief der Cardinal-Diakon Riario Sforza, der neben ihm stand: Habemus Pontificem! (Wir haben den Papst.) Sofort erhoben sich alle Wahlherren zugleich und ein einziger Ruf hallte durch die Gewölbe der Capelle: es war Mastai's Name, welchen Alle zugleich proclamirten, sowohl Jene, welche ihm bereits ihre Stimme gegeben, als auch Jene, welche sie ihm bis jetzt vorenthalten hatten, und welche, hingerissen durch einen so außerordentlichen Schatz an Bescheidenheit, tiefem Gefühl und Demuth sich einer so gottgefälligen Wahl anschließen und derselben durch einen ebenso feierlichen als urkundlichen

Act, durch Acclamation, ihre freudige Zustimmung geben wollten.

Und Mastai? Gleich einem Schlachtopfer lag er an den Stufen des Altares auf den Knieen und flehte, in stiller Anbetung versunken, zu Gott um Hülfe gegen die Schwächen seines Herzens und die Verwirrung seines Geistes, die ihn bei der Erwägung einer so furchtbaren und so hohen Würde überkommen war.

Unterdessen hatte die Schelle des Cardinal-Subdecans den an der Türe harrenden Prälaten verkündet, daß die Wahl vollzogen sei. Auf dieses Zeichen öffnete sich die Flügelthür und der Secretär des heiligen Collegiums, begleitet von dem Präfecten und den Ceremonienmeistern, trat in die Capelle. Er durchschritt sie in die Runde, indem er der Reihe nach vor den Häuptern der drei Ordnungen, dem Subdecan, als dem ersten der Cardinal-Bischöfe, danach vor dem ersten Cardinal-Priester und dem ersten Cardinal-Diakon stehen blieb. Diese verließen dann nacheinander ihre Sitze, stiegen in das Schiff hinab, traten zusammen und lenkten ihre Schritte auf den Neugewählten zu, um ihn zu fragen, ob er in die Wahl einwillige.

Immer noch kniete Mastai an den Stufen des Altares im Gebete versunken; da nahete sich ihm der zweitälteste Cardinal, Macchi, begleitet von den Ceremonienmeistern und den ersten Cardinälen und richtete die feierliche Frage an ihn: „Acceptas ne electionem canonice de te factam in Summum Pontificem?“ (Nimmst Du die in kanonischer Weise auf Dich gefallene Wahl als kirchliches Oberhaupt an?) Mit dieser Frage, die wie ein großes, goldenes Fragezeichen am Himmel der Geschichte dasteht, mit deren Beantwortung ein theurer, uns geläufig gewordener Name in den Hintergrund tritt, um einem neuen, noch weit glänzenderen Namen Platz zu machen, an welchen der Beginn einer neuen Zeitenwende sich anknüpft: mit dieser Frage schließen wir unser erstes Buch.

Rat, durch Acclamation, ihre künftige Zustimmung geben wollten.

Als Mastai [illegible] einen [illegible] lag er an den Stufen des Altars auf den Knieen und flehte, in [illegible] versenkt, zu Gott um Hülfe gegen die Schwächen seines Körpers und die Verwirrung seines Geistes, die ihn bei der Erwägung einer so furchtbaren und so hohen Würde überkommen war.

Unterdessen hatte die [illegible] des Cardinal [illegible] den [illegible] Prälaten verkündigt, daß die Wahl vollzogen sei. Auf dieses Zeichen [illegible] sich die [illegible] und der [illegible], begleitet von dem Präfecten und den Ceremonienmeistern, trat in die Capelle. Er [illegible] sich an die Runde, indem er der Reihe nach vor den [illegible] der drei Ordnungen, dem [illegible], als dem ersten der Cardinal-Bischöfe, [illegible] dem ersten Cardinal-Priester und dem ersten Cardinal-Diakon [illegible]. Diese [illegible], traten zusammen und lenkten ihre Schritte auf den Neugewählten zu, um ihn zu fragen, ob er in die Wahl einwillige.

Immer noch knieete Mastai an den Stufen des Altars im Gebete versunken; da nahte sich ihm der [illegible] Cardinal Macchi, begleitet von den Ceremonienmeistern und den [illegible] Cardinälen und [illegible] die feierliche Frage an ihn: „Acceptas ne electionem canonice de te factam in Summum Pontificem?" ([illegible] Du die [illegible] Wahl auf Dich [illegible] als [illegible] Oberhaupt an?) Mit dieser Frage, die wie ein großes, [illegible] der [illegible], mit [illegible] ein [illegible], und [illegible] in den [illegible] tritt, um einen neuen, [illegible] zu machen, an welchem [illegible] einer neuen [illegible] sich [illegible].
[illegible]

Zweites Buch.

Von Mastai's Thronbesteigung als Papst Pius IX. bis zu dessen triumphirender Rückkehr aus Gaëta und Portici. 1846 — 1850.

Erstes Capitel.

Die Frage: „Nimmst Du die auf Dich gefallene Wahl zum Papste an? ist keine bloße Redensart. Beweise dafür aus der Kirchengeschichte. — Wie Mastai nach schwerem Kampfe in erhabener, rührender Weise diese Frage bejahet. — Was sofort auf diese Bejahung folgt. — Der neue Name. — Ursprung und Bedeutung dieser Namensänderung. — Ein Name unter allen darf nicht angenommen oder beibehalten werden. Der Grund hierfür. — Mastai nimmt den Namen Pius an. — Die buchstäbliche und die geheimnißvolle Bedeutung dieses Namens im Zusammenhange mit den acht gleichnamigen Päpsten vor ihm. Eine kurze Charakteristik derselben. — Ein Lorbeerzweig auf das Grab einer Prophetin, die sich der Erfüllung ihrer Voraussage erst im Himmel erfreute.

Als eines Abends in dem Gäßchen Santa Anna zu Rom der Kutscher eines Cardinals bei dem matten Scheine einer Madonnenlampe einen Jüngling von einem epileptischen Anfalle niedergeworfen, auf dem Straßenpflaster da liegen und in Krämpfen sich winden sah, wer hätte da gedacht, daß zwei und dreißig Jahre später eben dieser Jüngling mitten unter Kirchenfürsten im Conclave Sitz und Stimme haben, daß die Stimmen nahezu Aller ihn zum Papst erwählen und er aus ihrem Munde die ehrfurchtsvolle, ernst gemeinte Frage vernehmen würde: „Nimmst Du die auf

Dich gefallene Wahl zum Papste an?" und daß durch die nur mühsam errungene Bejahung dieser Frage ein altes heiliges Wort, gleich als wäre es in Betreff seiner gesprochen, buchstäblich an ihm in Erfüllung gehen würde, das Wort aus dem Munde der Hochbegnadigten: „Er (der Allmächtige) richtet den Geringen auf aus dem Staube und erhöhet den Armen aus der Noth, daß er ihn setze über die Fürsten, neben die Fürsten seines Volkes." [1])

Und doch geschah es, wie wir gleich sehen werden, wörtlich so. Die vorerwähnte Frage ist aber, wie Einige dieß glauben könnten, mit nichten eine leere Ceremonie, eine bloße, bedeutungslose Redensart, deren Bejahung sich von selbst verstehe. O nein! die Geschichte lehrt, daß Viele im Gefühle menschlicher Unvollkommenheit und persönlicher Unwürdigkeit angesichts einer Würde, die sie über alle Machthaber auf Erden, ja über alle Engelchöre des Himmels erhebt, aber auch einer Bürde, die für eines Seraphs, geschweige denn für menschliche Schultern furchtbar ist, zitternd und zagend, entweder gänzlich die Wahl ausschlugen, oder am Ende nur durch viele Bitten und Vorstellungen sich zur Annahme bewegen ließen, oder wohl gar durch Gewalt dazu gezwungen wurden. Und diese Widerstrebenden, durch Zwang Genöthigten gehören eben zu Denjenigen, durch welche der Herr in drangsalvollen Zeiten seinem Volke gemeiniglich Rettung und Heil widerfahren ließ. Wohl aber hatten Jene Recht, wenn sie sich sträubten. Denn wenn ein großer Kirchenvater (der heilige Hieronymus) schon von dem Priesterthum sagt: „Groß ist das Ansehen der Priester, aber groß ist auch ihr Sturz, wenn sie ihrem Berufe entgegenhandeln"; wenn ein anderer großer Kirchenlehrer, der heilige Johannes mit dem Beinamen Chrysostomus (Goldmund) von dem Bischofe sagt: „er sitze da, wie Ezechiel sagt, daß er das Zeichen mit der Trompete geben und die zukünftigen Gefahren ankündigen soll, daß es hier nicht das Amt eines Feldherrn

[1]) Ps. 112, 7, 8.

oder die Regierung eines Königreiches, sondern ein Amt betrifft, zu welchem beinahe die Vollkommenheiten eines Engels erfordert werden. — Daß der Bischof, um das Schifflein, darüber er als Steuermann gesetzt ist, mit kräftiger Hand bei stürmenden Winden zu regieren, um den Theil der Heerde des Herrn, darüber er als Hirte gesetzt ist, wie es sich gebührt, zu weiden, ernsthaft und ohne Stolz, furchtbar und freundlich, majestätisch und leutselig und umgänglich gegen Alle, unsträflich und dienstfertig, demüthig und doch nicht sclavisch, streng und doch gelind sein müsse" — wen sollte da nicht ein heiliger Schauer und ein Grausen überlaufen, wo der Ruf an ihn ergeht, die höchste Spitze der priesterlichen und bischöflichen Würde zu ersteigen, der Steuermann nicht einer nur mit wenigen Tausenden oder Hunderttausenden bemannten Barke auf einem kleinen ruhigen Strome, sondern der Lenker und Lootse des Schiffleins Petri auf hoher, wogender See, der Hirt der Völker des ganzen Erdkreises und ihrer Hirten zumal, der Nachfolger des Felsenmannes zu sein, auf den Christus seine Kirche gegründet, mit einem Worte: Oberhaupt der gesammten Kirche Jesu Christi und Beherrscher des ihr als zeitliche Grundlage dienenden weltlichen Staates zu sein! Kein Wunder also, daß gerade die Besten und Würdigsten vor solcher Würde und solcher Verantwortlichkeit zurückbebten. So einst Gregor der Große. Unter allgemeinem Jubel war er in seiner Abwesenheit zum Papst gewählt worden. Er aber in seiner großen Demuth weigerte sich beharrlich, diese Würde anzunehmen. Deßhalb schrieb er einen rührenden Brief an den Kaiser nach Constantinopel, daß dieser — was damals noch üblich war — seine Wahl nicht bestätigen möchte. Als er aber vernahm, daß der Kaiser seinem Bitten kein Gehör gegeben und seine Wahl billige, ließ er sich heimlich in einem Korbe aus der Stadt tragen und verbarg sich in einem tiefen Walde — zur größten Betrübniß des untröstlichen Volkes, das drei Tage und Nächte zu Gott flehte und nach allen Richtungen hin Suchende aussandte, bis endlich am dritten Tage eine glänzende

Lichtsäule den Schlupfwinkel des Heiligen verrieth und er nun nicht länger widerstehen konnte. So sein nicht minder großer Nachfolger Gregor VII. Durch der Geistlichkeit und des Volkes lauten Aufruf zum Papst erwählt — was er seinem Einflusse und seiner Wirksamkeit nach schon längst als Cardinal gewesen — widerstand er im Gefühle seiner Unzulänglichkeit auf das Aeußerste: mit Gewalt führte man den sich Wehrenden in die Kirche und setzte ihn auf den päpstlichen Stuhl. Ein gleiches Widerstreben gegen die Erhebung zu der höchsten irdischen Macht und Würde bekundete sein von ihm auf dem Sterbebette als der würdigste empfohlene Nachfolger Victor III., bis dahin Abt des berühmtesten aller Klöster, Montecassino. Nach langem Widerstande, unter welchem ein ganzes Jahr verstrich, wurde er dessen unerachtet gewählt, allein vier Tage nach der Wahl verließ er Rom, begab sich nach Terracina, legte hier den päpstlichen Amtsschmuck ab, und kehrte trotz aller Bitten und Zureden in sein geliebtes Stift zurück. So verstrich denn abermals ein Jahr (1086) und erst das im Frühjahre darnach abgehaltene Concil zu Capua brachte es dahin, daß er die Wahl annahm. Nicht minder ungern und alle Kräfte dagegen aufbietend, nahmen die ausgezeichneten Kirchenhäupter Gelasius II., Innocenz II. und der noch größere Innocenz III. das Pontificat auf sich.

Das sind wahrlich der Belege genug, daß die an den Erwählten des Conclave gerichtete Frage: ob er die auf ihn gefallene Wahl zum Statthalter Christi annehme, nicht überflüssig und eine bloße Redensart sei. Diese Frage nun wurde auch an den Cardinal Mastai gestellt. Wie wird seine Antwort lauten? —

Hier weichen die Angaben in etwa von einander ab. Nach Etlichen soll der Erwählte, noch ganz im Kampfe mit sich selbst, sich einige Zeit zur Ueberlegung ausgebeten und erst nach Verlauf zweier Stunden seine Zustimmung gegeben haben. Nach Anderen und zwar der Mehrzahl der Geschichtschreiber erhob er sich, durch das Gebet gestärkt, ruhig, mit strahlendem

Antlitz, als hätte er, wie einst sein Herr und Meister in Gethsemane, die Erscheinung eines Engels gehabt, der ihn stärkte und tröstete, und gab er seine Zustimmung, indem er mit Thränen in den Augen und mit zitternden Lippen sprach: Ecce indignus servus tuus, fiat voluntas tua — Siehe, hier bin ich, Dein unwürdiger Diener; Herr! Dein Wille geschehe! Accepto — ich nehme die Wahl an. So sprach einst auf eines Gottgesandten Botschaft eine demüthige Jungfrau zu Nazareth das heilbringende Wort: ecce ancilla Domini, fiat mihi secundum verbum! Siehe, hier bin ich, eine Dienerin des Herrn; mir geschehe nach Deinem Worte!

Wie nahe stehen sich hier, im entscheidendsten, hehresten Augenblicke ihres Lebens, an dem Angelpunkt einer weltgeschichtlichen Zeitenwende, in Gesinnung und Wort Maria, die Mutter Jesu, und Johannes Maria, dieser Mutter treuergebenster Pflegesohn!....

Auf das Wort „accepto" rief ein Zeichen mit der Glocke den draußen harrenden Ceremonienmeister und den Secretär des heiligen Collegiums in die Wahlcapelle; die kleinen Thronhimmel, die über die Sitze der Kirchenfürsten angebracht gewesen, wurden wie im Nu heruntergelassen; nur der des neuen Papstes allein blieb. Die Cardinäle, welche zur Rechten und zur Linken des Erwählten ihre Sitze hatten, entfernten sich von ihm und verließen aus Ehrfurcht ihren Platz; dieß war die erste Huldigung, die sie der Hoheit erwiesen, die er über sie erlangt hatte, und gleichsam eine schweigende Erklärung, daß sie aufgehört hatten, seines Gleichen zu sein.

Dann bat ihn der Cardinal-Subdecan, er möchte den Namen zu erkennen geben, den er als Kirchenoberhaupt zu tragen gedenke.

Wie nämlich im alten und neuen Testamente bei besonderen, tief in's Leben eingreifenden Veranlassungen Namensveränderungen vorkommen, z. B. die von Abram in Abraham, von Zacharias in Johannes, von Simon in Kephas (Petrus), von Saulus in Paulus; wie den Erwachsenen bei der Taufe, wie den Mönchen und Nonnen bei ihrer Einweihung in den Orden neue Namen gegeben

werden, so ist es seit beiläufig achthundert Jahren Brauch, daß auch die Päpste sich nach ihrer Wahl einen neuen Namen entweder selber beilegten oder von einem Andern beilegen ließen. So war es eine Zeitlang Brauch, daß der erste unter den Cardinal-Diakonen dem Neuerwählten einen Namen gab, wie bei Hildebrand, dem der Name Gregor beigelegt, bei Lothar, der Innocenz (III.) und bei Bartholomäus, Erzbischof von Bari, welcher Urban (VI.) genannt wurde.

Diese Namensveränderung geschieht aus verschiedenen Ursachen. Otto Colonna ließ sich Martin V. nennen, weil er auf St. Martini Tag erwählt worden. Aeneas Sylvius gab sich den Namen Pius, gleich als ob ihm der Dichter der Aeneïde in demjenigen Vers, welcher anfängt: Vir pius aeneas, prophezeiht habe, daß er einmal Papst werden sollte. Fabio Chigi wählte den Namen Alexander, seinem Landsmann Alexander III. zu Ehren, welcher auch von Siena gebürtig war; Innocenz XI. ließ sich zum Andenken Innocenz' X., der ihn zum Cardinal erhoben, also nennen. Jedoch giebt es auch Päpste, welche es für gut fanden, ihren Taufnamen beizubehalten, wie Marcellus II. und Hadrian VI. von Utrecht gethan.

Als gemeingültige Ursachen solcher Namensveränderung führt der gelehrte Cardinal Baronius in seinen „Annalen" folgende an: erstlich, weil der Papst, sobald er erwählt worden, sich nicht mehr für eine Privatperson oder einen gewöhnlichen Menschen, sondern für einen Statthalter Gottes halten müsse, weßhalb es auch billig, daß ihm ein anderer Name zugelegt werde; 2) weil alle Päpste Nachfolger Petri und folglich Statthalter Christi seien; nun habe aber Christus selber, als er Petrus zu seinem Statthalter ernannte, ihm einen andern Namen gegeben. So kann es auch 3) vorkommen, daß ein Papst einen solchen Namen führte, der sich zu seiner hohen Würde nicht wohl schickte, wie dieß bei Sergius IV. der Fall war, der Os oder Bucca Porci (Saumund) hieß, obschon sein Lebenswandel ein sehr frommer gewesen.

Obwohl nun der Papst nach seinem und der Cardinäle Belieben einen Namen annehmen kann, so darf er doch einen Namen nicht führen, noch denselben, so ferne es sein Taufname ist, beibehalten, den des Petrus, wie die Beispiele mit Petrus de Luna, welcher sich Benedict III. nennen ließ, mit Gregor XII. und mit Alexander VII., welche beide diesen Namen gehabt, genugsam bezeugen. Es geschieht das aus keiner anderen Ursache, als weil der Name Petrus ein besonderes Geheimniß in sich faßt und die dem heil. Apostelfürsten schuldige Ehrerbietung erfordert, daß man ihm solchen allein lasse. Nur der letzte Papst soll, laut einer noch zu erwähnenden Weissagung, Petrus der Römer oder Petrus der Zweite heißen.

Auf die an ihn gestellte Bitte, sich einen andern Namen zu wählen, erklärte Mastai, er wolle aus Ehrerbietung gegen Pius VII., seinen glorreichen Vorgänger auf dem Bischofssitze von Imola, sich auch Pius nennen und sonach dieses Namens als Papst der neunte sein. (Diese Namensänderung, um das gleich hier zu bemerken, hindert jedoch nicht, daß die Päpste die Urschriften der Bullen, also die wichtigsten kirchlichen Actenstücke mit ihrem Taufnamen unterzeichnen. So unterzeichnete Leo XII. mit Placet Hannibal. So der jetzige Papst mit Placet Joannes, oder einfach mit einem J.)

Wie in vielem Anderen, so zeigt sich auch hier wieder in dem Leben des großen Mannes, das wir beschreiben, sichtlich das Walten des Geistes Gottes und trifft es ganz augenfällig zu, daß, laut dem Sprüchwort „nomen est omen", der Name in der That eine Vorbedeutung, eine sprechende Bezeichnung des Characters und der Geschicke Desjenigen ist, der ihn führet. Denn Pius heißt pflichtmäßig gesinnt oder handelnd gegen Gott und die Menschen, fromm und liebreich. Ist nicht Pius des Neunten Leben, so weit wir es bereits kennen und wie es im weiteren Verlaufe sich uns zeigen wird, eine fortwährende, ununterbrochene Kundgebung einer bis in den Tod pflichtgetreuen, bis zur Selbsthingabe liebreichen Gesinnung und der entsprechenden Handlungsweise? Dazu kommt

die außerordentliche Aehnlichkeit Pius' IX. mit wenigstens zweien seiner gleichnamigen Vorgänger auch in Betracht ihrer vielgestaltigen äußeren Verhältnisse und Lebensgeschicke. Und endlich haben alle Kirchenhirten dieses Namens ruhmreiche Erinnerungen zurückgelassen. Pius I. und V. genießen in der Kirche als Heilige die Ehre der Altäre. Pius II. war ein Gelehrter und Schriftsteller, wie es seiner Zeit kaum einen Zweiten gab, dabei gekrönter Dichter, Freund und Vertrauter von Königen und Kaisern, ein überaus gewandter Staatsmann, und was mehr als dieses Alles gilt, ein eifervoller Reformator, der es unternahm, der ganzen Richtung seiner Zeit, von der er selbst früher sich hatte hinreißen lassen, entgegen zu arbeiten, um die erschütterte und geschwächte heilige Ordnung der Gewalten in dem Reiche Gottes auf Erden, (die Hierarchie) wieder aufzurichten und zu stärken. Pius III., auf welchem nach einem unrühmlichen Vorgänger die Hoffnung einer besseren Zukunft ruhete, nahm diese schon sechsundzwanzig Tage nach seiner Wahl mit sich in das Grab. Pius IV., wenn gleich der Makel leidenschaftlicher Strenge gegen die Mitglieder einer ihm feindseligen Adelspartei, die Caraffa's, an ihm haftet, hat doch das Verdienst, das allgemeine Concil von Trient nach zehnjähriger Unterbrechung, wieder zusammenberufen und mit Hülfe seines ausgezeichneten Schwestersohnes, des heiligen Carl Borromäus, glücklich zu Ende geführt zu haben. Pius V., während der Eifer für die Aufrechthaltung und Reinheit des katholischen Glaubens, den Fälschern und Verfolgern desselben gegenüber, ihn verzehrte, war in seinem Privatleben ein Muster strengster Frömmigkeit und Abtödtung, ein Mann des Gebetes mit Wunderkraft, weßhalb denn auch die Kirche ihn, wie Pius den Ersten, wie oben gesagt, in das Album der Heiligen eingetragen hat.

Pius VI., nachdem er dem falschen, noch jetzt die unheilvollsten Früchte zeitigenden Reformationseifer eines zwar wohlmeinenden, aber heillos verblendeten Fürsten (Joseph's II.) durch persönliche Einwirkung vergebens Schranken zu setzen

gesucht hatte, hauchte als Opfer barbarischer Gewalt auf fremder Erde für die Freiheit der Kirche seine schöne Seele aus.

Pius VII. war jener außerordentliche Mann, welcher allein, als alle Welt vor jener Gottesgeißel, Napoleon der Erste genannt, zitterte und sogar gekrönte Häupter vor ihm, wie vor einem Baal, ihre Kniee beugten, ihm muthvoll entgegentrat, und nachdem er, sanftmüthig wie ein Lamm und bis auf's Aeußerste nachgebend, Alles versucht hatte, endlich von jenem Mittel Gebrauch machte, das man für längst vergriffen und verbraucht hielt, vom Bannstrahl nämlich, dessen unverjährbare Wirkung aber Derjenige in schmählicher Niederlage nur allzubald inne ward, der desselben zu spotten sich hatte beigehen lassen.

Pius VIII. endlich, der nur ein Jahr und acht Monate den Stuhl Petri inne hatte, war ein Mann voll Guthmüthigkeit, Menschenfreundlichkeit und Frömmigkeit.

Das waren die obersten Hirten der Heerde Christi, denen nunmehr Johannes Maria aus dem gräflichen Geschlechte Mastai-Ferretti als der neunte ihres Namens sich anreihete. Und daß keiner der glorreichen Träger dieses Namens sich seiner zu schämen Ursache hat, noch jemals haben wird, soll der Erfolg unserer Geschichte sattsam darthun.

So ist es denn wahr geworden, was jene Dienerinnen Gottes, von denen im Früheren Rede war, lange vorher verkündeten: ein Pius dem Namen und dem Charakter nach ist auf Gregor gefolgt, Derselbe, der zu jener Zeit noch als junger Priester in fernen, fernen Landen umherzog, gleich seinem Meister lehrend und allerwärts Spuren seiner Wohlthätigkeit hinterlassend.

Sie, die Letzteres mehr denn dreiundzwanzig Jahre, bevor es geschah, weissagte, die arme, fromme, an Leib und Seele prächtig schöne, mit Waschen ihr Brod mühselig verdienende Gefährtin eines braven, aber ganz ordinären Gatten, die sorgenvolle, mit Krankheiten und Trübsalen aller Art geplagte Mutter vieler Kinder, die Prophetin, vor deren Augen Ver-

gangenheit, Gegenwart und Zukunft, das Schicksal der Lebenden und der Todten wie ein aufgeschlagenes Buch offen lagen, die zu einer Zeit lebte, wo man in Liedern den Untergang des Papstthums besang und gleichwohl die Rückkehr Pius' VII., die Erhebung Gregor's XVI., die Wahl Pius' IX. und die leiden- und freudenvolle Zukunft nach ihm vorhersagte, die Wunderthäterin, die durch ihre Berührung Kranke heilte, durch ihr Gebet und Mahnwort Sünder und Sünderinnen bekehrte, die jedes Geschenk und jedes Lob verschmähende Rathgeberin, von Kirchenfürsten und Königinnen — Anna Maria Antonia Gesualda Taïgi — sie erlebte diesen frohen Tag nicht; neun Jahre vor dessen Erscheinen segnete sie, siebenundvierzig Jahre alt, das Zeitliche. Am 1. August des verflossenen Jahres (1868) ward ihr Sarg eröffnet und ihr Leichnam gleich dem eines Heiligen noch ganz frisch und wohl erhalten befunden. In der Kirche Santa Maria vom Siege (della Viktoria) zeigt man dem fremden Besucher noch die Stätte, wo die ehrwürdige Waschfrau während dreißig Jahre im heiligen Bußgericht ihre Seele auch von den geringsten Makeln rein wusch, und wo Gott dieselbe gleichsam wie auf einem Amboß schmiedete, um aus ihr einen viel herrlicheren Stahl zu bereiten, als Sobiesky's, des Befreiers Wiens aus der Gewalt der Muselmänner, kostbarer Degen, der in eben diesem Tempel aufbewahrt wird. [1])

Louis Veuillot: le parfum de Rome. II., p 56.

Zweites Capitel.

Der heilige Malachias, Primas von Irland und dessen „Weissagung über die Römischen Päpste". — Ihre Echtheit wird in Schutz genommen, wobei jedoch einem Jeden sein Urtheil überlassen bleibt und der Prophezeihung nicht entfernt ein dogmatischer Charakter beigemessen werden soll. — Umfang und Inhalt derselben. — Das augenfällig Zutreffende der Symbole oder prophetischen Wahrzeichen beispielshalber an einigen Päpsten zur Anschauung gebracht. — Crux de Cruce, das Papstsymbol Pius' IX. — Wie dasselbe zu verstehen und wie es sich von Anfang an vollkommen bewährt hat. — Die eilf letzten Päpste nach des heil. Malachias Weissagung und das darauf folgende Welt-Ende. — Die ernsten, erschütternden Betrachtungen, zu welchen das Schlußwort der Prophezeihung auffordert. — „Darum wachet."

Legten wir am Schlusse des obigen Capitels ein Lorbeerreis auf das verklärte Grab einer heiligmäßigen Seherin, so dürfte hier auch der Ort sein, eines noch weit berühmteren Sehers und seiner Weissagung etwas eingehender zu gedenken. Wir meinen den heiligen Malachias, Erzbischof von Armagh und Primas der Irischen Kirche, und die unter seinem Namen bekannte „Prophezeihung über die zukünftigen Römischen Päpste". Wir sind dazu berechtigt, ja verpflichtet, insofern auch Pius IX. darin seine Stelle findet unter dem bekannten Symbol Crux de Cruce — Kreuz vom Kreuze.

Der genannte Erzbischof starb nach einem heiligen, thatenreichen Leben 1148 zu Clairvaux in den Armen des heiligen Bernard, wie er es selber vorhergesagt, und wurde 1189 vom Papste Clemens III. heilig gesprochen. Der heilige Bernard, der sein Freund war, hat auch sein Leben beschrieben. Darin berichtet er eine große Anzahl von Wundern, die der

heil. Malachias im Leben wie nach seinem Tode vollbracht. Auch der außerordentlichen Prophetengabe desselben thut er Erwähnung, ohne jedoch speciell jener Weissagung über die Päpste zu gedenken. Dieses Stillschweigen aber ist allein kein trifftiger Grund, die Echtheit derselben in Zweifel zu ziehen. Ja, wäre sie auch von einem Andern, wäre sie auch erst, wie Einige wollen, im Jahre 1590 und zwar im Conclave von einigen Cardinälen in parteiischer Absicht erdichtet, so bietet immerhin der Inhalt desselben ein so hohes, anziehendes Interesse, daß man nur schwer sich des Glaubens erwehren kann, der Verfasser, sei er nun, wer er wolle, habe, während er schrieb, unter höherer Inspiration, unter einem Einflusse von Oben gestanden. Es sei dem Leser überlassen, aus Nachfolgendem sich selber ein Urtheil zu bilden.

Die Prophezeihung umfaßt von Cölestin II. (1143) an bis auf den letzten Papst, der den Namen Petrus Romanus führt, mit Einschluß der Gegenpäpste Nikolaus' V., Clemens' VII., Benedict's XIII., Clemens' VIII., Felix' V. hundert und fünfzehn Päpste. Weil es zu weit führen würde, sie sämmtlich mit ihren prophetischen Symbolen oder Sinnbildern hier namhaft zu machen, so wollen wir nur einige derselben, bei denen das Zutreffende der Weissagung unverkennbar in die Augen springt, herausheben. Der 167ste Papst nach Petrus wird in des heil. Malachias Weissagung folgendermaßen versinnbildlicht.

Ex magnitudine montis. Von der Bergesgröße. Eugen III. (1145—1153) war aus Grand-Monte (Großer Berg) bei Pisa in Toscana gebürtig.

Der 168.: Abbas Subburranus. Der Suburraner Abt. Anastasius IV. (1153—1154) war vorher Abt zu St. Rufus im Suburbium von Rom. Suburbium (Vorstadt) heißt auf Italienisch: Suburra. Sonderbar, daß Anastasius auch noch nach seinem Familiennamen Conrad Suburra hieß.

Der 176. — Ensis Laurentii. Schwert des Laurentius. Gregor VIII. (1187) war Titular-Cardinal von

St. Laurentius in Lucina. Sein Wappen enthält zwei in's Kreuz gelegte Schwerter.

Der 179. — Comes Signatus. Der bezeichnete Graf. Innocenz III. (1192—1216) aus der Familie der Grafen von Segni (signum Zeichen). Er lebte so weise und fromm, daß er nach seinem Tode einstimmig als heilig „bezeichnet" (signatus) wurde. Als er zum Throne gelangte, wählte er zu seiner Devise den Spruch: Herr, gieb mir ein Zeichen (signum) Deiner Güte gegen mich.

Der 201. — Ex telonio liliacei Martini. — Aus dem Zollhause (der Bank) des liliengezierten Martinus. Martin IV. (1281—1285) war Kanonicus und Schatzmeister von St. Martin zu Tours in Frankreich; sein Schild zierte eine Lilie — Frankreich hatte früher drei Lilien im Wappen.

Der 202. — Ex rosa leonina. Von der Löwenrose. Honorius IV. (1285—1288) aus der Familie der Sabeller, deren Schild eine Rose, von Löwen getragen, enthält.

Der 204. — Ex eremo celsus. Aus der Wüste erhöht. Cölestin V. (1294) lebte, da man ihn zum Papst erwählte, als frommer Einsiedler auf einem Berge im Neapolitanischen.

Der 205. — Ex undarum benedictione. Aus der Segnung der Wässer. Bonifaz VIII. (1294—1303) früher Benedict (Benedictus heißt Gesegneter) Cajetan genannt, führte im Schilde Wasserwogen. Er soll auch den allgemeinen Gebrauch des Weihwassers von Neuem anbefohlen haben.

Der 212. — De montibus Pammachii. Von des Pammachius Bergen. Innocenz IV. (1342—1362) war Titular-Cardinal des heil. Pammachius. Sein Schild zeigte sechs Berge.

Der 221. — Nauta de Ponte nigro. Der Schiffer von der schwarzen Brücke. Gregor XII. (1406—1409) aus der Inselstadt Venedig, wo Jeder gleichsam Schiffer ist, gebürtig, war Commandeur der Kirche in Negroponte (Schwarzbruck), ebenfalls Inselstadt, sonst Euboea genannt.

Der 226. — Amator Crucis. Liebhaber des Kreuzes.

Felix V. (Gegenpapst 1439) war vorher Herzog Amadeus von Savoyen, welches ein Kreuz im Wappen trägt.

Der 231. — Piscator Minorita. Der Fischer Minorit. Sixtus IV. (1471—1484) war eines armen Fischers Sohn, nachher Franziscaner (Minorit).

Der 237. — Leo Florentinus. Der Florentinische Löwe. Hadrian VI. (1522) des Florentius Boyens Sohn, hatte seines Vaterlandes Löwen zum Wappen.

Der 240. — De Corona Montana. Von der Bergeskrone. Julius III. (1550—1555) hieß, ehe er die dreifache Krone erhielt, Johannes del Monte (vom Berge). Sein Schild enthielt drei Berge und eine doppelte Lorbeerkrone.

Der 246. — Axis in medietate Signi. Die Axe in der Mitte des Zeichens. Sixtus V. (1585—1590) führte einen bewaffneten Löwen (der ein Zeichen des Thierkreises ist) im Schilde, dessen Mitte ein Axe durchkreuzt.

Der 258. — De flumine magno. Vom großen Flusse. Clemens X. (1670—76) aus der Familie Altieri, wurde 1589 gerade an dem Tage geboren, als die Tiber über ihre Ufer trat, und bis in das Haus drang, wo die Wiege des Clemens stand, ja, sie sogar flott machte.

Der 260. — Poenitentia gloriosa. Die glorreiche Buße. Alexander VIII. (1689—1691) vorher Petrus genannt, wurde zum Papste erwählt am Feste des glorreichen Büßers, des heil. Bruno, des Stifters der Carthäuser.

Der 261. — Rastrum in porta. Harke oder Fallgatter am Thor. Innocenz XII. (1691—1700.) Als dieser das letzte Mal als Cardinal nach Rom kam, wie auch am Tage seiner Erwählung, standen die Cürassiere, welche an allen Seiten gleichsam spitze Dornen haben, in den Thoren der Stadt Rom, dadurch zu verhindern, daß Niemand aus dem Königreich Neapel, wo die Pest stark wüthete, in die Stadt kommen möge. Auch hat die Familie Pignatelli, welcher Innocenz angehörte, ein rastrum (ein Fallgatter) im Wappen.

Der 262. — Flores circumdati. Umwundene Blumen. Clemens XI. (1700—1721). Beim Antritte der Regierung von Clemens schlug man eine Medaille, auf der man das Wappen des Papstes sah, mit einer Krone von Blumen umgeben und mit gerade denselben Worten bezeichnet: Flores circumdati.

Der 269. — Peregrinus Apostolicus. Der apostolische Reisende. Pius VI. (1775—1800) reiste nach Wien zum Kaiser Joseph II., um dessen Verfolgungen gegen die Kirche Einhalt zu thun. Später, als das Directorium in Italien lauter Republiken stiftete, wurde er als Gefangener abgeführt, zuerst nach Florenz, dann nach Parma, Turin, Briançon, Grenoble, zuletzt nach Valence, wo er starb.

Auch die prophetischen Bilder (Symbole) der drei folgenden Päpste bis auf Pius IX.: Aquila rapax, der raubende Adler, für Pius VII.; Canis et Coluber, Hund und Schlange, für Leo XII.; vir religiosus, der religiöse Mann, für Pius VIII.; de balneis Hetruriae, von den Bädern Etruriens (Toscana's), für Gregor XVI. lassen eine treffende, wiewohl tiefer liegende und minder augenfällige Deutung zu.

Dieweil nun die Prophezeihungsworte des heiligen Malachias, welche sich entweder auf die Familie, das Wappen, den Geburtsort, den Charakter u. s. w. der gewählten oder noch zu wählenden Päpste oder auf die Zeit und die Umstände, unter denen sie regierten, beziehen, bis jetzt immer richtig eingetroffen waren, so mußte natürlich alle Welt gespannt sein auf das prophetische Wahrzeichen, unter welchem jener gotterleuchtete Seher den Nachfolger Gregor's XVI. als den zweihundert drei und siebenzigsten (oder nach dem römischen Staatskalender, der nicht, wie Malachias that, die Afterpäpste mitzählt) den zweihundertneunundfünfzigsten) Papst in das Album der nach ihm kommenden Statthalter Christi eingeschrieben habe. Und siehe! da findet sich das Sinnbild: Crux de Cruce, Kreuz vom Kreuze, als Schicksalsbezeichnung des neunten Pius. Was, so mußte

man sich fragen: was für ein Kreuz kann hier gemeint sein? Etwa das Marterholz, an welchem der Gottmensch hing, blutete und starb? Aber um dieses Kreuzes und des daran Gehefteten willen haben ja die getreuen Christusjünger alle, geschweige denn die Päpste als Christi Stellvertreter, der Eine mehr, der Andere weniger zu leiden und zu dulden. Es muß folglich ein anderes Kreuz sein, das hier als Born der Leiden, die Pius IX. als sein Kreuz zu tragen haben soll, bezeichnet wird. Und in der That, bald werden wir es offenkundig sich herausstellen sehen, dieses Kreuz. Es ist kein anderes als das Kreuz von Savoyen und Piemont, das weiße Kreuz auf rothem Felde, welches das Herrscherhaus Savoyen, dem die Könige Carl Albert und Victor Emanuel angehören, in seinem Wappen trägt. Dieses in seinem Wappen vertretene Herrschergeschlecht, welches unter seinen Fürsten merkwürdiger Weise einen Gegenpapst, den oben erwähnten Felix V., mit der sinnbildlichen Bezeichnung amator crucis (Liebhaber des Kreuzes, dessen nämlich, das er im Wappen trägt) zählet, ist es, welches durch seine Herrschsucht und seine gegen das Erbtheil des heil. Petrus, das weltliche Besitzthum des heiligen Stuhles, gerichtete Eroberungslust, sowie durch den Schutz, den es den Geheimbündlern, namentlich dem „jungen Italien" angedeihen läßt, dem heiligen Vater Pius IX., wie der Verfolg lehren wird, vom Anbeginn seiner Regierung an bis auf den heutigen Tag so unsäglich viel Leid und Kummer bereitet hat.

So trifft denn auch hier die in Frage stehende Prophezeihung auf das Augenfälligste zu, weßhalb wir uns nicht versagen können, die wenigen noch folgenden Symbole der Malachianischen Weissagung hier anzureihen. Sie heißen:

Lumen in Coelo, Licht am Himmel.

Ignis ardens, brennendes Licht.

Religio depopulata, verheerte, verlassene Religion.

Fides intrepida, unerschrockener Glauben.

Pastor angelicus, englischer Hirt.

Pastor et Nauta, Hirt und Schiffer.

Flos florum, Blume aller Blumen.

De medietate Lunae, vom Halbmond.

De labore Solis, Von der Arbeit der Sonne.

Gloria Olivae, Glorie der Olive (Oelbaum, Frieden, Civilisation).

„In der letzten Zeit der Verfolgung der heiligen Römischen Kirche wird den päpstlichen Thron inne haben Petrus aus Rom; Du, der Du weidest Deine Schafe unter vielen Verfolgungen und Leiden. Wenn diese vorbei sind, dann wird die Siebenhügelstadt zerstört werden, und der furchtbare Richter (Jesus Christus) erscheint dann, um sein Volk zu richten."

So weit die Worte des heil. Malachias. Sind sie wahr — und bis jetzt sind alle Symbole dieser Prophezeihung in Rücksicht der von jener Zeit ab gewählten Päpste genau eingetroffen — oder sind sie auch nur wahrscheinlich, so drängen sich uns sehr ernste und erschütternde Betrachtungen auf. Also nur eilf Statthalter Christi würden dann nach Pius IX. noch folgen und danach das Weltende sein? Wie lange — so fragt hier die Besorgniß — wie lange kann es bis dahin noch wohl währen? Wenn auch „Tag und Stunde"[1]) jenes furchtbaren Endereignisses uns Menschenkindern ein undurchdringliches Geheimniß bleiben soll, so doch nicht „jenes Tages und jener Stunde" Nahen.[2]) Im Gegentheil, auf dieses sollen wir Acht haben; gerade deßhalb sollen Vorzeichen, Vorgeschichten kommen und sind uns diese in dem heiligen Buch der Bücher so deutlich angegeben. Kann uns als ein solches Vorzeichen, als ein Berechnungsmittel der Nähe des Weltunterganges nicht auch die Malachianische Weissagung in Betreff der Päpste — dieser Säulen und Atlanten des geistigen Weltbaues — von der Vorsehung an die Hand gegeben sein? Die Berechnung läßt sich aber folgendermaßen anstellen.

---

[1]) Matth. 24, 36.

[2]) Ebend. V. 33.

Im Durchschnitte kommen auf Jeden der bis jetzt gewesenen Päpste, oder vielmehr auf seine Regierung ungefähr sieben Jahre und acht bis neun Tage. Dieses Rechen-Exempel auf die noch zu erwartenden eilf Päpste angewandt, würde also dem Menschengeschlechte kein volles Jahrhundert mehr den Bestand der dermaligen Weltherrlichkeit in Aussicht stellen. Aber der Antichrist, der da zuvor kommen soll?.. Nun, hat der nicht bereits seit hundert Jahren im Unglauben, in der Sittenlosigkeit, in dem verkehrten Treiben und der verkehrten Richtung der Wissenschaften und sogenannten Aufklärung, in dem revolutionären Treiben der Völker, in dem verkehrten Wesen so mancher Staaten, wie eine gräßliche, aber handgreifliche Vorgeschichte gespukt, und tritt er nicht namentlich in dem neuesten Gebahren des Liberalismus rücksichtlich der Schulen, so zu sagen wie er leibt und lebt, zu Tage? — Darum gilt mehr als je die Mahnung des Herrn: Wachet![1])

Nach dieser durch die Sache selbst gebotenen Abschweifung, die aber gewissermaßen die geweihte, von der Vorsehung gelegte, von Auserwählten vorhergeschaute und angekündigte Grundlage zu allem Folgenden darbietet, nehmen wir nunmehr den Faden der Geschichte, wo wir ihn fallen ließen, wieder auf.

---

1) Matth. 24, 42.

Drittes Capitel.

Protokoll über das Geschehene. — Pius IX. zum ersten Mal im päpstlichen Anzuge. — Die erste Huldigung. — Ein unvermeidlicher Aufschub. — Der erste Abend nach der Wahl. — Der Erguß eines Bruderherzens. — Eine erwartungsvolle Nacht für die Römer. — Des Volkes Stimme dießmal nicht Gottes Stimme. — Anstalten zur feierlichen Verkündigung und Vorstellung des Erwählten. — Die Verkündigung selbst. — Wie das Volk sie aufnimmt. — Pio nono zeigt sich zum ersten Mal seinem Volke und ertheilt den päpstlichen Segen. — Maßloser Jubel der Menge. — Schluß der Clausur des Conclave. — Alte Erinnerungen leben wieder auf und erhöhen die Freude. — Wie der Neuerwählte in den Quirinal, den er als Residenz erkoren, zurückgeführt wird. — Erste Fahrt nach dem Vatican. Zweite Huldigung in der Sixtinischen Capelle. — Dritte Huldigung in der Peterskirche. — Der zweite Abend nach der Wahl. — Beschluß der Frohnleichnams-Octave. — Personbeschreibung Pius' IX. — Welchen Eindruck seine Persönlichkeit auf die ihn Besuchenden macht. — Noch ein Porträt.

Ueber Beides, sowohl über die Annahme der Wahl als die des neuen Namens wurde sofort durch den Notar des heiligen apostolischen Stuhles, Msgr. de Ligne, eine Urkunde aufgenommen; hierauf führten die zwei ersten Cardinal-Diakonen, Riario Sforza und Bernetti, den neuen Papst hinter den Hochaltar, wo ihn die Ceremonienmeister mit dem Schmuck seiner hohen Würde bekleideten. Die weißseidene Soutane, der Gürtel mit goldenen Eicheln, das enganschließende Rochette von feiner Leinwand, die Mozzette von rothem mit Hermelin ver-

brämtem Atlas, die goldgestickte Stola, die weißen Strümpfe, die purpurfarbenen Pianelli — Pantoffeln — mit goldgesticktem Kreuze, eine weiße, golddurchwirkte Inful als Kopfbedeckung bilden den hohenpriesterlichen Schmuck des Neuerwählten. In diesem Ornate kehrte er zurück zum Altare der Wahlcapelle und setzte sich auf den unterdeß auf der obersten Stufe desselben bereiteten Thronsessel. Alsdann näherten sich, mit dem Sub-Decan an der Spitze, ihrem Range nach die Cardinäle, um ihm die erste Huldigung, Adoration genannt, darzubringen; sie knieten vor dem Papst nieder, küßten ihm den Fuß und die Hand, und empfingen von dem Papste selbst den Friedenskuß auf die rechte Wange.

Nach geschehener Adoration steckte ihm der Cardinal-Cämmerling unter tiefer Verneigung den Fischerring an den Goldfinger der rechten Hand, den Pius IX. aber sogleich wieder zurückstellte, um seinen Namen auf denselben prägen zu lassen.

Der Regel nach hätte nun sogleich die Verkündigung der Wahl und der Vorstellung des Erwählten vor dem Volke Statt haben sollen. Allein weil über allem Dem, was wir erwähnt, der Abend hereingebrochen war und man, von einem so schleunigen Endergebniß überrascht, es für unmöglich erachtete, in so kurzer Zeit das zu den Vorstellungsfeierlichkeiten Erforderliche in's Werk zu richten, so war die Hinausschiebung derselben bis auf den nächsten Morgen unvermeidlich. Mastai, der nunmehr in Pius IX. aufgegangen, hinfort nur unter diesem Namen hier in Erwähnung kommen wird, zog sich, nachdem er auf ihren Wunsch einigen Personen von Auszeichnung — unter anderen dem uns bereits von früher her bekannten Commandanten der Noblegarde, den greisen Fürsten Barberini, zum Handkusse zugelassen hatte, in die ihm vorläufig zur Verfügung gestellten Gemächer zurück.

Mit welchen Empfindungen er sich hier zum ersten Male als Vater aller Väter, als Hirt aller Hirten, als Papst und König allein gesehen, mit welcher Inbrunst er sich sofort vor

das Bild des Gekreuzigten, als dessen Stellvertreter und in gewissem Sinne Mitgekreuzigten er sich von jetzt an wußte, hingeworfen und im Gebete und in stiller Sammlung die Ruhe gesucht und wiedergefunden haben mag, deren er nach den vielen Aufregungen dieses langen, ereignißreichen Tages so sehr bedurfte, das weiß vollkommen nur Der, welcher Alles weiß. Andeutungen der Gemüthsverfassung, worin der neue Vater der Christenheit sein erhabenes Amt angetreten, enthält das nachstehende Schreiben, welches derselbe noch am Abende seiner Wahl an seine in Sinigaglia wohnenden Brüder richtete. Es lautet, wie folgt:

Rom, den 16. Juni, 1/4 vor 12 Uhr Abends. Theuerste Brüder! Dem Allmächtigen, der da erniedriget und erhöhet, hat es gefallen, meine unbedeutende Person zu der erhabensten Würde dieser Erde zu erheben. Sein heiliger Wille geschehe immerdar! Die unermeßliche Bürde dieses neuen Amtes — ich kenne sie in etwa und auch meine große Unfähigkeit, um nicht zu sagen meine absolute Ohnmacht — o ich kenne sie und empfinde sie tief. Lasset Gebete darbringen und betet, o betet auch Ihr für mich!.... Das Conclave hat acht und vierzig Stunden gedauert. Sollte die Gemeinde, um ihre Theilnahme an den Tag zu legen, eine öffentliche Feierlichkeit veranstalten wollen, so bitte ich Euch, ja es ist mein dringender Wunsch, daß die ganze dafür bestimmte Summe nach dem Gutbefinden des Stadtcommandanten und der Aeltesten zum Besten der Stadt verwendet werde. Was Euch angeht, meine Brüder, so umarme ich Euch von ganzem Herzen in Jesus Christus. Anstatt zu frohlocken, bemitleidet vielmehr Euren Bruder, der Euch die ganze Fülle seines apostolischen Segens giebt. Pius IX."

Die Nacht verging ruhig. Sein Schlaf war der Schlaf des Gerechten. Am Morgen las Pius IX. wie gewöhnlich die heilige Messe. Alle Jene, welche ihn am Altare gesehen, wissen, mit welcher Sammlung und mit welcher Inbrunst er die heiligen Geheimnisse feiert; an diesem Tage aber, wo er das erste Mal als höchster Hohepriester das heil. Opfer darbrachte,

und wo alle die Aufregungen des gestrigen Tages sich erneuern, ja in noch höherem Grade sich erneuern sollten, war seine Sammlung noch tiefer, seine Inbrunst noch inniger. Sollte ja nur ein paar Stunden später der neue Völkerhirt und Herrscher der Bevölkerung seiner Hauptstadt vorgestellt werden.

Doch wenden wir uns einen Augenblick vom Conclave ab und sehen wir, was sich mittlerweile in der Stadt zugetragen.

Tags zuvor von früh bis spät war ganz Rom in der größten Aufregung. Der Menge, welche zur Stunde, wo die Cardinäle zum letzten Scrutinium schritten (Nachmittags drei Uhr), auf dem Monte Cavallo-Platz zu Tausenden sich angesammelt, war es, da das bekannte Rauchwölkchen, die Sfumata, sich nicht sehen ließ, sofort klar geworden, daß der Papst gewählt sei. Von fünf Uhr an hatte sich diese Nachricht wie ein Lauffeuer in allen Theilen der Stadt verbreitet, und jeder Augenblick wälzte neue Massen Volkes heran, welche die schon so zahlreiche Menge vergrößerten. Jeder hoffte, an demselben Abend der Vorstellung des Papstes beiwohnen und seinen ersten Segen empfangen zu können. Aber wer war dieser Neugewälte, der neue Vater, der neue Fürst? Darüber liefen die verschiedensten Gerüchte in den Gruppen um und die Neugierde wuchs in dem Maße, als man ihr die Befriedigung vorenthielt. Und doch geschah dieses, wie wir sahen, nothgedrungen bis auf den folgenden Morgen. Die Nacht vermehrte nur noch die fieberhafte Ungeduld der erregten Bevölkerung, zugleich aber auch die Zuversicht, am andern Morgen denjenigen Namen verkündigen zu hören, der sich nun einmal der Volksgunst in außerordentlichem Grade erfreute, und dieser Name war nicht Mastai, sondern Gizzi. Gott fügte es, daß man an den Cardinalbischof von Imola nicht dachte: das Sprüchwort: „Volkes Stimme, Gottes Stimme" sollte dießmal nicht zur Wahrheit werden.

Schon in der Morgenfrühe des 17. Juni wälzten sich die Volksmassen aus allen Richtungen der Stadt dem Quirinal-Palaste zu und in Bälde war dieser dermaßen von Men-

schen angefüllt, daß er einem von Menschenköpfen wogenden Meere glich, über das die Dächer der Häuser, die Balcons der Paläste, die riesigen Rosse um den Springbrunnen herum, auch sie alle mit Menschen besetzt, wie lebendig hervorragten.

Um neun Uhr verkündeten hundert in außerordentlicher Schnelligkeit aufeinander folgende Kanonenschläge der Engelsburg den Einwohnern Rom's das Eintreffen eines außerordentlichen Ereignisses. Als die täglich aus der Apostelkirche ausziehende Procession des römischen Klerus, nachdem sie durch die wogenden Menschenmassen sich Bahn gebrochen und vor dem Quirinal-Palaste angelangt, dort sich in Ordnung aufgestellt hatte, nun anstatt des Bittgesanges veni Creator den rauschenden Siegeshymnus Te Deum laudamus anstimmte, da begannen die mit Hebestangen und Hacken bereits auf ihrem Posten harrenden Maurer ihre Arbeit. Unter ihren Hammerschlägen fing die Mauer, welche die große Loggia verschloß, zu wanken an; Anfangs fielen vereinzelt einige Steine nacheinander auf den äußern Balcon herab, dann wich ein ganzes Stück, bald war die Thüre, welche auf den vordern Balcon führt, durchbrochen. Da erschien, von dem ersten Cardinal-Diakon gefolgt, das päpstliche Kreuz in der Hand, der Ceremonienmeister des Conclave; er entfernte mit dem Fuße den Schutt und stellte sich an der rechten Seite des Balcons auf. Der Cardinal, sich über das Geländer verneigend, grüßte das Volk und sprach unter allgemeiner, erwartungsvoller Stille diese Worte: „Annuntio vobis gaudium magnum. Papam habemus eminentissimum ac reverendissimum dominum Joannem Mariam Mastaï-Ferretti, S. R. E. presbyterum cardinalem, qui sibi nomen imposuit Pius IX. Ich verkündige Euch eine große Freude. Wir haben zum Papst den erlauchtesten, ehrwürdigsten Herrn Johannes Maria Mastai-Ferretti, Cardinal-Priester der heiligen römischen Kirche, der den Namen Pius IX. angenommen hat."

Bei diesen Worten schmetterten die Trompeten der Nobel-

garden; die Tamboure der auf dem Platze und den angrenzenden Straßen in Schlachtordnung aufgestellten Schweizer, päpstlichen Grenadiere und Linientruppen schlugen den Feldmarsch; das durch ein verabredetes Zeichen benachrichtigte Geschütz von der Engelsburg donnerte in der Ferne, und die Glocken der ganzen Stadt läuteten allzumal. Die Menge, über das ganz Unerwartete des Ausfalles augenblicklich betreten, verhielt sich theilnahmlos. Nur Einzelne riefen ihr Lebehoch und schwenkten weiße Tücher zum Zeichen der Freude.

Wie der Ceremonienmeister und der Cardinal sich zurückgezogen hatten, breiteten zwei Kammerdiener die goldverbrämte Purpurdecke als Ankündigung des päpstlichen Segens über den Balcon aus. Alle Fenster der Frontseite des Palastes wurden geöffnet, und zehn Minuten nachher zeigte sich von Neuem das päpstliche Kreuz. Dieses Mal ging es dem gesammten Conclave vorauf. Durch die in die Mauer der Loggia gebrochene Oeffnung sah man majestätisch paarweise die Cardinäle, hinter ihnen ihre Kammerherren, vortreten. So viele ihrer konnten, stellten sich zu beiden Seiten des Altans auf und ließen in der Mitte einen Platz leer. Die anderen besetzten die Fenster zur Rechten und zur Linken. Alle wurden mehr oder minder lebhaft begrüßt.

Zu allerletzt erschien der neuerwählte Oberhirt der gesammten Kirche. Mit seinem Erscheinen veränderte sich die Scene. Er trat mit der ihm eigenen Würde und Majestät auf den Balcon; aber als er einen Blick auf das Volk warf, das er jetzt zum ersten Male segnen sollte, mochten sich seinem Geiste die zahlreichen Völker der Christenheit, die Gott seiner Hirtensorge übergeben hatte, und über die durch ihn der Segen des Allerhöchsten sich ergießen sollte, vergegenwärtigen. Man sah Thränen aus seinen Augen brechen, und er bedeckte tief erschüttert mit beiden Händen sein Angesicht. Das Volk harrete in tiefem Schweigen. Der Papst erhob von Neuem seine Hände, um den Segen zu ertheilen, aber von Neuem sanken sie auf sein Gesicht zurück, und ringsum sah man jetzt das Volk in

Thränen ausbrechen. Es war ein feierlicher, unbeschreiblicher Augenblick. Endlich ertheilte der heilige Vater den dreifachen Segen, und die Kanonen der Engelsburg verkündigten der Stadt und Umgegend die frohe Botschaft, welche sich mit Windeseile durch die ganze Christenheit verbreitete und überall Freude und Dank gegen die göttliche Vorsehung hervorrief.

Mit jenem Augenblicke hörte die Clausur des Conclave auf, die Cardinäle eilten über die von der Menge bedeckten Straßen aus den Zellen heim in ihre Paläste, das Militär mit Immortellenzweigen an den Tschako's durchzog die Stadt mit klingendem Spiel. Alle Glocken der Stadt ertönten.

Von dem Monte Cavallo aus verbreitete sich die Begeisterung und stürmischer Jubel in der Stadt. Die Namen Mastai und Pio Nono waren auf allen Lippen, und Jeder beeiferte sich, diesen Namen mit den schönsten Erinnerungen seines Lebens in Verbindung zu bringen; denn Mastai war mit nichten ein völlig unbekannter, es war nur ein völlig unerwarteter Name; daher Anfangs die allgemeine Betretung, worin weder Mißvergnügen noch Freude, sondern einfach Erstaunen sich aussprach. Sobald man hiervon sich erholt hatte, trat die Erinnerung in ihre Gerechtsame. Da klang denn den ehemaligen Zöglingen der Hospize Tata Giovanni und San Michele der Name Mastai wie ein Zauberton aus längst entschwundener schöner Zeit in die Ohren. Sie bewunderten die Würde, Schönheit und Liebenswürdigkeit des neuen Papstes und gefielen sich darin, gleichsam um die Wette, tausend kindliche Züge zu erzählen, zum Beweise, wie gut, wie liebreich er sei, wie er für jedes Unglück Hülfe, für jeden Kummer Trost spende, wie er ein Vater der Waisen sei; dazu kam, was man von den Einwohnern von Spoleto und Imola oder durch öffentliche Blätter in Rom über ihn wußte, mit welchem Segen er dort gewirkt, wie er mit einem Wort zwei östreichische Regimenter zurückgehalten, mit einem Blick fünftausend Empörer entwaffnet, die Schuldigen gerettet, indem er die Namensliste des Agenten der Polizei in's Feuer warf, die bewegten

Leidenschaften besänftigte, und wie er, seinem göttlichen Lehrmeister gleich, alle seine Schritte mit Wohlthaten bezeichnete.

Alle diese Schilderungen, durch die Liebe vervielfältigt, aber nicht übertrieben, verbunden mit der würdevollen, majestätischen, liebenswürdigen Persönlichkeit des Neuerwählten, regten die Herzen auf und erfüllten die Einbildungskraft; ganz Rom war von Glück und Freude berauscht. Es schien, als ob man nicht Worte genug zum Lobe des gefeierten Pius des Neunten finden könne.

Glücklicher Vater der Christenheit, welcher nach seiner Erhebung zur höchsten Würde der Welt, unter dem sichtbaren Walten der Vorsehung, die ersten Stunden seiner Herrschaft durch solche freudige Theilnahme bezeichnet, durch solche Liebeszeichen geheiliget sah!

Glücklicher noch dadurch, daß sein heiliger Wandel ihn würdig erscheinen ließ, die Blicke des Himmels auf sich zu lenken, und daß die Werke seiner ersten Jahre in diesem heiligen Augenblicke, als rührende Erinnerungen, als freudiger Dank des Volkes ihm Freunde erwarben für seine erhabene Würde....

Nachdem Pius dem Volke seinen ersten Segen gespendet, nahmen die Ceremonienmeister Seiner Heiligkeit die päpstlichen Gewänder ab. Zwölf Träger, mit fleischrothen Mänteln angethan, setzten den Papst in einen Tragsessel und hoben ihn auf ihre Schultern. Dieser Sessel ist hoch und ragt weit über die Menge empor. Zu des Papstes Seiten gehen zwei Männer, welche nach alter Sitte, theils als Sinnbild, theils als Kühlungsmittel dienende Fächer aus Pfauenfedern tragen. So wurde der heilige Vater in die Gemächer des Quirinal-Palastes, den er bewohnen zu wollen erklärt hatte, zurückgeführt.

Gegen Abend fuhr er in seiner Staatscarosse, wie es das Ceremoniell vorschreibt, sofort zum Vatican. Die Straßen, durch die derselbe vom Quirinal zum Vatican hinfuhr, waren mit dichten Volksmassen bedeckt, die mit lautem, unverkennbar aus dem tiefsten Herzen kommendem Freudenruf den neuen

Vater aller Rechtgläubigen allerwärts begrüßten. Bei der Ueberfahrt über die Engelsbrücke wurden die Kanonen der Engelsburg gelöst, sowie auf dem ganzen Wege alle Kirchen ihre Glocken läuten ließen.

In der Sixtinischen Capelle des Vaticans fand in der oben beschriebenen Weise die zweite Huldigung der Cardinäle Statt. Von dort wurde der Papst, mit der goldenen Mitra auf dem Haupte, zum ersten Mal auf dem päpstlichen Stuhl, in die Basilika des heiligen Petrus getragen. Bei seinem Eintritt in die Vorhalle des Tempels ward der Jubel so laut, daß die Sänger- und Musikchöre, welche die Antiphone: Ecce sacerdos magnus etc. (Sehet den Hohenpriester) anstimmten, übertönt wurden. Nachdem der Papst mit dem ihm folgenden Cardinals-Collegium das Hochwürdigste angebetet, wurde er sodann zum Altar über dem Grabe des heil. Petrus, unter der majestätischen Kuppel der Kirche getragen. Er setzte sich auf dem Altare nieder und empfing dort, während vom Chore der vorher vom Sub-Decan des heiligen Collegiums angestimmte Feiergesang: Herr Gott! Dich loben wir, gesungen wurde, die dritte Huldigung der Cardinäle. Zuletzt ertheilte er dem Volke zum zweiten Male den Segen. Nie hatte man die Peterskirche so voll Menschen gesehen. Das Volk drängte sich, von dem Wunsche beseelt, seinen neuen Herrscher zu sehen, in Menge dem heiligen Vater entgegen; alle Gesichter waren freudig bewegt, überall gaben sich Beweise hoher Verehrung und namenlosen Glückes kund. Auf dem Rückwege zum Quirinal, seiner nunmehrigen Residenz, war der Zug ein Triumphzug, und die ganze lange via papale (so nennt man den mit feinem weißem Sand bestreuten päpstlichen Weg) war überfüllt mit Menschen.

Am Abende war großer diplomatischer Empfang. Allerwärts in den Straßen und auf den Plätzen brannten Freudenfeuer und die Paläste, auch viele Privathäuser, waren reich und geschmackvoll erleuchtet.

Am folgenden Tage (18. Juni) an der Octave des Frohn-

leichnamsfestes erschien der heilige Vater Nachmittags bei der Frohnleichnams-Procession vor Sanct Peter, der er zu Fuße, eine Kerze in der Hand haltend, nachfolgte. Seine Haltung dabei war eine rührende Offenbarung des lebendigen Glaubens und der innigen Frömmigkeit, die sein Herz beseelen.

Die Feierlichkeit, welche zunächst auf die Huldigung folgt, ist die Krönung oder Inthronisation des heiligen Vaters.

Ehe wir jedoch diese vornehmen sehen und den Faden der Erzählung weiter spinnen, dürfte es angezeigt sein, erstlich von Ihm, der mit seiner Erwählung zum Statthalter Christi gleichsam auf die Sonnenhöhe seines Jahrhunderts erhoben wurde, und dessen Bild von Stund an in Millionen Abbildungen durch die Welt flog, um die Prachtsäle der Großen wie die Wohnzimmer der Aermsten zu schmücken, auch hier eine möglichst treue Personbeschreibung, sodann von der Stadt, die fortan seines Wirkens nächster Schauplatz sein wird, und von dem Wunderbau, der in ihr sich erhebt und in dem wir ihn an den höchsten Kirchenfesten werden pontificiren sehen, eine möglichst anschauliche Localbeschreibung zu geben.

Am Tage, da er erwählt wurde, zählte Pius IX. vier und fünfzig Jahre und einige Tage, verrieth aber kaum fünf und vierzig Jahre: so fein, so frisch, so wohlerhalten war damals sein Aussehen. Seitdem freilich hat die Zeit ihn mit rauher Hand berührt; aber auch jetzt noch bildet Pius IX. trotz seiner sieben und siebenzig Jahre eine edle, männlich schöne Erscheinung. Er hat eine hohe, herrliche Gestalt. Auf seiner breiten und offenen, nunmehr von einem Büschel Silberhaare, die in dichten Flocken unter seinem weißseidenen Käppchen hervorlugen, überschatteten Stirn thront Hoheit und Würde. Aus seinen seelenvollen Augen leuchtet Verstand und Entschlossenheit. Um den Mund mit warmen, sichtlich gespalteten Lippen spielt beständig ein freundliches, schwermuthvolles Lächeln, das zugleich den Denker und den „Mann der Schmerzen" verräth. Die Nase von mittlerer Größe ist in Adlerform gebogen. Sein großer, schön geformter Kopf ruht auf kräftigen Schultern.

Seine Haltung und Bewegung ist frei, hingebend, bezaubernd. Auf seiner ganzen Erscheinung ruht ein Gepräge von Anmuth und Hoheit, das sogar auf rohe Naturen Eindruck macht. In Allem blickt beim Papste der Edelmann durch. „Er ist ein geborener Herrscher", schrieb ein Fürst, nachdem er Pius IX. gesehen. Seine Stimme ist helltönend, deutlich und modulirt. Wie sie in der Unterhaltung eine bezaubernde Wirkung übt, so ist es für die Fremden wahrhaft zum Entzücken, wenn sie dieselbe widerhallen hören an den Gewölben der Peterskirche in dem Gesange der Präfation oder des Pater noster, oder wenn in den feierlichen Worten der Segnung am hohen Ostertage sie über den Petersplatz mit einer Kraft erschallt, daß der letzte Widerhall jenseits des großen Obelisken zurücktönt.

Außer der lateinischen und seiner Muttersprache spricht der Papst geläufig französisch und spanisch; kaum einige italienische Worte entschlüpfen ihm in der Unterhaltung mit Franzosen. Seine Sprachweise ist elegant und einfach und trägt in vertrauteren Gesprächen das Gepräge von Wohlwollen und Leutseligkeit, ja einer ausgezeichneten Gutherzigkeit, welche sich Nichts von ihrer Würde vergiebt und zugleich anzieht. In der Predigt erhebt sich seine Sprache zur Beredtsamkeit, und Alle, die ihn predigen hörten, versichern einstimmig, daß er seine Zuhörer fessele.

Beim Empfange zeigt Pius das herablassendste Wohlwollen. Alle, die das Glück hatten, ihm zu nahen — und sie zählen nach Tausenden — versichern, daß seine Stimme zum Herzen dringt und der Ausdruck seines Gesichtes und sein Lächeln eine unwiderstehliche Wirkung üben; wenn man ihn verlasse, trage man gleichsam einen Strahl seiner Seele mit sich.

Und dieses Gefühl theilen Hohe und Niedere. Ein französischer Soldat äußerte sich, indem er von Pius IX. sprach: „Es ist ein wohlthuendes Gefühl, ihn zu sehen. Das Herz ist wie von einem Balsam erquickt, wenn man vom Papste kommt, und man befindet sich für den Rest des Tages in gehobe-

ner, freudiger Stimmung". Eine jugendliche deutsche Prinzessin, an die der Papst, während sie mit ihrem Vater die Peterskirche besuchte, einige Worte, wie er zu sprechen pflegt, gerichtet hatte, war, obgleich Protestantin, von Bewunderung derart hingerissen, daß sie an dem Tage für nichts Anderes Sinn hatte. Man hatte eine Erfrischung aufgetragen und lud sie ein, sich zur Tafel zu setzen. „O nein", antwortete sie, „mein Herz ist zu voll, ich fühle mich gesättigt von dem Glücke, Pius IX. gesehen und gehört zu haben". — In der That, wenn der heilige Vater sich zeigt in dieser liebenswürdigen, anmuthvollen Gestalt, mit seinen weißen Haaren, angethan mit seinem ganz weißen Talare und der hohenpriesterlichen Stola, glaubt man eine tröstende Erscheinung aus der anderen Welt zu sehen.

Zur Vervollständigung dieses Portraits möge eine Personbeschreibung, wie sie zugleich mit Angabe der Lebensweise und der Tagesordnung des heiligen Vaters seiner Zeit ein gut unterrichtetes englisches Blatt[1]) in seinen Spalten mittheilte, hier ihre Stelle finden.

„Die Gestalt Pius' IX., heißt es darin, wie sie unzähligen Menschen durch Portraits oder Büsten bekannt geworden ist, zeichnet sich ganz besonders durch Adel, Milde und Wohlwollen aus. Etwas Würdevolleres kann ich mir nicht denken, als die Haltung Pius' IX., ob er nun, von den Kirchenfürsten umgeben, auf seinem Throne sitzt, ob er, die Vesper anstimmend, sich von seinem Sitze erhebt, ob er den apostolischen Segen ertheilt. Auch sonstwohl habe ich sehr fromme Priester in der Ausübung ihrer heiligen Functionen zu beobachten Gelegenheit gehabt; aber nie noch gewahrte ich bei ihnen jene tiefe, ausdrucksvolle Frömmigkeit und einen so himmlischen Glanz, welchen der innere Geist der Andacht nach Außen hinstrahlt, wie hier. Seine ganze Seele schien in den Ceremonien, denen er beiwohnte, aufgegangen, und nicht eine Se-

[1]) The Cork Examiner, 29 Novembre 1856 no. 2264.

cunde lang war seine Aufmerksamkeit von seinen Andachtsverrichtungen abgewandt. Drei oder vier Male noch hatte ich das Glück, zugegen zu sein, wenn der Papst bei verschiedenen mehr oder minder hehren und majestätischen Kirchenfeierlichkeiten assistirte. Jedes Mal war ich von der nämlichen Frömmigkeit, von der nämlichen Sammlung, von dem nämlichen Ausdruck jener Heiligkeit, die wie ein Sonnenstrahl auf seinem Antlitz glänzte, betroffen.

Das ist die äußere Erscheinung des Erwählten Gottes, dessen hehres Haupt wir nun mit Nächstem mit der dreifachen Krone zum ersten Male werden gekrönt sehen. Um aber mit noch höherem Genusse Augenzeugen dieser erhabenen Krönungsfeier zu sein, müssen wir uns im Geiste in den Wunderbau versetzt denken, worin dieselbe vor sich geht, — in die Peterskirche. Sie müssen wir uns vorher ansehen.

Viertes Capitel.

Ein Blick aus der Luftperspective über den vorzüglichsten Schauplatz der Wirksamkeit des Neuerwählten. — Die Physiognomie der Siebenhügelstadt. — Die Patriarchal-Basiliken, die sieben Kirchen und die Constantinischen Basiliken. — St. Johann vom Lateran. — Die heilige Stiege (scala santa). — St. Maria Maggiore (die größere Marienkirche). — S. Pietro in Vincoli (die Petri-Kettenkirche). — Die Paulskirche außerhalb der Stadt. — St. Sebastian zu den Katakomben. — Das Pantheon oder die Rotunde. — Der Lateranpalast und das altchristliche Museum.

Aber nicht den Wunderbau des St. Petersdomes allein, auch die Stadt, worin derselbe prangt und die fortan des Neugewählten Residenzstadt und seines weltumfassenden Wirkens

vorzüglichster Schauplatz sein wird, müssen wir wohl, und zwar aus dem nämlichen, ja aus einem weit höheren Grunde wie die Städte Sinigaglia, Volterra, Spoleto und Jmola und das auf einer anderen Welthalbkugel belegene Chili — eines flüchtigen, leider nur eines flüchtigen Blickes, gleichsam aus der Vogelperspective, würdigen, um uns von ihrer Physiognomie und ihrem Charakter wenigstens annähernd eine Vorstellung machen zu können.

Rom, unstreitig die merkwürdigste und als Mittelpunkt der Christenheit die einflußreichste Stadt der Welt, liegt im ehemaligen Latium, — der jetzigen Campagna di Roma, in Mittelitalien, auf beiden Seiten des Tiberflusses, der hier eine ansehnliche Breite und einen ziemlich von Schiffen besetzten Hafen hat. Außer den bekannten sieben Hügeln (dem Palatinus, dem Capitolinus, dem Quirinalis, dem Cölius, dem Aventinus, dem Esquilinus und dem Viminalis) wurden allmälig noch drei andere Hügel, der Vaticanus, der Janiculus und der Pincius, in das Bereich der Stadt gezogen, so daß man sie eben so richtig die Zehnhügel- als die Siebenhügelstadt nennen könnte. Unter diesen Hügeln waren im alten Rom der Capitolinus als Sitz der regierenden Gewalt, später (in der Kaiserzeit) der Palatinus, als die Residenz der Herrscher, die bekanntesten; im christlichen Rom, das sich mehr südwestlich am linken Tiberufer, in dem ehemaligen Marsfelde — einem Uebungsplatze der Soldaten — erbaute, sind der Vaticanische und der Quirinalische Hügel als die Wohnplätze der Stellvertreter des Gekreuzigten und der Nachfolger des galiläischen Fischers die berühmtesten. Die Stadt besteht aus vierzehn Theilen, Rioni genannt. Diese sind: Rione di Monti, del Borgo, della Colonna, del Ponte, della Regola, della Pigna, del Campitello, di Trastevere, del Campo Marzo, di Parione, di Sant Angelo, della Ripa, di Sant Eustacchio und Rivo. Dieser ganze Complex, von einem der Hügel, z. B. dem Janiculus oder dem Monte Mario aus gesehen, mit den Hunderten von Kirchen und herrlichen Palästen, von Kuppeln und

Thürmen, umkränzt von grünen Hügeln, unterbrochen von Plätzen mit ihren Obelisken und Säulen, von Gärten und Terrassen mit Lorbeern, Orangen und blühenden Cactus, das Ganze endlich durchschlungen vom Tiberfluß mit seinen Brücken, umrahmt von einer altersgrauen, starken Mauer mit dreihundertfünfzig Thürmen und dreißig Thoren, und überdeckt vom tiefblauen, wolkenlosen italienischen Himmel — o es ist wirklich ein einziger, ein bezaubernder, hinreißender Anblick! —

Rom, die Repräsentantin der allgemeinen Kirche, hat billiger Weise der besonderen Kirchen sehr viele — über vierhundert, die in Patriarchal-Basiliken, die sieben Hauptkirchen und gewöhnliche Kirchen eingetheilt werden können.

Die Patriarchal-Basiliken, nebst den daran stoßenden Wohngebäuden, wurden ehemals den vier Patriarchen des Morgenlandes, wenn sie nach Rom kamen, zum Gottesdienste und zur Residenz angewiesen. Ihrer sind mit Einschluß der Basilika St. Johann im Lateran, welche sich die Päpste als Patriarchen sowohl des Morgen- wie auch des Abendlandes vorbehielten, St. Peter im Vatican (dem Patriarchen von Constantinopel); St. Paul (dem Patriarchen von Alexandrieen); St. Maria Maggiore (dem von Antiochieen); St. Lorenzo vor der Stadt (dem von Jerusalem). Auf dem Wege zu diesen fünf Patriarchalkirchen aber befinden sich noch zwei andere uralte und hochberühmte Basiliken, jene nämlich des hl. Sebastian und das heilige Kreuz (Santa Croce) in Jerusalem. Unmöglich hätten die frommen Waller an diesen erhabenen Tempeln vorbeigehen können, ohne in dieselben einzutreten und die Gluth ihres Glaubens und ihrer Andacht an so vielen heiligen Gegenständen und theuren Erinnerungen, welche sie enthalten, noch mehr zu entzünden. So entstand die noch heut zu Tage übliche Andacht des Besuches oder der Pilgerfahrt der sieben Kirchen in Rom.

Weil von Constantin erbaut, führen einige Kirchen den Namen Constantinische Basiliken. Ihrer sind acht, nämlich: St. Johann im Lateran, Santa croce in Jerusalem,

St. Peter im Vatican, St. Paul vor der Stadt, St. Lorenzo vor der Stadt, St. Marcellin und Peter, die heiligen Apostel (mitten in der Stadt), St. Agnes außerhalb der Mauern.

Die Zahl der gewöhnlichen Kirchen überschreitet dreihundert und fünfzig. Außerdem besitzt Rom nahezu dreihundert Paläste, sechszig alte Tempel, zwanzig Villen, sechszehn Triumphbogen, dreizehn Obelisken und eine große Anzahl von Museen, voll von den herrlichsten Kunstwerken. Von den acht Brücken der Alten existiren nur noch fünf, von den vierzig ehemaligen Thoren nur noch siebenzehn neuere. Unter den Kirchen zeichnet sich vor allen aus die größte und prächtigste der Welt, die St. Peterskirche. Sie verdient wohl, daß wir ihr ein besonderes Capitel widmen.

Eine sehr merkwürdige ist die vom Lateran. Ihr Name erinnert an die berühmte uralte Familie, welcher der unter Nero hingerichtete fromme Consul Plautius Lateranus angehörte und deren Erbpalast von königlicher Pracht auf dem Platze lag, der jetzt noch seinen Namen trägt. Als Constantin in den Besitz dieses Denkmals kam, schenkte er ihn dem Papste Sylvester und baute an denselben eine Kirche, die am 9. November 324 dem Erlöser geweiht und deßhalb Basilika des Erlösers genannt wurde; sie hieß auch die goldene wegen des glänzenden Schmuckes; im siebenten Jahrhundert wurde sie dem hl. Johannes dem Täufer gewidmet und Basilika des hl. Johannes vom Lateran genannt.

Was aber alle Schätze dieser Basilika, ihre Malereien und Bildhauerwerke, die kostbaren Marmorarten, die Mosaiken und Vergoldungen übertrifft, das sind die kostbaren Reliquien, die sie bewahrt, unter andern den Altar, an welchem der heil. Petrus die Messe gelesen hat, und hoch über ihm in einem Zelt von karmesinrothem, mit Gold durchwirktem Sammet die Häupter der hh. Apostel Petrus und Paulus. Zweimal jedes Jahr, am Charsamstag und am Dienstag der Betwoche werden sie feierlich der Verehrung der glücklichen Gläubigen Roms ausgestellt. Und damit alle jungen Priester und

Leviten mit ihrer Weihe recht tief den Geist des Apostolates und der Selbstverleugnung in sich aufnehmen, findet die Weihe derselben am Fuße des Altars, von dem wir eben gesprochen, unter den Augen des h. Petrus und des h. Paulus Statt.

In der Schatzkammer der Basilika werden noch kostbarere Monumente aufbewahrt, als jenes der Apostel, nämlich derselbe Tisch, auf welchem unser Herr das hl. Abendmahl eingesetzt hat, ein Theil der Purpurkleidung, welche man im Richthause unserem Herrn über die Schultern hing, und viele, viele andere.

Ein Ueberrest des alten Lateranpalastes ist die im italienisch-deutschen Stile gebaute Capelle Sancta Sanctorum, zu der durch eine Halle die Scala santa, die heilige Stiege, führt, von der die fromme Ueberlieferung meldet, daß es dieselben Stufen seien, die einst die Treppe zu dem Gerichtspalaste in Jerusalem gebildet, auf welcher Christus, unser Herr, zu Pilatus gegangen, die man daher, zum Zeichen bleibender Verehrung, nur knieend hinansteigen darf. Wirklich sieht man an gewissen Tagen dreißig bis vierzig, mitunter sehr schwächliche und gebrechliche Personen, in Andacht versunken, in einer Art heiliger Verzückung von Stufe zu Stufe klimmend, diesen beschwerlichen Weg machen. Ursprünglich aus weißem Marmor haben durch Jahrhunderte die Kniespuren sich dem harten Stein eingedrückt, und auch das Holz, womit diese Treppe jetzt überzogen ist, hat solche Vertiefungen. An den offenen Seitenstiegen geht man zu Fuß hinan; oben kommt man vor das stark verschlossene Eisengitter einer Capelle, voll der kostbarsten Heiligthümer, weßhalb über ihr mit goldenen Lettern die Inschrift prangt: „Non est in toto orbe terrarum sanctior locus. Auf der ganzen Erde ist kein heiligerer Ort."

Nicht weit davon steht St. Maria Maggiore, d. h. Maria die Größere, weil sie die größte und schönste Kirche unter allen ist, die der allerseligsten Jungfrau Maria zu Rom geweiht sind. Sie liegt auf dem Esquilinischen Hügel, nahe bei, ja auf den Trümmern des heidnischen Tempels der Juno

Lucina. Wie merkwürdig! Der Tempel der wahren Himmelskönigin auf den Ruinen desjenigen der falschen! Des Tempels Ursprung geht bis zum Jahre 352, bis zum Pontificate des hl. Liberius zurück. Er wurde gebaut in Folge der Erscheinung, welche der gedachte Papst und ein römischer Adeliger in derselben Nacht gewahrten und die am andern Morgen mitten im Sommer (am 5. August) durch einen wunderbaren Schneefall bestätigt wurde. Der Schnee bedeckte ganz genau den Raum, wo die Kirche sollte erbaut werden. Von diesem Ereigniß führt die Basilika den Titel Sta. Maria ad Nives (zum Schnee). Auch heißt sie Basilika Liberiana, von ihrem ursprünglichen Gründer, dem h. Papste Liberius. Zu diesem Namen kommt noch der nicht minder ehrwürdige: Sta. Maria ad praesepe (zur Krippe), wegen der Krippe des Erlösers, welche hier bewahrt wird. Diese Krippe ist Rom's Schatz, sie bildet sein Glück, seinen Ruhm. Sie ruht in einem Kasten von Krystall, worüber ein mit Gold und kostbaren Steinen emaillirter silberner Rahmen ist: ein prachtvolles Geschenk Philipp' VI., Königs von Spanien. Einmal im Jahre, und zwar in der Nacht, die dem hohen Christfeste vorangeht, wird sie den Blicken zur Verehrung ausgestellt.

Für des heiligen Vaters Pius' IX. Frommsinn ist es bezeichnend, daß er in der größten und prachtvollsten Basilika der unbefleckt empfangenen Gottesgebärerin, vor der Wiegenstätte des vom heil. Geist empfangenen Kindleins, in der Nähe des Leibes des hl. Hieronymus, der bei Lebzeiten ein so treuer Wächter der heil. Krippe zu Bethlehem war, und seines Namensgenossen, des heil. Papstes Pius' V., der ebenfalls hier ruhet, sich seine Grabstätte auserſehen hat.

Die Kirche besteht, um nur einen flüchtigen Blick auf ihren Bau zu werfen, aus drei Schiffen, von denen das mittlere höher ist, und hat sechs und dreißig ionische Säulen von weißem Marmor. Alte Mosaikbilder aus dem fünften Jahrhundert, Scenen aus dem Concil von Ephesus darstellend, befinden sich an dem Bogen, der das Chor vom Schiffe trennt.

Das Mittelschiff ist reich vergoldet mit dem ersten Golde, das Isabella und Ferdinand aus America bezogen und dem Papste Alexander VI. schenkten.

Von den prachtvollen Capellen sei hier nur der sixtinischen und der borghesischen (nach ihrem Stifter Sixtus V. und Paul V. aus dem Hause Borghese so genannt) Erwähnung gethan.

Unfern der obgenannten Basilika liegt St. Pietro in Vincoli, so genannt wegen der Ketten, womit der hl. Petrus gefesselt war; hier befinden sich unter andern kostbaren Reliquien die Leiber der machabäischen Heldenbrüder und die als Grabmal Julius' II. bestimmte weltberühmte Mosesstatue von Michel Angelo.

Weiterhin, eine halbe Stunde von der Stadt, liegt die aus dem Schutt mit größerem Pomp wieder erstandene Basilika St. Paolo fuori della Mura, zu deren Wiedererrichtung Beiträge aus der ganzen Christenheit reichlich zusammenflossen, wozu selbst Aegypten Säulen lieferte und der Vicekönig einen Obelisken, als Schmuck vor dem Hauptthore, schenkte.

Gleich weit von der Stadt, an der appischen Straße nach Neapel, liegt St. Sebastiano alle Catacombe, von Papst Damasus 367 auf dem Begräbnißplatze des hl. Calixtus, über dem Grabe des hl. Sebastian errichtet.

Der best-erhaltene Tempel aus der Vorzeit ist das Pantheon. Es wurde zur Zeit des Kaisers Augustus, als Denkmal dessen Sieges bei Actium zu Ehren Jupiters, der höchsten heidnischen Gottheit, erbaut und allen Göttern gewidmet. Im Jahre 608 weihete der Papst Bonifacius VI. dasselbe mit Bewilligung des Kaisers Phokas zu einer Kirche der hl. Jungfrau Maria und aller Martyrer, „damit" — wie es im Leben des Bonifacius heißt — „an dem Orte, wo man nicht alle Götter, wohl aber alle bösen Geister verehrte, in Zukunft das Gedächtniß aller Heiligen feierlichst begangen werde." — Welcher Sieg des Glaubens, welche Sühne liegt in dieser Umwandlung!

Man geht in diesen Tempel durch eine Halle von sechszehn

Granitsäulen, jede aus Einem Stück, welche ein herrliches Giebelfeld tragen. Früher stieg man auf sieben Stufen diese Halle hinauf, jetzt nur noch auf zwei, so hoch hat der Schutt des alten zertrümmerten Rom sich angehäuft. Das Innere ist kreisförmig, daher der gewöhnliche Name Rotunde (die Runde). Das Licht fällt oben durch eine Oeffnung ein, welche acht und zwanzig Fuß hat. Einige Zuthaten späterer Päpste gereichten, statt zur Verschönerung des Baues, vielmehr zum Gegentheil. Der unsterbliche Malerfürst Rafael hat hier seine Grabstätte, neben ihm ruht ein würdiger Nacheiferer, Annibale Carracci.

Unter den vielen prächtigen Palästen, welche Rom schmücken, sind die drei päpstlichen: der Vaticanische, Quirinalische und der Lateranische, die größten. Von den zwei ersteren wird an seinem Orte die Rede sein. Von dem letzteren sei nur noch bemerkt, daß sehr passend in diesem ältesten christlichen Palaste Pius IX. ein altchristliches Museum anlegen ließ. Dasselbe ist bereits so reich an Denkmälern aller Art, z. B. an Sarkophagen, Inschriften, Statuen, Geräthschaften, Gegenständen, welche beim Gottesdienste in den Katakomben gebraucht wurden, daß viele Stunden erforderlich sind, um nur einen Ueberblick zu gewinnen. Man sieht hier auch das größte noch erhaltene classische Mosaik, welches den ganzen Fußboden eines geräumigen Saales bildete. Den Platz vor dem Palaste schmückt der größte Obelisk Roms. Er steht mit seiner geheimen ägyptischen Bilderschrift (Hieroglyphen) wie ein großes, noch seiner vollkommenen Lösung harrendes Räthsel da. An dem Platze liegen ferner noch außer der achteckigen Taufcapelle Constantin's die zwei großen Hospitäler des Laterans für arme kranke Frauen, deren gegen sechshundert Aufnahme finden, wie denn überhaupt, wie wir gleich sehen werden, an Wohlthätigkeits-Anstalten zur Linderung alles menschlichen Elendes keine Stadt in der Welt von Rom übertroffen wird.

Fünftes Capitel.

Trümmer und Denkmäler des alten, heidnischen Rom's. — Das Capitol. — Das Forum oder Campo vaccino. — Das Mamertinische und Tullische Gefängniß. — Zwei ehrwürdige Gefangene darin. — Triumphbogen des Septimius Severus. — Die „heilige Straße". — Der Triumphbogen des Titus. — Der Triumphbogen des Constantin. — Das Kolosseum. — Die Kampfspiele darin und ihr echt heidnischer Charakter. — Eine heilige Martyrerschaar, die hier um Christus willen blutete. — Was zur Erhaltung dieses Denkmals geschehen und wozu es jetzo dient. — Das Forum Trajanum. — Die Engelsburg. — Die Thermen (öffentliche Bäder). — Hauptplätze und Hauptstraßen Roms. —

Unter den vielen Denkmälern und Trümmern des Alterthums, womit der Boden Rom's wie übersäet ist, steht in erster Linie das Capitol, das heutige Campi doglio der Italiener. Ehrfurchtdurchschauert schreitet der Kenner der Geschichte die breiten Treppen des einst einen Erdkreis beherrschenden Hügels, des Mittelpunctes einer Stadt, die einst selbst als Centralpunct in einem Jahrtausend die Erde weltlich, in nahezu zwei andern sie geistlich beherrschte. Eine Gedankenfülle durchwogt Einen, man sieht den Traum seiner Jugend verwirklicht, die Vergangenheit — in ihren Trümmern wenigstens — aus dem Grabe wiedergekehrt. Am Fuße der breiten Stiege, welche zur Bergfläche führt, sieht man zwei Löwen von ägyptischem Basalt, welche Wasser speien, die schönsten, die man kennt; über der Treppe zeigen sich zu beiden Seiten Meilensäulen und die kolossalen Gestalten der Heldenbrüder Castor und

Pollux, die neben ihren Rossen stehen, in der Mitte die herrliche bronzene Reiterstatue Marc Aurel's — eines der weisesten und edelsten Kaiser der Heidenzeit. Aber wo ist der Riesenbau, wie die Phantasie ihn sich gemalt? Wo die hohe Felsenburg dieses Centrums des Weltalls? Wo die Tempel, die Helden, die Götter, die Senatoren, Lictoren, Triumphatoren? — Alles ist verschwunden! Der Capitolinische Hügel ist zu einer unbedeutenden Anhöhe eingeschrumpft, der weite Porticus mit seinen hundert Säulen zu einer engen Halle, der von Gold und Marmor strotzende Tempel des Donnergottes (Jupiter Tonans) zu drei vereinzelt stehenden Säulen! Man sieht blos ein kleines, obwohl noch immer imposantes Viereck, wo die drei Paläste der Senatoren, der Conservatoren und des Museums stehen, Alles nicht, wie vordem, in schreckeneinflößender, sondern in wohlthuender, den Kunstsinn entzückender Pracht. Auch jener furchtbare tarpejische Todtenfels, der ehemalige Richtplatz der Vaterlandsverräther, ist nicht mehr furchtbar. Man sieht von ihm hinter dem Palast Caffarelli (der Wohnung des Bevollmächtigten Preußens) noch einige verwitterte, etwas abschüssige Steine, wo jetzt harmlos Kinder spielen und gemüthliche Alte schwatzen.

Vom Capitolinischen Berg, rechts vom Senatorenpalast, auf den Trümmern des alten Tabulariums — jenes berühmten Archives, das die ehernen Tafeln mit den Gesetzen und Verträgen des alten Rom's enthielt — herabsteigend, ist man auf einmal in der Mitte der bemerkenswerthesten Alterthums-Sammlung: das altrömische Forum — forum Romanum — der Platz der Volksversammlung und Gerichte liegt ausgebreitet da. Man sieht hier aus beinahe zweitausendjährigem Schutt hervorgegrabene Tempelruinen, ganze und zerbrochene Säulen, Säulenreihen (Colonnaden), Trümmer der großen Paläste der Cäsaren und der gallischen Eroberer — eine versteinerte Weltgeschichte! Wie ist sie verschwunden — alle Herrlichkeit der Heidenwelt! Das Forum Romanum ist Campo Vaccino (Kuhfeld) geworden. Wo die Comiteen und Volksversammlungen

gehalten wurden, da weiden jetzt Schafe; wo Redner glänzten, da brüllen jetzt Ochsen. Wo einst prachtvolle Göttertempel, wo einst die herrlichsten Kaiserpaläste standen, die Wunder der altrömischen Baukunst, deren Räume meist von Gold und Edelsteinen starrten; wo Tausende von Sclaven des Winkes der Gebieter harrten, wo die üppigen römischen Bäder, die weltberühmten Thermen waren, jetzt Trümmer, Nichts als Trümmer, Riesentrümmer tief unten, Riesentrümmer über der Erde, Ruinen von Ruinen! Es gehört in der That eine gute Portion Einbildungskraft dazu, unter diesem unermeßlichen tausendjährigen Schutt, unter diesen leeren Kellern und Ueberbleibseln von Pfeilern, Treppen, Geländern, Höhlungen u. s. w. sich Säulen, plätschernde Wasserfälle, üppige Badezimmer, Haine, Teiche, Wasserbehälter, Rondelle, Corridore, mit den herrlichsten Bildsäulen, Prachtsälen, den Luxus Europa's und Asiens umfassend, zu denken, und doch war das Alles einst hier, im goldenen Haus des Nero mit seinen Dächern von Elfenbein, in den darauf gebauten Bädern des Titus und Trajans, in den Thermen Caracalla's, Antonin's, Diokletian's u. m. A. Kann es ein beredteres Bild der Vergänglichkeit aller Erdengröße, ein anschaulicheres „Sic transit gloria mundi! So vergehen des Lebens Herrlichkeiten" geben, als dieses hier?

Die beiden Endpuncte dieses umfangreichen Antiquitäten-Cabinets sind: links der Mamertinische Kerker (San Pietro in Carcere) und darunter das Tullische Gefängniß, und am entgegengesetzten Ende das Coliseum. Man muß, wenn man sich einen Begriff von der Schauerlichkeit dieser Kerker des alten, barbarischen Rom's machen will, in dieselben hinuntersteigen. Wie in Venedig die berüchtigte Seufzerbrücke (ponte dei sospiri), heißt hier die Treppe, welche von dem Mamertinischen in das Tullische Gefängniß hinabführt, scala de' Gemonici, von den Seufzern der Unglücklichen, die hier hinunterstiegen, in diesem Gefängnisse seufzend ihr Dasein verhauchten, und deren Leichname dann bis zu dieser Treppe geschleift, hier liegen blieben, um dem auf dem Forum versammelten

Volke Furcht und Schrecken einzuflößen. Hier starb jener Jugurtha, ein Fürst voll Hinterlist und Grausamkeit, den Hungertod, hier wurden die Verschworenen Catilina's — die Brunetti's, Mazzini's, Farini's, Garibaldi's, Prim's, Serrano's und Consorten unserer Tage — hingerichtet, hier gewöhnlich die unglücklichen Fürsten und Feldherren erdrosselt, nachdem sie dem Triumphzug gefolgt. Hier hinein, das heißt, nicht blos in den oberen Kerker, sondern auch in den unteren, ließ Nero die heiligen Apostel Petrus und Paulus werfen; hieraus wurden sie noch an demselben Tage gezogen, um zum Martertode geführt zu werden. Mit ehrfurchtsvoller Liebe küßt der Pilger die Granitsäule, an welche die glorreichen Gefangenen gebunden wurden, und trinkt Wasser aus der Quelle, welche der h. Petrus hat springen lassen, um Processus und Martinian, seine Gefängnißwärter, sowie sieben und zwanzig Soldaten, gleichfalls Martyrer, zu taufen.

Das christliche Rom, welches dafür gesorgt hat, alle von den Aposteln und Martyrern besuchten Plätze zu bezeichnen, indem es sie heiligt, erbaute eine kleine Kirche über dem Mamertinischen Gefängniß: sie ist dem hl. Joseph, Patron der Tischler, geweiht. Den ganzen Tag sieht man eifrige Seelen oder fromme Pilger Thränen und Gebete über diesen Stätten, den Schauplätzen so vieler Abscheulichkeiten, opfern. — Ist das nicht wieder eine erhabene, sinnreiche Umwandlung, eine wahre, die Gottheit und Menschheit versöhnende Abbüßung?

Am Fuße des Berges links sehen wir den Triumphbogen des Septimius Severus, ein Siegesdenkmal zu Ehren dieses Kaisers und seiner Söhne Caracalla und Geta, wegen der Siege, die er über die Parther und andere asiatische Völker davongetragen hatte; die via sacra — jene für die Priester-Processionen bestimmte, vom Coliseum bis zum Capitol führende „heilige Straße" — begrenzend, den Tempel der Faustina, die Ruinen des Friedenstempels, die des Tempels der Venus und Roms und in der Ferne das riesige Kolosseum; rechts die Ruinen des Tempels Jupiter Tonans, der

Eintracht, die Säule des Phokas, die Gräkostasis — den Empfangssaal der fremden Gesandten —, und den länglichen Hügel des Palatinus mit seinen kaiserlichen Ruinen; vor uns am Ende des Forums erhebt sich mitten auf der heiligen Straße selbst der Titusbogen. — Gott! wie wird Einem inmitten dieses Panoramas von Ruinen, bei dem Anblicke jenes Ehrenmals, das als ein ewiges Denkzeichen göttlicher Rache für einen verübten Gottesmord dasteht! Es wurde nämlich diese Ehrenpforte dem Titus Vespasianus Augustus vom Senat nach Beendigung des jüdischen Krieges als ein Siegesdenkmal wegen der Eroberung Jerusalems errichtet, und gewiß ist es nicht von ungefähr, daß gerade dieses Denkmal eines der besterhaltenen des alten Rom's ist. Es ist von weißem Marmor und mit Basreliefs geschmückt. Unter diesen sieht man zwei sehr schöne, obschon von der Zeit etwas beschädigte: auf der linken Seite gewahrt man den triumphirenden Titus auf einem vierspännigen Wagen, von der Victoria gekrönt und von Soldaten umgeben; auf der rechten, was das Bezeichnendste ist, gefangene, in Fesseln geschlagene Juden, den siebenarmigen Leuchter des Tempels zu Jerusalem, den Tisch mit Schaubroden, die Trompeten des Jubeljahres, welche von gekrönten Soldaten auf den Schultern getragen werden. Wer mag es den Juden von ihrem Standpuncte aus verdenken, wenn sie noch heute lieber einen kleinen Umweg machen, als mitten unter dem Bogen, dem Wahrzeichen ihrer Verwerfung, einhergehen zu mögen? Wie dieser Bogen den Sieg des Heidenthums über das Judenthum, so bringt der etwas weiter rechs von der via sacra, in der Nähe des Coliseums gelegene Triumphbogen des Constantin den Sieg des Christenthums über das Heidenthum zur Anschauung. Auch dieses Monument, das erste, welches einem christlichen Kaiser errichtet worden, gehört auffallender Weise zu den wenigen, nahezu unversehrt erhaltenen der alten Cäsarenstadt. Es wurde dem Constantin vom römischen Senat errichtet wegen des Sieges über die Neben-Kaiser Maxentius und Licinius. Das sieht man deutlich aus der großen In-

schrift, die auf beiden Seiten des Bogens angebracht ist; denn das Monument ist zusammengesetzt aus drei Bogen, wovon der in der Mitte größer, als die beiden andern. Die Basreliefs stellen den Sieg Constantin's dar, den er bei der Milvius-Brücke (Ponte molle) über den heidnischen Kaiser wunderbarer Weise errungen. Noch jetzt zeigt man am Ponte molle die Stelle, wo ihm das siegverheißende Kreuz am Firmament erschienen ist.

Wir sind nun bei dem erstaunenswürdigsten Monumente des alten Rom's — bei dem Kolosseum, dem heutigen Coliseum, angelangt. Kaiser Vespasian baute dieses Theater nach dem jüdischen Kriege. Zehntausend gefangene Juden sollen bei der Arbeit dieses Baues vier volle Jahre geschmachtet haben. Titus weihete es mit Kampfspielen ein, die hundert Tage dauerten, während deren mehr als fünftausend wilde Thiere und zweitausend Gladiatoren (künstlich eingeübte Fechter) geopfert wurden, und widmete es dem Andenken seines Vaters Vespasian, dessen Geschlechtsnamen Flavius war, daher es auch den Namen amphitheatrum Flavium bekam. Kolosseum ward es genannt nach einem großen Kolosse, welchen Nero im Vorsaal seines goldenen Palastes aufgestellt hatte und welchen Vespasian dicht bei diesem Amphitheater aufstellte.

Das Kolosseum — die Alten hielten es für das achte Weltwunder — hat von Außen eine runde Figur im Umkreise von tausend sechshundert ein und vierzig Fuß; die Arena aber, der inwendige Sand- und Kampfplatz, ist oval (eirund) und soll fünfhundert und achtzig Fuß lang und vierhundert und achtzig Fuß breit sein. Des Gebäudes Höhe wird auf hundert und sechszig Fuß geschätzt. Der Umkreis und die nördliche Außenseite haben sich ganz erhalten. Das Gebäude hatte vier Stockwerke von verschiedener Ordnung: von dorischer, ionischer, korinthischer und zusammengesetzter (römischer) Ordnung. Jedes der drei unteren hatte achtzig Bogen oder Thore, an den Enden vier Haupteingänge, von denen zwei an den Spitzen des Ovals, darunter das eine zum Eingang der Gla-

diatoren und der zu den Thierkämpfen verurtheilten Unglücklichen, das andere zur Einführung der Maschinen und sonstiger großartigen Vorrichtungen für gewisse Spiele. Unter diesen Thoren sind noch zwei andere: das Thor der Todten (Libitinalis) und das Thor der Lebenden (Sanavivaria). Die bei den Spielen getödteten Menschen und Thiere wurden mit Hacken durch das Thor der Todten gezogen; die, welche nur leicht verwundet waren, durch das Thor der Lebenden. Ueber jedem dieser Thore stand ein ehernes Viergespann, die andern sechs und siebenzig Eingänge waren für das Volk; in jedem Bogen befand sich ein Standbild von Marmor oder Erz, oben Erzschilder mit Bildnissen; der Kaiser selbst hatte einen erhöhten Sitz auf einem bedeckten Erker. Die untere Reihe der Sitze war für die Vestalinnen und Senatoren; über ihnen saßen auf vielen Reihen über einander die römischen Ritter, über diesen die Bürger, weiter oben die Weiber, auf den höchsten Sitzen die vornehmen Matronen. Ganz oben standen die Männer, welche, um vor der Gluth der Sonne zu schützen, Segeltücher aus den kostbarsten Stoffen, mit goldenen Sternen besäet, über alle Sitze und den großen Schauplatz ausspannten, und durch deren wellenförmige Bewegungen die Zuschauer erfrischten. Auf den Sitzen der Zuschauer war Raum für sieben und achtzig tausend Menschen. Außerdem fanden noch zwanzig tausend Stehende, also im Ganzen über hunderttausend Personen Platz. Ein hübsches Publicum das, zumal wenn man bedenkt, daß die größten deutschen Theater kaum zwei bis drei tausend in allen ihren Räumen fassen. Aber, großer Gott! welche Spectakel wurden hier auch gegeben! Seeschlachten (Naumachien) wurden in der mit Wasser (bisweilen sogar mit Wein) angefüllten Arena dargestellt, worin Krocodile und mehrere Nilpferde gegen die Gladiatoren in Nachen kämpften; Elephanten und Rhinocerosse agirten hier. Arme flüchtige Sclaven, Kriegsgefangene, Christen und Christinnen, kleine Kinder und Greise, gebleicht durch die Jahre, mußten mit dem Löwen aus Numidien, mit Tigern, Panthern und Leoparden

auf Tod und Leben kämpfen, mit Gladiatoren auf mannichfaltige Art ringen, sich gegenseitig schlachten, und das Volk jauchzte, je mehr Blut in Strömen floß, und an diesen schrecklichen Schauspielen, an diesen entsetzlichen Thier- und Menschenhetzen ergötzten sich die hochcivilisirten, alle andern Völker Barbaren nennenden Römer, als ob es eine größere Barbarei, eine tiefere Erniedrigung, Entartung, Verwilderung, Verhöhnung aller Menschennatur geben konnte. Und diese Spiele — wer sollte es glauben? — trugen bei allem Dem ein religiöses Gepräge. In der Mitte des Kampfplatzes erhob sich ein Altar, auf welchem man durch Schlachtung eines Menschenopfers den Anfang machte. Die obgedachten Priesterinnen gaben das Zeichen zum Blutbade und weideten sich, gleich den rohesten Kriegern, bis zur Berauschung an dem Anblick des aus zahllosen Wunden strömenden Blutes. So zeigten sich auch hier wieder die beiden charakteristischen Merkmale der Religion des Heidenthums: Blutdurst und — Wollust; denn auch die Göttin Venus hatte hier ihre Priesterinnen: das waren vornehme Buhldirnen; sie hatten ihre Lasterhöhlen (fornices) ganz in der Nähe des mit Menschen- und Thier-Leichen angefüllten Spoliariums.

Was aber den echt heidnischen, satanischen Charakter dieser Kampfspiele am deutlichsten hervortreten ließ, das ist die kannibalische Freude, womit das entmenschte Publikum vorzüglich gerne die Christen foltern und deren Blut in Strömen fließen sah. So geschah es einstmals am Abende des 20. December im Jahre Jesu Christi 116. Ganz Rom war im Coliseum versammelt; es war der letzte Tag der Festspiele, womit die Römer den Schluß des Jahres feierten. Der Prätor steht auf und liest dem Volke ein kaiserliches Schreiben vor, des Inhaltes: „Wir, Trajan, gebieten, daß Ignatius, welcher sagt, er trage Christum, den Gekreuzigten, in sich, gefesselt und von Soldaten in das große Rom geführt werde, damit er den Thieren zur Speise und dem Volke zum Schauspiel diene.“ Ein lange anhaltendes Händegeklatsch bezeugt die

Freude und den Dank des Volkes. Ein ehrwürdiger Greis zeigt sich am Eingange. Es ist Ignatius, der Bischof der Christen zu Antiochiera, den man zu diesem Endzwecke als Gefangenen aus dem Morgenlande hergeführt hat; er kommt unter den Geißelhieben der Senatoren, welche ihn in die Arena stoßen. Bei seinem Anblicke klatschen abermals hunderttausend Zuschauer mit den Händen; die Löwen stoßen ein fürchterliches Gebrüll aus. Ignatius fällt auf die Kniee und spricht: „Ich bin der Waizen des Herrn; mich müssen die Zähne der Thiere zermalmen, damit ich das reine Brod Jesu Christi werde.“ Er sprach es, und zwei Löwen stürzen sich auf ihn und zermalmen ihn augenblicklich, ohne von seinem Leibe etwas übrig zu lassen, als die größten und härtesten seiner Gebeine.

War das wilde Volk etwa mit diesem einen, theuren Christenopfer befriedigt? Nein, noch zweihundert Jahre lang trank es mit der Wollust des Tigers, dessen Durst nur Blut stillt, edles Christenblut in Fülle. Ein Heer von Martyrern athmete nach Ignatius im Kolosseum aus, unter ihnen Eustachius, Führer der Reiterei unter Titus bei der Belagerung Jerusalems, General der römischen Heere unter Hadrian, und mit ihm seine Gemahlin und zwei Söhne, edle Sprossen der ältesten Familien; die berühmten Jungfrauen Martina, Tatiana und Prisca, alle drei Töchter von Consuln und Senatoren; der Senator Julius; Marinus, Sohn eines anderen Senators; die Bischöfe Alexander und Eleutherus; die jugendlichen persischen Prinzen Abdon und Sennen; zweihundert Soldaten zugleich und eine unzählbare Menge von Helden und Heldinnen jedes Alters und Landes.... Wie verehrungswürdig muß dem Christen die Stätte sein, die ein so fruchtbares Ackerfeld stets neu emporsprießender Heiligen wurde, wo das Christenthum seine herrlichsten Siege über Teufel, Welt und Fleisch feierte und dem Könige der Martyrer ein so strahlender Kranz von Martyrern sich beigesellte! Es war daher eine sehr richtige Idee, die den großen Papst Benedict XIV. leitete, als er, nicht so sehr, um dieses durch den

Zahn der Zeit und durch Verwüstung von Menschenhand zur Ruine gewordene kolossale Denkmal vor weiterer Zerstörung zu schützen, sondern vielmehr aus Verehrung gegen das daselbst geflossene Martyrerblut, an der Stelle, wo ehedem der Opferaltar gestanden, das Zeichen der Erlösung, ein hochragendes Crucifix, aufpflanzen und rund herum um dasselbe vierzehn kleine Stationscapellen zur Verrichtung der heiligen Kreuzweg-Andacht erbauen ließ nebst einem Gerüste für den Capuziner-Pater, der dort jeden Freitag zum Schlusse der Andacht vor einem andächtigen Publikum zu predigen pflegt. — Ist nicht endlich auch ,Das eine bedeutungsvolle Umwandlung und eine wirksame Abbüßung der im Coliseum bei Nacht und Tag begangenen Greuel?

Erwähnen wir, um es später nicht zu vergessen, nur gleich hier, daß nach dem Beispiele seiner Vorgänger auch der neunte Pius sich um die Erhaltung der Alterthümer, namentlich dieses großartigsten Monumentes des heidnischen Rom's, unbestreitbare Verdienste erworben hat: durch den Anbau eines mächtigen Strebepfeilers, welcher einen Theil des Gebäudes vielleicht für Jahrhunderte gegen Einsturz sichert; durch Vornahme vieler schönen Restaurationen an demselben, und endlich durch seine wirksame Fürsorge dafür, daß der Besucher sich jetzt im Stande sieht, die besser erhaltene und höhere Seite des Bauwerkes zu ersteigen.

Nördlich vom Capitol liegt ein anderes Forum, das Forum des Trajan. Lange unter dem Schutt begraben, ist es nunmehr, Dank den Bemühungen der letzten Päpste, von demselben geräumt, so daß man auf das ursprüngliche Pflaster hinabsteigt. Da erhebt sich unter einem Wald von Säulenstümmeln die herrliche Trajanssäule. Sie ist von Marmor, geziert mit schraubenförmig sich hinaufwindenden Basreliefs, Darstellungen der Siege des Kaisers enthaltend, hundertachtzehn Fuß hoch, inwendig hohl, so daß man auf den mit einem Geländer versehenen Gipfel hinaufsteigen und die schönste Aussicht über Rom genießen kann. Obenauf steht die von

Sixtus V. errichtete eherne Statue des hl. Petrus, vier und dreißig Fuß hoch. Der arme, an das Kreuz geschlagene Fischer an des weltbeherrschenden Cäsars Stelle!

Ein anderes kolossales Denkmal der heidnischen Vorzeit ist das Mausoleum des Hadrian, die Engelsburg (Castello St. Angelo). Kaiser Hadrian ließ es als ein Grabmal für sich und die Seinigen auf dem rechten Ufer der Tiber erbauen. Später diente dasselbe als Festung. Aus demselben geht ein verdeckter Gang bis in den Vatican. Den Namen Engelsburg erhielt es erst, wie es scheint, im späteren Mittelalter von der Sage, daß Gregor der Große während einer Bußprozession, zum Zeichen, daß auf sein und des Volkes Flehen die Pest aufhöre, über der Burg ein Engel erschienen sei. Anknüpfend an diese Sage, ließ Benedict XIV. statt des marmornen, der seither darauf gestanden, einen kolossalen Engel von Bronze oben auf dem Gipfel anbringen. Das Castell dient als Staatsgefängniß, als Zeughaus, zur Aufbewahrung der päpstlichen Kleinodien und wichtiger Archive. Am Feste der hh. Apostel Peter und Paul, in der neueren Zeit auch am Osterfeste, wurde hier ein herrliches Feuerwerk, die sogenannte Girandola, abgebrannt. Jetzt, da die Franzosen die Engelsburg inne haben, geschieht das auf dem Pincio.

Von der Engelsburg führt die großartige, mit Bildsäulen geschmückte Engelsbrücke, ursprünglich ebenfalls ein Werk Hadrians, über die Tiber in die innere Stadt.

Unter den Ruinen der Thermen (öffentliche, als Gemeingut frei zu benutzende Bäder) sind die des Caracalla am Besten erhalten, die des Titus sehr zerstört und die des Diokletian zum Theile in Kirchen, Wohnungen, Ställe u. s. w. umgewandelt. Und doch — o welche Wandelung auch hier! — vereinigte sich in diesen Thermen der üppigste Badeluxus mit anderweitiger glänzender Ausschmückung zur Unterhaltung und zum Sinnenreiz. Das Innere war mit den feinsten Marmorarten ausgelegt, in den Sälen und Hallen waren die Meisterwerke der Bildhauerei und Malerei; die schönsten

Statuen, Säulen und musivischen (mit feinen Steinchen künstlich ausgelegten) Fußböden, welche wir jetzt in Museen und Kirchen bewundern, sind in diesen Ruinen gefunden worden. Auch Bibliotheken waren da. Die Bäder selbst waren auf das Raffinirteste eingerichtet, Alles auf den feinsten sinnlichen Kitzel berechnet. Der kaiserliche Wüstling Caligula nahm Bäder von wohlriechendem Wasser, deren jedes auf viertausend Thaler zu stehen kam, und Heliogabal, ein noch verächtlicherer Kaiser, schwamm in seinen Piscinen (Fischteichen) mit Saffrantinctur; das kam wohl noch theurer zu stehen, als die Bäder mit Burgunderwein, die vor etwa einem halben Jahrhundert ein schlemmerischer Ausländer als König in einer deutschen Residenzstadt genommen, die nun keine Residenz mehr ist. So verging der Welt Herrlichkeit auch hier!

Unter den hundert acht und zwanzig Plätzen Rom's sind die größten und schönsten außer dem St. Petersplatze (wovon nachher) die Piazza Navona, der Platz vor dem Quirinal, der spanische Platz und die Piazza del Popolo, am Thore dieses Namens. Von diesem schönen, mit einem hohen ägyptischen Obelisken und einem Brunnen gezierten Platze laufen drei Straßen aus, deren mittelste, mehrere tausend Schritte lange, mit herrlichen Gebäuden besetzte der weltberühmte Corso ist, auf welchem jeden Abend die vornehme Welt spazieren fährt. Außerdem verdienen noch Erwähnung: die Strada Felice, südöstlich auf St. Maria Maggiore hinführend; die Strada Pia, die vorige durchschneidend, von der Porta Pia zum Quirinal gehend, La Lungara, in dem Quartier Trastevere, zwar vom eigentlichen Bürger- und Handwerksstande bewohnt, aber doch einige schöne Villen und Paläste enthaltend.

Unter nahezu zweimalhunderttausend Einwohnern befinden sich etwa dreißig Bischöfe, tausend fünfhundert Weltgeistliche, zweitausend Mönche, tausend vierhundert Klosterfrauen, fünfhundert Seminaristen, fünfhundert Andersgläubige und fünftausend Juden. In ruhigen Jahren bringen gewöhnlich gegen zwanzigtausend Fremde in Rom die Winterzeit zu.

Sechstes Capitel.

Charakter der ewigen Stadt. — Der Volksunterricht und der Stand der Volksbildung zu Rom, verglichen mit dem nämlichen in London. — Stand der Sittlichkeit in Rom und derselbige in London. — Unparteiische Zeugnisse dafür. — Männer und Lehranstalten der Wissenschaft in Rom. — Die Kunst, ihre Jünger und ihre Pflege zu Rom. — Rom's Wohlthätigkeits-Anstalten. — Rom's unübertroffene Menschenliebe ein Siegel mit für die Göttlichkeit seiner Religion. — Und diese Mutter der leidenden und bedürftigen Menschheit sollte an Unmenschen überliefert werden?....

Was nun die innere, die geistige, sittliche und gesellschaftliche Beschaffenheit der ewigen Stadt anbelangt, so ist, um zunächst von dem Unterricht zu reden, sowohl für den gewöhnlichen, als den gelehrten Unterricht in Rom gesorgt, wie in keiner andern Stadt der Welt. Man hat gesagt, daß es in Rom mehr Schulen als Fontainen giebt. Das ist buchstäblich wahr, und nicht minder wahr doch, daß keine Stadt eine größere Anzahl von öffentlichen Springbrunnen besitzt, als Rom; und wie diese für alle Volksclassen zugänglich sind, so auch die Schulen: sie stehen offen für den Sohn des Sackträgers und des Holzhackers sowohl, wie für den Sohn des Edelmannes, und werden theils von weltlichen Lehrern und Lehrerinnen, zum größten Theile aber von Ordensleuten beiderlei Geschlechts geleitet. An Einladungen und Ermunterungen zum fleißigen Besuche derselben, zumal der Unterricht

in den meisten derselben unentgeltlich ist, fehlt es in keiner Hinsicht. Nur wird bei der großen Selbständigkeit, welche dem Römer angeboren ist, ebenso wie in England und Frankreich, Keiner zur Schule gezwungen. Trotz dieser Ungezwungenheit ist der Schulbesuch der Art, daß kaum Ein Knabe der Wohlthat einer ersten Anleitung entgeht: die amtlichen Statistiken weisen das nach. Mit den Mädchen verhält es sich in ähnlicher Weise. Rom besitzt vierhundert sechs und zwanzig Schulen für die weibliche Jugend, und diese Schulen werden von mehr denn eilftausend Mädchen besucht; hierbei sind diejenigen jungen Töchter, welche den verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten angehören, nicht mitgerechnet, und daß es der letzteren in der Stadt der Päpste sehr viele giebt, ist männiglich bekannt.

In den übrigen Gemeinden des Kirchenstaates stand — vor dem Einfall der Piemontesen — das Unterrichtswesen verhältnißmäßig auf gleichem Fuße. Man zählte dort eintausend zweihundert neunzehn Gemeinde-Schulen. Ueberdies waren daselbst noch zweitausend neunhundert drei und neunzig andere Schulen, die von siebenzigtausend Externen besucht wurden; wie auch hundert und sieben Collegien oder Seminarien mit fünftausend achthundert sechs und siebenzig inwohnenden Zöglingen. Für Mädchen zählte man eintausend achthundert zwei und neunzig verschiedene Anstalten, wobei die Zahl der Schülerinnen sich auf drei und fünfzigtausend dreihundert drei und vierzig belief. An diesen provinzialen Instituten waren achthundert fünfzig Lehrer in den Wissenschaften, und die Zahl der übrigen für Literatur und schöne Künste stieg auf nicht minder denn fünftausend dreihundert und neun.

Wo — so darf man, die Statistiken von ganz Europa in der Hand, kühn fragen — wo ist die Staatsregierung, die für Volksunterricht und Volkserziehung verhältnißmäßig so viel thut, wie die gerade in diesem Punkt so sehr verkannte, so lieblos verurtheilte päpstliche Regierung? Wo in der Welt ist die Großstadt, darin das eigentliche Volk gebildeter und

wir fügen bei, gesitteter wäre, als die päpstliche Großstadt Rom?[1])

Aber, wird man einwenden, steht denn nicht das hochkirchliche, protestantische England und namentlich dessen Hauptstadt in besagter Hinsicht weit, weit über Rom und den Kirchenstaat? Es ist nicht ohne Interesse, auf Grund amtlicher Zeugnisse dieß einmal zu vergleichen. Und wer verdiente da als gründlich Unterrichteter und völlig Unparteiischer wohl mehr Glauben, als der verstorbene, sehr ehrenwerthe Prinz-Gemahl der Königin Victoria, Prinz Albert selber? Nun, der sprach in der Unterrichts-Conferenz, welche mehrere königliche Schulinspectoren in Vorschlag gebracht hatten, am 23. Juni 1857 in Wahrheit die furchtbare Thatsache aus, daß von vier Millionen, neunhundert acht tausend, sechshundert sechs und neunzig Kindern im Alter von drei bis zu fünfzehn Jahren beinahe drei Millionen gar keinen Schulunterricht erhalten.[2])

Diesem Verhältniß entsprechend, steht denn auch die Bevölkerung Roms auf einer weit höheren Stufe der Bildung als in dem papstfeindlichen London, wo die Unwissenheit des Volkes erschreckend ist, wo, laut einer amtlichen Statistik, im Jahre 1847 unter zwei und sechszig tausend Gefangenen zwei und zwanzig tausend weder lesen noch schreiben, fünf und dreißig tausend kaum lesen und schreiben, nur viertausend gut lesen und schreiben konnten und nur vierhundert sechszig eine „höhere Bildung" erhalten hatten. Ja, in Großbritannien, diesem stramm protestantischen, als Culturstaat so hochgepriesenen Lande, „seufzte, laut Aussagen protestantischer Bischöfe und Prediger, die Masse des Volkes in einer ungeheuren sittlichen und religiösen Verkommenheit," „nahmen Un-

---

[1]) Paus Pius IX. de Kampvechter en handhaver van de ware beschaving door Monseigneur Plantier, Bischop van Nimes. vertaald door ten Hagen. 's Gravenhagen 1867.

[2]) Maguire's Rom und seine Beherrscher &c.

sittlichkeit und Unglaube in erschreckender Weise überhand"; in England leben „fünf Millionen menschliche Wesen ohne Gott" und sind „die Landleute unwissender, schlechter erzogen, unsittlicher als die in irgend einem andern Lande." Es giebt Gegenden, wo viele Personen nicht einmal ihren eigenen Namen wissen, Tausende, die mit dem Wort Christenthum gar keinen Begriff zu verbinden wissen, hundert Tausende, die, wie selbst die Berliner Kreuzzeitung vom 21. October 1856 beklagte, eine Art Heidenstamm bilden und seit mehreren Generationen nicht einmal wissen, ob es eine Bibel giebt. Dahingegen gehe Einer nach Rom und in die armseligsten Bezirke des Kirchenstaates und finde auch nur Ein vernunftbegabtes Wesen, das von Gott Nichts wüßte, das nie von Jesus Christus sprechen gehört, das nicht wüßte, was Tugend und was Laster sei; das stumm bliebe auf die Frage, an welchem Tag der Woche und in welchem Monat des Jahres wir uns befinden, oder, was die Taufe sei und welchen Namen seine Eltern ihm gegeben. Wie wäre das auch möglich in einer Stadt, wo neben dem Unterricht in so zahlreichen Volksschulen, mit seltenen Ausnahmen und Unterbrechungen an allen Sonn- und Festtagen in fünfzig bis sechszig Kirchen gepredigt, das Wort Gottes in den verschiedenen Kirchen in allen Sprachen (deutsch, französisch, englisch, spanisch, italienisch, holländisch u. s. w.) gelehrt und außer den Predigten, welche früh zwischen zehn und zwölf Uhr gehalten werden, noch in den meisten Kirchen in den Nachmittagstunden zwischen vier und sechs Uhr an den Sonntagen Christenlehre vorgetragen wird, wo besonders in der Fastenzeit in wenigstens vierzig Kirchen alle Tage Predigten und in wenigstens zwanzig Kirchen leicht faßliche katechetische Vorträge zu hören sind? Und doch giebt es Reisende, welche bei ihrer Heimkehr von ihren Streifzügen durch Italien ihren Landsleuten weiß machen, zu Rom werde nur in drei Kirchen gepredigt?!

Wie in Hinsicht auf Verstandes-Bildung die Bevölkerung Rom's höher steht, als die London's, so auch, wie

bereits angedeutet, in Bezug auf Tugend und Sittlichkeit.

Abgesehen von der ungeheuren Anzahl der Verbrechen gegen das eigene Leben, wie gegen das Leben und das Eigenthum Anderer, welche in London und anderen Großstädten täglich von den öffentlichen Blättern und zwar in stets zunehmendem Maße gemeldet werden, während sie in Rom verhältnißmäßig selten und immer seltener vorkommen, steht, was jedem wahren Katholiken die Brust mit Hochgefühl schwellen muß, die Hauptstadt der christlichen Welt namentlich auch in Beziehung auf Sittenreinheit und Zucht unübertroffen da. Ein französischer Militär-Arzt, Jacquot, der mehrere Jahre in der Tiberstadt zubrachte, stellt ihr dießfalls, obwohl er im Uebrigen dem päpstlichen Regiment Nichts weniger als hold sich zeigt, das rühmlichste Zeugniß aus. Er gesteht, ehrlich genug, gleich im Beginne seines medicinischen Berichtes, daß, wenn sich in Rom allerdings da und dort Lasterhaftes findet, dieß zum großen Theil von der Revolution des Jahres 1849 und von der Soldatesca herrühre. „Die Verführung — so fährt die gedachte Quelle fort — „welche in den Gassen von London und Paris bei Nacht und Tag ihr Unwesen treibt, wird in Rom nicht geduldet, und wenn sie es auch würde, so stände sie mit den römischen Sitten im Widerspruch. Selbst bei unserem Einmarsche im Jahre 1849, nach den Wirren jener aufgeregten Zeiten, und nach dem äußersten Elend, das sie angerichtet hatten, haben wir sie nicht angetroffen. Die päpstliche Regierung hat die wirksamsten Maßregeln getroffen, um die Armuth vor dem Sittenverderbniß und dem Laster zu schützen, und um sie wieder auf den rechten Pfad zurückzuführen, wenn sie davon abgewichen war. Auf dieser Bahn der Vorsicht, der Sittlichkeit und Rettung ist Rom allen Völkern vorangeschritten, schreitet es mit darauf bezüglichen, seiner Bevölkerung und seinen Finanzen entsprechenden Anordnungen stets in vorderster Reihe und begnügt sich nicht damit, die Nächstenliebe zu predigen, nein, sie giebt davon ein augenscheinliches und fortdauerndes Beispiel."

Halte man dagegen die Berichte eines englischen Arztes in Betreff der Hauptstadt des stolzen Inselreiches. Ihnen zufolge treiben dort über achtzigtausend verlorene Töchter anerkanntermaßen das Gewerbe der Unzucht. Mehr denn fünftausend Lasterbuden sind zugleich Räuber- und Mörderhöhlen für die Elenden, die da hineingerathen; denn nach des erwähnten Arztes Berechnung stehen viermal hunderttausend Menschen zu London direct oder indirect mit der Prostitution in Beziehung, und diese kostet der Hauptstadt eine jährliche Ausgabe von zweihundert Millionen Franken! Die Häuser der Sünden können nicht gezählt werden, so entsetzlich groß ist ihre Zahl.[1])

Lieber würden wir vor dieser Blöße der stolzen Themsestadt erröthend den Blick gesenkt und dieselbe mit dem Mantel der Liebe bedeckt haben, wenn nicht vorzugsweise die Söhne jener Nation es wären, die das Rom der Päpste und des Katholicismus so rücksichtslos mit jenem siebenköpfigen Sündenweibe der Geheimen Offenbarung, ja mit Sodom und Gomorrha auf eine Linie und wohl noch darunter zu stellen, in Wort und Schrift nicht müde würden.

Wie in Bezug auf Elementar-Unterricht und Volksbildung, ist Rom auch in Hinsicht auf höhere wissenschaftliche und künstlerische Ausbildung und die Hülfsanstalten dazu die erste Stadt der Welt.

Von jeher war Rom einer der fruchtbarsten Centralpuncte der Wissenschaft, der eine wahrhaft magnetische Anziehungskraft ausübte, wo die Männer der Wissenschaft Licht einsogen, um es dann segensreich wieder nach Außen hin auszustrahlen. Von älteren, nennenswerthen Hochschulen existirt keine, die nicht einer päpstlichen Bulle ihr Entstehen oder ihre Bestätigung verdankte.

Wie Rom alles geistig Große an sich zieht und in seinem Schooße vereinigt, sahen wir bereits in der Zusammensetzung

---

[1]) Margotti: Roma e Londra. Turino. 1858.

des Cardinal-Collegiums, als dessen hervorragendste wissenschaftliche Mitglieder in der Gegenwart wir unter Andern die Eminenzen Reisach, Rauscher (Erzbischof von Wien), Guidi, Pitra, Gaude nennen, der erst vor Kurzem verstorbenen Cardinäle Gousset, Wiseman und Geissel nicht zu gedenken. Glänzende Namen, wenngleich nicht im Purpur leuchtend, sind, im Fache der Alterthumskunde, die Ritter de Rossi, Vater und Sohn, Visconti, Canina, Melchiorri, Campana, die Jesuiten Marchi und Garucci, Monsignor Tizzani; im Fache der Theologie: Cardinal Guidi, Gigli und Perrone; in der Sprachwissenschaft: die Patres Patrizi und Bolig; in der Sternkunde (Astronomie): der Jesuit P. Secchi, schon seit mehr denn zwanzig Jahren correspondirendes Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften; und was wohl zu beachten: die Anregung zu den Leistungen dieser Männer ging größtentheils vom Papste aus.

Und nicht auswärts in der Fremde braucht der strebsame Sohn Italiens die Anstalten zu seiner höheren und höchsten wissenschaftlichen und künstlerischen Ausbildung zu suchen: er findet sie in Rom, im Rom der Päpste selbst in Hülle und Fülle. Da giebt es u. a. folgende: das Römische Seminar, das Römische Colleg, das Colleg der Propaganda, die Universität (Sapienza) mit einem astronomischen und meteorologischen Observatorium, wo zu allererst die Anwendung der elektrischen Telegraphie auf die Meteorologie eingeführt wurde; das Collegium des hl. Thomas bei der Minerva, das (von Pius IX. aus Privatmitteln gestiftete) Seminarium Pium, dazu kommen die vielen Seminare und Collegien für Zöglinge der verschiedensten Nationen, das englische, französische, schottische, irische, ungarisch-deutsche, belgische, amerikanische u. s. w. u. s. w. Dazu kommen die verschiedenen literarischen und wissenschaftlichen Akademien oder Gelehrten-Versammlungen, welche an bestimmten Tagen öffentliche Sitzungen und vermittelst derselben den Geist des Fortschrittes stets lebendig und rege halten.

Dazu kommen nicht weniger als dreizehn reichhaltige, für das gebildete Publicum zugängliche Bibliotheken.

Und nun noch die Anstalten für die schönen Künste! Da steht obenan die Baukunst. Welche unvergleichliche Vorbilder sind da nicht die großartigen Kirchen, Sanct Peter, St. Paul, Sta. Maria Maggiore, die herrlichen Palastbauten: der Vatican, Lateran und Quirinal, der Palazzo Farnese, Borghese, Doria, Corsini, Spada, Barberini, Colonna, Braschi, Giustiniani, Pallavicini, Santa croce, Massimi u. a.? Und daß Rom sich das richtige Verständniß für diese Schätze alter und neuerer Zeit wohl bewahrt hat, beweist nicht allein die sorgfältige Pflege, sondern auch die kunstgerechte Wiederherstellung dieser Baudenkmäler, ja die Neuschaffung ähnlicher, wie z. B. die Paulskirche, der Neubau der Basilika des hl. Alexander an der Via Nomentana, die Restauration der Kirche der h. Agnes außerhalb der Stadt u. s. w.

In Rücksicht auf Bildhauerkunst kann ohne Widerrede keine Stadt in der Welt mit Rom um die Palme streiten. Oder wo fänden sich an Einem Orte Meister zusammen, wie Tenerani, Jacometti, Bensoni, Revelli, Tadolini, Rinaldi, denen wir mit Stolz die deutschen Namen Achtermann, Steinhäuser, Wolf, Hoffmann u. a. anreihen?

Ebenso einzig steht Rom als Kunstschule der Malerei, insbesondere der christlichen, da. Ja, diese wurde recht eigentlich zu Rom, an der Lebensquelle des Katholicismus, geboren und zu Anfange dieses Jahrhunderts wiedergeboren. Dafür zeugen die Namen Overbeck, Cornelius, Veit und deren Schüler Deger und Steinle, ferner die beiden von Rohden, Vater und Sohn, Ahlborn, Zeitz, Flatz, die beiden Platner, Wittmer, Nadorf u. s. w.

Außer den Werkstätten dieser und anderer Künstler giebt es in Rom für Malerei eine französische und neapolitanische Akademie, welche an die römische Maler-Akademie von St. Luca sich anlehnt. Ja, weil in einer Weltstadt wie Rom zum Behuf der Abendunterhaltung für die vielen Fremden aus allen

Nationen Theater unentbehrlich sind, und weil gute Schauspiele ebenso wohlthätig, wie schlechte verderblich wirken, so hat der väterliche Sinn des heil. Vaters es selbst an einem philodramatischen Institut zur Ausbildung guter Schauspieler nicht ermangeln lassen.

Wir sahen oben mit Freude, wie ehrenvoll Rom in Betracht der Sittenreinheit unter allen Großstädten des gesitteten Europa's dasteht. Doch das ist dessen minderer Vorzug. Wie die christliche Gerechtigkeit nicht bloß in dem Unterlassen des Bösen, sondern auch in der Ausübung des Guten besteht: so trägt auch in diesem Betracht das priesterliche Rom vor allen Städten des Erdkreises die Palme davon: es allein übt die Nächstenliebe in denkbar vollkommenstem Grade: und das ist sein leuchtendster Vorzug, das ist das Siegel der Wahrheit seiner Religion; „denn die Liebe ist aus Gott und Jeder, der liebt, ist aus Gott geboren und kennt Gott." [1])

Selbst ein Voltaire konnte nicht umhin, dem neuen Rom nachzurühmen, „daß es fast so viele Wohlthätigkeits-Anstalten habe, als das alte Triumphbögen und sonstige Denkmäler der Eroberung besaß." Hätte derselbe anstatt „fast so viele" gesagt „weit mehr Wohlthätigkeitsanstalten", so wäre er der Wahrheit noch näher gekommen. Wir müssen uns hier darauf beschränken, dieselben einfach zu nennen. Da ist z. B. das große Spital zum heiligen Geiste für mehr als tausend Kranke, auch für Findelkinder, die jedoch keineswegs alle uneheliche, sondern großentheils Kinder dürftiger, heruntergekommener Eheleute sind; das Spital zum heil. Erlöser; die uns bereits bekannten Hospize San Michele und Tata Giovanni; die Anstalt zu St. Ludwig, ein Aufenthaltsort für obdachlose Frauen; St. Maria in Aquiro, für Waisen aus bessern Häusern, die in der Regel zu Wissenschaften herangebildet werden; ein Conservatorium zur Aufnahme Derer, welche sich zum katholischen

---

[1]) 1. Joh. 4, 7.

Glauben bekehren wollen (wie es ja deren ähnliche in protestantischen Städten, nicht so sehr zur Aufnahme, als vielmehr zur Anlockung Solcher giebt, die vom katholischen Glauben zum Protestantismus übergehen wollen), das bereits erwähnte Spital zur heiligen Dreieinigkeit zur Aufnahme der Pilger, deren zur Zeit eines Jubiläums hundert Tausende nach Rom kommen. Für Bedrängte, um sie den Händen der Juden fern zu halten, besteht ein großartiges Pfandhaus, eine Casse für öffentliche Arbeiten zur Unterstützung und Beschäftigung für arme Handwerker; das geistliche Subsidium zur Erziehung von zwölf Jünglingen zum geistlichen Stande; neun solche zur Aufnahme alter, unfähiger Geistlichen. Aber außer diesen Einrichtungen ist die Privatwohlthätigkeit noch ungemein thätig in zahlreichen Vereinen und Bruderschaften, welche irgend einem Uebel abzuhelfen oder etwas Gutes zu befördern bestimmt sind; so: die Gesellschaft unter dem Schutze der hl. Maria Maggiore zur Ausstattung unbemittelter Mädchen, für welche die Ehelosigkeit gefährlich werden könnte; die Erzbruderschaft der hochheiligen Verkündigung Mariä zur Einsammlung von Gaben für Aussteuerung braver Bürgerstöchter; (man sieht hieraus, wie sehr Rom sich die Begründung eines wohlgeordneten Familienlebens angelegen sein läßt und wie ungerecht der Vorwurf ist, als sei man dort lediglich darauf bedacht, die Jugend zum geistlichen und Ordens-Stande heranzubilden); die Bruderschaft zu den hl. Aposteln, zur Unterstützung verschämter Armen; die der göttlichen Wohlthätigkeit, ebenfalls zur ganz geheimen Unterstützung herabgekommener Familien; ein Verein der vornehmsten Frauen Rom's, um unheilbare Weiber aufzusuchen, sie zu pflegen, zu verbinden und ihnen alle Dienste zu leisten; ein Verein von Advokaten, zur Vertheidigung der Rechte der Armen, die sonst nicht dazu gelangen könnten; die Gesellschaft zur Besuchung der Gefängnisse, die Gefangenen zu trösten und zu bessern und ihnen bei ihrer Freilassung fortzuhelfen; die Bruderschaft zur Enthauptung des hl. Johannes, aus den vornehmsten Geistlichen und Weltlichen bestehend, zum Beistande

der zur Hinrichtung verurtheilten Verbrecher, um für ihre Seele zu sorgen; die Bruderschaft des Gebetes und des Todes, um den Bewohnern von Stadt und Land, die ohne Begräbniß wären, dasselbe zu verschaffen, nebst dem Troste und Gebete für ihre Seele.

Muß der Menschenfreund, sei er Christ, Jude, Muselmann oder Heide, nicht mit Liebe und Wonne auf eine Stadt blicken, die ein so warm fühlendes Herz für alles menschliche Elend und jedwedes berechtigte menschliche Bedürfniß und einen so unerschöpflichen Schatz von Trost-, Heil- und Hülfsmitteln für dieselben in Bereitschaft hat, und dieses Alles unter Anregung und Pflege Derer, die, ihrem Namen entsprechend, wahre „Väter" der Menschheit sind? Wäre es nicht im Interesse der Menschheit ewig zu beklagen, wenn eine solche Stadt in die Hände von Barbaren fiele, als welche seit ihrem Umsichgreifen in Italien die Piemontesen unter dem Kreuzeswappen Victor Emanuels sich gebrandmarkt haben? Was müssen es für Menschen sein, die Diesen das Wort reden und das in seinem Kerne heilige Rom an solche Heiligthumsschänder, das so edel menschliche Rom an solche Unmenschen und Barbaren ausgeliefert sehen möchten?!....

Siebentes Capitel.

Das Rom der Katakomben. — Was Letztere ursprünglich waren und wozu später die Christen sie benutzten. — Friedhöfe, Zufluchtsstätten und gottesdienstliche Versammlungsorte zugleich. — Die unentwickelte Urform unserer Kirchen. — Bedeutung der Katakomben für die Gegenwart als sprechende, unwiderlegliche Zeugnisse für die Apostolicität, Einheit und Allgemeinheit der Römischen Kirche, die auch die unserige ist. — Die Katakomben eine illustrirte, verkörperte Bibel und Tradition zugleich. — Umfang und innere Einrichtung der Katakomben. — Kennzeichen der Martyrergräber. — Unzahl der in den Katakomben beigesetzten Blutzeugen und Bekenner. — Katakomben von S. Sebastiano, Sta. Agnese u. m. a. — Zeugnisse für die Hochschätzung der Katakomben in allen Jahrhunderten. — Ein Wort über Rom aus einer Rede Leo's I. am Feste Peter und Paul. —

Kennt man Rom, soweit es über der Erde wahrnehmbar, so kennt man es nur halb: unter dem Boden, auf welchem die ewige Stadt sich erhebt, liegt noch ein anderes Rom: das Rom der Todten, das Rom der Katakomben. Letzteren Namen erhielten seit dem vierten Jahrhundert (bis dahin hießen sie Crypten) jene unterirdischen, sich beinahe bis an das Meer nach Ostia hin ausdehnenden Höhlungen, aus welchen meist die Puzzolanerde oder Tuff zu den Bauten der Weltstadt zu Tage gefördert wurde. Von diesen unterirdischen Schluchten nahmen seit dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, vielleicht früher noch, die Christen Rom's Besitz. Dort begruben sie die Leichname ihrer selig entschlafenen oder um des Bekenntnisses Christi willen gemarterten Angehörigen;

dorthin flüchteten sie während der Verfolgungen, welche mit kurzen Unterbrechungen unabläßig wider sie tobten, und hier hielten sie ihren Gottesdienst. Zu diesem Behufe und um dessen geheimnißreiche Feier vor den Nachforschungen der Späher zu sichern, haben vermuthlich sie die darin jetzt vorkommenden größeren Räumlichkeiten ausgegraben. Dieselben stellen noch heutzutage in ihrer ganzen Einrichtung das unentwickelte Urbild unserer Kirchen dar, zugleich in der sichtlich angedeuteten räumlichen Geschiedenheit beider Geschlechter den hohen sittlichen Ernst bekundend, welcher die Gläubigen jener Zeit durchdrang. In dieser Weise, obwohl der tiefen Vergangenheit angehörend, sprechen sie mit ihrem Labyrinth von Gängen, mit ihren Gräbern, ihren Capellen und Altären, mit ihren Inschriften und Bildern noch so lebendig zu unserer Gegenwart und geben ein so lautes, unwiderlegliches Zeugniß für die Wahrheit der katholischen Kirche und für Rom als die Stadt des Petrus, daß wohl schwerlich ein Nichtkatholik, wenn er anders auf geschichtliche Zeugnisse noch irgend Etwas giebt, die Katakomben aufmerksam betrachten kann, ohne von dem verrosteten Vorurtheil, als sei die heutige katholische Kirche nicht mehr die ursprüngliche, echte, sondern eine durch allerlei fremdartige Zuthaten verderbte Bastardtochter derselben, gründlich geheilt zu werden. Denn Alles, was die Protestanten für spätere, ungehörige Zuthaten anzusehen pflegen: die Feier des heiligen Meßopfers, die Spendung von Sacramenten, deren Siebenzahl sie nicht anerkennen, die Verehrung und Anrufung der jungfräulichen Gottesmutter und anderer Heiligen, die Reliquienverehrung, die Fürbitte für die Verstorbenen, die bildliche Darstellung biblischer Begebenheiten und religiöser Wahrheiten: alles, alles Das finden sie an dieser nahezu zweitausendjährigen Wiegenstätte des Christenthums, gleichwie in einer lebendigen, mit der Tradition Hand in Hand gehenden Bibel, auf das Deutlichste vor Augen. Ja, hier sind in Wahrheit die Todten lebendig, hier reden in Wirklichkeit die Steine. Und wie groß, wie unzählbar muß die Menge dieser

Zeugnisse sein, da wenigstens durch vier Jahrhunderte die Katakomben theils als Friedhöfe für die entschlafenen christlichen Brüder und Schwestern, theils als gottesdienstliche Versammlungsorte gedient haben! Und welche Ausdehnung mußten in so langem Zeitraum die Katakomben gewinnen! In der That ist ganz Rom weit hinaus von denselben umgeben; zum Theile liegen solche auch unter der Stadt. Sie bestehen aus weit verzweigten schmalen Gängen, oft von mehreren Stockwerken, in welchen an beiden Seiten der Länge nach die Gräber sich befinden. Diese Gräber sind regelmäßig geschlossen mit Platten von Ziegel oder Marmor, deren einfache Inschrift oder sinnbildliche Zeichen sich auf die dort Ruhenden beziehen. Waren dieselben Martyrer, so ward das gewöhnlich angedeutet durch das an der Seite des Decksteines eingemauerte Blutfläschchen, durch die Krone oder Siegespalme auf dem Deckstein oder durch das dort abgebildete Marterwerkzeug. Zur Seite der Gänge finden sich von Zeit zu Zeit größere oder kleinere Capellen zu Ehren der dort ruhenden Martyrer oder anderer Heiligen — gerade so, wie wir es jetzt noch in unsern hohen Domen und in andern Gotteshäusern finden. Wie groß die Zahl der in diesen unterirdischen Gottesäckern ihrer Wiedererweckung harrenden Martyrer sein mag, ist ungefähr zu erschließen aus einer Inschrift über der Eingangsthüre in die Katakomben von San Sebastiano, welche ihrer hundert vier und siebenzig tausend angiebt, worunter sechs und vierzig Päpste. Und außer den Katakomben von San Sebastiano giebt es Katakomben, die von der hl. Agnes, der hl. Cäcilia, der hl. Agatha, dem hl. Laurentius, dem hl. Calixtus, dem hl. Alexander u. a. ihre Namen tragen. Kein Wunder, daß die Verehrung gegen diese unterirdischen Denkmäler und Gottesäcker des Urchristenthums von jeher sehr groß war. So schreibt schon der hl. Hieronymus, der Zeitgenosse und Freund des hl. Augustinus: „Da ich als Knabe zu Rom mich aufhielt, pflegte ich mit meinen Alters- und Studiengenossen an Sonntagen unter den Gräbern der Apostel und

Martyrer herumzuwandern, in die Grüfte (cryptas) hinabzusteigen, wo in unterirdischen Tiefen der Hinuntertretende zwischen Körpern von Bestatteten an beiden Wänden hindurchwandert. Da ist Alles so dunkel, daß vollkommen das Wort des Propheten darauf paßt: Die Lebenden steigen herab zur Unterwelt. Nur hie und da mildert ein Lichtstrahl von Oben, nicht wie er durch ein Fenster einfällt, bloß wie er durch eine Ritze dringt, die schauerliche Finsterniß; wie Du vorwärts schreitest, erbleicht er, und in dem nächtlichen Dunkel, das Dich umgiebt, kommt Dir Virgils Vers zu Sinn: Ringsum Schauer und Schweigen erschütterte jedes Gemüth." So der hl. Hieronymus. Ebenso wissen wir aus dem Leben der hl. Brigitta, des hl. Philipp Neri, des hl. Carl Borromäus, daß sie sich öfters aus Verehrung dahin zurückzogen, ja ganze Nächte in ihnen verweilten. Auch jetzt wandert Keiner nach Rom, der nicht — und wäre es auch nur aus Wißbegierde — unter kundiger Führung und unter Anwendung der erforderlichen Vorsichtsmaßregeln in diese Heiligthümer der Vorzeit hinabstiege.

Wir sind aus Ehrfurcht und Wißbegierde im Geiste in dieselben hinabgestiegen und nachdem wir im Geiste die Ueberreste sämmtlicher in ihnen ruhender Heiligen gläubig verehret, treten wir nun wieder aus dem geheimnißreichen Dunkel an das Tageslicht, um zunächst jenen großartigen Gottesbau anzustaunen, der nunmehr die heiligen Leiber der glorreichsten der Märtyrer, der Apostelfürsten Petrus und Paulus nämlich, als kostbarstes Kleinod in sich schließt.

Hören wir zum Schlusse dieses Capitels eine auf Rom bezügliche Stelle aus einer Rede, die der hl. Papst Leo I. um die Mitte des fünften Jahrhunderts am Feste der hl. Apostel Petrus und Paulus gehalten hat:

„Petrus und Paulus, o Rom! sind Deine Väter, Deine Hirten. Diese haben Dich zur Eroberung des himmlischen Reiches viel geschickter und viel gelungener erbaut, als jene (Romulus und Remus), durch deren Bemühen der erste Grund Deiner Mauern gelegt wurde. Der, von dem Du den Namen

trägst (Romulus), hat Dich durch Brudermord geschändet. Die beiden Apostel haben Dich zu so großer Herrlichkeit erhoben. Du bist ein heiliges, ein auserwähltes Volk, eine priesterliche und königliche Stadt erst dadurch geworden, daß der auserwählte Apostel Petrus da seinen heiligen Sitz aufrichtete. Dadurch bist Du wahrhaft die Hauptstadt der Welt geworden. Weiter regierest Du durch die göttliche Religion als durch weltliche Herrschaft. Hast Du auch (ehemals) zugenommen durch viele Siege, hast Du durch diese Deine Herrschaft zu Wasser und zu Land ausgebreitet: so hat Dir doch der Schrecken des Krieges nicht so viel, wie der Friede Jesu Christi unterworfen. Durch göttliche Anordnung mußte es sich zutragen, daß viele Königreiche Einer Herrschaft unterthan geworden, damit der Predigt des göttlichen Wortes desto schneller der Zugang zu allen Völkern möglich werde, über die alle diese Eine Stadt regierte. Aber diese Stadt erkannte (damals) den Urheber ihrer Größe nicht, indem sie den Irrthümern aller Völker, über welche sie herrschte, diente, und sie rühmte sich großer Gottesfurcht, weil sie keinen falschen Gottesdienst verschmähte. Doch je fester sie die Bande des Satans umschlangen, desto wundervoller war ihre Befreiung durch Christus." — Möge eben so wundervoll ihre Befreiung von den Banden sein, womit gegenwärtig Satan im Bunde mit dem Kreuze Savoyens und der geheimen Gesellschaften sie zu umschlingen bemüht ist!

Achtes Capitel.

Die Peterskirche. — Was sie ursprünglich war und wie sie geworden, was sie jetzt ist. — Der St. Peters-Platz. — Die Frontseite der Kirche. — Die Vorhalle. — Die beiden Reiterstatuen in ihr. — Fünf Haupteingänge. — Dimension, Form, innere Eintheilung und Ausschmückung der Peterskirche. — Der herrliche Marmorboden. — Die beiden, das Weihwasser darbietenden Marmor-Engel am Eingange. — Wie es kommt, daß der Riesendom auf den ersten Blick nicht so großartig erscheint, wie er wirklich ist. — Musterung erst im Allgemeinen, dann im Einzelnen. — Capellen und Altäre in den beiden Seitenschiffen. — Das Mittelschiff. — Die Porphyrplatte im Boden. — Das goldschimmernde Deckengewölbe. — Die durch Bogen verbundenen Säulenreihen mit ihren Nischen und Standbildern darin. — Die Erzstatue des heil. Petrus. — Die Confessio (die Gruft der Apostelfürsten), der Altar und der Baldachin darüber. — Die Kuppel von Innen. — Die vier Pfeiler, die sie tragen. — Die Schlüsselgewalt der Kirche, oben als Verheißung, unten als Vollziehung sehr sinnreich zur Anschauung gebracht. — Die Kathedra oder der Bischofsstuhl des hl. Petrus. — Die Chortribüne. — Was Alles St. Peters Dom ist. — Die Kuppel von Außen. — Noch ein Wort. —

Die Peterskirche, dieser größte und prächtigste Tempel der Erde, liegt am nordwestlichen Ende Rom's, am Fuße des Vaticanischen Berges, wo die Gärten und der Circus (die Rennbahn) Nero's, des ersten und grausamsten Christenverfolgers, gewesen und wo die Grotte gegraben war, in welcher die von ihm geschlachteten Martyrer beigesetzt wurden. Gleichfalls ein Opfer des blutdürstigen Kaisers, ruhete Petrus,

der Apostelfürst, nachdem er, gleich seinem Meister, am Kreuze, aber in umgekehrter Richtung, verblutet, hier inmitten seiner Kinder. Nach einer glaubwürdigen Ueberlieferung soll sein heiliger Leib durch seinen Schüler Marcus in der obgedachten Grotte verborgen worden sein. Der hl. Papst Anaklet ließ auf seines Vorgängers Grab eine kleine Kirche errichten. Als Kaiser Constantin sich zum Christenthum bekehrte und dieses nach dreihundertjähriger blutiger Verfolgung zur Staatsreligion erhob, ließ er und seine fromme Mutter, die hl. Helena, an derselben Stelle eine Basilika erbauen. Dieselbe war fünfschiffig und reich mit Silber und Gold, Marmor und Mosaiken, Capellen und Altären geschmückt, als Carl der Große von Leo III. in solcher gekrönt ward. Diese Pracht schwand allmälig im Mittelalter und der Tempel wurde nachgerade baufällig. Da faßte Nicolaus V. den Plan, das altehrwürdige Gebäude zu zerstören und an seiner Stelle ein neues, viel prächtigeres nach dem Muster des Salomonischen Tempels aufzuführen. Allein von dem auf seinen Befehl angefertigten Plan kam wenig zur Ausführung. Nikolaus starb, und die Lebenszeit seiner sieben nächsten Nachfolger war zu kurz, die Umstände zum Theil zu ungünstig, um das große Werk mit vollem Ernst in Angriff zu nehmen. Erst Julius II., Papst seit 1503, ergriff den Plan von Neuem und beauftragte damit den berühmten Architekt Bramante. Am 18. August 1506 ward der Grundstein gelegt, am 18. November 1626 erfolgte unter Urban II. die feierliche Einweihung der neuen Kirche, die jedoch ihre volle Vollendung erst (nach dem Bau der Sacristei) unter Pius VI. feierte. Zwanzig Baumeister, unter denen Bramante, Raphael, Michel Angelo und Maderno die berühmtesten, leiteten nacheinander den Bau, dessen Kosten man auf vier und sechszig Millionen Thaler berechnet. Wundern wird uns dessen nicht, wenn wir den Wunderbau etwas genauer werden in Augenschein genommen haben.

Wir kommen, nachdem wir die innere Stadt verlassen, die Engelsbrücke überschritten, rechts an der Engelsburg vorbei,

eine lange, nicht sehr ansehnliche Straße durchwandelt, zuerst auf einen weiten, einen mit einem Viereck verbundenen Langkreis bildenden Platz — den weltberühmten Sanct Petersplatz. Derselbe ist halb eingeschlossen von den ausgestreckten Armen einer prächtigen Säulenhalle, mit vier Reihen von Säulen, die im Halbzirkel bis zur Vorderseite der Kirche hinlaufen. Man zählt in dieser Säulenhalle zweihundert vier und achtzig Säulen, und jede Säule hat eine Höhe von ein und sechszig Fuß. Der ganze Säulengang ist geziert mit einer schönen Balustrade, worüber hundertvierzig kolossale Statuen, verschiedene Heilige vorstellend, errichtet sind. Mitten auf dem Platze erhebt sich zwischen zwei stets plätschernden, herrlichen Springbrunnen der berühmte Obelisk aus Einem Stück Granit, zwei und siebenzig Fuß hoch, nahezu eine Million römische Pfund schwer. Aus Aegypten — unter Kaiser Caligula — nach Rom gebracht, schmückte er eine Zeitlang die Rennbahn des Nero. Sixtus V. ließ ihn am 10. September 1586 an seiner jetzigen Stelle aufrichten. Der Baumeister, der dieses Wunderwerk der Mechanik aussann und ausführte, war Domenico Fontana. Neunhundert Menschen und hundertfünfzig Pferde arbeiteten an den vier und vierzig Maschinen, mittels deren durch eine gleichmäßige Bewegung der Obelisk in die Höhe gerichtet und senkrecht auf ungeheure Eisenbalken gestellt wurde, die ihm als Stützpunkt dienten. Zum Zeichen, daß auch das Heidenthum dem wahren Gott dienen soll, ziert ein Kreuz seine Spitze.

Nachdem wir mit Freude und Bewunderung diesen Platz und was ihn zieret, betrachtet, nähern wir uns der Basilika selber. Eine herrliche Treppe von Travertin, in drei Abstufungen getheilt, führt zu ihr hinan. Zwei kolossale Bildsäulen des hl. Petrus und des hl. Paulus bilden an beiden Ecken unten an der Treppe gleichsam die Ecksteine. Wir stehen nun vor der Façade des unvergleichlichen Baues. Diese Vorderseite besteht aus acht Säulen und vier korinthischen Pfeilern, die durch fünf Thore getrennt werden. Sie wird durch eine

sogenannte Attika (einen Aufsatz über dem Hauptgesimse) gekrönt, worüber eine Ballustrade, auf der sich dreizehn kolossale Statuen erheben, welche den Erlöser und die zwölf Apostel vorstellen; auf jeder Seite zeigen zwei prächtige Thurmuhren den Einheimischen wie den Fremden die Tageszeit an. Diese Façade bildet jedoch nicht die Frontseite der Kirche selbst, sondern nur die der Vorhalle zur Kirche, aber einer Vorhalle von so seltener Pracht und Größe, daß es schon vorgekommen sein soll, daß ein Fremder, der eigens aus seinem Lande gereist war, um die St. Peterskirche zu sehen, zurückkehrte, ohne die Kirche selbst betreten zu haben, da er gar nicht glauben wollte, er habe nur die Vorhalle derselben gesehen. Sie hat aber auch sieben und vierzig Fuß Breite und vierhundert neun und dreißig Fuß Länge, und schimmert ganz von Marmor und Vergoldungen. An beiden Seiten derselben stehen in einer großen und tiefen Nische unter Draperieen, als Erinnerungen an die zwei größten politischen Ereignisse der Welt- und Kirchengeschichte, die herrlichen Reiterstatuen Constantin's und Carl's des Großen, der erstere an den Sieg des Christenthums über die heidnische Welt, der zweite an die sociale Gründung seiner Herrschaft über die neugestaltete Welt gemahnend. Den fünf Eingängen der Façade entsprechen fünf Thüren, die in den Tempel selbst führen. Eine derselben ist zugemauert und in der Mitte mit einem Kreuze aus Bronze geziert; sie wird Porta Santa (das heilige Thor) genannt und nur alle fünf und zwanzig Jahre bei'm Jubiläum geöffnet.

Sind wir durch eine dieser Thüren langsamen Schrittes und mit gesteigerter Ehrfurcht in die Basilika selbst eingetreten, so beschleicht uns, aber nur für einen Augenblick, ein Gefühl der Enttäuschung; wir suchen vergebens die kolossalen Verhältnisse, von denen wir haben reden hören: Höhe, Breite, Länge, Alles kommt uns gewöhnlich vor: und dennoch übertrifft Sanct Peter an Pracht und Größe die größten und stolzesten Kirchen des Morgen- und Abendlandes, z. B. die Sophienkirche in

Constantinopel, die Cathedrale in Mailand und Sanct Paul in London. Man überzeugt sich davon, wenn man die verschiedenen Maße dieser Kirchen in das Pflaster von St. Peter eingegraben und diesen noch um ein gut Theil länger und breiter sieht; denn die Paulskirche hat fünfhundert Fuß Länge und zweihundertfünfzig Fuß Breite, hingegen die Peterskirche vom Eingangsthore bis zum Chorabschluß fünfhundert fünf und siebenzig Fuß in der Länge und vierhundert siebenzehn Fuß in der Breite. Das Mittelschiff hat in der Breite zwei und achtzig Fuß und hundert zwei und vierzig in der Höhe. Die Basilika ist in der Form eines lateinischen Kreuzes gebaut und hat drei Schiffe. Das mittlere wird durch acht große Pfeiler getheilt, worauf an jeder Seite vier große Bögen ruhen. An jedem Pfeiler lehnen sich zwei Pilaster in korinthischem Stile von acht Fuß Breite und sieben und siebenzig Fuß Höhe, welche oben ein schönes Gesims von achtzehn Fuß Höhe schmückt. Zwischen den Pilastern an den Pfeilern sind zwei Reihen Nischen. In der unteren befinden sich marmorne Statuen verschiedener Heiligen. Ueber jedem Bogen erblickt man zwei Figuren aus Stuck, fünfzehn Fuß hoch, welche Tugenden vorstellen. Ferner sind die Pfeiler ausgeschmückt mit Bildnissen von verschiedenen Päpsten. Das Gewölbe des Mittelschiffes ist in verschiedene Felder eingetheilt und diese mit Cassettirungen und Stuccaturverzierungen, theils vergoldet, theils weiß, reich und geschmackvoll ausgefüllt. Der Fußboden, belegt mit dem schönsten Marmor in verschiedenen Farben, gleicht einem glänzenden Felde, emaillirt mit Blumen und zierlich ausgeschnitten als Einsatzrosen, Rauten, Felder von einer lieblichen Mannigfaltigkeit und einem großen Reichthum der Zeichnung. Er ist ein Meisterstück des Jakob della Porta und Bernini.

Die beiden Weihbecken, auf die wir, nach katholischem Brauch, zunächst zuschreiten, vermehren Anfangs unsere Täuschung; aber bald benehmen sie dieselbe: ihnen nahe zu treten, ist gerade das erste Mittel, die Größe von Sanct Peter wür-

digen zu lernen. Die Reisebücher sagen: „Die Engel, welche sie stützen, haben sechs Fuß.“ Du hältst das bei'm ersten Anblick für Uebertreibung. Allein, wenn man bei ihnen steht und sie mißt, sieht man, daß es in Wirklichkeit Kolosse von sechs Fuß sind. Sie sind von weißem Marmor und tragen zwei Muschelschalen von gelbem Marmor, die einander gegenüber vor den zwei ersten Zwischenpfeilern angebracht sind.

Fragen wir: woher kommt es, daß die Größe der Peterskirche nicht sogleich auffällt und der erste Eindruck, den sie auf den Beschauer macht, nicht ein so großartiger ist, als man erwarten sollte? — so ist die Antwort diese: Gerade die hohe Vollkommenheit der Verhältnisse, die schöne Harmonie aller Theile des Baues, die Frische und Schönheit der Farben und das helle, klare Licht, so verschieden von dem Dämmerlichte, welches zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten der gothischen Dome gehört — alle diese Umstände bewirken, daß die Peterskirche zwar einen außerordentlich wohlthuenden, aber nicht sogleich den gewaltigen Eindruck macht, wie man bei der ungeheuren Länge und Höhe des Gebäudes wohl erwarten sollte, daß aber auch die Bewunderung desto höher steigt, je öfter man den prachtvollen Bau musternd durchwandert.

Bei diesem Durchwandern, um die Herrlichkeiten des Tempels anzustaunen, besteht die größte Verlegenheit darin, daß man nicht weiß, wo man anfangen soll. Denkmäler aller Art, Meisterwerke der Malerei und Bildhauerei streiten sich um die Aufmerksamkeit.

Machen *wir* es so. Stellen wir uns, um einen Totaleindruck von dem großen Ganzen zu bekommen, vorläufig zwischen den beiden Weihwasserbecken in die Mitte und lassen wir das Auge nach der Chortribüne hinschweifen, die die Aussicht begrenzt. Da gewahren wir in des Tempels Vierung, dort, wo das Langhaus mit dem Querschiff sich schneidet, einen majestätischen Baldachin aus Erz, der von vier gewundenen Säulen, ebenfalls aus Erz, und von vier, auf deren Gesimse stehenden Engeln getragen, über einem Hochaltare sich wölbt,

den in weitem Umkreis ein Marmorgeländer umschließt, an welchem in Füllhörnern eine unzählbare Menge vergoldeter bronzener Leuchter angebracht sind, aus denen ebenso viele Lampen ein zauberisches Licht verbreiten. Sähen nicht die Menschen, die da und dort vereinzelt stehen, gehen oder knieen, wie Zwerge, ja wie Punkte aus, so könnten wir vergessen, daß zwischen ihnen und uns ein Raum von einigen hundert Fuß mitten inne liegt.

Ueber den Baldachin hinaus sehen wir in des Chores Abschluß Etwas wie einen Reliquienschrein, von vier riesengroßen Figuren getragen. Er scheint einen Stuhl von antiker Form zu enthalten. Darüber schimmert ein großer Strahlenkreis, in dessen Mitte sich der heilige Geist in Gestalt einer Taube befindet. Die Strahlen desselben sind überaus glänzend, weil die Arbeit ganz von vergoldetem Messing ist und durch Fensterscheiben beleuchtet wird, die den Glanz der Vergoldung verdoppeln.

Werfen wir einen Blick nach Oben, da fesselt die kühn gewölbte, mit vergoldetem Schnitzwerk reich vergoldete, cassettirte Decke unsere Bewunderung. Senken wir zur Erde den Blick: welch ein prachtvoller, gleich einem kunstreich und geschmackvoll gewirkten Teppich ausgebreiteter Marmorboden!

Nach diesem flüchtigen Streifblick über das Hauptschiff seiner Länge und Höhe nach schreiten wir wieder rückwärts und beginnen unsere Wanderung durch das Seitenschiff zur Rechten bei der untersten Capelle. Es ist die Capelle der Pietà, der schmerzhaften Mutter, wo der Meißel Michel Angelo's sich in der unsterblichen Gruppe der heil. Jungfrau kund giebt, welche den entseelten Leichnam ihres geliebten Sohnes auf den Knieen hält. Der Leichnam ist überaus edel gelegt und bildet mit Gestalt und Bewegung der in Trauer gehüllten Madonna das wunderbarste, fesselndste Ganze. Besonders die Köpfe des Sohnes und der Mutter sind von einer reinen Schönheit und einer Erhabenheit des Ausdruckes, welche Buonarotti später nie wieder erreicht hat. — Weiterhin die Capelle des heiligen Sebastian mit einem Mosaikgemälde dieses Martyrer-

helden nach dem Original des Dominichino, und den Grabdenkmälern des Papstes Innocenz XII. und der frommen Schirmfrau des Papstthums, Markgräfin Mathilde von Canossa. Ferner die Capelle des heil. Sacraments mit ihrem reichen Tabernakel aus Lapislazuli und vergoldetem Erz. Sehr passend ist hier das die Communion des heil. Hieronymus darstellende Mosaikgemälde, ebenfalls nach dem berühmten Original von Dominichino, angebracht. Der Heilige, von Altersschwäche, von Fasten und Nachtwachen aufgerieben, mehr einem Leichnam denn einem Lebenden ähnlich sehend, ist so schwach, daß man die Wucht, ja das Hinsinken seiner Glieder zu fühlen vermeint. Aber in seinem Wesen und in der Haltung der Umstehenden, welch ein Ausdruck von Ehrfurcht, von Andacht, von zärtlicher Liebe und brennendem Verlangen nach dem Heiligen, das ihm dort im Bilde als Wegzehrung gereicht wird, während es hier, im Tabernakel verborgen, als Labsal für Alle ruhet, die mit gleichen Empfindungen sich ihm nahen. In dieser Capelle wäscht der Statthalter Christi, der Aufforderung seines Meisters, ihm nachzuahmen, getreu, am Gründonnerstage, des Schmuckes seiner Würde entkleidet, dreizehn Armen, in denen er die Apostel Christi ehret, die Füße. — Dann kommt die Capelle der heil. Jungfrau, aus africanischem Marmor, nach den Zeichnungen des Michel Angelo gebaut, mit ihrem Altar, ganz glänzend von Alabaster, Amethysten und andern kostbaren Steinen. Benedict XIV. hat hier sein Grabmal. Bewunderung verdient ferner der Altar der Navicella, dessen Mosaikgemälde die Barke des heil. Petrus, dem Ersinken nahe, und den die Wellen beruhigenden Erlöser darstellt, eine Lehre, ebenso abschreckend für die Feinde, wie trostreich für die Kinder der Kirche; dann das prächtige Grabdenkmal Clemens' XIII., das unsterbliche Werk Canova's. — Die letzte Capelle rechts ist der heiligen Petronilla gewidmet, und das Gemälde, welches die Heilige im Augenblick ihrer Wiederausgrabung darstellt, gilt für die schönste Mosaik in St. Peter.

Wenden wir uns nun durch das Querschiff von der rechten Seite nach der linken. Vergessen wir aber, an der Confessio vorübergehend, ja nicht, mit Andacht die Kniee zu beugen. Sind doch selbst Papst und Kaiser durch ein eigenes Decret der Congregation der Kirchengebräuche (vom 10. October 1594) zu dieser Ehrfurchtsbezeugung verpflichtet. Wandeln wir von der linken Seite abwärts, so gelangen wir zum Altar der heil. Apostel Simon und Judas, der mit zwei großen Säulen von schwarzem ägyptischem Granit geziert ist, in deren Mitte ein Mosaikgemälde glänzt, das den heil. Petrus vorstellt, wie er den Gichtbrüchigen heilt. — Verweilen wir vor der Capelle des heil. Leo des Großen, mit dem herrlichen Basrelief Algardi's, das den Papst vorstellt, den Retter der Stadt, vor welchem Attila, die Gottesgeißel, ehrerbietig zurückweicht: welche Erinnerungen ruft sie in der Seele wach, welche Dankgefühle gegen das Papstthum, vor dem mehr denn ein Barbar, vor dem die ganze Barbarei finsterer Jahrhunderte hat zurückweichen müssen! — Dann folgt die prächtige Capelle des Capitels von St. Peter. Durch ein eisernes, mit vergoldeter Bronze geschmücktes Gitter versperrt, bietet sie besonders während der Officien einen prächtigen Anblick dar. Ueber der nahen Thüre wird vor der Hand der Leichnam des letztregierenden Papsts beigesetzt. Unter den Meisterwerken, dem unsterblichen Ruhme der Heiligen und der Päpste geweiht, zeigt sich auch königliches Mißgeschick, und die Denkmäler der aus ihrem Erbe verbannten Stuarts, ein Werk Canova's, schmücken die Capelle der Opferung Mariä. Die Taufcapelle, die unterste zur linken, gleich bei'm Eintritt in die Basilika, schließt diesen Kranz von Heiligthümern, von denen wir nur einige erwähnt haben und deren eines immer herrlicher ist, als das andere. Alles, was die Künste vermögen, um den Glauben an die Erhabenheit des Sacramentes, das aus dem Kinde des Staubes ein Kind Gottes und einen Bruder der Engel macht, zu erwecken, zeigt sich an diesen heiligen Orten. Eine Urne von Porphyr in Gestalt eines Schiffleins, zwölf Fuß

lang und sechs Fuß breit, enthält das Taufwasser. Alle diese Capellen mit kostbaren Altären, sechs und vierzig an der Zahl, sind mit herrlichen Mosaikgemälden nach den berühmtesten Originalen, mit Denkmälern der Kirchengeschichte aus ältester und neuester Zeit wie um die Wette geschmückt.

Nach diesem Rundgange durch die Seitenschiffe kommen wir nun wieder auf unsern Ausgangspunct zurück, um uns das Hauptschiff und was es enthält, noch einmal und genauer anzusehen und den Eindruck der Gesammtwirkung in uns aufzunehmen.

Nahe der Stelle, wo wir stehen, auf dem Fußboden nahe dem Haupteingang, siehst Du eine große runde Porphyrplatte. Sie ist aus der alten Kirche. Auf ihr knieten ehedem die Kaiser vor der Krönung, während ein diesen Act betreffendes Gebet über sie gesprochen wurde. Gehen wir nun weiter das Schiff hinauf, so werden wir entzückt von der Schönheit der bunten Marmorplatten unter unsern Füßen und von der Pracht des goldschimmernden Deckengewölbes mit seinen viereckigen, mit vergoldeten Rosetten gezierten Cassettirungen über unsern Häuptern. Die hochstrebenden korinthischen Säulen mit ihrem kühnen Gesimse, die Nischen mit ihren Standbildern, die Arcaden mit ihren reizenden Figuren, welche auf den geschweiften Bogen ruhen, bezaubern nach der Reihe, wie wir an ihnen vorbeigehen, unser Auge. In den Nischen rechts und links prangen die kolossalen Statuen von allen Gründern der Mönchsorden. Diese mächtigen Geister, von Jahrhundert zu Jahrhundert der Kirche zu Hülfe gesandt, diese berühmten Generäle, deren Reihen so ruhmvoll die Wahrheit, die Tugend, die wahre Civilisation (nicht die, welche Victor Emmanuel und Genossen zu befördern vorgeben) vertheidigten, bilden eine lange Gallerie und gleichsam eine doppelte Kette, welche, sich bis zur Mitte der Kirche hinziehend, mit der Kathedra des heil. Petrus, dem Lehrstuhl der Wahrheit, dem einzigen Mittelpuncte der Einheit und dem immer brennenden Herd des Lichtes und der katholischen Liebe, verknüpft. Senken wir die Blicke und wenden

wir sie nach der rechten Seite, so begegnen sie in der Nähe der Vierung einer ehrfurchtgebietenden Statue aus Erz: man glaubt den Felsenmann, auf welchen die Kirche gegründet, den Schirmheiligen, nach welchem dieser Prachtdom sich nennet, auf erhabenem Stuhle dasitzen zu sehen, in der Linken die Insignien seiner Gewalt, mit der Rechten die vor ihm Knieenden segnend. Es ist diese Statue ein Denkmal der Dankbarkeit des heil. Leo des Großen. Dieser ließ sie, nach Angabe der Gelehrten, aus dem Erze des Standbildes des Jupiter Capitolinus, zu Ehren des glorreichen Apostels gießen, der, mächtiger als Jener, der das heidnische Rom hatte zusammenstürzen lassen, durch ihn die ewige Stadt vor der Wuth Attila's gerettet hatte. Verneigen wir uns im Geiste mit den Tausenden von Pilgern und lasset auch uns zum Zeichen unserer Liebe und Ehrerbietung gegen die Kirche die Füße des großen Apostels küssen und mit unserer Stirne berühren, jene Füße, die hier und allerwärts so tief ihre Spuren zum Segen der Menschheit eingedrückt haben.

Je näher wir der sogenannten Confessio, der Bekenntnißstätte des heil. Petrus, kommen, desto größer wird unsere Ehrfurcht. Es ist diese Confessio die Grotte, wo ehedem die unterirdische, vom Nachfolger des heil. Petrus, dem Papst Anaklet, zu Ehren des Apostelfürsten erbaute Capelle stand und worin nunmehr die eine Hälfte der Leiber der Apostel Petrus und Paulus aufbewahrt wird, deren andere Hälfte die Paulskirche unter ihren Schätzen zählt. Achtzig heilige Päpste schlummern hier, um ihre Chorführer geschaart, ihrer dereinstigen Auferstehung entgegen.

Ueber dieser Grotte erhebt sich sieben Stufen hoch der päpstliche Altar von weißem Marmor. Er wurde im Jahre 1594 von Clemens VIII. errichtet und eingesegnet. Er ist mit einer schönen, mehr als neunzehn Spannen langen und über neun breiten Marmorplatte bedeckt. Nach einer frommen Ueberlieferung enthält dieser Altar einen andern antiken Altar, der zur Zeit des heil. Sylvester und Constantins gegen das Jahr

330 dem heil. Petrus geweiht wurde. Dreimal des Jahres feiert der Papst an diesem großen Altare die Messe, an Weihnachten, Ostern und am Namensfeste des heil. Petrus. Ihm allein steht dieses Recht zu, und wenn ihn ein Cardinal ersetzt was gewöhnlich um Petri Stuhlfeier geschieht, so muß dieser Cardinal durch ein besonderes Breve dazu ermächtigt sein, welches aber nie anders als für ein einziges Mal gültig ist. Eine doppelte Marmorstiege führet vom Altar in die Grotte hinab. In ihr befinden sich aus der Urzeit des Christenthums zwei sehr ausdrucksvolle Bildnisse der beiden Apostelfürsten. Der Altar steht allein und sieht, wie gewöhnlich, nach Osten. Vier gewundene Säulen von vergoldetem Erz tragen den Baldachin. Diese Säulen haben nicht weniger als vier und dreißig Fuß Höhe. Sie sind aus dem Erz der Thore des Pantheons gemacht und, wie versichert wird, mit Gebeinen von Martyrern angefüllt. Das Alles scheint von einer mittleren Höhe zu sein, und doch erreicht der höchste Palast Roms, der Palast Farnese, die Höhe dieses prächtigen Denkmals nicht. Vom Boden, wo die Statue Pius' VI., des in der Verbannung Gestorbenen, seine Grabstätte bezeichnet, bis zum Gipfel des Kreuzes, mißt es mehr denn sechs und achtzig Fuß. Am Marmorgeländer, das die Ruhestätte der beiden Apostel umgiebt, brennen Tag und Nacht hundert zwei und zwanzig Lampen, ein Sinnbild des lebendigen katholischen Glaubens und der Liebe, die von dieser Stätte aus durch alle Jahrhunderte die Welt erleuchtet und erwärmt und hinwiederum an dieser Stätte Nahrung gesucht und gefunden haben. Ein heiliger Schauder kommt über uns bei dem Gedanken an die Heiligthümer, welche hier unter uns ruhen, bei der Erinnerung an die zahllosen Martyrer, die von dieser Stätte, wo sie sich Muth und Kraft dazu erfleht hatten, hinweg, freudig in den Martertod eilten, an die Schaaren von Heiligen, an die vielen gekrönten Häupter, Kaiser und Kaiserinnen, Könige, Fürsten und Großen, die seit Constantin und Carl dem Großen von allen Richtungen der Windrose her hier gekniеet, ihre Weihegeschenke geopfert

und dann, im Glauben gestärkt, in ihre Heimath zurückgekehrt sind.

Nachdem wir den Blick auf die glorreiche Grabstätte gesenkt und eine Weile betrachtend geruhet haben, erheben wir die Augen nach Oben: Himmel, was schauen wir da? Ein Schwindel erfaßt uns und doch stehen wir festgebannt und fragen uns, ob es Dichtung, ob es Wahrheit sei, was wir schauen. Da wölbt sich in der ungeheueren Höhe von vierhundert Fuß wie ein Firmament über uns die majestätische Kuppel. Sie ruhet auf vier Pfeilern, von denen jeder zweihundert sechs Fuß Umfang hat und welche durch vier große Bogen verbunden sind. Der Durchmesser der Kuppel ist ungefähr hundert dreißig Fuß; die ganze Höhe, von dem Fußboden an gerechnet bis zur Spitze, beträgt vierhundert sechs und zwanzig Fuß. Zwischen zwei und dreißig Pilastern in korinthischem Stile befinden sich oben in der Kuppel sechszehn Fenster. Ueber denselben ruhet ein Gesimse mit einem Sockel, von diesem Sockel fängt die Wölbung der Kuppel an und ist in sechszehn Theile getheilt und mit herrlichen Mosaiken geziert, die den Erlöser, die heil. Jungfrau, Engel und andere Heilige vorstellen, um den Ewigen gereiht, dessen Thron ganz in der Mitte der Kuppel das gewaltige Bild krönt. Oberhalb der vier großen Pfeiler am Gesimse befindet sich rund herum die Inschrift: „Tu es Petrus, et super hanc petram aedi ficabo Ecclesiam meam, et tibi dabo claves regni coelorum“ — (Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und Dir übergebe ich die Schlüssel des Himmelreiches.) Die vier umgebenden Kuppeln, obgleich sie nur Trabanten der majestätischen Hauptkuppel sind, sowie noch fünf andere kleine Kuppeln, welche über der Basilika hervorragen, würden ebenso vielen prächtigen Kirchen zur krönenden Zierde gereichen. „Es existirt — das ist das einstimmige Urtheil strenger, nichtkatholischer Kunstrichter — es existirt kein Werk von Menschenhand, welches dieser Kuppel gleichkommt oder würdig wäre, gleich nach ihr genannt zu werden. Geräumig, wie sie ist, schwebt

sie doch auf ihren Pfeilern in solch heiterer Ruhe, daß es scheint, als sei sie durch die elastische Kraft der von ihr umschlossenen Luft in die Höhe gehoben und ausgespannt worden. Unter ihrem majestätischen Gewölbe erweitert sich die Seele. Wie ein Held zu kämpfen, zu leiden wie ein Martyrer, erscheint Einem hier als etwas ganz Natürliches und Leichtes." Aus den Nischen der vier Pfeiler, welche die Kuppel tragen, schauen die riesengroßen Standbilder der heil. Veronica, der heil. Helena, des heil. Longinus und des heil. Andreas (deren Reliquien die kostbarsten der Kirche: das Schweißtuch der Veronica, ein Stück vom Kreuz Christi, die Lanze des Longinus und der Kopf des hl. Andreas hier aufbewahrt und an gewissen Tagen dem Volke gezeigt werden) theils auf die Gruft der Apostelfürsten hernieder, theils in die Glorie der Wölbung hinauf. Durch die Wölbung der Kuppel ruft es gleichsam vom Himmel herab: „Dir, Petrus, übergebe ich die Schlüssel des Himmelreiches; was Du lösen wirst auf Erden, soll gelöset sein auch im Himmel." Und sehen wir von der Apostelgruft aus um uns, was erblicken wir? Die Vollziehung jenes Gottesspruches versinnbildlicht in den zahlreichen Beichtstühlen, welche rings herum angebracht, durch die Aufschrift: lingua germanica, lingua hispanica, lingua anglicana, lingua gallica, lingua graeca u. s. w., die Gegenwart von Pönitentiaren, das heißt von Priestern andeuten, welche mit besonderer Macht bekleidet, unter der Gerichtsbarkeit des Cardinal-Großpönitentiars ein doppelt nützliches Amt ausüben, das Amt, die Beichten in deutscher, spanischer, englischer, griechischer, französischer und anderen Sprachen zu hören, die Büßer zu absolviren, zugleich aber auch ihre Landsleute während ihres Aufenthaltes in Rom zu unterstützen, zu leiten, vor Gefahren zu schützen u. s. w. Kann etwas Sinnreicheres gedacht werden als diese Einrichtung an diesem Orte? Wird dadurch nicht wahrhaft Sanct Peter's Dom das Himmelreich auf Erden? Wird darin die den Apostelfürsten übertragene Binde- und Lösegewalt nicht buchstäblich ausgeübt? Wird dadurch Petrus

nicht in Wahrheit der Mittelpunkt der Einheit, um welchen die Völker aller Zungen sich schaaren, wo Jeder, als wäre er daheim, seine Sprache redet und in ihr, als wäre er daheim, verstanden, getröstet, losgesprochen und geheiliget wird?

Haben wir uns von dem Staunen, worein der Aufblick zur Kuppel uns versetzte, in etwa erholt und an der vorerwähnten heilsamen Betrachtung erlabt, so setzen wir nunmehr die Wanderung zum Chore hin fort. Und sieh, alsbald nimmt ein anderer erhabener Gegenstand unsere vollste Aufmerksamkeit in Anspruch. In dem Abschluß des Chores zeigt sich in einer großen Höhe die Kathedra, der bischöfliche Stuhl des heil. Petrus. Welche Freude für einen Katholiken, für einen Priester, seine Blicke auf diesem ehrwürdigen Denkmal ruhen zu lassen! Das also ist dieser Stuhl, tausendmal ehrwürdiger, als die curulischen Sessel der altrömischen Senatoren und als alle Throne der Könige und Kaiser; dieser Stuhl, auf welchem Petrus so oft in den unterirdischen Gewölben des Vaticans saß, von welchem aus er die ersten Priester und Bischöfe weihte, von welchem aus er predigte und seinen theuren Neubekehrten die Sacramente reichte, deren Kleid, Tags vorher im Wasser der Taufe weiß gewaschen, am folgenden Tage im Blute des Martyrthums purpurroth gefärbt werden sollte. Lange Zeit bei dem Leibe des Apostels in der Vaticanischen Katakombe aufbewahrt, wurde er der erste Thron, auf welchem seine Nachfolger nach ihrer Erwählung saßen. Endlich ließ Alexander VII. das kostbare Denkmal von Holz, in einen Stuhl von vergoldetem Erz eingefaßt, dort aufstellen, wo er sich jetzt annoch befindet, in der Tribüne des Chores. Vier riesenhafte Figuren von Erz, welche die vier großen Lehrer der Kirche, zwei aus dem Morgenlande (den heil. Johannes Chrysostomus, dessen Leib in der Nähe ruhet, und den heil. Athanasius) und zwei aus dem Abendlande (die Heiligen Ambrosius und Augustinus) vorstellen, tragen ihn; ein glänzendes Transparent, den heiligen Geist in einer Strahlenglorie darstellend, gießt über und um denselben ein himmlisches Licht

aus. Als Begleitung erheben sich auf jeder Seite die prächtigen Grabmäler Paul's III. und Urban's VIII. Die Nischen, welche die Tribüne umgeben, sind verziert mit schönen Marmorfiguren. Das Gewölbe der Tribüne ist geschmückt mit vergoldetem Stuck und Basreliefs, von denen das mittlere den Erlöser vorstellt, wie er dem heil. Petrus die Schlüssel überreicht, gearbeitet nach der Zeichnung von Rafael. Außerdem sind an beiden Seiten der Tribüne verschiedene Inschriften angebracht. Unter diesen ist aus neuerer Zeit diejenige besonders merkwürdig, die daran erinnert, wie der heil. Vater Pius IX. in dieser Basilika am 8. December 1854 feierlich das Dogma der unbefleckten Empfängniß der allerseligsten Jungfrau Maria verkündigt hat.

So ist denn Sanct Peter gleichsam eine Bilderbibel, eine stumme und doch überaus beredte Predigt für das Volk. Diese Basilika, sie ist ein Lehrbuch der Theologie, wie nicht minder der Geschichte; sie ist das erhabenste Gedicht der Religion, ein Gedicht, eine Geschichte, eine Theologie, welche Alle lesen, Alle bewundern, die Einfältigen wie die Gelehrten, eben weil der Katholicismus für Alle ist.

Doch um nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben und uns einen vollständigen Begriff von der Größe der Peterskirche zu machen, müssen wir uns die Mühe geben, die große Kuppel zu besteigen — allerdings eine etwas anstrengende, jedoch lohnende Arbeit, welche noch dazu keinerlei Gefahr mit sich bringt. Eine schneckenförmig gewundene, sehr bequeme Treppe von hundert zwei und vierzig Stufen führt uns zu der weiten Dachfläche über der Basilika. Hier entfaltet sich die majestätische Kuppel erst recht in ihrer Großartigkeit vor Deinem erstaunten Blick. Durch einen bequem eingerichteten Corridor gelangst Du in die Kuppel, das heißt zum ersten Gesimse, welches durch die Krone der Kuppel gebildet ist. Von hier aus kannst Du einen Blick in das Innere der Basilika werfen. Aber ein Schrecken, ein Schauder erfaßt Dich ob der Tiefe, in die Du hinabsiehst. Das Gesimse ist übrigens breit

genug, auf demselben sich herumzubewegen: es hat sieben Fuß Breite und einen Umfang von dreihundert achtzig Fuß. Hierauf steigst Du auf das zweite Gesimse und setzest Deinen Weg fort, bis Du zu dem äußeren Geländer angekommen bist, welches den Umgang bildet. Von hier aus blick' um Dich: die ganze weite, malerisch schöne Campagna — die Umgegend Roms bis zum Meere — dehnt sich vor Dir aus. Noch immer fährt man fort zu steigen, und gelangt dann zu einer kleinen Galerie, die nach Außen hin eine mit Hochleuchtern versehene Brustlehne ziert, Giro dei Candelabri (Leuchterkreis) genannt. Von hier aus führt eine senkrechte Leiter in die aus Bronze gearbeitete Kugel, die sieben und einen halben Fuß Durchmesser hat und bequem sechszehn Personen faßt. Gelüstet Dich zur höchsten Spitze der Kuppel, das heißt zum Kreuze hinaufzusteigen, so ist Dir dies ermöglicht durch eine eiserne Leiter, die bis zum Kreuze der Kuppel, welches achtzehn Fuß Höhe hat, hinaufführt.

Das ist Sanct Peter mit seiner weltberühmten, in seiner Art einzigen Kuppel.

In diesem herrlichen, mit siebenhundert acht und vierzig Säulen aus Marmor, Travertin und Bronze (worunter eilf aus dem Tempel zu Jerusalem), mit beinahe vierhundert Bildsäulen aus Metall, aus Marmor, Travertin und Stuck, mit vier und vierzig Altären geschmückten, von hundert zwei und zwanzig Lampen bei Nacht und Tag beleuchteten Tempel (die unterirdische Kirche, die Vorhalle und großartige Sacristei mit einbegriffen), in diesem erhabenen Hochchore, unter dem von vier heiligen Lehrern der Kirche getragenen Stuhle des Apostelfürsten werden wir fortan den Erwählten des 16. Juni — Denselben, der vor sieben und zwanzig Jahren so anspruchslos in einem armen Kirchlein Roms, von Waisenkindern umgeben, seine erste heilige Messe las — bei feierlichen Anlässen, umringt von allen Abstufungen der Hierarchie, seinen Platz einnehmen sehen, nachdem die Krönung, die nun unter unsern Augen an ihm vorgenommen werden soll, ihm das Recht dazu verliehen haben wird.

Neuntes Capitel.

Die Krönung Pius' IX. in St. Peters Dom. — Ursprung und Zweck der Krönung der Päpste. — Feierlicher Zug nach der Peterskirche. — Bei der Porta santa. — Des Fußkusses Ursprung und Bedeutung. — Huldigung der Cardinäle und Prälaten in der Andreascapelle. — Aus der Capelle in die Basilika. — Ein heilsames Schutzmittel gegen etwa aufsteigende hoffärtige Gedanken, das auch weltlichen Großen bei gewissen Anlässen zu empfehlen wäre. — Pius IX. für seine Person bedurfte dessen nicht. — Bei der Confessio. — Beginn des Hochamtes. — Der Papst empfängt das Pallium. — Ergreifender Bittgesang aus der Gruft der Confessio. — Krönung auf dem Altan über der Vorhalle der Basilika. — Die dreifache Krone und ihre Bedeutung. — Feierlicher Segen. — Glückwunsch der Cardinäle. — Freude in der ewigen Stadt. — Besondere Gründe dazu.

Die erste zuverlässige Nachricht, die wir von der Krönung eines Papstes haben, ist die, welche uns über die Krönung Nikolaus' I., eines der größten Päpste vor der Zeit Gregor's VII., gegeben wird. Sie hatte im April 858 in Gegenwart des deutschen Kaisers Ludwig II. Statt. Durch die Krönung stellte sich der Papst im Rang den weltlichen Monarchen zur Seite. Auch stieg das päpstliche Ansehen beim Volke durch die Ehrenbezeugungen, welche der Kaiser bei einer Zusammenkunft mit Niolaus demselben erwies: er ging ihm eine Strecke entgegen, führte dessen Pferd am Zügel und küßte dem Papste die Füße. Seitdem ist die Krönung der Statthalter Christi im Gebrauche geblieben. Sie muß längstens innerhalb sechs oder acht Tage auf die Papstwahl folgen und

geschieht in Sanct Peter gewöhnlich an einem Sonn- oder Festtage. Bei Pius IX. hatte sie Sonntags den 21. Juni, am fünften Tage nach seiner Erwählung und zwar im Wesentlichen unter folgenden, vom Römischen Ceremoniale vorgeschriebenen Feierlichkeiten Statt.

Am Krönungstage begab sich der Papst, nachdem ihm unter den herkömmlichen Förmlichkeiten durch die Cardinal-Diakonen und andere Prälaten die oben beschriebenen päpstlichen Gewänder angelegt worden, nach der St. Peterskirche in hochfeierlichem Zuge. An dessen Spitze befand sich der Consistorial-Advokat, der Geheime und Ehrencämmerer, die zahlreichen Prälaten in Cappa, d. h. in weitem, den ganzen Leib bedeckenden Festmantel. Nun folgten der Uditore di Rota, der das Kreuz voraussträgt, das ganze heilige Collegium der Cardinäle mit rothem Barett, die Conservatoren, der Gouverneur von Rom, mit dem Senator dieser Stadt an der Spitze, und die Cardinal-Diakonen. Hinter diesen kam Seine Heiligkeit in einem Tragsessel von Cammerbedienten in rother Livree getragen; ihn umgaben die Generallieutenants der Nobelgarde, die Oberbefehlshaber der Linientruppen, der Commandant der Engelsburg, die adeligen Geheimen Cämmerer und die Schweizergarde; so gelangte der Zug über die Constantinische Stiege in die Vorhalle der Peterskirche. Hier war neben der Porta santa ein Thron mit einem Baldachin errichtet. Seine Heiligkeit verließ den Thron, während die Chorsänger die erhabene Antiphon: Ecce sacerdos magnus „Siehe den Hohenpriester" anstimmten. Einer der Cardinäle trat sodann zur Rechten des heiligen Vaters und hielt mit entblößtem Haupte eine lateinische Rede. Darnach empfing er, sitzend, von den Domherren und dem Capitel von Sanct Peter, unter Absingung des Gesanges Tu es Petrus „Du bist Petrus" den Fußkuß und nahm zugleich die Schlüssel von ihnen in Empfang. (Der Gebrauch, dem Stellvertreter Jesu Christi auf Erden durch den Fußkuß seine Verehrung zu bezeigen, ist — um das hier nebenbei zu bemerken — so alt wie die Kirche, ja findet sich

schon im alten Bunde angekündigt durch folgende Worte des Propheten: „Könige und Königinnen ... werden mit zur Erde gesenktem Antlitz vor Dir anbeten, und lecken den Staub Deiner Füße." [1]) Schon der heidnische Hauptmann Cornelius fiel in Folge einer himmlischen Erscheinung in tiefster Ehrfurcht dem Apostel Petrus zu Füßen. [2]) Daß er dieselben auch geküßt habe, halten die Schriftausleger aus wissenschaftlichen Gründen für wahrscheinlich. Von Alters her war es Sitte, den Bischöfen mit Verehrung und Andacht die Füße zu küssen — eine Sitte, die, wenn sie auch anderwärts in Wegfall kam, doch in Bezug auf den Bischof der Bischöfe ununterbrochen in Uebung blieb, ja von gekrönten Häuptern nicht verschmäht wurde, wie denn, laut Zeugniß der Geschichte, bereits (525) Kaiser Justin I. dem Papste Johann I. und Kaiser Justinian II. sowie seine Gemahlin (711) in der Stadt Nikomedien dem Papste Constantin I. ihre Huldigung durch Niederfallen vor seinen Füßen und durch den Kuß derselben darbrachten. Wie Petrus den vor ihm hingesunkenen Hauptmann Cornelius aufstehen hieß, so thut dasselbe allemal der heil. Vater, und wenn er auch nicht, wie Petrus, es ausspricht: „Denn ich bin auch ein Mensch", so ist er sich dessen doch in aller Demuth derart bewußt, daß er ohne Zweifel sich gerne dieser lästigen Ehrenbezeugung entziehen möchte, wenn es ihm gestattet wäre, seine Privatperson von der Würde Desjenigen zu trennen, an dessen Stelle er dasitzt und dem im Grunde diese Verehrung gilt. Nach beendigtem Fußkuß hielt Seine Heiligkeit, unter dem Jubelruf der ihn von allen Seiten umdrängenden Gläubigen, den Einzug in die reich geschmückte Kirche, begab sich in die Capelle des allerheiligsten Sacramentes und verrichtete knieend vor dem Altare sein Gebet. Nachdem so dem menschgewordenen Gott, dem unsichtbaren obersten Hirten der Kirche die Ihm gebührende Anbetung dargebracht, brach der Zug nach

[1]) Is. 49, 23.
[2]) Apostelgesch. 10, 25.

der Capelle des heil. Gregor, oder, wie sie auch genannt wird, des heil. Andreas auf. Hier stand abermals unter einem mit Edelsteinen besetzten Himmel ein Thron aufgerichtet. Pius IX. ließ sich auf dem Throne nieder. Der Chor stimmte das Te Deum an, während dessen die Cardinäle und Prälaten Seiner Heiligkeit ihre Huldigung darbrachten, die Ersteren ihm die Hand, die Letzteren den Fuß küssend. Hierauf stimmte der Papst die Terz — einen Theil des priesterlichen Stundengebetes — an. Während diese gesungen wurde, legte Seine Heiligkeit unter Assistenz des Apostolischen Subdiaconus und Anderer zum Behufe der Opferfeier des Neuen Bundes, die nun beginnen sollte, die hohepriesterliche Meßkleidung an, deren einzelne Theile wir aus Früherem bereits kennen. Auch die Cardinäle und alle Prälaten kleideten sich um in weiße, goldschimmernde Gewänder. Der heilige Vater erhob sich und der Zug bewegte sich vorwärts zum Altar und um das ganze Chor herum. Während dieser Prozession fand jene berühmte Ceremonie Statt, die als ein ewig belehrendes Sinnbild der Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller Erdengröße besonders hervorgehoben zu werden verdient. Sie besteht in Folgendem:

Ein Ceremonienmeister trägt ein halb offenes, mit Werg gefülltes seidenes Kissen; ein zweiter Ceremonienmeister trägt einen langen silbernen Stab, an dessen Ende ein Büschel Werg gebunden ist. Zu dreien Malen von der St. Gregorscapelle aus, an der Erzstatue des heil. Petrus vorbeigehend, hält er, bei der Capelle des heiligen Processus und Martinian angekommen, vor dem Papst still und macht eine Kniebeugung vor ihm; ein Kleriker der Capelle zündet das Werg an, und der Ceremonienmeister erhebt sich wieder, laut singend: Sancte Pater, sic transit gloria mundi — Heiliger Vater, so vergeht die Herrlichkeit der Welt. (Daß Pius dieser tiefernsten Mahnung für seine Person kaum benöthigt war, daß er bei aller ihn umgebenden Pracht und Freude seine Lage vollkommen richtig zu beurtheilen wußte, bewies er noch am

selbigen Tage dadurch, daß er auf der Rückfahrt in den Quirinal zu den beiden, ihm im Wagen gegenübersitzenden Eminenzen sagte: Oggi commincia la persecuzione — heute ist der Beginn der Verfolgung.)

Sobald der Papst sich dem Hochaltare genahet, gingen die drei jüngsten Cardinal-Priester ihm entgegen, nahmen ihn Namens der heil. Apostelfürsten in Empfang, geleiteten ihn nach dem Altare und küßten ihm Angesicht und Brust. Hierauf knieete der Papst unverweilt auf dem Kissen nieder, verrichtete in der Stille entblößten Hauptes sein Vorbereitungsgebet und nun begann das feierliche Hochamt. Seine Heiligkeit und alle Priester beteten das Confiteor — die offene Schuld; nach dem Confiteor bedeckte sich der Papst wieder und setzte sich in den herrlichen, hohen Stuhl (unter der oben geschilderten Cathedra) dem Hochaltare gegenüber. Die drei ältesten Cardinal-Bischöfe lasen einige Gebete; darauf hing ihm der älteste Cardinal-Diakon das Pallium um mit den Worten: „Empfange, heiliger Vater, das Pallium, das ist die Fülle des päpstlichen Amtes zur Ehre des allmächtigen Gottes, der glorreichsten Jungfrau Maria, seiner Mutter, der heiligen Apostel Petrus und Paulus, und der heiligen Römischen Kirche."

Nach dem Gloria — dem englischen Lobgesange — machte sich eine Bewegung im Chore bemerklich: der erste Cardinal-Diakon, begleitet von den Auditoren der Rota und den Consistorial-Advocaten, steigt in die Gruft der Apostel Petrus und Paulus unter dem Altar der Confessio hinab; und aus der unterirdischen Capelle erhebt sich der dreimal wiederholte Ruf: Christus, erhöre uns! Der Chor antwortet: Unserm Herrn Pius dem Neunten, dem von Gott zum obersten Hirten und allgemeinen Papst Erwählten, Leben! Darauf ebenfalls dreimal: Du Heiland der Welt! Chor: Stehe ihm bei! Darnach wendet sich der Bittgesang an Christi Mutter, Maria, die Gebenedeite, an die Fürsten der himmlischen Heerschaaren, die heiligen Erzengel Michael,

Gabriel und Raphael, an den Vorläufer des Herrn, den heil. Johannes, an die heiligen Apostel Petrus, Paulus und Andreas, an den Chorführer der Blutzeugen, den heil. Stephanus, an die heiligen Päpste Leo und Gregor, die Großen, Väter und Zierden Rom's, ihrer Vaterstadt, an die Patriarchen der Mönchsorden, die heiligen Benedict, Basilius und Saba, an die altehrwürdigen heiligen Jungfrauen Agnes, Cäcilia und Lucia, davon beide ersteren in Rom, die letztere in Syrakus die Doppelpalme der Jungfräulichkeit und der Glaubenstreue um den Preis ihres Blutes davongetragen. Und der Chor antwortet allemal in brausenden Accorden: Tu illum adjuva: Du, stehe ihm bei! Dieß sind die Litaneien der Krönung, deren Ursprung sich in der Nacht der Jahrhunderte verliert. Läßt sich etwas Feierlicheres als dieses Gebet, das sich aus dem apostolischen Grabe erhebt, durch die erhabene Kuppel dringt und gegen Himmel auffsteigt, wohl denken? Nach diesem wurde das Hochamt bis zum Ende fortgesetzt.

Nach geendigtem Hochamte folgte die Prozession zur feierlichen Krönung. Diese fand auf dem großen Altane der Benediction der Peterskirche Statt. Der Zug dahin geschah nach der früher bei dem Eintritt in die Basilika beschriebenen Weise. Von allen Seiten ertönte dem heiligen Vater der Freudenruf der versammelten Menge. Unter einem wogenden Gedränge, zwischen dem Spalier, welches die Bürgermiliz und die Linientruppen, sowie die aufgestellte Schweizergarde machte, gelangte er auf den Balcon der Einsegnung, von welchem der ganze große Vaticanplatz überschaut werden kann, auf dem, um die Ordnung zu erhalten, schon zuvor die päpstlichen Carabinieri und ein Theil des übrigen Militärs in Escadronen aufgestellt waren.

Auf dem Balcon angekommen, setzte sich der heilige Vater auf den daselbst errichteten Thron, welcher der ganzen Volksmenge auf dem Platze sichtbar war, und nun fand angesichts des auf dem großen Platz vor der Kirche versammelten Volkes

die eigentliche Krönung Statt. Zuerst wurde die Antiphon Corona aurea super caput ejus (eine goldene Krone auf seinem Haupte) und das entsprechende Gebet gesungen; alsdann hob der zweitälteste der Cardinal-Diakonen die Mitra vom Haupt des heil. Vaters, und der älteste, dem diese Ehre vorbehalten ist, setzte ihm die Tiara — das sogenannte triregnum — auf. (Diese Tiara gleicht in etwa der Kopfbedeckung der Chaldäer, welche rund, thurmartig erhöht und bei den Fürsten mit einer Krone umgeben war. Papst Alexander III. umgab die Tiara (1159) zuerst mit einer Krone; Bonifaz VIII. (1294) fügte derselben eine zweite hinzu, um die Vereinigung der weltlichen mit der geistlichen Macht anzudeuten, und Urban V. oder nach Andern Bonifaz IX. führte eine dreifache ein, um damit die überirdische, irdische und unterirdische Gewalt zu versinnbildlichen, wie auch dieß, daß mit den beiden obgenannten Gewalten sich bei den Kirchenfürsten noch die väterliche Gewalt hinzugeselle.) Dabei sprach der Diakon die Worte: „Empfange die Tiara, welche mit drei Kronen geziert ist, und wisse, Du bist von nun an der Fürsten und Könige Vater, der Regierer des Erdkreises, auf Erden Stellvertreter unseres Erlösers und Herrn Jesu Christi, dem Ehre sei und Ruhm von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Nachdem noch einige Gebete gesprochen worden, erhob sich Seine Heiligkeit vom Throne und ertheilte den zahllos versammelten Gläubigen den päpstlichen Segen. — Ein allgemeiner Jubelruf erfüllte die Luft, die Kanonen der Engelsburg donnerten, alle Truppen auf dem Paradeplatze gaben Salven; die Trommeln, die Musik der Regimenter und die Glocken der großen Hauptstadt erschallten. Gleich darauf verkündeten zwei Cardinal-Diakonen den vollkommenen Ablaß in der gewöhnlichen Kirchenform.

Danach wurde der Papst wieder nach der Sixtinischen Capelle getragen, wo man ihm die Pontificalkleidung abnahm und der älteste der Cardinäle im Namen Aller ihm ein

glückliches Pontificat ad multos annos — auf viele Jahre — zuwünschte.

Abends war großer Empfang im Quirinal. Alle öffentlichen Gebäude waren beleuchtet; die Paläste der Cardinäle, der Gesandten und Magistrate wetteiferten an Glanz; die himmelan ragende Kuppel der Peterskirche, wie diese selbst, war ein Feuermeer; die Freude war allgemein. Alles war Lust, Vertrauen, Glück.

Kein Wunder! Hatte ja doch die reiche Quelle der Wohlthätigkeit des neuen Vaters und Herrschers sich in großartigeren Strömen denn je ergossen? Nicht nur erhielten am Krönungstage über viertausend Arme das altherkömmliche Geschenk von einem Paolo (vier Silbergroschen), sondern es wurden auch tausend Mädchen in den Provinzen jede mit einer Aussteuer von zehn Scudi, und zwei und fünfzig in Rom, jede mit einer Aussteuer von fünfzig Scudi beschenkt. Ferner wurde die Rückgabe aller Pfänder im Leihhause bis zum Werth von einem halben Scudo, welche in den drei letzten Monaten eingelegt worden, anbefohlen. Diesen zeitlichen Spenden hatte der Stellvertreter Christi geistliche hinzugefügt. Der Cardinal-Vicar, Patrizi, machte folgenden Erlaß bekannt:

„Die Krönungsfeier Seiner Heiligkeit des Papstes Pius des Neunten, unseres Herrn, die am ein und zwanzigsten Juni in der Sanct Peters-Basilika mit üblicher Feier begangen werden soll, veranlaßt denselben, einen vollkommenen Ablaß zu ertheilen allen Gläubigen beiderlei Geschlechts, welche mit aufrichtig reuigem Herzen nach vorausgegangener Beichte und Communion frommen Sinnes dieser Function beiwohnen, oder bei Ertheilung des Segens vor der großen Loggia des Vaticans sich einfinden, und beim Besuch der Basilika den König des Himmels für den endlichen Sieg der Kirche, die Eintracht der christlichen Fürsten und die Ausrottung der Ketzerei im Gebete anflehen wollen."

Hat der oberste Priester als König die Königskrone in der Vaticanischen Basilika in Empfang genommen, so hat er

schließlich als Bischof noch Besitz von seinem Bisthum zu nehmen. Die erhabene Ceremonie dieser Besitznahme, des sogenannten Possesso, findet in der Kirche Sanct Johann vom Lateran Statt und bildet, wie den Schluß, so auch den Glanzpunct der mit der Papstwahl verbundenen Feierlichkeiten.

Um jedoch von all' dem Glanz und Pomp, den wir bereits betrachtet haben, nicht ermüdet und geblendet zu werden, wenden wir nunmehr unsere Aufmerksamkeit einer anderen, mehr innerlichen Seite zu, der Erwägung nämlich der unsagbar schwierigen Aufgabe des neuerwählten Papstkönigs, dem Einblick in seine Wohnung, seine häusliche Einrichtung und die tägliche Lebensweise, die wir ihn von diesem Augenblick an, einem genau bestimmten Plane gemäß, werden führen sehen, oder besser gesagt, welche Pius vor Gottes allsehendem Auge, als dessen Stellvertreter auf Erden er sich weiß, unbekümmert um die auf Schritt und Tritt ihn beobachtende, argusäugige Welt, nunmehr ohne Unterlaß führen wird.

Zehntes Capitel.

Nach Innen. — Pius IX. sucht sich in seinem neuen Wirkungskreise zu orientiren und entwirft seine Tagesordnung. — Was es sagen will, Papst geworden zu sein und König dazu. — Eine Würde, aber auch eine Bürde sonder Gleichen. — Die päpstlichen Paläste in Rom. — Der Quirinal. — Pius' IX. häusliche Einrichtung. — Der Papst in seiner Hauskleidung. — Des Papstes nächste Umgebung oder die sogenannte päpstliche Familie.

Das Erste, was jeder ordnungsliebende Geschäftsmann oder Beamte, zumal wenn er in eine ihm völlig neue Daseins-

und Wirkungssphäre versetzt worden, sich angelegen sein läßt, ist, daß er auf seinem neuen Posten sich zu orientiren, den Kreis seiner Obliegenheiten, sowie seine nächste und nähere Umgebung zu überschauen, darin sich zurechtzufinden und durch Festsetzung einer zweckdienlichen, jede Stunde und Minute verwerthenden Tagesordnung, zunächst Ordnung und Einheit in sein Inneres, sodann und eben dadurch Ordnung und Regelmäßigkeit rings um sich her, in seine häusliche Umgebung und in sein Leben, Wirken und Streben nach Außen hin, so weit es immer reichen mag, zu bringen sich Mühe gebe.

Daß eben dieß auch Pius IX. gethan habe, als er mit der höchsten und umfassendsten Amtsgewalt, die es hienieden giebt, sich bekleidet sah, dafür würde schon, wenn auch die Thatsache selber nicht vorläge, die ungemeine Ordnungsliebe und Gewissenhaftigkeit in Benutzung jeder Minute bürgen, an die derselbe von Haus aus, zumal aber als Jugenderzieher und Vorsteher von zwei Erziehungsanstalten, deren eine an Großartigkeit ihres Gleichen kaum hat, mehr denn je Einer gewöhnt war. In der That, die Tages- und Wochen-Ordnung Pius' IX. ist männiglich bekannt. Der Vater aller Rechtgläubigen lebt das öffentlichste Leben von der Welt und gleicht auch darin seinem göttlichen Vorbilde Jesus Christus, der, bei Nacht und Tag entweder von seinen Jüngern oder von zahlreichen Volkshaufen umgeben, sich zum Beweise seiner Makellosigkeit seinen Anklägern und Verleumdern gegenüber auf das Zeugniß der Oeffentlichkeit berufen konnte.

Was aber, so mußte Pius in den ersten Tagen nach seiner Erhebung sich fragen und klar machen: Was bin ich geworden und was ist von Stund' an mein Obliegen? Fragen auch wir: Was war Mastai geworden? Und da lautet die Antwort: Er war Papst geworden und König. Als Papst war er geworden Nachfolger des Fürsten der Apostel und als solcher der oberste Lehrer der oberste Priester, der oberste Hirte, der oberste Gesetzgeber und Richter der

ganzen, über den Erdkreis verbreiteten Kirche, mit einem Worte: der Vater der Christenheit. Und alle diese Titel wälzten eine bestimmt ausgeprägte Wirksamkeit, wie eine Bergeslast, auf seine Schultern. Als Nachfolger des Apostelfürsten hatte er für die Ausbreitung des Glaubens durch Entsendung von Glaubensboten und Gründung von Missionen zu sorgen; als Lehrer hatte er auf die Entwickelung und Reinerhaltung des Glaubens zu halten, hatte Glaubenssätze zu definiren, Entscheidungen in der Ordnung des Glaubens zu fällen und die Glaubenslehren gegen alle und allerlei Angriffe in Schutz zu nehmen; als oberster Priester und krönendes Schlußglied in der Ordnung der Hierarchie hatte er für die Gründung neuer Bisthümer und für die Besetzung der bestehenden mit tauglichen Oberhirten, nicht minder aber auch für die Erhaltung, Entwickelung und Förderung des Cultus und der Liturgie Sorge zu tragen; als oberster Hirte mußte er unausgesetzt in Verkehr stehen mit den Bischöfen auf dem ganzen Erdenrund, mußte ihre Rechte vertheidigen, mußte über die Erfüllung ihrer Pflichten, mußte über die Unverletzlichkeit der christlichen Sitte und der gesunden Moral wachen; als oberster Gesetzgeber hatte er das Gesetz des Denkens und des Handelns, des Glaubens und des Lebens zu geben; als oberster Richter sollte er unfehlbare Schiedssprüche und Entscheidungen fällen in allen Fragen, welche an seinen unfehlbaren Richterstuhl gebracht werden, sollte in Fragen der Politik das Verhältniß der Kirche zu den verschiedenen Staatsregierungen regeln, die Rechte der Kirche gegen die Angriffe der Staatsgewalt durch den Abschluß von Concordaten oder durch sonstige Abmachungen feststellen und vertheidigen; endlich als Vater der Christenheit sollte er nach seinen besten Kräften allen christlichen Völkern Hülfe in geistlichen und leiblichen Nöthen bringen.

Das war er Alles geworden; das Alles sollte er leisten als Papst. Und nun gar König obendrein! Und das in einer Zeit, wo, ergrimmter denn je, die Mächte der Finsterniß

im Bunde mit den Gewaltigen dieser Welt einen Kampf auf Tod und Leben gegen die weltliche Herrschaft des Papstes zu führen sich anschickten!

Kann es auf Erden eine Riesenbürde geben, die mit der zu vergleichen wäre, welche Pius IX. von der Vorsehung sich auferlegt sah, eine Riesenbürde, an welche jede Stunde des Tages, jeder Tag der Woche vermöge der darauf anberaumten besondern Amtsgeschäfte ihn unabläßig erinnern mußte.

Freilich! könnte Einer sagen; aber dafür wohnte er nun auch in einem königlichen Palaste, dafür genoß er königliche Ehren und schwamm in einem Ocean von Glanz, Pracht und Wonne... Wirklich?! Sehen wir uns dieß Alles einen Augenblick an, und ich bin gewiß, keine Mutterseele wird den Erwählten des 16. Juni darum beneiden.

Schauen wir zuvörderst, wo Pius IX. wohnt, wie er dort eingerichtet ist und lebt.

Was die Wohnung betrifft, so stehen den Päpsten zwei großartige Paläste in der ewigen Stadt zur Verfügung, der Vatican und der Quirinal, in früheren Jahrhunderten auch der Lateranensische Palast. Weil der Vatican namentlich in heißen Sommern den ungesunden, oft Fieber erzeugenden Ausdünstungen der nahen Tiber ausgesetzt ist, so wurde er mehr als Winterpalast, der hoch und gesund und dazu in der Mitte der Stadt gelegene Quirinal dagegen mehr als Sommerpalast benutzt; jedoch hielt dieß nicht Regel. Pius IX. wählte Letztern während der ersten drittehalb Jahre seines Pontificates zu seinem beständigen Aufenthalt. Der Quirinal hat seinen Namen von dem Hügel, auf dem er steht, der auch, wie bekannt, Monte Cavallo heißt. Von Gregor XIII. (1474) angefangen, wurde er endlich unter Paul V. durch Maderno vollendet. Urban VIII. legte den schönen Garten an; Alexander VII. erweiterte den Palast durch Bernini, von dem die weltberühmte Loggia über dem Eingang ist, aus welcher der neuerwählte Papst verkündigt wird. Schön vor Allem ist die Schloßcapelle. Sie ist ganz von Guido und Albani mit Bildern aus dem Leben der

heil. Jungfrau bemalt. In einem der vielen mit Meisterwerken der Malerkunst geschmückten Zimmer wird den Fremden, zumal den Deutschen, ein Deckenbild von ihrem berühmten Landsmann Overbeck gezeigt: es stellt, als Anspielung auf die Flucht Pius' XI. im November 1848, Christus den Herrn dar, wie er seinen mordlustigen, ihrer Beute gewissen Verfolgern durch ein Wunder entgeht.

In diesen weitläufigen Palast — o, wie stach er gegen seine bisherige Wohnung ab! — sah sich Pius IX. einige Tage, nachdem er sein gebliebtes Imola verlassen hatte, wie durch einen Zauber versetzt. Wie mochte ihm zu Muthe sein bei der Erinnerung an jene verhängnißvolle Stunde, wo er an eben dieser Stätte einst als hoffnungsloser, der Verzweiflung naher Jüngling vor Pius VII., seinem väterlichen Freund, ihm seine Noth klagend, auf den Knieen gelegen und dann von ihm aus, durch himmlische Trostesworte aufgerichtet, den Pfad eingeschlagen, der ihn nach mancherlei Verschlingungen, gleichsam „durch Wasser und Feuer", endlich an diesen Ort, wo er wohnen, aber ach! nicht ruhen und sich erlaben sollte, geführt hatte?

Seine häusliche Einrichtung war in Bälde getroffen: es war dieselbe wie die seiner Vorgänger: fürstlicher Glanz und Pracht nach Außen, die größte Einfachheit und Bescheidenheit nach Innen. Wie die weiten Säle des noch ungleich herrlicheren Vatican (wovon an seinem Orte die Rede sein wird), so tragen auch die des Quirinals das Gepräge einfach grandioser Würde an sich, die Wände sind durchgängig mit damastseidenen rothen Teppichen bedeckt, und außer dem päpstlichen Throne giebt es dort keine andern Sessel als einfache Tabourets — Stühle ohne Lehne.

Nach einer langen Reihe von Zimmern, in deren erstem sich die Schweizergarde mit ihrem althergebrachten, schwarzgelbrothen Costüm und ihren Hellebarden, im zweiten die rothgekleideten päpstlichen Cammerbedienten, im dritten die Bürgergarde, im vierten und fünften die Nobelgarde befinden,

kommt man in das Wartezimmer, wo die Fremden, die zur Audienz gelassen werden, verweilen, bis die Reihe an sie kommt: es ist zugleich der päpstliche Thronsaal, wo die feierlichen Audienzen Statt finden. Hier halten sich auch die dienstthuenden geistlichen und weltlichen Cammerherren auf. Dann folgt das letzte Vorzimmer, in welchem die Cardinäle und höheren Prälaten bis zur Audienz warten. Dieses ist durch die sogenannte Bussola oder Doppelthür von Tuch, wie man sie in Italien gebraucht, um den Schall zu vermeiden, von dem Wohnzimmer des heil. Vaters getrennt. Dieses, sowie sämmtliche Gemächer Seiner Heiligkeit sind klein und einfacher als die andern. Das erste ist das Arbeitscabinet des Papstes, wo er den Tag über zahlreiche Audienzen ertheilt. Das Meublement desselben ist sehr einfach: es besteht aus einem Tische mit rothseidener Decke, auf welchem ein Crucifix steht nebst einem Dintenfaß und Sonstigem, was zum Schreiben erforderlich; aus einem Lehnstuhl, den der heilige Vater einnimmt, einigen Tabourets für die Cardinäle und Fürsten, nebst einigen einfachen Holzsesseln, — das ist das ganze Zimmergeräth.

An dieses Cabinet schließt sich ein anderes, ganz ähnliches von derselben Größe, nur daß im Hintergrunde dieses Zimmers ein Bett mit rothen Vorhängen aufgestellt ist. Aus diesem, dem Schlafzimmer des Papstes, gelangt man in ein drittes, in ähnlicher Weise möblirtes Gemach, den Speisesalon. Den Schluß der Privatzimmer bildet die Bibliothek, ein großes schönes Gemach mit vier oder fünf Fenstern, worin der Papst in der Regel Ministerrath hält.

Die Kleidung des Papstes ist ebenfalls sehr einfach. Sie besteht in einem weißwollenen Talar. Kein Orden, kein Zeichen irdischer Macht schmückt seine Brust: nur das Kreuz ziert dieselbe. Auf dem Kopfe trägt er ein Käppchen (solideo) von weißer Seide, der breite Gürtel um die Lenden ist von weißer Seide, mit Goldquasten verziert. Die Schuhe, welche noch den alten Namen „Pantoffeln" haben, sind von rother Seide, vorn

mit einem goldenen Kreuz gestickt. Dieses wird geküßt, nicht der Fuß. — Sobald der Papst sein Zimmer verläßt, bei'm Kirchenbesuch wie bei feierlichen Audienzen, legt er ein feines, mit Spitzen besetztes, leinenes Rochete mit der rothen Mozzetta darüber und eine goldgestickte Stola an. Den Kopf bedeckt er, wenn er ausfährt, mit einem großen Hut von rother Seide, der an beiden Seiten etwas aufgeschlagen und mit einer goldenen Quaste verziert ist.

Werfen wir schnell einen Blick auf des Papstes nächste Umgebung, die sogenannte famiglia Pontificia. Sie besteht gegenwärtig (1869) aus vier Eminenzen: dem Decan des heil. Collegiums, Cardinal Mattei, aus dem Secretär der päpstlichen Breven, Cardinal Clarelli-Paracciani, aus dem Secretär der Denkschriften, Cardinal Vannicelli-Casoni, aus dem Staatssecretär, Cardinal Jakob (Giacomo) Antonelli; ferner aus den Monsignori: Bartolomeo Pacca, Majordomus, Ricci, Maestro di Camera, Sagretti, Uditor, Spada, Magister des heil. Palastes, Obercensor und Beichtvater Seiner Heiligkeit; endlich aus den Geheimen Cammerherren Monsignori: Franz Xaver von Merode, Geheimer Almosenpfleger, Pacifici, Secretär der Breven an die Fürsten, Marini, Unterstaatssecretär, Merosi-Gori, Subdatar, Mercurelli, Secretär der lateinischen Briefe, Talbot de Malahida, Mundschenk, Negrotto, Gesandtschaf ssecretär, Stella, Garderobenbewahrer, und noch etlichen Andern. In dem päpstlichen Palaste wohnt auch der Präfect der Geheimen Vaticanischen Archive, der berühmte Oratorianer, Pater Theiner, ein geborener Schlesier. Der Geheime Cämmerer Graf von Merode ist aus der bekannten Belgischen Familie; vor ihm war Groß-Almosenier der Prinz Gustav zu Hohenlohe-Schillingsfürst, ein Verwandter des vor etwa vierzig Jahren durch seine Wunderheilungen weit berühmten Fürsten Hohenlohe, Großpropsts und Weihbischofs von Großwardein. Monsignor Gustav Hohenlohe stammt wie seine drei Brüder (Victor, Herzog von Ratibor und Fürst von Corvey, Clodwig,

baierischer Ministerpräsident, und Constantin, östreichischer General-Major) aus gemischter Ehe: seine Mutter war eine Prinzeß Hohenlohe-Langenburg. Derselbe widmete sich früh dem geistlichen Stande und begab sich zu diesem Ende nach Rom, wo er seine Studien vollendete und durch geschicktes Benehmen sich alsbald Eingang und Stellung zu verschaffen gewußt hat. Papst Pius IX. war und blieb ihm stets freundlich gesinnt, machte ihn 1849 zum Geheimen Cämmerer, 1857 zum Almosenspender und Erzbischof von Edessa i. p., 1866 zum Cardinal-Priester. Derselbe lebt theils in Rom, theils auf der von ihm angekauften Villa d'Este bei Tivoli, und hat sich um die Deutschen und ihre Angelegenheiten in Rom durch seine freundliche Bereitwilligkeit, bei'm heil. Vater sich für sie zu verwenden, großes Verdienst erworben. Vor Pacca war Hausmeister ein Verwandter des heil. Carl Borromäus, Namens Borromeo-Arrese; der Geheime Cämmerer Talbot ist ein englischer Convertit aus berühmter Familie.

So zeigt sich selbst in der nächsten Umgebung des Vaters der Christenheit der universelle, katholische Charakter der Kirche, indem beinahe alle Hauptnationen der gesitteten Welt darin vertreten sind.

Das ist der Palast und dessen Einrichtung, das die nächste Umgebung des Papstes.

Welche ist nun des heiligen Vaters Lebensweise?

Elftes Capitel.

Des heil. Vaters Lebensweise und Tagesordnung. — Wie Pius IX. täglich die heil. Messe liest. — Woher derselbe seine Politik nimmt und wie diese beschaffen. — Des Papstes Frühstück. — Durchsicht der täglich eingehenden Bittschriften. — Einige Proben derselben. — Audienzen. — Bewunderungswürdiges Verhalten des heil. Vaters während derselben. — Wer und was da nicht Allerlei vorkommt! — Noch einmal der Fußkuß des Papstes. — Auch die englische Päpstin läßt sich knieend huldigen und empfängt von ihren Bischöfen den Handkuß. — Der Kronprinz und das Jesusbildchen. — „So häßlich bin ich doch nicht." — Die Engländerinnen. — Die verfrühte Danksagung. — „Seiet nicht wie die Glocken." — „Das Kaiserreich ist der Friede." — Wie der Papst sein Mittagsmahl einnimmt. — Vor und nach demselben.

Der heilige Vater steht jeden Morgen gegen sechs Uhr auf. Gewohnt, in möglichst Vielem sich selber zu genügen, rasirt er auch sich selber. Von den Gewohnheiten hochgeborener Standespersonen hat er nur die außerordentliche Liebe zur Reinlichkeit beibehalten, die sich — nach Aussage der Wenigen, die ihm beim Ankleiden etwelche Dienste leisten — in einer ausnehmend sorgfältigen Waschung seines lilienweißen, fast wie Wachs durchsichtigen Körpers — ein Bild seiner reinen, den Leib durchleuchtenden Seele — zu erkennen giebt. Nach dem Morgengebete, das eine Stunde dauert, geht er täglich in seine kleine Capelle, welche an seine Privatzimmer grenzt, und feiert, gewöhnlich um halb acht Uhr, die heil. Messe. Das allerheiligste Sacrament wird dort immer aufbewahrt und Pius IX. in seiner Verehrung für dasselbe sorgt persönlich, daß die

beiden Lampen Nahrung erhalten, die stets vor dem Tabernakel brennen, indem er selber täglich sie mit Oel füllt.

Um sich einen Begriff von Pius' IX. Heiligkeit zu machen, muß man ihn am Altare sehen und seiner Messe beiwohnen.[1]) Er steht da wie ein Engel, der vom Himmel gekommen, um das Opfer des unbefleckten Lammes zu vollziehen, mit einem von himmlischem Glanze, von Würde und Majestät strahlendem Antlitz. Pius IX. liest die heil. Messe mit vernehmlicher Stimme, nicht schnell und nicht langsam, mit ungemeiner Würde und Salbung, das Kyrie spricht er sehr gemessen, mit dem Ausdruck tief innigen Flehens; man merkt ihm an, daß er für das gesammte Menschengeschlecht um Erbarmen fleht;

---

[1]) Daß am 11. April d. J. (1869) die Secundiz, d. i. das fünfzigjährige Priester-Jubiläum des heil. Vaters, vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange mit einem Glanze und einer Theilnahme ist gefeiert und so dem katholischen Priesterthume in seinem höchsten Träger ein Ehrenkranz ist geflochten worden, wie die Welt, so lange sie steht, Aehnliches nie gesehen noch gehört hat, ist wohl zum Theil als ein Lohn des Himmels anzusehen für die Herzensreinheit und Andachtsgluth, womit Pius IX. seine erste heil. Messe und alle nachfolgenden gefeiert hat. Was namentlich die erste heil. Messe des heil. Vaters angeht, so sei hier, das S. 127 Gesagte theils berichtigend, theils ergänzend, bemerkt, daß Mastai, nachdem er am 5. Januar 1817 die niederen Weihen empfangen, am 19. December (Samstag vor dem 4. Adventsonntage) 1818 Subdiakon, am 6. März 1819 Diakon geworden, am 10. April (Charsamstag) desselben Jahres die Priesterweihe empfing, und zwar nicht, wie es sonst üblich, in der Lateranensischen Basilika, sondern in der Privatcapelle des Palazzo Doria-Pamfili auf der Piazza di Venezia, welcher damals von dem Grafen Andreas Alborghetti bewohnt war. Der Weihende war immer (vermuthlich in Stellvertretung des ununterbrochen kränkelnden Cardinal-Vicars della Genga) Monsignor Pietro Caprano, damals Erzbischof von Ikonium i. p., später Cardinal. Bei der ersten Messe, die Giovanni Maria Mastai am Osterfeste 1819 in der kleinen Kirche Sta. Anna dei Falegnami oder Funari celebrirte, stand ihm sein treuer Oheim Mastai, Kanonicus an St. Peter, assistirend zur Seite. Der gegenwärtige Besitzer des Palazzo Doria-Pamfili, Fürst Don Filippo Andrea brachte bei Anlaß der Secundiz Pius' IX. zum Andenken an dieses frohe Ereigniß eine Gedenktafel an seinem Palaste an.

alle Gebete betont er lebhaft und deutlich. Zwischen dem Sanctus und der Wandlung macht er eine lange Pause.

Man sieht, daß er mit Innigkeit der Kirche gedenkt, deren Oberhaupt, des Staates, dessen Beherrscher, und der Lebenden alle, deren Vater er ist. Oft überströmen Thränen sein edles Angesicht, während er mit seinen geweiheten Händen den verborgenen Gott umfaßt, dessen Stellvertreter auf Erden er ist. Das Pater Noster betet er mit großer Majestät und communicirt mit der zärtlichsten Andacht.

Dieser Act in der Morgenfrühe ist der hehreste und fruchtbringendste in Pius' IX. Leben. Das Gefühl, das er in selben hineinbringt und wieder herausschöpft, übt einen so mächtigen, nachhaltigen Einfluß auf all sein Denken und Thun, ja auf seine Beziehungen zu den fremden Mächten und auf seine Regierungsacte, daß man in ihm mit Recht den Schlüssel zu seiner ganzen Politik, sowohl im Zeitlichen, wie im Geistigen, suchen darf. Pius soll das eines Tages selbst einem einflußreichen, in die Tendenzen der verschiedenen Regierungen Europa's tief eingeweihten Staatsmanne zu erkennen gegeben haben, als dieser mit ihm über die Schwierigkeiten der Lage sprach: „Wenn die Cabinette ihre Politik haben, entgegnete der heilige Vater, so habe ich auch die meinige." — Könnten Sie mir diese wohl mittheilen, heiligster Vater? — „Recht gern, mein Sohn." Und nun erhob der Statthalter Jesu Christi seinen durch Glauben verklärten, leuchtenden Blick himmelwärts und sprach mit jener seelenvollen, Allen, die sie hören, an's Herz gehenden Stimme: „Unser Vater, der Du bist in den Himmeln, geheiliget werde Dein Name, zu uns komme Dein Reich, Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden." Dann fügte er hinzu: „Nun kennen Sie meine Politik, mein Sohn; seien Sie versichert, sie wird und muß triumphiren."

In Wahrheit, dieses Gebet, vom Stellvertreter Christi Tag für Tag mit solchem Vertrauen, angesichts des im Sacramente vor ihm gegenwärtigen Gottmenschen gesprochen, es muß, es wird früh oder spät erhört werden; ja, wir dürfen wohl sagen,

es ist bereits erhört worden. Wie viele Jahre sind es nun schon, daß der Statthalter Jesu Christi mit der Kraft eines Märtyrers und der Unerschrockenheit eines Bekenners den vereinten Anstrengungen der Gewalt und der Hinterlist widersteht? Und worin beruht das Geheimniß dieses heroischen Widerstandes? Was ist die mysteriöse Ursache dieser Triumphe der Schwäche über die Stärke, dieser Siege des Non possumus (Wir können nicht) über die machiavellistischesten Ränke der heutigen Staatsunterhandlungskunst?

Die Weisen dieser Welt fragen es sich vergebens. Nur die im Glauben und aus dem Glauben leben, nur die kennen des Papstes Wehr und Waffe. Es ist das Gebet und namentlich das gemeinsame, das mit dem allerheiligsten Meßopfer verbundene Gebet. Der Papst betet und mit ihm und für ihn betet der ganze katholische Erdkreis. Der Name Pius IX. ist auf allen Lippen und in Aller Herzen. Ihn mischet der Christ in alle seine Gebete, ihn nennt das schlichte Landmädchen, wenn es seinen Rosenkranz betet, ihn spricht der Priester aus, wenn er opfert, und Abends, wenn die Mutter sie zu Bette legt, falten die Kinder ihre Händchen und flehen zum Vater im Himmel, daß er ihren Vater zu Rom in seine heilige Obhut nehmen wolle. „Das Gebet — so kann man Pius IX. oft sagen hören — das Gebet ist, zumal in diesen Zeiten, der Kirche Großmacht.“ Darum betet er viel und entscheidet Nichts von Wichtigkeit, ohne zuvor selber viel gebetet und das Gebet Anderer begehrt zu haben. So wenig er auf Visionen und Offenbarungen hält, so viel giebt er auf das Gebet und auf das hochheilige Opfer. Ein Gewisser, den er zu einem sehr belangreichen Posten erhoben hatte, machte in seiner Gegenwart Einwendungen gegen seine Wahl. „Nicht doch, sagte der Papst, Sie müssen annehmen. Ich habe lange nachgedacht, habe gebetet, habe dreimal behufs Erleuchtung das heil. Meßopfer dargebracht, auch habe ich beten lassen. Gerade Sie will Gott auf diesen Posten; gehen Sie dahin.“

Aus allem Diesem ersieht man die Wichtigkeit dieser täg-

lichen Halbachtuhr-Messe im Vatican zu Rom für die gesammte Christenheit. O, daß doch alle Priester auf dem ganzen Erdenrund, wie in den Worten der heiligen Handlung, die sie verrichten, so auch im Geiste derselben mit ihrem geheiligten Oberhaupte zu Rom stets übereinstimmten!

Nach seiner Messe wohnt Pius IX. mit tiefster Sammlung einer andern, von einem seiner Capläne gehaltenen, bei. Hierauf betet er knieend mit einem seiner Hausprälaten, gleich dem niedersten Geistlichen, die kleinen Tagzeiten des Breviers.

Um halb neun Uhr hat der Papst seine priesterlichen Pflichten erfüllt. Er hat seine Seele gelabt und gestärkt im Gebete und in der Communion. Sein Geist ist nun frei und gerüstet zu den Arbeiten und Anstrengungen des Tages.

Aus der Capelle geht er in sein Studiercabinet. Hier nimmt er ein leichtes Frühstück, indem er einige Zwieback, in eine Mischung von Kaffee und Chocolade — die Italiener nennen es mischio — getunkt, zu sich nimmt. (Ausnahmsweise ladet der Papst wohl Personen von Auszeichnung, die mit besonderer Erlaubniß seiner heiligen Messe beigewohnt und aus seiner Hand den Leib des Herrn empfangen haben, zum Frühstück ein, wo dann selbstverständlich Diesen etwas splendider servirt wird. Diese Erlaubniß ertheilt er jedoch nicht gerne, zumal Priestern nicht, da er es nur ungern sieht, daß diese, um aus seiner Hand die Communion zu empfangen, sich des höchsten Trostes, der einem Sterblichen zu Theil werden kann, der Darbringung des heil. Meßopfers, berauben. Welche Geringschätzung seiner Person und welche Hochachtung der eigentlichsten, priesterlichen Amtshandlung, der Meßfeier, legt auch hierdurch der heil. Vater an den Tag! Auch aus dem Grunde liebt Pius IX. nicht sehr, daß man seiner Privatmesse beiwohnt, weil er eines Uebels am Beine wegen genöthigt ist, während eines Theiles der Messe, die er zur Danksagung anhört, sich zu setzen, und wenn Fremde zugegen sind, aus Furcht, daß man daran Aergerniß nehmen könnte, die ganze Zeit über auf den Knieen bleibt.)

Während des Frühstückes haben der Obersthofmeister, der Maestro di camera und die Geheimcämmerer Zutritt und nehmen die Befehle Seiner Heiligkeit für die Audienzen, die Ausfahrt, die Polizei und die Verwaltung des Palastes entgegen. Darauf empfängt er die an ihn gerichteten, täglich ihm zuströmenden Briefe und Bittschriften, die mitunter höchst seltsamer Art sind und deren Durchsicht eine unerschöpfliche Geduld erheischt. Da schreibt z. B. ein wunderlicher Engländer an den Papst, er sei des Gebrauches seiner Glieder beraubt und bitte Se. Heiligkeit, er möge als Nachfolger des Apostelfürsten ihm zurufen: „Stehe auf und wandele“, wie ja der hl. Petrus nach dem Berichte der Apostelgeschichte einst bei dem Gelähmten gethan habe. Als Antwort hierauf läßt Pius dem Schreiber zehn Thaler übersenden, mit dem Bedeuten, daß er nicht die Wunderkraft des hl. Petrus besitze.

Da kommt es vor, daß eine geisteskranke Dame den Vater der Christenheit wegen der zartesten Angelegenheit ihres Geschlechts — einer Heirath nämlich — die ihr angetragen worden und die einzugehen sie wohl Lust und auch wieder nicht Lust hat, in's Vertrauen zu ziehen wünscht und um Rath fragt. Der heilige Vater legt dann mit einem Lächeln und einer Geberde, welche starken Verdacht über den Geisteszustand der Bittstellerin aussprechen, das umfangreiche Schriftstück stillschweigend an die Seite.

Ein anderes Mal bittet Jemand um „die bescheidene Summe“ von hundertfünfzig Thalern aus keinem anderen Grunde, als weil diese Summe dem Bittsteller „gerade jetzt sehr willkommen sein würde“. Oefters aber auch sind es Gnadengesuche und wohlbegründete Bitten um Unterstützung. Diese liest der gute heil. Vater mit sichtlicher Rührung langsam und sorgfältig durch und übergiebt sie, nachdem er sie durchlesen, seinem Privatsecretär, um nähere Erkundigungen einzuziehen, oder, wenn es noth thut, sie gleich zu beantworten.

Während der heil. Vater noch mit dem Durchlesen der eingegangenen Schriftstücke beschäftigt ist, wird es unter den

Seiten-Gallerieen des Hofplatzes rege von den ab- und zugehenden Beamten und Bittstellern, und bald erdröhnt das Pflaster unter den Rädern der Equipagen, die herangerollt kommen, um ihre Insassen zu den Audienzen zu befördern; denn um zehn Uhr beginnen die täglichen Audienzen, die gewöhnlich drei bis vier Stunden dauern. Zuerst werden in diesen Audienzen mit den betreffenden Cardinälen oder Prälaten die Geschäftssachen verhandelt; dann folgen die Höflichkeits-Audienzen. Fast jeder Fremde von einiger Auszeichnung begehrt in der Regel eine solche Audienz und erhält sie auch, nachdem man sich dazu bei dem Prälaten Maëstro di Camera gemeldet. Fürsten, einfache Priester, Gelehrte, Gläubige, Irrgläubige und Ungläubige, Alles kommt, aus allen Theilen der Welt, und verlangt dem Vater der Christenheit, dem höchsten Würdenträger der Welt seine Bitten, seine Huldigungen und seine Anliegen zu Füßen zu legen. Und der ehrwürdige Priestergreis empfängt sie Alle wie ein Vater, bescheidet sie mit seinem frommen Herzen und entläßt sie mit seinem Segen, oft auch noch mit einer kleinen Gabe zum Andenken beschenkt.

Der heilige Vater verbleibt gewöhnlich sitzend auf seinem Sessel während der Audienzen; die ihm Nahenden verharren knieend oder stehen: meistens heißt er sie, nachdem sie knieend ihm ihre Huldigung dargebracht haben, aufstehen. Nur Cardinäle und Fürsten genießen das Vorrecht, auf den früher erwähnten Stühlen sich niederzulassen.

Es war vom päpstlichen Fußkuß schon im Obigen einmal die Rede. Es sei hier noch bemerkt, daß nicht allein dem römischen Papst, als dem rechtmäßigen, sichtbaren Stellvertreter des unsichtbaren Oberhauptes der Kirche diese Huldigung widerfährt, sondern daß auch der Königin Victoria, als Päpstin der englischen Hochkirche, eine ähnliche Ehre erwiesen wird. So oft sie nämlich ihre Erzbischöfe und Bischöfe zur Audienz empfängt, müssen diese vor dem königlichen Throne ihre Kniee beugen und auf den Knieen liegend ihrer geheiligten Majestät die Hand küssen. Wer also in Jenem eine Ungebühr finden

wollte, müßte es aus leicht einzusehenden Gründen viel mehr noch in Letzterem.

Uebrigens erlangen nur Männer Zutritt in die Gemächer des Papstes. Damen, welche angemeldet worden, werden ein oder zweimal in der Woche Nachmittags im Garten und zwar in dem sogenannten Gartensalon oder in einem Saale empfangen, der zu den öffentlichen Museen des Vaticans gehört.

Wie in den Bittschriften, so sind auch die bei den Audienzen vorkommenden Anliegen oft gar wundersamer Natur und bieten dem ehrwürdigen, obersten Kirchenhirten zur Entfaltung seiner unvergleichlichen Geistes- und Herzenseigenschaften tausendfache Gelegenheit. Was da aber vor Allem und allezeit Bewunderung erregt, ist ein in dem Grade seltenes Talent des Impromptu, das heißt das Geschick, mit Tact bald im Scherz, bald im Ernst, ja manchmal mit einer erstaunlichen Rückhaltslosigkeit, aber dennoch stets mit Würde und Wohlwollen das Richtige, auf den Moment Passende und für den Betreffenden Heilsame zu sagen oder doch anzudeuten — ein Geschick, das auf eine fortwährende Einhauchung von Oben schließen läßt und der Gabe der Herzenskunde und Geisterunterscheidung, wie wir sie bei vielen hochbegnadigten Seelen antreffen, vollkommen ähnlich sieht. In der That besitzen nur wenig Bevorzugte in dem Grade das Talent, sowohl in der Unterhaltung mit Einzelnen, als im Gespräche mit Vielen recht zu reden. Mühelos, fast spielend, giebt Pius IX. in den schwierigsten Fragen der Kirchenzucht, der christlichen Wissenschaft und der Staatsklugheit mit ein paar Worten die richtige Lösung. Ohne es zu ahnen, erhebt sich seine Sprache zur kunstgerechten Rede, indem sie bald durch erhabene Betrachtungen den Geist Derer, die ihn anhören, emporhebt, bald ihn durch einfache, rührende Bilder wieder zur Ruhe bringt. Dabei leisten ihm seine langjährige priesterliche und bischöfliche Laufbahn, sein Umgang mit den verschiedenartigsten Personen, seine apostolische Mission in Süd-America vortreffliche Dienste. Aus allem Dem erklärt es sich, wie Pius IX., der überdieß vermöge seines erhabenen,

weltumfassenden Amtes über den mannigfaltigsten Wissensstoff gebietet, mit Allen, die aus irgend welchem Beweggrunde sich ihm nahen, über Allerlei auf eine angenehme, belehrende und erbauende, ja begeisternde Weise sich zu unterhalten weiß. Nebst jener Geistesgeriebenheit verleugnet sich auch bei den Audienzen seine bekannte Mildthätigkeit und Opferfreudigkeit nicht. Gewohnt, den Inspirationen der Liebe zu folgen, kann Pius IX. der Lust, zu geben, nicht widerstehen. Er giebt Alles weg, was er besitzt. Ein Bischof, wenn er arm ist, geht nicht aus dem Quirinal oder Vatican, ohne irgend ein reiches Geschenk, einen kostbaren Kelch oder sonst Etwas für seine Kirche mitzunehmen. Monseigneur Mermillod, damals noch Pfarrer zu Genf, wo er jetzt Bischof ist, bat Seine Heiligkeit bei seinem Abschiedsbesuche um seinen Segen für die Stadt Genf. Pius IX. gab diesen Segen; dann ließ er einige Augenblicke sein Auge unstät durch das Zimmer schweifen und rief: „Ah, sieh da, eine Statue der Madonna, vor der ich seit Jahren allabendlich bete. Die sollen Sie meinen Genfer Kindern mitbringen.“ —

Zu einem Bischofe, dem er mit einer Geldsumme geholfen, äußerte Pius: „Ich habe den Bettelsack des heil. Franciscus, der jeden Tag leer und wieder voll wird von der Gnade Gottes und dem Almosen der Gläubigen.“ Und zu einem andern Oberhirten, der des Papstes Edelmuth zu mißbrauchen Anstand nahm, sagte er nöthigend: „Nehmen Sie, nehmen Sie immerhin. Morgen oder vielleicht heute schon wird Gott es mir wieder erstatten.“

Die gerühmte Geistesschärfe des heiligen Vaters bei den Audienzen betreffend, mögen einige Beispiele, die wir aus vielen, älteren und jüngeren Datums, auswählen, dem Gesagten als Belege dienen.

Es war um die Mitte der fünfziger Jahre, als Seine Königliche Hoheit der Kronprinz von Preußen bei seiner Anwesenheit in der Siebenhügelstadt den Papst um ein schriftliches Andenken von seiner Hand bat und ihm zu diesem

Behufe ein Bildchen darreichte, welches das Kindlein Jesus darstellte. Der heilige Vater nahm dasselbe und schrieb, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, ein Bibelwort darauf, das für die Confession, welcher der hohe Bittsteller angehört, und für die Geistesrichtung, in welcher derselbe eben damals als Neuaufgenommener in den Nachtbund der Freimaurer, welche „Aufklärung“ auf ihre Fahne schreiben, sich befinden mochte, Nichts weniger als schmeichelhaft war, gleichwohl aber, von dieser Hand niedergeschrieben, von heilsam anregender Wirkung für ihn sein mußte, die Worte nämlich, womit Zacharias, der gottbegeisterte Priester, den Beruf des nahen Erlösers, „des Oriens ex alto“, andeutete: „Illuminare his qui in tenebris... sedent — um Denen zu leuchten, die im Finstern (in Sünde, Blindheit und Elend)... sitzen.“ [1]) Die Worte et in umbra mortis (und im Todesschatten) hatte Pius aus Zartgefühl weggelassen.

Ein Seitenstück drolliger Art bildet dazu das Nachfolgende:

Zur Zeit, wo die kriegerischen Söhne Frankreichs sich haufenweise um den heiligen Vater drängten und ihn mit Bitten um einige Schriftzüge von seiner Hand derart bestürmten, daß es nachgerade untersagt werden mußte, nahete sich ein etwas einfältig aussehender Gemeiner mit einem Bildchen in der Hand dem heiligen Vater und hielt es ihm schüchtern dar. Pius nahm es und sah — sein eigenes Portrait, aber von einer ganz außerordentlichen Häßlichkeit. Er betrachtete es lächelnd und sagte dann gutmüthig: „Mio figlio, io sono brutto, ma cosi brutto non sono. Ja wohl, mein Sohn, ich bin häßlich, aber so häßlich bin ich doch nicht.“ Dann nahm er die Feder und schrieb unter das Bild die Worte, welche der Heiland nach seiner Auferstehung beruhigend zu seinen Jüngern sprach, als diese mit Schrecken ein Gespenst zu sehen

---

[1]) Luk. 1, 79.

vermeinten: „Ego sum, nolite timere, ich bin es, fürchtet euch nicht.[1]) Pius IX."

In der Charwoche (1863) hatte der heil. Vater so eben bei einer Audienz an Mehrere eine sehr eindringende Ansprache gehalten; nach derselben zog er sich, von mehreren Prälaten seines Hofes gefolgt, durch eine dichte Menge, nach beiden Seiten die Hand zum Kusse darreichend und an Jeden freundliche Worte richtend, zurück. Bei einer Gruppe Damen angekommen, fragte er gütig: „Sie sind wohl Französinnen?"

— Nein, heiliger Vater, antwortete eine von ihnen mit stark hervortretender, britischer Betonung, wir sind Engländerinnen.

— Katholische? sagte der heilige Vater, indem er sie mit unnennbarer Sanftmuth anblickte.

— Nein, wir sind Protestanten.

— Gut denn! So hat Gott es gefügt, daß ich Euch sähe, um Euch zu sagen, daß hier der Sitz der Wahrheit ist. Ich wünsche, daß der Segen, den ich Euch im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes gegeben, Eure Seelen erleuchten und Euch den Weg zum Heile zeigen möge.

Nach diesen Worten schritt der heilige Vater weiter und ließ die Damen, welche man an ihrer Kleidung als vornehme Touristen erkannte, in großer Aufregung zurück. Eine von ihnen, mehr als die übrigen von diesem wohlmeinenden oberhirtlichen Seeleneifer ergriffen, konnte ihre Thränen nicht zurückhalten.

Mit welcher, nur Heiligen eigenen, rückhaltslosen Offenheit und Freimüthigkeit Pius IX. im Rügen und Tadeln bis an die Grenze des Erlaubten gehen kann, erfuhr eines Tages ein Staatsmann, der unter der Maske hoher Protection, der päpstlichen Regierung gegenüber eine sehr unangenehme Rolle spielte, wir meinen den Gesandten Frankreichs am römischen Hofe, Herrn von Sartiges. Bei einem Höflichkeits-Besuche, den

---

[1]) Luk. 24, 36.

dieser einst nebst seiner Gemahlin im Vatican abstattete, erwiderte der heil. Vater auf die Glückwünsche des Diplomaten: „Ich danke der Vorsehung von ganzem Herzen, daß sie als Vertreter Frankreichs, welches ich liebe, einen Mann, wie Sie sind, gesandt hat.“ Tiefe Verbeugungen des Herrn Grafen und Knicks von Seiten der Frau Gemahlin bezeugten den verbindlichsten Dank für so viele Huld; nach einer kurzen Pause, die dadurch entstand, fügte Seine Heiligkeit hinzu: „Denn niemals hat der Vertreter einer Nation mir so viele Gelegenheit geboten, die Tugend der Geduld zu üben, wie Sie, Herr Gesandter, es thun.“ Ob der Herr Gesandte nun wieder eine Verbeugung gemacht und was er darauf entgegnet habe, meldet die Geschichte nicht.

Einem Andern, der sich offenbar als Verräther gezeigt und dennoch die Unverschämtheit hatte, bei seinem Abschiede von Rom, wie die übrigen französischen Officiere, ein Andenken von Seiner Heiligkeit zu begehren, schrieb Pius auf ein dargebotenes Blatt die bekannten Worte seines göttlichen Meisters: „Amice, ad quid venisti? Freund, wozu bist Du gekommen?“ [1])

Zu mehreren Puseyiten, jenen frommen englischen Protestanten, die gleich ihrem Meister, dem gelehrten Professor Pusey von Oxford, durch ihre, auf das Studium der kirchlichen Vorzeit und der Kirchenväter gegründeten, gelehrten Abhandlungen eine katholische Richtung anbahnen und Tausende bereits in den Schooß der katholischen Kirche zurückgeführt haben, (ohne selber hineinzugehen) sagte der hl. Vater bei Gelegenheit einer Audienz, die er ihnen bewilligte: „Seiet doch nicht länger wie die Glocken, welche die Leute in die Kirche rufen und selber draußen bleiben.“

Ein französischer General von etwas hochfahrender Art erfüllte Rom mit kriegerischen Befürchtungen. Pius IX. ließ ihn rufen und sprach zu ihm: „Herr General! Ihr Kaiser hat das schöne Wort gesprochen: „L'empire c'est la paix (das

[1]) Matth. 26, 50.

Kaiserreich ist der Friede)!" Nun wohl! die Päpste lieben den Frieden und wo sie stehen und gehen, wünschen sie mit den Worten: Pax vobis! einem Jeden den Frieden."

Sehet da etliche Pröbchen von der Art und Beschaffenheit der Audienzen und dem bewunderungswürdigen Benehmen des heiligen Vaters dabei.

Nach den Morgen-Audienzen zieht sich der Papst auf ein halbes Stündchen zur Geistessammlung und zum Gebete in seine Hauscapelle zurück.

Gegen zwei Uhr begiebt sich derselbe in den Speisesalon und nimmt sein höchst frugales Mittagsmahl, das nicht länger als zwanzig Minuten dauert, während dessen der Oberhofmeister und der Geheimsecretär ihm Gesellschaft leisten und mit ihm über die Privat-Angelegenheiten des Palastes sprechen. Zuweilen bei dringenden Geschäften fährt der heilige Vater während des Mahles fort, öffentliche Angelegenheiten zu behandeln, oder seinen Secretären zu dictiren.

Der Papst speist zu Rom stets allein an einem mit rothseidenem Teppich bedeckten Tische. Diese Regel leidet nur eine Ausnahme während des Sommeraufenthaltes — der Villeggiatur — auf dem Lande, oder auf Reisen, wo Seine Heiligkeit wohl Eingeladene zur Tafel zieht. Alsdann ist zum Zeichen seiner hohen Würde sein Sitz, sowie der Tisch, auf welchem sein Couvert sich befindet, etwas über die der Andern erhöhet.

Nach dem Mittagsessen betet der heilige Vater, allezeit knieend, den Schlußtheil der priesterlichen Tagzeiten, Vesper und Complet, und genießt dann, wie es in Italien und überhaupt in allen Ländern wärmerer Zone Gebrauch ist, ein halbes Stündchen Ruhe. Um drei Uhr macht er gewöhnlich seinen Spaziergang im Garten des Vaticans in Begleitung zweier priesterlicher Cammerherren. Dabei werden dann verschiedene Zeitungen gelesen. Am Dienstag und Donnerstag pflegt der Papst jedoch vor Porta Angelica oder Porta Pia in's Freie zu fahren, wo er dann, um frische Luft zu genießen,

und sich Bewegung zu machen, gewöhnlich aussteigt und zu Fuß lustwandelt, oft nach einer Kirche oder Capelle, wo gerade ein Fest gehalten wird, oder auch nach einem Spital oder Gefängniß. Bei ungünstiger Witterung geht derselbe einige Male in dem Bibliotheksaale oder in den gedeckten Hallen des Palastes auf und ab.

Zwölftes Capitel.

Fortsetzung der Tagesordnung. — Der Papst auf seinen Spaziergängen. — Einige charakteristische Züge aus früher und später Zeit. — Die Octoberzecher um den heil. Vater. Etwas für Die, welche die Welt wollen glauben machen, das römische Volk habe kein Herz für seinen Monarchen. — Das verpönte Gericht. — Die kleinen Tänzerinnen. — Die drei Studenten. — Die zwei Kinder. — Der Knabe mit dem Holzbündel.

Auf Spaziergängen in Gottes freier Natur, sich selber überlassen, entfaltet der Mensch in der Regel seine gemüthvollste Seite und zeigt sich so ganz, wie er i st. Das gilt vorzüglich von Fürsten und Herren, die daheim, von den tyrannischen Vorschriften der Etikette umschnürt und geknebelt, sich nur selten in ihrem wahren Sein und Wesen frei und frank darstellen können. Von berühmten Monarchen erzählt man sich sehr anziehende Geschichtchen, die sich auf Promenaden und Jagdpartieen zugetragen; aber schwerlich dürfte eine Chronik harmlosere und doch interessantere und anziehendere Anekdoten mitzutheilen haben, als die Tagesgeschichte von des neunten Pius Fußwanderungen zu berichten weiß.

Dem Leser wird es angenehm sein, als Beiträge zur Charakteristik des heiligen Vaters und zum Beweise, daß die herben Erlebnisse sein liebeathmendes Herz und seine zaubervolle Gemüthlichkeit auch um kein Härchen getrübt haben, einige derselben aus früheren und späteren Jahren bis auf den heutigen Tag, schon gleich hier zu vernehmen, was allerdings ohne ein jeweiliges Vorgreifen in den Gang der Begebenheiten nicht geschehen kann, aber sicherlich gerne entschuldigt werden wird.

Möge zuvörderst ein Augenzeuge, der dem heiligen Vater eine Zeitlang sehr nahe stand und ein schönes Buch über Rom und seine Beherrscher geschrieben hat, das, was er selber sah, erzählen.

„Eines Nachmittags", erzählt Maguire, „kehrte ich von einem Spaziergange auf dem reizenden Monte Pincio zurück, von dessen verschiedenen Kuppen man eine herrliche Aussicht auf Rom und seine Umgebung genießt. Plötzlich rief der mich begleitende Freund: „Sehen Sie, da ist der Papst!" Ich blickte nach der bezeichneten Richtung hin und sah einen Mann, der in eine Soutane von weißem Tuche gekleidet war; Kragen und Gürtel waren ebenfalls weiß, der breitrandige Hut war dagegen carmesinroth und mit einer goldenen Schnur verziert, welche den Hut umgab und in langen Trodddeln von demselben kostbaren Stoffe auslief. Auf jeder Seite gingen zwei Studirende des Apollinaris-Collegiums (Kinder und Studirende sind und bleiben nun einmal die Lieblingsstaffage Pius IX.), und hintendrein folgten mehrere Hausbeamte, von denen einer, wie es bei Ausgängen des Papstes Brauch ist, Almosen austheilte. Nach diesen kamen in einiger Entfernung mehrere (sechs) Nobelgardisten und zuletzt zwei einfache Wagen, einer für Seine Heiligkeit, der andere für seine Begleiter. Mein Freund und ich schlossen uns ohne langes Besinnen dem Gefolge an, das den erhabenen Spaziergänger vom Fuße des Pincio-Hügels über den Popolo-Platz durch das gleichnamige Thor und fast noch eine halbe Stunde weit auf der Flaminischen Straße begleitete, welche letztere wegen des heftigen

Windes ungewöhnlich staubig war. Als der Papst den Berg hinabging, begegnete er einer Gruppe von Studirenden der Propaganda. Se. Heiligkeit blieb sogleich stehen und unterhielt sich mehrere Minuten mit den jungen Männern. In gleicher Weise sprach er mit einigen Kindern, die sich an unschuldigen Spielen ergötzt hatten und welche bei der Anrede des heiligen Vaters Ehrfurcht ohne Blödigkeit an den Tag legten. Länger als eine halbe Stunde verfolgte der Papst seinen Weg, indem er mitten auf der Straße daherschritt und sich wenig um den Staub kümmerte, den ein Herbstwind aufwirbelte, welcher manchen Baum am Wege entblätterte. Alle Personen, denen der Papst auf seinem Spaziergange begegnete, knieeten nieder, um seinen Segen zu empfangen. Alt und Jung, Reich wie Arm, der rohe Fuhrmann des seltsam aussehenden Marktkarrens wie der vornehme Reiter, alle ohne Ausnahme warfen sich bei der Annäherung des Papstes auf die Kniee, ohne sich im Mindesten darum zu kümmern, in welcher Stellung oder an welchem unbequemen Platze sie knieeten. Ich bemerkte insbesondere, daß mehrere Reiter, von denen mir einige als Glieder wohlbekannter edler Familien genannt wurden, sofort vom Pferde stiegen und eben so flink wie die ärmlichsten Fußgänger niederknieten. Die Letzteren hatten wohl noch einen besondern Grund für ihre Huldigungsart, denn sie wußten, daß im Gefolge des Papstes sich der Almosenier oder dessen Stellvertreter befand, und daß er eine Börse bei sich führte, welche besonders für sie gefüllt war und deren Inhalt sich auch rasch entleerte." (Der Statthalter Christi wendet nämlich auch auf seine Promenaden das Wort seines Meisters an: Arme werdet ihr allezeit bei euch haben.[1]) Zuweilen auch schaut Pius den Feldarbeiten zu und nimmt von den Landmädchen, die von ferne schon die päpstlichen Wagen in Sicht genommen hatten, Blumensträuße und Stegreifcomplimente entgegen.

---

[1]) Matth 27, 11.

Wir überspringen mehrere Jahre und lassen das Journal Le Monde aus einem aus Rom datirten Schreiben vom 28. October 1862 Folgendes erzählen.

„Gestern" (am 27.), heißt es da, „hatte der heilige Vater mit seiner gewöhnlichen Begleitung nach den Höhen des Monte Mario seine Richtung genommen und kam an jenen Osterieen oder Weinschenken vorüber, wo Leute aus den niederen Classen in den letzten Tagen des October — bekanntlich der Ferien- und Wonnemonat für die Römer — sich zahlreich einzufinden und bei Spiel und Tanz auf eine sehr anständige Weise sich zu belustigen pflegen. Wie sie den Papst ankommen sahen, diese munteren Schaaren, eilten sie, die Taschentücher schwenkend, ihm entgegen und riefen: Viva unser angebeteter Herrscher! Viva der Papst-König! Lo vogliamo! Si, lo vogliamo! Resti sempre tra noi per farci felici, par farci allegri! (Wir wollen ihn behalten, ja wir wollen ihn behalten! Er bleibe allezeit unter uns, um uns glücklich, um uns froh zu machen!) Und die Frauen, ihre kleine Schellentrommel (Tamburin) in der Hand, und die Männer, auf ihren Geigen, Guitarren und Flöten das Pio-Nono-Lied spielend, warfen sich auf die Kniee und schritten dann hinter ihm her. Viele jedoch warfen sich vor ihm in den Weg, erfaßten mit Inbrunst seine Hände, die Zipfel seiner Kleider und preßten, zur Erde gebeugt, auf seine geweiheten Füße ihre Lippen. Pius richtete, freundlich lächelnd, einige jener väterlichen und zutraulichen Worte an sie, wie sie seine Kinder von ihm gewohnt sind, und ließ sich einige Augenblicke von dem süßen Gefühl, sich geliebt zu sehen, zum Verweilen bewegen. Dann aber sagte er, um diesen Liebeserweisungen ein Ende zu machen, mit überaus zärtlicher Stimme: Basta, basta, figli miei (genug, genug, meine Kinder). Und die ihm unmittelbar nahe Gekommenen sagten ebenfalls zu den Andern: Basta, basta! — Was? Basta! entgegneten diese; weil Ihr das Glück hattet, ihn zu berühren, findet Ihr, daß es genug sei? Selbstsüchtige, sollen denn wir leer ausgehen? Der Papst lächelte, hielt seine Hand weithin ausgestreckt,



Verlag v. A. Spaarmann in Oberhausen.

PAPST PIUS IX MIT SEINER HÄUSLICHEN UMGEBUNG.

streichelte sanft die Wangen Derer, die er erreichen konnte, suchte gemach dieser kindlichen Zudringlichkeit sich zu entwinden, und die Prälaten und die Nobelgardisten ließen sie gewähren oder leisteten nur sehr schwachen Widerstand. Als Pius IX. seine Fußwanderung fortsetzte, wurde er noch lange von den Musikanten und den tanzenden, ihre Tamburine schwingenden Frauen gefolgt, und von Weitem noch konnte er das Freudengeschrei und die Evvivarufe seiner guten Unterthanen hören."

„Sieht man da recht — fügt das französische Blatt bei — was es um die christliche Königswürde, oder, wenn man lieber will, um die königliche Vaterwürde ist: wie selbe den Kleinen gegenüber milde, liebenswürdig, gefügig und voll Hingebung, dagegen den von Hochmuth, Neid und kirchenräuberischem Ehrgeiz aufgeschwollenen, frechen und vermessenen Großen gegenüber sich stark, hehr, majestätisch, ja mitunter furchtbar zeigt." Da sieht man, was von den schnöden Zeitungsberichten zu halten, die unaufhörlich in die Welt hinausschreien, jene papstfreundlichen Kundgebungen seien lediglich Zeugnisse der Polizei und der „Ultramontanen", der Papst unterstehe sich nie anders als mit achtunggebietender Waffenmacht öffentlich zu erscheinen, sein Volk liebe ihn nicht und lebe obendrein in Elend und Schmutz. Die Lügenblätter! Jene nahezu fünfhundert Menschen auf der Straße nach Monte Mario, die schon von Weitem Pius des Neunten harrten und sich nur mit Mühe von ihm trennen konnten, fühlten sie sich etwa unglücklich? Hatten sie denn etwa ihren Monarchen nicht lieb? Und waren sie in Folge des guten Schluckes, den sie genossen, nicht in einer Gemüthsstimmung, wo das Herz sich unumwunden ausspricht?

Gegen Ende des Monats August 1867, wo die Cholera ihren Höhepunkt erreichte, ging der Papst zu Fuß aus der Porta Angelica, hinter dem Vatican, hinaus, um zu lustwandeln. Unterwegs sah er vor der Thür einer Schenke eine Familie rund um den Tisch sitzen und Gurken essen. Ein Polizei-Erlaß hatte damals der Seuche wegen den Verkauf

dieser Hülsenfrucht verboten. Der heilige Vater ging treuherzig auf sie zu und sagte zu den Zuwiderhandelnden:

— „Kinder, habt Ihr denn nichts Anderes zu essen? Ihr wisset doch, daß dieses Nahrungsmittel verboten ist?"

— „Ja wohl, heiliger Vater", war die sichtlich verlegene Antwort; „aber habet die Güte und segnet diese Gurken, so werden sie uns nimmer schaden."

— „In diesem Falle würde ich nur in der Todesstunde Euch segnen", versetzte Pius IX.; „ich weiß ein besseres Mittel."

Er rief einen seiner Cammerdiener, hieß ihn die Gurken wegwerfen, dem Garkoch ein anderes, gesunderes Gericht für die Familie auszahlen und setzte dann seine Fußwanderung fort.

Als er ein paar Monate später während der Octoberfeste ebenfalls in dieser Richtung sich erging, blieb er, um auszuruhen, auf dem Abhange des Monte Mario vor einem Gehöfte stehen, wo junge Mädchen bei den Klängen einer Drehorgel tanzten. Er ließ sich einen Augenblick auf eine Bank nieder, sah zu, wie sie sich belustigten, dann näherte er sich ihnen und sagte lächelnd: „Bravo, bravo, meine Töchter! ich sehe gern, daß man sich eine Freude macht." Und wahrscheinlich, um den Tänzerinnen einen längeren Genuß des Orgelspiels und einiger Erfrischung zu gestatten, theilte er jeder von ihnen einen Papetto (ungefähr zehn Silbergroschen) aus und wünschte ihnen mit jenem Wohlwollen, das nur ihm, dem ehemaligen Zögling der Jünger des heil. Joseph von Calasanza und Freund des Tata Giovanni, eigen ist, einen guten Tag.

Drei Zöglinge des Collegium Romanum kamen von einem Spaziergange heim. Wie sie um eine Straßenecke biegen, erscheint die Carosse Seiner Heiligkeit; alsbald werfen unsere Spaziergänger sich auf die Kniee und empfangen pie ac devote — mit aller Andacht und Sittsamkeit — kaum aufblickend, den päpstlichen Segen. Nichtsdestoweniger bemerken sie, daß Pius IX. ihnen mit der Hand ein Zeichen giebt, gleich als lade er sie ein, sich ihm zu nahen. Sie schauen genauer zu,

und richtig, der heilige Vater ruft sie. Allein im Galopp ist der Wagen verschwunden und in den Vatican, der ganz nahebei war, eingefahren.

Da gab es großen Rathschlag. Was nun thun? Endlich beschließen unsere Triumvire einstimmig: sie wollen sich in corpore in den Palast verfügen, um zu erfahren, ob der Papst wirklich sie zu sprechen wünsche.

Sie gingen also hin und erhielten trotz der Abweisungsversuche des dienstthuenden Officiers Zulaß. Ihre Vermuthungen waren nicht ohne. Wirklich wollte der heilige Vater sie sprechen.

Voller Freude treten unsere drei Brüder vor, und Pius IX. empfängt sie mit einem milden Lächeln. „Ihr kommt, glaube ich, vom Spaziergange zurück.“ — „Ja wohl, heiligster Vater.“ — „Irre ich nicht, so läßt man Euch allzeit zu Dreien ausgehen. Aber sagt mir,“ fügte Pius mit einer gewissen geheimnißvollen Miene bei, „dürftet Ihr bisweilen nicht wohl auch zu vieren beisammen sein?“ — „Heiliger Vater, das geschieht auch wohl.“ — „Gut denn! heute sollt Ihr zu Vieren nach Hause zurückkehren. Allein der vierte Gesell, den ich Euch beigeben will, kann nicht gehen; Ihr werdet ihn also tragen müssen.“ Dieß sagend, trat der heil. Vater in ein Nebengemach. Bald kam er zurück mit einem Gemälde des seligen Johannes Berchmanns: „Da“, sprach er, „das ist Euer neuer Gefährte.“

Die drei jungen Studirenden, nachdem sie so gut, wie sie es vermochten, ihren Dank gestammelt, waren im Begriffe, sich zurückzuziehen, als Pius IX. wieder anhob: „Wenn ich nicht irre, so seid Ihr Philosophen; dieses Porträt ist mithin für Euch. Nun würden aber die Theologen eifersüchtig sein, wenn ich ihnen Nichts gebe. Da, dieses ist für sie.“ Und hiermit händigte er ihnen ein zweites Gemälde ein.

Erwähnen, daß die drei Besucher überglücklich waren, ist wohl überflüssig. Als sie mit ihrem Schatz in ihrer Wohnung ankamen, war daselbst großes Jauchzen. Die beiden Gemälde

wurden an einem Ehrenplatze ausgestellt, und der ehrwürdige Pater Rector des Römischen Collegs hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich zu Seiner Heiligkeit zu verfügen und ihm seinen Dank zu Füßen zu legen.

Anfangs Februar (1868), abermals bei einer Fußwanderung auf dem Monte Mario, begegnete Pius IX. einem kleinen Knaben und einem kleinen Mädchen, die aus der Schule kamen. Er näherte sich den beiden Kindern, die am Rande des Weges auf den Knieen lagen und riefen:

„Santo Padre, la benedizione! (Heiliger Vater, den Segen!)“

Er segnete sie auf eine gar liebreiche Weise und der kleine, eben nicht schüchterne Knabe rief:

„Santo Padre, dammi qualche cosa! (Heiliger Vater, gieb mir Etwas!)“

Pius IX. nimmt darauf das Körbchen, das das junge Mädchen in der Hand hielt, öffnet es und langt ein Stück Brod heraus.

„Willst Du“, sagte er zu dem Kinde, „daß ich Dein Brod diesem Knaben gebe?“

Nach einer Pause antwortete es:

„Ja.“

„Aus gutem Herzen, im Namen Gottes, nicht wahr?“ fragte der Papst.

„Ja.“

„Nun, so wisse denn, daß der liebe Gott Alles, was wir aus gutem Herzen und in seinem Namen thun, belohnt. Im Namen Gottes gieb Dein Brod dem kleinen Knaben da.“

Und nachdem das Mädchen dieß gethan, verließ der heil. Vater sie. Man sagt jedoch, er habe, der Gnade Christi, dessen Stellvertreter er ist, zuvorkommend, dem Kinde und dessen Familie unverweilt eine Belohnung zu Theil werden lassen.

Ein anderes Mal hatte Pius eine Spazierfahrt nach der Römischen Campagna jenseits des Thores San Giovanni gemacht. Er war eben aus dem Wagen gestiegen, als er bemerkte,

daß ein Knabe auf einem einsamen Fußwege daherkam, der auf seinen Schultern eine schwere Last Holz trug. Der Papst hieß ihn näher kommen und sein Bündel abwerfen. Hierauf fragte er ihn, zu welcher Pfarrei er gehöre und ob er fleißig dem Unterrichte seines Pfarrers beiwohne. Dann prüfte Seine Heiligkeit dessen Kenntnisse in Bezug auf die Geheimnisse unsrer heiligen Religion, und als er ihn für sein Alter hinreichend unterrichtet fand, lobte er ihn und schenkte ihm einige Goldstücke als Unterstützung für seine armen Eltern.

Dreizehntes Capitel.

Fortsetzung der Tagesordnung. — Das Ave Maria des Papstes. — Abermals Audienzen und zwar rein amtliche. — Abendandacht und Schlafengehen. — Des heil. Vaters Lieblingslectüre. — Was sich daraus schließen läßt. — Wochenordnung des Papstes. — Wie Pius IX. auf Ersparnisse bedacht ist und zu welchem Zwecke. — Uebertriebene Erzählungen davon von radicalen Gegnern der vorigen Regierung und von falschen Freunden der jetzigen. — Der Tisch des Papstes und das Mittagsmahl der Königin von England. — Was dabei in Anschlag zu bringen.

So weiß der edle Greis mit dem Angenehmen das Gute und Nützliche zu paaren und ist, wie auf dem Lehrstuhl in St. Petri Dom, so auch in seinen Erholungsstunden ein Lehrer der Wahrheit, Weisheit und Tugend.

Doch wir haben uns, fürchte ich, von dem Anziehenden der Promenaden des heiligen Vaters zu weit fortreißen lassen

und eilen nun mit ihm in den Quirinal, wo er damals wohnte, zurück.

Es ist mittlerweile Abend geworden und die Glocken der ewigen Stadt läuten zum Ave Maria. Da sehen wir den Vater der Christenheit niederknieen und mit seiner Umgebung den Gruß des Engels an die heiligste Jungfrau und den Bußpsalm De profundis für alle während des Tages in der ganzen Welt verstorbenen Gläubigen beten, wie es seit langer Zeit alle Päpste gethan.

Dann beginnen die Audienzen und zwar die rein amtlichen aufs Neue. Man legt dem Papst die Schriften vor zum Unterzeichnen, Schriften, welche die religiösen Angelegenheiten der ganzen katholischen Welt oder die politischen des Kirchenstaates betreffen. Und diese Audienzen währen wieder bis zehn oder elf Uhr des Nachts. Dann erst nimmt der erschöpfte Greis ein leichtes Nachtessen, betet die Mette für den folgenden Tag, verrichtet lesend, betend und meditirend seine Abendandacht und sucht in einer kurzen Nachtruhe auf einem Lager, welches an Einfachheit dem des bescheidensten Studirenden zu Rom gleich kommt, die nothwendige Stärkung für die nämlichen Anstrengungen am folgenden Tage. Baladelli, der treue Diener von Imola her, ist regelmäßig bei'm Schlafengehen des heil. Vaters zugegen. Er erzählt ihm, was sich den Tag über drinnen im Palast zugetragen, und verläßt ihn nicht eher, als bis Seine Heiligkeit eingeschlummert ist. Dann macht er die Vorhänge zu, überzeugt sich, ob der Diener, der in einem Verschlag in einer Ecke des Schlafgemaches des Papstes seine Lagerstatt hat, auf seinem Posten ist, und zieht sich zurück.

Bei einer Persönlichkeit, wie Pius IX., ist keinerlei Umstand gleichgültig. Man wünscht sogar zu wissen, was er mit Vorliebe zu lesen, worüber er zu betrachten pflege. Und siehe! da kommt uns eine Aeußerung zu Statten, die der heilige Vater in einer vertraulichen Unterredung dem hochverdienten Weihbischofe von Genf, Monseigneur Mermillod, vor nicht

gar langer Zeit gethan: „Ich kenne“, versicherte ihm Pius, „nichts Schöneres und Kräftigeres und Rührenderes, als einen Gedanken vom heil. Franz von Sales; seine Schriften sind der Gegenstand meiner Betrachtung und meiner geistlichen Lesung für jeden Tag.“

So ist denn Pius IX., wie es jeder wahre Priester sein soll, ein Mann des Gebetes und der Betrachtung, und sein Lehrer und Vorbild ist der große, liebenswürdige Bischof von Genf, der heilige Franz von Sales! Wir erwähnten zu Anfange dieses Werkes der von Biographen geäußerten Vermuthung, wonach des jungen Mastai Mutter bei der Erziehung ihrer Kinder vornehmlich die Mutter des heil. Franz von Sales sich zum Muster genommen habe.

Diese Vermuthung wird durch jene Aeußerung ihres erhabenen Sohnes so gut wie außer Zweifel gestellt und erklärt zugleich des Letzteren Vorliebe für jenen Heiligen und seine treffende Charakter-Aehnlichkeit mit demselben, zumal seine Sanftmuth, seine Heiterkeit, seine an geistreichen Einfällen stets fruchtbare Laune und seine fesselnde Menschenliebe — Eigenschaften, welche Früchte des heiligen Geistes und ein Vorrecht der größten, ja der strengsten Heiligen, z. B. eines heiligen Romuald und einer heil. Theresia von Jesu sind.

Daß Pius IX., als höchster Lehrer der Kirche, durch Studium und Meditation namentlich auch mit dem Inhalte des Buches aller Bücher, der heiligen Schrift, auf das Innigste vertraut, ja, daß Letzterer bei ihm gleichsam in Saft und Blut übergegangen, zeigt der gewandte und leichte Gebrauch, den er bei vorkommenden Gelegenheiten sowohl in öffentlichen Ansprachen als in der Privatunterhaltung aus dem Stegreif davon zu machen weiß.

Wir kennen den Tageslauf des heil. Vaters und in etwa die Beschaffenheit seiner Privat-Audienzen. Doch das ist nicht Alles.

Mit Ausnahme außergewöhnlicher Audienzen, welche zu jeder Stunde Statt finden, ist ein bestimmter Tag für Audienzen

besonderer Art festgesetzt, in denen alle Fragen zur Verhandlung kommen, welche sich auf die innere Verwaltung des Kirchenstaates oder auf rein kirchliche Angelegenheiten beziehen. Gegenwärtig finden sie in folgender Ordnung regelmäßig an den einzelnen Wochentagen Statt:

Montag.

Vormittags: Seine Eminenz der Cardinal-Secretär der Bittschriften und der Waffenminister. Am ersten Montage des Monats der Präsident der Akademie für Adelige. Am ersten und dritten Montage der Secretär für die Disciplin der Ordensgeistlichkeit. Am zweiten Montag der Promotor Fidei, (so heißt der Prälat, welcher bei obschwebenden Untersuchungen behufs Selig- oder Heiligsprechung eines im Rufe der Heiligkeit Verstorbenen, von Amtswegen Bedenken zu erheben hat und deßwegen auch advocatus diaboli — des Teufels Anwalt — genannt wird). Am vierten Montage der Armenanwalt.

Abends: Der Cardinal-Präfect der Segnatura (d. h. derjenigen Gerichtsbehörde, welche auf erhobenen Recurs über die Zulässigkeit der Appellationen, Nichtigkeitsbeschwerden u. dgl., sowie auch über solche außerordentliche Rechtssachen erkennt, worin man zur Entscheidung an die persönliche Gnade des Papstes recurrirt); der Staatssecretär, der Administrator und Secretär der Breven an Fürsten.

Dienstag.

Vormittags: Der Cardinal-Secretär der Breven, der Cardinal-Pro-Datarius und der Subdatarius — als Berichterstatter über eingelaufene Gnaden-, Dispens- und ähnliche Gesuche. Am ersten und dritten Dienstag des Monats der Cardinal-Visitator des apostolischen Hospizes vom heil. Michael, der Almosenpfleger.

Abends: Der Magister Sacri Palatii — um über Angelegenheiten der Congregation des Index — und der Commen-

dator von Santo Spirito — um über den Stand dieses großartigsten aller Spitäler zu referiren und Entscheidung entgegenzunehmen. Am zweiten Dienstag jedes Monats der Präsident der Consulta — des Staatsrathes — zur Besprechung von Regierungsgeschäften.

Mittwoch.

Vormittags: Der Minister der öffentlichen Bauten, der Minister des Innern und der Polizei, und der Finanzminister.

Abends: Der Assessor des heil. Officiums, der Secretär des Consistoriums, der Secretär für kirchliche Angelegenheiten und der Secretär der lateinischen Breven.

Donnerstag.

Vormittags: Die Congregation des heiligen Officiums.

Abends: Der Auditor Seiner Heiligkeit und der Secretär der Schreiben an Fürsten. Jeden ersten Donnerstag des Monats der Secretär der Congregation der Riten.

Freitag.

Vormittags: Der Cardinal-Secretär der Breven, der Cardinal-Pro-Datarius und der Sub-Datarius, der Cardinal-Secretär der Bittschriften, der Secretär der Congregation der Riten.

Abends: Der Cardinal-Pönitentiar und der Secretär der Congregation für Angelegenheiten der Bischöfe und Ordensgeistlichen.

Samstag.

Vormittags: Der Minister des Innern und der Polizei, der Finanzminister.

Abends: Der Cardinal-Vicar von Rom, der Secretär der lateinischen Schreiben; am dritten Samstage jedes Monats der Secretär der apostolischen Visitationen.

Sonntag.

Nachmittags: Der Secretär der Propaganda, der Auditor Seiner Heiligkeit und der Secretär der Studien.

Das ist die tägliche, die allwöchentliche Beschäftigung, die der neue Papst-König bei der ersten Umschau, welche er über das unermeßliche Gebiet seiner geistlichen und weltlichen Wirksamkeit hielt, theils genau nach seines verewigten Amtsvorfahren Vorgange, theils nach Befund der Umstände in etwas veränderter Ordnung und Form sich vorgezeichnet sah, und der in der angegebenen Ordnung sich zu unterziehen Pius sich mit Freuden bereit erklärte.

Wahrlich, beim Ueberblicken aller dieser verschiedenartigen und doch auf Ein gemeinschaftliches Endziel, die Verherrlichung Gottes in der von ihm gestifteten Heilsanstalt, der Kirche, auslaufenden Obliegenheiten mußte es Pius dem Neunten zur Gewißheit werden, daß er mit der höchsten Erdenwürde auch die schwerste Erdenbürde, wahrhaft ein Joch, ein Kreuz überkommen, daß er in Wahrheit „ein Knecht der Knechte Gottes" geworden und fortan Allen Alles, sich selber Nichts zu sein, von der Vorsehung berufen, ja gewissermaßen verurtheilt sei. Wo ist der weltliche Fürst, und wäre er auch der thätigste und frömmste, der ein so geplagtes, entsagungsvolles, aber auch ein so gemeinnütziges, segensreiches Leben führte, wie die geistlichen Scepterträger im Quirinal oder Vatican zu Rom? Wo sind da die Diners, die Jagdpartieen, die Theater und musikalischen Soireen, welche den weltlichen Monarchen für der Geschäfte Last und Sorgen so reichlichen Ersatz bieten? Der heil. Vater kennt sie nicht. Er sucht seinen einzigen Ersatz im stillen Verkehr mit Gott, in der Süßigkeit des Gebetes und der Hoffnung dereinstigen ewigen Lohnes.

Nachdem Pius IX. durch Feststellung einer bestimmten Tages- und Wochen-Ordnung, Regel und Ordnung in sein nunmehriges, völlig neues Leben und Wirken gebracht, warf er einen prüfenden Blick auf das ihn zunächst Berührende, auf seinen Hofhalt. Schlicht und einfach, wie er selber, so sollte auch, wo immer die Repräsentation der Fürstenwürde mit Anstand vermieden werden konnte, seine ganze Haus- und Hof-Einrichtung das Gepräge edler Einfachheit und Würde an

sich tragen. Darum vermied er, wie er es auch als Bischof gethan, mit Aengstlichkeit jeden unnöthigen Aufwand, jede überflüssige Ausgabe. Sein Grundsatz war: „Man muß so sehr als möglich sparen; denn die Zahl der Armen nimmt täglich zu und die Mittel nehmen ab." Das Letztere war buchstäblich wahr: betrug doch das Deficit der Staatscasse, welches Pius IX. vorfand, nicht weniger denn sieben und dreißig Millionen Scudi, eine ungeheure Summe, zu deren allmäliger Deckung allerdings zunächst außerordentliche Ersparungen, sodann aber auch ein Appell an die Vaterlandsliebe der Begüterten angezeigt erschienen. Um den Wetteifer der Laien zu wecken, bot Pius die Welt- und Ordensgeistlichkeit zu einer Steuer auf. Jedes Kloster verstand sich dazu, drei Jahre nacheinander zehn Scudi, jeder Pfarrer einen Scudo zu zahlen.

Bei diesem Streben, der schreienden Finanznoth durch möglichst tiefgreifende, am höchsteigenen Hofe, ja am eigenen Munde beginnende Ersparnisse abzuhelfen, lag es selbstredend dem edlen Herzen Pius' IX. fern, dadurch auch nur einen Schatten des Verdachtes auf seinen Amtsvorgänger und dessen Hofeinrichtung werfen zu wollen, als wären diese prunkliebend und verschwenderisch gewesen, und so dem öffentlichen Tadel in dieser Richtung, der ohnehin schon laut und bitter genug zum Vorschein kam, einen Anhaltspunkt zu bieten. Das wäre auch, wenigstens in Vielem, nicht gerecht gewesen; denn wenn Gregor's XVI. Pontificat auch nach Außen groß und glänzend war, wenn er auch, die Staatsfinanzen nicht strenge genug von dem kirchlichen Finanzetat sondernd, allzu große Hospitalität gegen viele vertriebene Bischöfe und Priester Spaniens, allzu große Milde und Wohlthätigkeit gegen Gelehrte und Künstler übte, so war er doch für seine Person so wenig ein Freund des Luxus, daß er vielmehr, wie bereits erwähnt, das strenge Leben eines Camaldulensermönches bis an seinen Tod fortsetzte. Die eigentliche Schuld an dem großen Loch im Staatsbeutel trugen, wie wir in Obigem dargethan, die erbittertsten Tadler desselben, die Herren Radicalen selbst, durch ihre ewigen Wüh-

lereien, Aufstände und Aufstandsversuche, zu deren Niederhaltung und Erstickung außerordentliche Streitkräfte und Vertheidigungsanstalten auf Kosten des Staates unterhalten werden mußten.

Trotz aller Vorsicht entgingen die wohlgemeinten, weisen Einschränkungen, welche Pius IX. vornahm, mit nichten der ärgsten Mißdeutung zu Ungunsten des verewigten Staatsoberhauptes, während sie dem neuen von Seite der „Fortschrittsmänner" mit anekelnder Lobhudelei gutgeschrieben, bis in's Kleinliche vermerkt und ausgeschrieen wurden. So hätte, ihnen zufolge, Pius von vornherein viele Cammerherren entlassen, die Zahl der Pferde in dem päpstlichen Marstall von neunzig auf fünf und zwanzig, die Ausgaben für die päpstlichen Gärten von dreißigtausend auf sechstausend herabgesetzt, auch täglich an Gefrorenem einige Thaler erspart. Als ein Wundermärchen erzählte man sich die Geschichte von der Pomeranze, die in die ersten Tage seiner Regierung fällt, wie nämlich Pius IX., als er zum ersten Male eine Pomeranzenlimonade verlangte, sehr überrascht gewesen sei, da die Lakaien eiligst allerlei Erfrischungen und Backwerke herbeitrugen. Man mußte ihm, gewissermaßen zur Entschuldigung, erklären, daß es früher so üblich gewesen sei. Er aber habe darin eine Verschwendung erblickt, Alles zurückgewiesen und sich dann ein Messer und eine Pomeranze bringen lassen, aus welcher er selber den Saft in ein Glas auspreßte. Zugleich habe er angeordnet, daß man ihm von nun an Nichts weiter bringen dürfe, so oft er seinen Durst löschen wollte. Was daran Wahres sei, möge dahingestellt sein. Der Tisch der Päpste vom sechszehnten Jahrhundert an war immer einfach und frugal. Leo's XII. gewöhnlichstes und liebstes Gericht war der trockene Neufundländer Stockfisch, der baccalà der Italiener. Unter Gregor XVI. kostete, wie Felix Clavé in einem Buche unter dem Titel „Pius IX. und Italien"[1]) versichert, jeder Tag drei

[1]) Dasselbe erschien im Jahre 1848 zu Paris, wurde in's Italienische übersetzt und in Mailand bei Carlo Turati gedruckt.

römische Scudi. Daß Pius' IX. Tafel eben auch nicht von Leckerbissen strotzte, wissen wir bereits aus seinem Gespräche mit dem Hausmeister in Imola. Wie er als Bischof und Cardinal an seiner Tafel nicht mehr als einen Scudo brauchte, so wollte er es auch als Papst halten. Als der Hausmeister kopfschüttelnd meinte, das heiße doch für einen so hohen Herrn die Sparsamkeit zu weit treiben, und mit solcher Oekonomie werde er keine Ehre einlegen, soll ihm Pius geantwortet haben: „Die päpstliche Würde zwingt mich nicht, besser oder mehr zu essen; ich bin ein armer Priester des armen Jesus Christus, und Sie werden es sich daher angelegen sein lassen, meinen Tisch nach diesem Maßstabe zu bestellen." Sonderbarkeitshalber möge hier zum Vergleiche mit der einfachen Tafel der römischen Päpste das nur für ein Jahr geltende Ausgabenverzeichniß des Lord Steward oder des Intendanten des königlichen Hauses in England einen Platz finden:

Die Königin von England brauchte nur für ein Jahr um 51,250 Franken Brod, d. i. 526,250 Pfund Brod zu vier Sou das Pfund, 124,400 Fr. für Butter, Speck, Käse und Eier, nämlich 30,000 Pfund Speck, 20,000 Pfund Käse und 29,000 Eier; 39,950 Fr. für Milch und Rahm; 236,800 Fr. für Fleisch, als 100 Ochsen, 750 Kälber, 15,000 Schöpse und 314 Lämmer; 90,825 Fr. für Geflügel, nämlich 45,412 Hühner. Ein solches Bataillon von Geflügel in Einem beisammen, würde das Sonnenlicht verdunkeln. 49,475 Fr. für Fische, d. i. für 39,480 Pfund; ferner 121,250 Fr. für 24,250 Bouteillen Wein; 70,275 Fr. für 140,000 Bouteillen Bier; 78,250 Fr. für Wäsche des Tafelweißzeuges, d. i. für 780,500 im Laufe des Jahres zur Wäsche gegebene Tafeltücher.

Das repräsentirt, wenn man es zusammenzählt, eine sehr respectabele Summe.

Um die Bedeutung dieser Ziffern recht zu würdigen, muß man dabei an die unsagbare Noth denken, die in England, namentlich in London herrscht, wo nach amtlichem Ausweis

auf acht, in Wirklichkeit aber auf je vier Einwohner ein Armer kommt, muß man an die wahrhaft himmelschreiende Noth denken, die durch Englands Schuld in Irland waltet, wo laut amtlichen Berichten in einem Jahre aus Mangel an Nahrung 21,770, sage und schreibe ein und zwanzigtausend siebenhundert siebenzig Menschen dem Tode erlagen; muß man sich erinnern, daß Jahr aus Jahr ein in dem stolzen Britannia Hunderte, ja Tausende dem Hungertode zum Opfer fallen — ein Umstand, der so weit geht, daß sich in den englischen Blättern bereits die trübselige Rubrik des „Hungertodes" (death of starvation) als eine stehende zeigt.

Diese, alle Vorstellung übersteigende Armuth im Volke und dieser Luxus an der Tafel der Königin, die bei all' dem eine sehr achtungswerthe Souveränin ist!

Dagegen weist die Statistik Rom's nach, daß annähernd nur der achtzigste Theil der Bevölkerung in Dürftigkeit lebt, ohne gleichwohl die Qual des Hungers, viel weniger die Verzweiflung des Hungertodes zu kennen!

Und doch übt diesen verhältnißmäßig wenigen Armen zu Liebe der Vater und Herrscher an seiner Tafel Tag für Tag eine Sparsamkeit und Entsagung, die der Armuth nahe kommt.

Wo waltet sichtlicher der Geist des Evangeliums, zu Rom oder zu London? Wo ist's unter allen Umständen besser sein, in der strammprotestantischen Themsestadt oder in der erzultramontanen Tiberstadt?

Vierzehntes Capitel.

Pius' IX. echt evangelische Gesinnung und Handlungsweise in Hinsicht auf seine Verwandten. — Seine Erhebung auf den päpstlichen Stuhl gereicht seinen Verwandten mehr zum Nachtheil als zum Vortheil. — Ein sehr unevangelisches Gegenstück auf „evangelischer“ Seite. — Des Papstes nächste Verwandten: die Armen. — Ein neuer Nikolaus von Myra. — Der an Kindesstatt angenommene Knabe. — Der Besuch in der Engelsburg.

Nachdem Pius IX. mit seinem Hofhaushalt sich zurechtgesetzt, dachte er an seine Verwandten, aber nicht, wie man aus dem zärtlichen Briefe, den er gleich nach seiner Wahl an seine Brüder in Sinigaglia schrieb, vielleicht denken könnte, nicht, um sie nach Rom einzuladen, sondern vielmehr, um sie von Rom möglichst entfernt zu halten. Nicht, als ob seine Liebe zu ihnen abgenommen hätte, o nein, er blieb ihnen unwandelbar in Liebe ergeben. Allein ihm war bekannt, wie, theils mit Recht, theils mit Unrecht, aber jedenfalls zum großen Nachtheil für die Religion, der Vorwurf des Nepotismus — der ungerechten Begünstigung der Verwandten — auf vielen seiner Vorgänger lastete. Der Möglichkeit dieses Vorwurfes wollte Pius IX. sofort durch zwei Schreiben begegnen, die er an zwei Brudersöhne richtete, wovon der eine als Lieutenant im päpstlichen Heere diente, der andere ohne bestimmte Stellung zu Rom lebte.

Dem ersteren schrieb er:

„Mein Freund, immerhin magst Du auf meine Zuneigung, auf meine Freundschaft rechnen; aber auf meine besondere Protection, nie und nimmer. Man hat mir gesagt, Du hofftest eine rasche, schleunige Beförderung; betrüge Dich nicht, mein Sohn, wenn Du

diese der Gunst zu verdanken hoffest; ich bin allerdings Dein Onkel, aber ich bin auch der Vater Deiner Cameraden. So wird denn die Beförderung stets nur dem wahren Verdienste zu Theil werden: die Belohnung gebührt dem Würdigsten."

Das Schreiben an den Andern lautete:

„Du bist nicht reich genug, um den Fürstentitel, den nach altem Brauch meine Stellung Dir zuerkennt, mit angemessenem Glanze zu führen. Mein Privatvermögen ist nicht beträchtlich genug, Dir die Mittel dazu zu beschaffen. Auch soll es das Erbtheil meiner armen Unterthanen sein, die mir näher als meine Neffen, die meine Kinder sind. Kehre daher nach Sinigaglia zurück und bedeute meine Familie, daß auch sie dort bleiben soll, daß sie durch ihr Herüberkommen nach Rom mein Herz nur betrüben würde."

So gereichte denn Pius des Neunten Erhöhung seinen Verwandten nicht nur nicht zur Beförderung und Begünstigung, nein, sie legte ihnen geradezu Opfer und peinvolle Beschränkungen auf.

Ja, Opfer und Beschränkungen. Folgendes, obwohl der Zeit nach etwas spätere Vorkommniß möge dafür ein Beleg sein.

Seit der Wiederherstellung der päpstlichen Regierung unter Pius VII. genoß die gräfliche Familie Mastai zu Sinigaglia das Vorrecht, auf dem dortigen Jahrmarkte, dem bedeutendsten in ganz Mittel-Italien, die Präsidentschaft zu führen. Obschon dieses Amt im Grunde mehr Ehre als Gewinn einbrachte, da die daran geknüpften Erträgnisse sich kaum auf etliche tausend Franken beliefen, so legte gleichwohl die Familie Mastai ein großes Gewicht darauf, und da sie einmal die angesehenste Familie des Ortes war, fiel es Niemanden ein, ihr den Genuß desselben streitig zu machen. Als nun bei'm Ableben des letzten Titularen seine Wittwe, die Gräfin Mastai, sich mit der Bitte an den Papst wandte, er wolle huldreichst ihren Sohn, Pius' IX. rechten Neffen, ungeachtet seines noch jugendlichen Alters mit dem väterlichen Amte bekleiden, das dann bis zu dessen Großjährigkeit von dem Grafen Mastai, des Papstes und des Verstorbenen Bruder, verwaltet werden könne, überwies der Papst die Angelegenheit an den Finanzminister und

forschte nach, ob nicht durch Aufhebung der Präsidentschaft des Jahrmarktes zu Sinigaglia ein Ersparniß zu erzielen sei.

Der Minister, als er die Absicht merkte, enthielt sich aus Zartgefühl der Meinungsäußerung und schützte das Unerhebliche der Sache vor; nachdem er jedoch auf des Papstes Befehl den Director der Douanen zu Rathe gezogen, erklärte er, die Stelle sei lediglich eine Ehrenstelle und ein einfacher Commis könne für etliche hundert Franken die damit verbundenen Obliegenheiten wahrnehmen. „Gut denn!" meinte der Papst, „so ernennet einen Commis." Der Minister mochte noch so sehr auf das Mißvergnügen aufmerksam machen, welches die Familie Mastai und der Adel in den Marken über diese Entscheidung empfinden würden, der Befehl wurde ausgefertigt. Als derselbe zu Sinigaglia ankam, wurde der Graf derart davon betroffen, daß er erkrankte. Man hinterbrachte diese Nachricht dem Papste mit der Bitte, den Befehl zurückzunehmen; indessen Pius begnügte sich mit der Erwiderung: „Ich bin nicht Papst, um die Angelegenheiten meiner Familie, sondern um die des Staates, wie es sich gehört, zu besorgen"; und der Posten blieb unbesetzt.

Groß, ja göttlich muß die Religion sein, die solche Gesinnungen und Handlungen einflößt in dem Augenblicke und auf solcher Höhe, wo es wohl dem Stärksten in etwa durch die Finger könnte gesehen werden, wenn er einmal schwach würde und dem Rausche der Macht- und Größe unterläge! . . . Wer erkennt in dieser edelmüthigen Verleugnung des eigenen Fleisches und Blutes in demjenigen seiner Blutsverwandten nicht den Stellvertreter und Geistesverwandten Dessen, der, als man einstmals zu Ihm sprach: „Siehe, Deine Mutter und Deine Brüder (d. h. Deine Vettern) stehen draußen und suchen Dich", antwortete: „Wer ist meine Mutter, und welche sind meine Brüder?" und dann, die Hand nach seinen Jüngern ausstreckend, sprach: „Siehe da meine Mutter und meine Brüder! Denn wer immer den Willen meines Vaters thut,

der im Himmel ist, derselbe ist mir Bruder, Schwester und Mutter"[1])?

Diese echt evangelische Gleichgültigkeit gegen Fleisch und Blut, wie sie hier der Römische Papst an den Tag legte, ist um so anerkennenswerther und bewunderungswürdiger, je mehr sie gegen die Anhänglichkeit an Fleisch und Blut absticht, wie sie hier und dort bei Solchen angetroffen wird, die sich des ausschließlichen Besitzes des reinen Evangeliums rühmen, z. B. bei den verehelichten Bischöfen Englands. Eine Probe möge für viele genügen und zugleich als Beweis dienen, wie theuer solche hochkirchliche, verheirathete Bischöfe der Staatscasse, das will sagen, dem armen, steuerzahlenden Volke, zu stehen kommen.

Im Juli 1856 kamen im englischen Parlamente die Gehälter der Bischöfe von London und Durham zur Verhandlung. Der siebzigjährige, gichtbrüchige Prälat von London, Doctor Blonfield, und der achtzigjährige, erblindete College, der Bischof Malby von Durham, waren nämlich um ihre Versetzung in den Ruhestand, jedoch unter dem Vorbehalte einer jährlichen Pension von zehntausend fünfhundert Pfund Sterling (262,500 Franken) eingekommen. Die Parlamentsherren fanden die Forderung doch etwas maßlos und wiesen darauf hin, daß der Präsident der Vereinigten Staaten kaum fünftausend, der Römische Papst nur tausend fünfhundert und die Cardinäle der Römischen Kirche kaum vierhundert Pfund Sterling jährlich bezögen. Gegen diese Ziffern möge man einmal die 628,000 Pfund halten, die der Londoner Prälat während seiner bischöflichen Amtsführung, und die 355,000, die der Bischof von Durham eingestrichen! Freilich hatte der betagte Kirchenhirt von London sich auch zu zweien Malen beweibt, und jede seiner Ehehälften war über die Maßen gesegneten Leibes gewesen. Ueberdieß waren Beide, da der Ehrwürdige sie ehelichte, Wittwen und brachten ihm aus ihrem ersten Ehebett eine

---

[1]) Matth. 12, 47—50.

reiche Zahl von Stiefkindern zu, die allesammt einen ebenso gesunden Appetit als Lust nach Aemtern und Ehrenstellen hatten. Zum Glück hatte er, außer seinem Jahresgehalte von zwei und zwanzig tausend Pfund Sterling, über nicht weniger denn sieben und neunzig Pfarrstellen zu verfügen, welche er seit Jahren unter seine zahlreichen Verwandten zu vertheilen gewohnt war. Allein das Alles wollte für die Familie und für die Bedürfnisse des alten hochwürdigen Herrn nicht reichen; derohalben war er um ein Gnadengehalt von zehntausend Pfund Sterling eingekommen! Die Cammer entschied sich endlich dahin, dem Londoner Prälaten nur sechstausend, dem von Durham nur viertausend Pfund zu bewilligen!! . . .

Das war hochherzig vom englischen Parlament, aber hochherziger noch das Genügsamkeitszeugniß, welches dasselbe dem römischen Papst und seinen Cardinälen ausstellte. Scheint es nicht fast, als ob Gott zum Theil als Lohn für diese Redlichkeit den englischen Machthabern seitdem mildere Gesinnungen gegen die sonst so gehaßten Katholiken eingeflößt habe?

In den oben erwähnten Briefen hatte Pius erklärt, daß er die Armen und Nothleidenden als seine Verwandten, ja, als seine Kinder ansehe und daß seine Ersparnisse alle vorzüglich ihnen zu Gute kommen sollten. Daß das keine leeren Worte waren, bewies er gleich in den ersten Tagen seines Pontificates unter andern durch folgende Züge.

Dem Papste war einerseits eine herzerschütternde Schilderung von der außerordentlichen Armuth einer gewissen Familie gemacht, andererseits dagegen die Noth derselben in Zweifel gezogen worden. Um von dem wahren Sachverhalte selber Einsicht zu nehmen, begab sich Pius IX. eines Abends, wie ein einfacher Priester gekleidet, mit Monsignor Corboli in Person dahin. Nachdem sie mehrere Straßen und Gassen durchwandert, traten sie in eine der elendesten Wohnungen, um nicht zu sagen Spelunken Rom's. Dieselbe diente einer sehr armen Familie, bestehend aus einer Wittwe, zwei erwachsenen

Töchtern, eine von vierzehn, die andere von achtzehn Jahren, und zwei kleinen Knaben zum Aufenthalte. Nein! die Schilderungen der Noth waren nicht übertrieben. Ein Blick genügte, um dem erhabenen Besucher die ganze Größe des Elendes zu zeigen, in welchem die arme Familie sich befand. Dem Zuge seines mitleidigen Herzens folgend, ließ er, ohne Jemanden zu fragen oder ein Wort zu sagen — was bedurfte es auch der Frage, und wer hätte ihm zu antworten vermocht? — seine Börse in den Händen der kleinen Kinder, und traf, in seinen Palast zurückgekehrt, sofort Maßregeln, daß den fünf Unglücklichen für die Zukunft ausgiebige Unterstützung zu Theil wurde. (Wen gemahnt diese That nicht an einen andern Oberhirten Italiens aus der Urzeit der Kirche, der ebenfalls, um eine heruntergekommene Familie vom leiblichen und sittlichen Verderben zu erretten, das Dunkel der Nacht und die Stätte des Jammers nicht scheuete?) Außer diesem Werke, welches wider seines Urhebers Willen an die Oeffentlichkeit gekommen, wer zählt die vielen seiner Werke, die der demüthige Diener, der Diener Gottes in den Schleier undurchdringlichen Geheimnisses zu hüllen verstand, und die nirgendswo verzeichnet stehen, als in dem Buche der ewigen Vergeltung?

Am 2. Juli, dem Festtage der Heimsuchung Mariä, wandelte der Papst zu Fuß vom Quirinal, um in dem Kloster der Salesianerinnen am Fuße des Janiculus, die an diesem Tage ihr Titularfest feierten, die heilige Messe zu lesen. Als er aus der Kirche trat, kam ein Kind an ihn heran und sagte: „Bist Du der Papst?“ „Ja, mein kleiner Freund, der bin ich“, erwiderte Seine Heiligkeit. „Ich habe keinen Vater mehr“, fuhr der Kleine fort. „Dann will ich Dein Vater sein“, antwortete der Papst, indem er den Kleinen an sein Herz drückte. Das Versprechen wurde auch redlich erfüllt. Als sich der heilige Vater durch Erkundigungen überzeugt hatte, daß der Kleine die Wahrheit gesprochen, gab er sogleich Befehl ihn in seinem Namen und auf seine Kosten sorgfältig zu erziehen und für sein Fortkommen zu sorgen.

Unter den Unglücklichen, für welche das liebreiche Herz des Papstes mit besonderer Theilnahme schlug, standen die Gefangenen mit in erster Reihe. Klagen über deren harte Behandlung waren an sein Ohr gedrungen und er wollte sich persönlich von der Wahrheit oder dem Ungrunde derselben überzeugen. Da erinnerte er sich eines Vorfalles aus seinen Priesterjahren, der ihm die schicklichste Veranlassung zur sofortigen Ausführung seines Vorhabens an die Hand gab. Der Vorfall war folgender:

Eines Tages im Jahre 1823 wurde zu Rom ein junger Mann von siebenzehn Jahren, Namens Gaetano, der Verschwörung angeklagt, zum Tode geführt. Ein junger Priester, welcher vorüberging, war von den sanften und interessanten Zügen und namentlich von der Jugend und der Ergebung des Verbrechers gerührt; er bat Die, welche ihn führten, ihre Schritte zu verlangsamen, eilte nach dem Quirinal und bat den Papst — es war der greise Dulder Pius VII. — so inständig für den Unglücklichen, daß dieser das Todesurtheil in lebenslängliches Gefängniß umwandelte. Mit dem Befehl des Papstes ausgerüstet, eilte der Priester dem traurigen Zuge nach, und Gaetano wurde nach den Gefängnissen der Engelsburg gebracht. Dieser junge Geistliche war der Vorsteher einer Waisenanstalt, der Abbate Mastai. Seitdem waren drei und zwanzig Jahre vergangen und aus dem jungen Waisenvater war ein Vater der Christenheit geworden, der nunmehr selber im Quirinal wohnte. Oftmals hatte er an den unglücklichen Gaetano gedacht; jetzt kam er ihm ganz ausnehmend in den Sinn. Er erkundigte sich nach ihm und vernahm, daß noch ein Verbrecher, Namens Gaetano, unter den Gefangenen der Engelsburg sich befinde. Sofort war sein Entschluß gefaßt. Er ließ zuerst die Mutter Gaetano's aufsuchen und theilte ihr seinen Plan mit, dann kleidete er sich als einfacher Priester und machte sich Abends allein auf den Weg nach der Engelsburg.

Der Gefangenwärter war ein brutaler Mensch. Als er

den Papst kommen sah, den er für einen einfachen Geistlichen hielt, wollte er ihn fortschicken; aber Pius IX. war mit einem Befehl versehen, welcher dem Gefangenwärter auftrug, den Vorzeiger desselben eine Stunde lang bei Gaetano zu lassen; brummend öffnete er die Thüre des Gefängnisses und Pius IX. trat ein. Bei seinem Anblicke zitterte der Gefangene; er ahnte nicht, daß es der Papst und daß der Papst jener Abbate war, der ihm das Leben gerettet. „Was wollen Sie?" fragte er mit schwacher Stimme. — „Ich bringe Nachrichten von Ihrer Mutter." Bei diesem süßen Namen rief der Gefangene: „Meine Mutter! Sie lebt also noch? Gott sei gedankt!" — „Sie lebt und schickt mich zu Ihnen, um Ihnen die Hoffnung einer bessern Zukunft zu bringen." Der Gefangene sank vor Freude in die Arme des Priesters, der ihn liebevoll an sein Herz drückt. „Gott erbarmt sich also meiner, indem er mir einen Engel des Trostes schickt." — Nachdem die ersten Augenblicke dieser rührenden Scene vorüber waren, erzählte ihm der unglückliche junge Mann die Geschichte seiner drei und zwanzig Lebensjahre. „Sie hätten sollen an den Papst schreiben", sagte ihm der Geistliche, „und seine Gnade anrufen. Ein Verbrechen, im siebenzehnten Jahre begangen, haben Sie wohl schon schwer gebüßt." — „Ich schrieb, aber meine Briefe blieben ohne Antwort." — „Schreiben Sie noch einmal." — „Mein Brief würde aufgefangen, ehe er zu Gregor XVI. käme." — „Gregor XVI. lebt nicht mehr, schreiben Sie an Pius IX." — „Wer wird ihm den Brief übergeben?" — „Ich, schreiben Sie, hier ist Papier und Bleistift." Der Gefangene schrieb einen Brief, ohne Bitterkeit und voll edler Gefühle. „So, noch diesen Abend soll der Papst den Brief haben. Leben Sie wohl, mein Freund, vertrauen Sie auf Gott, bitten Sie ihn für Pius IX. und hoffen Sie."

Der Gefangenwärter kehrte zurück, er war wie wüthend. „Zum Teufel!" sagte er, „Herr Abbate, Sie haben sich schwer vergangen. Sie sollten nur eine Stunde hier bleiben, und jetzt sind schon zwei Minuten darüber; machen Sie, daß Sie

fortkommen." — „Ihr versündigt Euch durch das Fluchen, wenn das der Papst wüßte!" — Der Wärter zuckte spöttelnd die Achseln. „Wenn er es auch wüßte? Der Papst kümmert sich so wenig um mich, als ich mich um ihn." — „Ihr kennt den Papst nicht, sonst wüßtet Ihr, daß der Papst Niemanden verachtet, sondern jeden Menschen liebt. Wie heißt Ihr?" — „Das geht Euch nichts an, schert Euch zum Kuckuck!" — „Wie, so redet Ihr mit einem Priester!"

Der Papst begab sich augenblicklich zum Gouverneur der Engelsburg. Dieser war nicht weniger in einer schlechten Laune: „Noch ein Lästiger!" rief er; „rasch, schnell nur, Herr Abbate, was wollen Sie? Ich bin beschäftigt." — „Ich fordere die Freiheit für Ihren Gefangenen Gaetano." — „Sie scherzen, nur der Papst kann begnadigen." — „Ich komme auch im Namen des Papstes, mich an Sie zu wenden." — „Der Beweis?" — „Hier!" Pius IX. nahm eine Feder und schrieb die Begnadigung:

„Ich befehle dem Gouverneur der Engelsburg, Gaetano sogleich frei zu lassen und seinen Gefangenwärter fortzujagen.

Unterzeichnet: Pius, Papst."

Der Gouverneur stürzte dem Papst zu Füßen und flehte um Gnade wegen seines barschen Benehmens. Gaetano wurde nun alsogleich in Freiheit gesetzt und eilte, seine Mutter zu umarmen. Und der Gefangenwärter? — Der wurde fortgejagt — aber nach zwei Monaten erhielt er vom Papst Gnade und zugleich einen kleinen Posten, nachdem er versprochen, nicht mehr zu fluchen und nicht mehr brutal zu sein. Er hielt Wort.[1])

---

[1]) Pius IX. von Ferd. J. Hummel. Von Andern wird bestritten, daß Pius IX. jemals in einfacher, geistlicher Tracht sich in den Straßen Rom's gezeigt habe.

Fünfzehntes Capitel.

Andeutungen und Erwartungen einer Amnestie. — Was Pius IX. in Bezug auf Letztere zu bedenken hatte. — Besondere Rücksichten, welche die Päpste, mehr als weltliche Monarchen, bei tief eingreifenden Regierungsacten zu beachten haben. — Zwei alte Bekannte. — Stimmung der Gesandten, Cardinäle und Fürsten in Absicht auf die Amnestie. — Ein von der Barmherzigkeit eingegebener Geniestreich.

Am Abende des Tages, wo Pius des Neunten Krönung Statt gehabt und wo ganz Rom in einem Meer von Wonne schwamm, hatte während der Empfangsfeierlichkeiten in den Salons des Quirinal Seine Eminenz Cardinal Ferretti den Grafen Rossi an die Seite gezogen und ihm in's Ohr geflüstert: „Beruhigen Sie sich, Herr Gesandter, wir werden Eisenbahnen und die Amnestie bekommen, und Alles wird gut gehen." In der That hatte Pius am Tage nach seiner Wahl eine Amnestie — einen Straferlaß für politische Verbrechen in Aussicht gestellt. Das Volk erwartete dieselbe bereits am Tage der Krönungsfeier, und als sie da nicht zur Verkündigung kam und inzwischen einige vereinzelte Begnadigungen, wie die des Professors Orioli, des Advocaten Leoni und mehrerer anderer Verbannten oder Gefangenen bekannt geworden waren, so glaubte das Volk, der Papst wolle auf diese besonderen Gnadenacte seine Huld beschränken und fing bereits an, ihn der Unzuverlässigkeit und Schwäche zu beschuldigen.

Hatte es ja keine Ahnung von den Hindernissen und Schwierigkeiten, womit Pius IX., während er bei Nacht und Tag, in heißem Gebete mit Gott und in vertrauten Berathungen mit Gleichgesinnten dem Plan einer allgemeinen Amnestie

nachsann, zu kämpfen hätte. Letztere sollte umfassend, schrankenlos sein, zugleich aber Bürgschaft für ein gebessertes, gesetzliches Verhalten in der Zukunft bieten. Das war so leicht nicht, als es der heißblütigen, in Hoffnungen schwelgenden Menge wohl scheinen mochte. Was den Adlerflug der landesväterlichen Willigkeit hemmte, war vornehmlich zweierlei: die nothwendige Vorsicht, nicht so ohne Weiteres mit den seitherigen Staatsgrundsätzen zu brechen, was einer nicht sehr geziemenden Verurtheilung des Verfahrens Gregor's XVI. ähnlich gesehen haben würde, sodann die stille, nicht zu verkennende, aber ehrfurchtsvolle Opposition einiger Cardinäle, welche man damals die Gregorianische oder auch östreichisch-jesuitische, sanfedistische, retrograde, reactionäre Partei zu nennen beliebte.

Ueberhaupt sind die Päpste — und das verdient alle Beachtung — in der Ausführung von Reformen weit weniger frei als weltliche Souveräne. Sie stoßen auf Hindernisse in ihrer unmittelbaren Nähe, theils in der Ueberlieferung, theils in dem heiligen Collegium, obwohl sie diesem gegenüber grundsätzlich unabhängig sind und wenn sie ja durch dessen Rath sich beeinflussen lassen, eine freiwillige Selbstbindung üben, die allerdings in der Zweckmäßigkeit ihren Grund hat. Monarchen und Priester, wie sie sind, dürfen sie, während sie ein Volk regieren, nicht außer Acht lassen, daß sie die Kirche vertreten, und Dinge zu vereinbaren haben, die dem Anscheine nach äußerst schwer zu vereinbaren sind, den Fortschritt nämlich mit dem Althergebrachten, Traditionellen, ihre Gewissenspflichten als Monarchen mit dem unter dem erdrückenden Gewicht der Verantwortlichkeit so leicht erwachenden Religionsscrupel, das berechtigte Verlangen nach Aufbesserung der Lage ihrer Staaten mit der natürlichen Furcht vor Ueberschreitung der Grenze ihrer Gerechtsame. Gewählt durch wenige mit Machtvollkommenheit Bekleidete aus dem hohen Klerus, Nachfolger einer langen Reihe von Monarchen, die, wie sie, erwählt wurden, müssen sie inne werden und werden es oft fast allzusehr, daß ihre Person in dieser unpersönlichen, immerwährenden Fortdauer des Kirchen-

regiments so gut wie aufgeht. Erben der Vergangenheit, sind sie der Pflicht einer strengen Verantwortung an die Zukunft sich bewußt. Was Wunder daher, wenn bisweilen ihr guter Wille erlahmt, ihr Geist sich trübt, wenn sie von Vorrechten, deren bloße Nutznießer sie auf Eines Tages Dauer sind, Etwas zu vergeben Scheu haben? Was Wunder, wenn die lange Folge der Jahrhunderte einen Druck auf ihr Gewissen und eine etwas hemmende Wirkung auf ihre Thatkraft übt? Ein Monarch hat, bei allem Dem, das Recht, einen Theil seiner Gerechtsame, wie der Familienvater einen Theil seiner Güter, zu veräußern. Allein der Papst repräsentirt nicht eine Familie, er repräsentirt die gesammte Kirche. Hat er das Recht, sich eines Theils seiner Souveränität zu begeben? Eine furchtbare Frage, die zu lösen die Aufgabe eines ehrlichen Gewissens, eines erleuchteten Glaubens, einer gottesfürchtigen Vernunft ist, aber in Bezug auf welche man unzählbaren Umständlichkeiten Rechnung tragen muß, um gewisse Zögerungen und Unschlüssigkeiten richtig zu beurtheilen, mit deren Verurtheilung die ungeduldige, denkfaule, große Masse, oder Federfechter, welche die Welt nach ihren augenblicklichen Einfällen regieren möchten, alsbald bei der Hand sind.

Nach dem Gesagten darf es uns denn auch nicht wundern, wenn wir Pius IX. nicht so fast der Amnestie selber, die bei ihm eine beschlossene Sache war, als vielmehr der Art der Ausführung und der Ausdehnung derselben wegen mehr denn einmal in Zweifel sehen. Unter Denjenigen, die er in Bezug auf Letzteres zu Rathe zog, sollen zwei alte Bekannte, der Stiftsherr Graziosi und Pater Ventura, einen vorwiegenden Einfluß auf ihn ausgeübt haben. Den Ersteren kennen wir bereits genauer aus der Lobrede, welche Letzterer bei seiner Leichenfeier auf ihn gehalten. Auch Diesem, der bereits hinübergegangen, sind wir einige Worte schuldig.

Zu Palermo in Sicilien von angesehenen Eltern im gleichen Jahre wie Mastai geboren, widmete sich Joachim Ventura, wie dieser, dem geistlichen Stande und studirte zu Rom unter

des nämlichen Lehrers Anleitung die Theologie. Nach vollendeten Studien gingen die Wege beider gleich hoffnungsvollen Jünglinge auseinander. Ventura, von hohen Ideen getrieben, ließ sich Anfangs unter die Jüngerschaar des heiligen Ignatius aufnehmen, verließ aber (wie es heißt, weil er sich mit der Lehrmethode derselben nicht befreunden konnte) die Gesellschaft Jesu, um in den Orden der Theatiner zu treten, zu dessen höchsten Würden der talentvolle, leider nicht von Ehrgeiz ganz freie Mann sich von Stufe zu Stufe emporschwang. Des Postens als General-Oberer enthoben, bekleidete er eine Zeitlang die Lehrcanzel des kanonischen Rechts an der römischen Hochschule, erweckte hier aber durch rücksichtslose Darlegung seiner allzufreien, demokratisch gefärbten Anschauungen in maßgebenden Kreisen Unzufriedenheit, wurde daher abberufen und lebte seitdem als einfacher Ordenspriester in seiner Zelle, die er nur verließ, um als Advents- und Fastenprediger in den größeren Kirchen Rom's, wie St. Andrea della Valle und St. Peter, ganz Rom und die ausgezeichnetsten Fremden um seine Canzel zu schaaren und durch den Glanz seiner Beredtsamkeit derart zur Bewunderung hinzureißen, daß er bald der Lieblingsprediger der Römer und seine Zelle das Stelldichein für alle politischen und literarischen Berühmtheiten Italiens und des Auslandes wurde. Daß Pius IX. gleich nach seiner Erhebung auf den Apostolischen Stuhl zu einem so genialen, edelgesinnten und hochgeachteten Manne, zu einem Manne, an dessen Seite er drei Jahre lang den Unterricht des besten der Lehrer genossen, und der ihm, ohne irgendwie dazu veranlaßt worden zu sein, aus reinem Wohlwollen vor der Papstwahl ein so glänzendes, vielleicht nicht ganz einflußloses Zeugniß ausgestellt, sich hingezogen fühlen mußte und Vertrauen mit Vertrauen erwidern zu müssen glaubte, wer könnte darin etwas Befremdendes finden?

Beim ersten Gerücht, das sich von dem bevorstehenden Erscheinen des Amnestiedecretes in diplomatischen Kreisen verbreitete und bei der allgemeinen Spannung, die in Folge dessen

sich kundgab, zitterten die Gesandten eben jener Fürsten, die im Jahre 1831 Gregor XVI. durch das berüchtigte „Memorandum“ zu eben den Reformen und Freilassungen aufgefordert hatten, die sie jetzt sich vorbereiten sahen. Der Gesandte Oestreichs, Graf von Lützow, obwohl sein eigener Kaiser (Ferdinand) nach seiner Krönung in Mailand eine Amnestie für politische Verbrecher erlassen hatte, wagte es, dem Papste deßhalb Vorstellungen zu machen und ihm mit dem allerhöchsten Mißfallen Seiner k. k. Majestät zu drohen. Ludwig Philipp, als er (etwas später) den Jubel Italiens ob der ersten Regierungshandlungen Pius' IX. vernahm, rief in halber Verzweiflung aus: „Dieser Papst wird mein Untergang sein. Ce pape me perdra!“ [1]) Auch Neapel und die kleineren italienischen Mächte blickten mit Eifersucht und Furcht auf den vom Papste eingeschlagenen Reformweg und zitterten für ihre unumschränkte Herrschaft, die ihnen, so klein auch ihr Gebiet war, doch sehr am Herzen lag.

Auch die Cardinäle hatten in Ansehung der vorhabenden Amnestiemaßregel ihre schwer wiegenden Bedenken. Die Mehrzahl hielt sie mindestens für verfrüht. Im Anfange der Regierung, sagten sie, könne sie den Kirchenstaat wieder in die Gesetzlosigkeit zurückstürzen, die bei Gregor's XVI. Thronbesteigung Platz gegriffen; die Geächteten würden im Falle ihrer Freilassung den alten, durch zwölfjährige Haft oder Verbannung noch giftiger gewordenen Geist der Empörung nach Rom zurückbringen. Man würde von Neuem die geheimen Gesellschaften sich bilden, die Agenten des Carbonarismus die Truppen mit Geld verführen sehen. Der Aufstand würde unfehlbar in den Provinzen losbrechen. Mit der weltlichen Herrschaft der Päpste werde es aus und alle sein! Und die Verantwortlichkeit für all dieses Unglück würde Demjenigen zur Last fallen, dessen allzu schrankenlose Güte es hervorgerufen.

---

[1]) Pie IX. par Hippolyte Castille. Paris 1859.

Alle diese Einreden hatten vor der liebeglühenden Beredtsamkeit Pius' IX. die Segel streichen müssen. Um jedoch seine Unparteilichkeit für oder gegen Irgendwelchen zu beweisen, hatte Pius eine Congregation von Cardinälen mit der Erörterung der Amnestiefrage beauftragt. An dem bestimmten Tage berief er sie in den Quirinal. Bei dem Einzelverhöre schienen Alle mehr oder weniger auf seiner Seite zu sein. Als man jedoch zur Stimmensammlung schritt, fand es sich, daß sämmtliche Kugeln in der Urne schwarze waren.

Da bediente sich Pius IX. eines Geniestreiches, welchen ihm sein überströmendes Herz eingab und der zugleich den Kirchenfürsten die Augen über den Standpunct öffnete, welchen er als Oberhaupt der Kirche und des Staates in vorkommenden Fällen, angesichts ihrer, zu behaupten entschlossen sei. Er nahm sein weißes Scheitelkäppchen ab, legte es auf die schwarzen Kugeln und sagte dann lächelnd: „Nun sind es lauter weiße!" — Das war die letzte Förmlichkeit, die dem Gnadenact der Amnestie vorherging.

Sechszehntes Capitel.

Das Amnestie-Decret. — Maßloser Jubel darüber in der Stadt und den Provinzen. — Mitten im Jubel eine fatale Erscheinung. — Dank und Mahnung zugleich. — Unmittelbare Wirkungen der Amnestie. — Ueberschwängliche und eben darum verdächtige Dankbetheuerungen. — Ein Schriftstück als Probe, welchen Calibers viele der Amnestirten gewesen.

Am 17. Juli, gerade einen Monat, nachdem Pius IX. zum ersten Mal auf dem Balcon des Quirinal erschienen, wurde gegen Abend ein großes, vollständig bedrucktes Blatt

Papier an allen Straßenecken angeschlagen. Es war bereits spät und kaum noch hell genug zum Lesen. Man nahm daher Anfangs kaum Notiz von den Anschlagezetteln, bis ein Vorübergehender aus Neugierde näher trat und trotz der Dunkelheit dazu kam, den Titel des Manifestes zu entziffern. Alsbald stieß er einen Freudenschrei aus, es war die Amnestie.

Dieser Schrei pflanzte sich fort von Thüre zu Thüre, von Straße zu Straße, durch alle Rionen Rom's.

Tausende von Personen eilten aus den Häusern, den Cafee's, den Schenken und begaben sich auf die Plätze, wo gewöhnlich öffentliche Bekanntmachungen angeschlagen wurden. Lichter wurden zu beiden Seiten des glückbringenden Placates an den Mauern in die Höhe gehalten. An jeder Straßenecke stellte sich ein Leser auf, und war er unter dem Freudenrufe Aller zu Ende gekommen, mußte er noch einmal lesen: man konnte sich nicht satt hören, man wollte noch immer mehr hören. Während des Lesens weinte man; hatte man gelesen, so umarmte man sich; es war ein Rausch, ein Glück, ein Taumel . . .

Das Decret lautete, wie folgt:

„In diesen Tagen, da Unser Herz bei dem Anblick der Freude Aller über Unsere Erhebung zur Papstwürde froh bewegt ist, können Wir ein Gefühl der Trauer nicht unterdrücken, wenn Wir bedenken, daß viele Familien an dieser Freude nicht theilnehmen können, weil sie über Vergehen trauern, welche eines ihrer Mitglieder gegen die Gesellschaft oder gegen die geheiligten Rechte ihres rechtmäßigen Fürsten begangen hat.

Wir wollen nun gern einen mitleidigen Blick auf die unerfahrenen Jünglinge werfen, welche von politischen Wirren umgeben, durch trügerische Hoffnungen verblendet worden und eher als Verführte denn als Verführer zu betrachten sind. Aus diesem Grunde wollen wir, in herzlicher Liebe zum Frieden, diesen mißleiteten Kindern die Hand zur Versöhnung reichen, wenn sie aufrichtige Reue an den Tag legen. Jetzt, da Unser gutes Volk seine Liebe gegen Uns, seine fortdauernde Verehrung gegen den heiligen Stuhl und für Unsere Person bewiesen hat, sind Wir überzeugt, daß Wir ohne Gefährde Amnestie bewilligen können. Wir verordnen daher, daß der Beginn Unserer Regierung durch folgenden souveränen Gnadenact feierlich eingeweihet werde:

1. Wir bewilligen allen Unsern Unterthanen, welche eine Strafe für

politische Vergehen verbüßen, vollständigen Nachlaß derselben, wenn sie ein schriftliches Versprechen auf ihr Ehrenwort abgeben, daß sie in keiner Weise und zu keiner Zeit diese Gnade mißbrauchen, und daß sie in Zukunft die Pflichten guter und getreuer Unterthanen erfüllen wollen.

2. Denjenigen Unserer Unterthanen, welche in Folge von politischen Verbrechen in andere Länder geflüchtet sind, soll diese Amnestie ebenfalls zu Gute kommen, wenn sie vor Ablauf eines Jahres den Apostolischen Nuntien oder anderen Vertretern des heiligen Stuhles anzeigen, daß sie von diesem Unserm Gnadenacte Vortheil zu ziehen wünschen.

3. Wir bewilligen ferner auch Denjenigen Begnadigung, welche wegen Theilnahme an irgend einer Verschwörung gegen den Staat unter politischer Aufsicht stehen oder zur Uebernahme bürgerlicher Aemter für unfähig erklärt worden sind.

4. Es ist Unser Wunsch, daß alle Criminalprozesse wegen politischer Vergehen, welche noch nicht endgültig entschieden sind, sofort niedergeschlagen und daß die Gefangenen in Freiheit gesetzt werden sollen, es sei denn, daß der Eine oder der Andere die Fortsetzung der Procedur wünsche, um seine Unschuld zu beweisen.

5. Die Bestimmungen in den vorhergehenden Artikeln finden keine Anwendung auf die kleine Zahl von Geistlichen, von höheren Militärpersonen und von Staatsbeamten, welche bereits verurtheilt oder geflohen sind, oder sich gegenwärtig wegen politischer Vergehen in Untersuchung befinden. In Bezug auf die genannten Personen behalten Wir Uns die Entscheidung vor, bis Wir über jeden besonderen Fall nähere Erkundigung eingezogen haben.

6. Von der gegenwärtigen Amnestie sind ferner Verbrechen und gemeine Vergehen ausgeschlossen, welche vor die bürgerlichen Gerichte gehören. (Es waren ihrer siebenzig.)

Gerne geben Wir Uns der zuversichtlichen Erwartung hin, daß Diejenigen, welchen Unsere Gnade zu Gute kommt, zu jeder Zeit ihre Pflichten zu erfüllen und ihre Ehre zu wahren wissen werden. Wir hoffen zudem, daß ihre Herzen, durch Unsere Begnadigung besänftigt, allen Bürgerhaß ablegen werden, der jederzeit die Ursache und die Wirkung politischer Aufregung ist, daß sie dagegen die Bande des Friedens um so fester anziehen werden, welche, wie Gott wünscht, alle Söhne desselben Vaters umschließen sollen. Sollte Unsere Hoffnung jedoch getäuscht werden, so würden Wir mit bitterem Schmerze daran erinnern müssen, daß, wenn Gnade als süßestes Attribut der Herrschergewalt erscheint, Gerechtigkeit ihre erste Pflicht ist.

Gegeben zu Rom am 16. Tage des Juli 1846, im ersten Jahre Unseres Pontificats.

Pius P. P. IX.

Diesem Decret folgte die Ausführung auf dem Fuße nach. Sofort wurden die wegen politischer Vergehen obschwebenden Criminalproceduren niedergeschlagen und die wegen eben dieser Verbrechen Angeklagten oder Verurtheilten aus ihrer Haft entlassen oder kehrten in ihre Heimath zurück, nachdem sie das im Paragraph 1 erwähnte schriftliche Versprechen abgegeben hatten, welches also lautet:

„Ich Unterzeichneter erkenne als besondern Gnadenbeweis die edelmüthige und freiwillige Verzeihung an, welche die Nachsicht des heiligen Vaters und meines gesetzlichen Souveräns, des Papstes Pius IX., für meine Betheiligung an allen Versuchen, die öffentliche Ordnung zu stören und die gesetzlich bestehende Autorität in seinen weltlichen Staaten zu stürzen, mir bewilligt hat. Ich verspreche auf mein Ehrenwort, diesen Gnadenact auf keine Weise und zu keiner Zeit zu mißbrauchen, und verbürge mich außerdem, daß ich getreulich alle Pflichten eines treugesinnten Unterthanen erfüllen will."

In Folge dieses Versprechens wurden mehr denn fünfzehn hundert in der Verbannung Lebende, welche längst alle Hoffnung, die Ihrigen wiederzusehen, aufgegeben hatten, ihren Familien zurückgegeben. Nur das Schicksal einiger wenigen Schuldigen blieb noch vorbehalten, aber alle Hoffnung war auch ihnen nicht abgeschnitten. Das war in der That eine Amnestie, ein Strafnachlaß von einer Tragweite, wie die kühnste Einbildungskraft sie kaum zu hoffen gewagt hatte. Konnte die Begeisterung dieserhalb wohl zu groß sein?

Kaum war das glückverkündende Manifest gelesen und bekannt geworden, da ertönte endloser Jubel in Rom, von Minute zu Minute steigend. Die Stadt begann sich zu beleuchten. Plötzlich riefen einige Stimmen: Nach dem Monte Cavallo! Nach dem Monte Cavallo! und die Menge eilte nach dem Quirinal-Palaste, um dem Papste zu danken.

Es war neun Uhr. Pius IX. vernahm durch das Dunkel und Schweigen der großen Gärten des Quirinal den entfernten Lärm, ein sicheres Zeichen, daß seine Friedensbotschaft zu seinem Volke gelangt sei. Er sah den ungewöhnlichen Lichtschimmer nach und nach über allen Stadttheilen erscheinen und

mit einer Freudenglorie die ewige Stadt krönen. Bald schien es ihm, als ob der Lärm sich nähere, dumpfes Murmeln drang den Hügel herauf wie ferner Donner oder wie das Geräusch steigender Fluth. Jetzt hörte er einzelne Rufe, es ist sein Name, der von tausend Lippen tönt; man kommt ihm zu melden, daß sein Volk da ist, welches ihn sehen will, welches nach ihm verlangt!

Pius begab sich auf den großen Balcon. Er wurde mit stürmischem Jubel empfangen. In den seltenen Pausen, wo es stiller ward, drangen einzelne Rufe zu ihm: Dank, heiliger Vater, Dank! — Du hast ein großes und schönes Werk vollbracht! — Dein Volk dankt Dir! — und tausend ähnliche Zurufe, wie dieß im Charakter der Römer liegt.

Nachdem er die Menge gesegnet, zog sich der Papst, von übergroßer Aufregung erschöpft, in sein Betgemach zurück, um zu den Füßen des Gekreuzigten sein von Glück überströmendes Herz in einem Strom von Thränen zu erleichtern. Aber um zehn Uhr mußte er sich von Neuem zeigen. Waren Anfangs zehntausend Menschen gekommen, so standen jetzt zwanzigtausend da. Aber auch dieß war noch nicht der letzte Segen, den er an diesem Abend spendete; denn um elf Uhr rief ganz Rom ihn zum dritten Male. Man hatte die Musiker aus den Theatern geholt, die Verkaufläden gestürmt, um Fackeln zu erhalten, die Mauern und den Fuß des Obelisken erklettert, um dort bengalische Feuer anzuzünden, und der ganze Platz glänzte wie im vollen Sonnenlichte.

Am folgenden Tage hatte man überall über dem Amnestiedecrete Kronen angebracht und es mit Blumen-Guirlanden umwunden.

Am nächsten Tage darauf, dem neunzehnten (es war ein Sonntag) begab sich der Papst bei Gelegenheit des Festes des heiligen Vincenz von Paula in die Missionskirche. Man bereitete ihm eine Huldigung; in einem Nu waren alle Häuser der Corsostraße mit Teppichen und Fahnen in den päpstlichen Farben geschmückt, der Pfad war mit Blumen bestreut,

Inschriften, Verse und Sprüche wurden an die Mauern angeheftet.

Nachdem die Feier geendet, bestieg der Papst seinen Wagen und fuhr zum Quirinal zurück. Aber die Fahrt konnte nur langsam vor sich gehen; denn eine ungeheure Menschenmenge wogte durch die Straßen. Endlich kam er auf dem Platze Colonna an; da war es unmöglich weiter zu kommen. Eine Menge junger Männer, meist Zöglinge der Hochschule, welche auf den Knieen lag, versperrte den Weg und bat den heiligen Vater, daß er ihnen gestatten möge, die Pferde auszuspannen und den päpstlichen Wagen zu ziehen. Aber Pius IX., der Gute, wollte sich einer solchen Huldigung entziehen, die seiner Bescheidenheit widerstrebte. — Nein, nein, rief er, Ihr seid Menschen. Doch schon war es zu spät . . . Die Pferde, durch hundert kräftige Arme ausgespannt, waren bereits auf dem Wege nach dem Monte-Cavallo. Hier befanden sich alle Diejenigen aufgestellt, welche wenige Stunden vorher aus dem Staatsgefängniß der Engelsburg waren entlassen worden. Dieser Anblick hob die Begeisterung auf ihren Gipfel. Dieser Fürst, dieser allgemeine Vater, welcher Thränen vergießend und segnend unter einem Blumenregen dahinfuhr, diese auf den Knieen liegende Menge, welche die Hände erhob, die wehenden Tücher, die flatternden Fahnen, die Häuser bis auf die Dächer mit Menschen besetzt, all' dieß Glück, all' diese Liebe, all' dieser Jubel machten einen überwältigenden Eindruck, welchem selbst die kältesten Herzen nicht zu widerstehen vermochten.

In dem Triumphzuge zog ein merkwürdiger Mann, Graf Rossi, der Botschafter Frankreichs, durch sein eigenthümliches Benehmen die Augen Aller auf sich. Er schritt, mit der Menge um die Wette sein Evviva rufend, in so augenscheinlicher Begeisterung neben dem Kutschenschlage des heil. Vaters einher, daß die Römer, auf seine Vergangenheit anspielend, seitdem ihm den Beinamen l'amnestiato — „der Amnestirte" — gaben. — O, wenn der Mann hätte ahnen können, welch' herbe

Frucht zunächst für ihn in nicht gar ferner Zukunft aus dieser Freudensaat erwachsen würde! . . .

Am Abende dieses schönen Tages vernahm man, daß Pius IX. aus seinen Privatmitteln eine beträchtliche Anzahl Schuldgefangener losgekauft habe. Alsbald ahmten die Römer diesem edlen Beispiele nach. Eine zu Gunsten der Armen eröffnete Subscriptionsliste war im Nu mit zahlreichen Unterschriften bedeckt, und so konnte ganz Rom sich der Huld seines väterlichen Herrschers erfreuen.

Die Provinzen hatten, um auch ihrerseits ihrem Freudentaumel Luft zu machen, nicht auf die Anregung aus der Hauptstadt gewartet. Kaum war das Amnestiedecret erschienen, als allerwärts Illuminationen, Bankette und Feste die Runde machten. Jede Stadt hatte ihre Denkmäler, ihre Inschriften und Lobgedichte. Bologna stellte das Brustbild Pius' IX., mit einer Inschrift verziert, auf seinem Hauptplatze auf. Ancona ließ das motu proprio — das dem freien Herzen entquollene Gnadendecret — in goldenen Buchstaben auf eine Marmortafel eingraben, nachdem es während der Nacht von einigen Uebelwollenden war abgerissen worden. Kurz, ganz Italien gerieth ob der Bewegung, die von Rom ausging, in ein fieberhaftes Entzücken, das hinwiederum zündend auf das höchst erregbare und zu Kundgebungen geneigte römische Volk zurückwirkte, dergestalt, daß es selbst dem hochgesinnten Urheber dieser Freude dabei unheimlich ward und deßhalb von Seiten des Staats-Secretariats am 20. die nachstehende Bekanntmachung erlassen wurde:

„Seine Heiligkeit, unser Herr, ist durch die freien Aeußerungen kindlicher Liebe, welche die Bewohner dieser seiner Stadt an den verflossenen Abenden ihm bethätigten, lebhaft gerührt worden. Er fühlt sich gedrungen, ihnen dafür recht sehr zu danken. Doch mehrt den Werth alles schönen Handelns sein rechtes Maß. Indem somit den außerordentlichen Zeichen aufrichtiger Freude Grenzen gesetzt werden, wünscht der heilige Vater jetzt neue Beweise von Folgsamkeit des guten römischen Volkes zu sehen. Er weiß in dieser Beziehung, daß sein Wunsch demselben Befehl zu sein pflegt."

Daß das huldreiche Anerbieten des väterlichen Herrschers (mit Ausnahme Weniger) von Denjenigen, die es betraf, keineswegs verschmäht, sondern mit beiden Händen angenommen wurde, zeigte sich ungesäumt. Schaarenweise strömten die aus ihren Gefängnissen Entlassenen, worunter viele Römer waren, ihrem heimathlichen Herd zu und warfen sich, aus Verlorenen Wiedergefundene geworden, ihren Anverwandten in die Arme. Das war ein Jubeln und Jauchzen, ein Küssen und Herzen in Stadt und Land, jeder Tag brachte einen neuen Ankömmling und mit ihm Wonne und Glück in die Stätte, wo bisher Trauer geherrscht; da erneuerte sich der Jubel, da flossen auf's Neue Ströme von Freudenthränen, da stiegen wiederholte Segenswünsche für Pio Nono, den Befreier, den „Göttlichen", zum Himmel, vermischt mit Verwünschungen Gregor's XVI., des „Tyrannen", des „Henkers", in Bezug auf den nun Niemand mehr sich dankbar zu erinnern wußte, daß auch er einst bei seiner Thronbesteigung durch eine Amnestie, freilich eine nicht so ausgedehnte, Tausende von Thränen getrocknet und die freudigsten Hoffnungen wach gerufen hatte, und das zu einer Zeit, die noch eine andere war, wie die gegenwärtige, zu einer Zeit, wo Meutereien gegenüber Ernst und Strenge Noth that. Die Gefühle des Dankes und der Begeisterung für den Edlen, der so zuvorkommend ihre Kerker geöffnet, ihre Bande gelöst hatte, waren so überströmend, daß Viele sich nicht begnügten, ihr Ehrenwort abzugeben — die einzige Bedingung, welche ihnen der Wortlaut der Amnestie auferlegte —, sondern aus freiem Antriebe dankbare Betheuerungen folgender Art hinzusetzten: „Ich schwöre bei meinem Haupte und bei den Häuptern meiner Kinder, daß ich Pius IX. bis zum Tode treu bleiben will." — „Ich schwöre, all mein Blut für Pius IX. zu vergießen." — „Ich verzichte auf meinen Antheil am Paradiese, wenn ich jemals das eidliche Gelöbniß breche, welches mich an Pius IX. bindet." Ja, einige Hauptrevolutionäre, wie Galetti und Renzi, wollten ihrem Befreier in Person ihren Dank zu Füßen legen, und Pius der Gütige empfing sie. Galetti

warf sich dem Papst zu Füßen, vor Rührung unvermögend, ein Wort zu sprechen, er, der durch seine strömende Beredtsamkeit früherhin so Viele mit sich in's Verderben gerissen und der in der Folge noch schlimmeres Unheil anrichten sollte. Es heißt, daß er dem heiligen Vater eine im Gefängniß abgefaßte Denkschrift über die Verwaltung des Kirchenstaates überreicht, daß dieser sie huldreich entgegengenommen und Jener darauf voller Begeisterung nach Bologna, seiner Geburtsstadt zurückgeeilt sei. Wahrlich, der Mann hatte auch Ursache, froh zu sein und dankbar dazu: war er doch wegen Theilnahme an der Verschwörung im Jahre 1845, die Gregor's XVI. Lebensabend so unsäglich trübte, zum Tode, dann aus Gnade zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt worden, dessen Pforte nun durch die allgemeine Amnestie geöffnet worden war. Sein Verbrechen war in folgendem Document enthalten, das bei der Untersuchung gegen ihn vorlag.

„Unsere Feinde", heißt es darin, „sind sehr zahlreich: vor Allem gehören dazu die Geistlichkeit, der Adel, viele Eigenthümer und die Staatsbeamten. Unter dem Rufe der Freiheit muß in jeder Stadt ein revolutionärer Ausschuß eingesetzt werden, der sich der verdächtigsten unter den oben angezeigten Personen zu bemächtigen hat, die, wenn sie in Freiheit oder am Leben bleiben, unserer Sache großen Schaden zufügen können. Der Ausschuß muß namentlich auf folgende zwei Classen ein wachsames Auge haben: 1. auf Diejenigen, welche sich gegen die Sache (die Revolution) gleichgültig verhalten und den Parteigängern derselben keine Beleidigung zugefügt haben, der Regierung aber aus Liebe zur Ruhe zugethan sind. Diese muß man sich bemühen, in unser Interesse zu ziehen; — 2. auf Diejenigen, welche, gleichviel ob im Staatsdienst angestellt oder nicht, sich offen als unsere Feinde gezeigt und uns auf alle mögliche Weise Hindernisse in den Weg gelegt haben; — diese müssen vorzugsweise aus dem Leben geschafft werden. Am Besten wird es sein, sie ohne Aufsehen und zur Nachtzeit aufzuheben und dann im Gefängniß zu tödten. Es

muß dabei die größte Vorsicht und Heimlichkeit beobachtet werden, und man muß aussprengen, sie hätten sich versteckt, oder sie seien aus dem Lande geflüchtet oder vorsichtshalber in's Gefängniß gesetzt worden. Alles muß geschehen, ohne daß Tumult entsteht oder Schrecken erregt wird, wie dieß bei den Septembermetzeleien (zur Zeit der ersten französischen Republik) geschah. Sie müssen rasch und ohne Gnade zu Tode gebracht werden."

Hatte ein Mann von solchen Grundsätzen und Bestrebungen nicht doppelt und dreifach den Tod verdient, und war die Strafmilderung durch Gregor XVI. und mehr noch der volle Straferlaß durch Pius IX. nicht ein Gnadenact, den man fast ein Wagniß nennen könnte?

Siebenzehntes Capitel.

Das erste geheime Consistorium. — Allocution des heil. Vaters. — Cardinal Macchi's Antwort auf dieselbe. — Der bedeutungsvolle Festbesuch. — Das Collegium Germanicum. — Die seltsame Abendmahlsfeier. — Einige sehr beliebte Neuerungen. — Cardinal Gizzi wird Staatssecretär mit ausgedehnterer Vollmacht, als seither üblich gewesen. — Ausgelassene Freude darüber. — Rechtfertigung Pius' IX. gegen Solche, die ihn des Haschens nach Volksgunst verdächtigen wollten, und Darlegung seiner wahren Beweggründe. — Das Urtheil eines gewiegten Staatsmannes über des Papstes Politik.

Zehn Tage nach Erlaß des Amnestiedecretes (am 27. Juli) hielt Pius IX. das erste geheime Consistorium. In dem Saale des Consistors hatten sämmtliche in Rom anwesende

Cardinäle, der am Tage zuvor an sie ergangenen Einladung zufolge, sich versammelt, angethan mit der Cappa magna, dem Rochett und rothen Birett. Der heilige Vater erschien, wie es beim ersten Consistorium Brauch ist, in Chorcappe und Mitra. Nachdem er auf dem Throne Platz genommen und sämmtliche Eminenzen nach der Ordnung ihres Amtsalters ihm die Hand geküßt, richtete er an sie seine erste Allocution. Die Anrede des heiligen Vaters bei dieser ersten amtlichen Zusammenkunft mit seinem ehrwürdigen Senate, sowie dessen Antwort darauf sind für die erhabenen Gesinnungen Beider zu bezeichnend, als daß wir sie hier wörtlich mitzutheilen unterlassen könnten.

„Wenn Wir", sprach der heil. Vater, „heute zum ersten Male von diesem Orte auf Eure erlauchte Versammlung schauen, und im Begriffe, Euch anzureden, ehrwürdige Brüder, ergreift Uns dasselbe Zagen, von welchem Ihr Uns erschüttert sahet, als Wir durch Euere wohlwollende Wahl an die Stelle Gregor's XVI. glorreichen Andenkens erhoben wurden. Denn es ergreift Uns wieder der Gedanke, daß ja mehrere Cardinäle der heiligen römischen Kirche, durch Geist und Umsicht, durch Erfahrung in Behandlung der Geschäfte und alle Arten von Tugenden im In- und Auslande hochberühmt, da gewesen sind, welche Unsere Trauer über den dahingeschiedenen Papst lindern und selber mit Recht ihm hätten nachfolgen können: Ihr aber habet ohne alle Rücksicht auf menschliche Klugheit, mit seltenem Eifer einzig auf die über ihre Wittwenschaft trauernde katholische Kirche schauend, zur Freude und neuen Stärkung derselben dermaßen zusammengewirkt, daß Ihr nicht ohne einen geheimen Trieb der göttlichen Vorsehung nach einem kaum zweitägigen Conclave mit höchster Einstimmigkeit Uns gewählt habet, obgleich Wir dessen nicht würdig sind, zumal in einer für Kirche und Staat so traurigen Zeit, wie die gegenwärtige ist. Weil Wir indessen wissen, daß Gott gerade in den Schwächsten seine Macht bewähret, damit die Menschen nicht übermüthig werden und Dem die Ehre geben, welchem sie allein gebührt, deßhalb haben Wir in seine unerforschlichen Rathschlüsse Uns gefügt und sind jetzt ruhig im Vertrauen auf seinen himmlischen Schutz. Während Wir indessen vor Allem dem allmächtigen Gotte Dank sagen und ewig Dank sagen werden, daß Er Uns, obgleich unwürdig, zu einer so hohen Würde erhoben, müssen Wir auch Unsere Dankbarkeit aussprechen gegen Euch, die Ihr als Dolmetscher und Diener des göttlichen Willens ein so ehrenvolles, wenn auch unver-

dientes Urtheil über Unsere Niedrigkeit gefällt habet. Nichts soll Uns also je so sehr am Herzen liegen, als Euch Unser besonderes Wohlwollen durch die That zu beweisen, und Wir werden keine Gelegenheit vorübergehen lassen, wo Wir die Rechte und die Würde Eueres Standes schützen und Euch selbst persönlich etwas Angenehmes erweisen können.

„Was aber nun Euch betrifft, so erwarten Wir von Eurer wohlwollenden Gesinnung gegen Uns mit aller Bestimmtheit, daß Ihr Unserer Schwäche stets mit Rath und That und gutem Willen beistehen werdet, damit Kirche und Staat in Folge dieser Unserer Erhebung keinen Schaden leiden. Denn Wir müssen mit höchster Eintracht darauf hinwirken, das Wohl und die Herrlichkeit Unserer gemeinsamen Mutter der Kirche zu fördern, die Würde des apostolischen Stuhles tapfer und standhaft zu vertheidigen, endlich die Ruhe und gegenseitige Eintracht der Christenheit sorgfältig zu pflegen, damit sie unter Gottes Segen wachse und von Tag zu Tag an Zahl und Verdiensten zunehme. Fahret also fort, Euch Verdienste um Uns zu erwerben, wie Ihr bereits angefangen habet, und lasset uns Alle in unausgesetztem Gebete Das von Gott erflehen, daß Wir, von Ihm gewählt, auch in seinen Fußstapfen wandeln mögen, lasset uns, nachdem Wir vorher die Fürbitte der Allerseligsten Jungfrau Maria und der heiligen Apostel Petrus und Paulus angerufen, inbrünstig zu Jesus, dem höchsten Stifter Unserer Religion und Unseres Apostolates, flehen, daß Er herabschaue von dem heiligen Berge Sion auf Uns und in Gnaden annehmen möge den guten Willen von Uns Allen, für Seine Ehre zu arbeiten; denn nur so werden alle unsere Thaten und Bestrebungen für die ganze Kirche sowohl, als für die Unserer eigenen Herrschaft unterworfenen Völker gesegnet sein und einen heilsamen Erfolg haben."

Diese Rede des heiligen Vaters wurde von dem Cardinal Macchi folgendermaßen beantwortet:

„Heiligster Vater! Das väterliche Wohlwollen, welches Deine Heiligkeit so eben dem Collegium der Cardinäle in Gnaden geäußert hat, ist Deiner herrlichen, wahrhaft päpstlichen und fürstlichen Gesinnung so würdig, daß wir dem allmächtigen Gotte unsern innigsten Dank dafür abstatten müssen, daß Er gerade Dich zur Freude aller Stände auf den erhabenen Stuhl des Fürsten der Apostel erhoben hat. Keines Menschen Rath, sondern der heil. Geist hat die Augen des heil. Collegiums auf Dich hingelenkt. Waren ja doch dein makelloses Leben, Deine Frömmigkeit gegen Gott, Deine allumfassende Liebe, Deine Begeisterung für die katholische Religion, Deine Sorgfalt für das Heil der Seelen, Deine Gerechtigkeit, Weisheit, Standhaftigkeit und Milde, kurzum Deine Tugenden jeglicher Art Allen bekannt und unsere heil.

Mutter, die Kirche, frohlockt darum, daß ein solcher, in seiner Demuth Nichts ahnender Mann in Folge einer fast einstimmigen Wahl durch göttliche Fügung den apostolischen Stuhl bestiegen hat. Uns schwebte allerdings dabei vor, daß die Kirche in gegenwärtiger Zeit eine vielfach bedrängte sei, und daß verlorene Menschen durch eine zügellose Presse allenthalben die Sitten zu verderben, Unerfahrene in Irrthum zu führen und die katholische Kirche, wie überhaupt alle Gewalt zu vernichten, sich abmühen. In so schwierigen Zeiten mußten wir einen Papst wählen, der im Geiste seiner heiligsten Vorgänger sich muthig gleich einer ehernen Mauer und eisernen Säule diesen gefährlichen Feinden der Kirche und des Staates entgegenstellt und alle ihre gottlosen Bestrebungen vernichtet, als ein von Gott aufgestellter Schirm und Hort des öffentlichen Wohles. Christus der Herr aber, der auf diesen Felsen seine Kirche gebaut und Dir die Schlüssel des Himmelreiches übergeben hat, wird durch seine himmlische Gnade das begonnene Werk vollenden, damit Du, umgürtet mit der Kraft von Oben, auch unter den schwierigsten Verhältnissen das schwere, Dir übertragene Amt zum Heile der gesammten Heerde des Herrn gedeihlich verwaltest. Was das heilige Cardinalscollegium betrifft, welches für die Religion, für die Kirche, für den apostolischen Stuhl und den Statthalter Jesu Christi sein Blut zu vergießen bereit ist, so wird dieses mit Gottes Hülfe seiner Pflichten nie vergessen und Alles, was Deine Heiligkeit ihm aufträgt, schnell und gewissenhaft erfüllen. Unterdessen aber wollen wir den Vater der Barmherzigkeit bitten, daß Er Dich uns recht lange Jahre erhalte, damit unter Deiner Führung und Leitung überall Ruhe einkehre und auch das heil. Schifflein Petri zur Ruhe gelange und die Dir untergebenen Völker, welchen diese große Wohlthat zu Gute kommt, Gott, dem Geber alles Guten, danken in Freude und Frohlocken."

Wenige Tage nach diesem ersten feierlichen Austausch der Gefühle zwischen dem heiligen Vater und dem Collegium der Cardinäle that Ersterer einen Schritt, der von großer Willenskraft zeugte und dem die Absicht einer ernsten Gesinnungskundgebung zu Grunde lag. Es war am 31. Juli, dem Gedächtnißtage des Gründers der Gesellschaft Jesu, des heil. Ignatius von Loyola, ein hoher Festtag für die zahlreichen Mitglieder und Verehrer dieses berühmten Ordens in und außer Rom. Zweimal im Jahre pflegten die Päpste die Hauptkirche der Jesuiten, al Gesù genannt, zu besuchen, nämlich am Vorabende des Neujahrstages — des Namensfestes der Kirche

und des gesammten Ordens — um dem Tedeum beizuwohnen, und während des vierzigstündigen Gebetes an den drei letzten Tagen der Fastnacht. Pius dem Neunten dauerte es bis dahin zu lange; ihn drängte es, schon jetzt Freunden und Feinden seine Verehrung für den vielgeschmähten und doch so verdienstvollen Männerbund kundzugeben. Er beschloß daher, an dem vorgedachten Tage in der Jesukirche die heilige Messe zu lesen und unter derselben dem Volke die Communion zu reichen. Der Ruf hiervon hatte selbst aus benachbarten Städten zahllose Gläubigen herbeigelockt. Aber eine sehr starke Unpäßlichkeit, welche den heiligen Vater in Folge der Anstrengung, mit welcher er sich trotz der außerordentlich großen Hitze der Jahreszeit den Geschäften hingab, am Vorabende des Festes überfiel, nöthigte ihn, auf die Freude, dem Volke selbst die heilige Communion zu reichen und das heilige Meßopfer vor ihm darzubringen, zu verzichten. Er besuchte also nur die Kirche und wohnte der heiligen Messe, die von einem seiner Hofprälaten am Altare des heiligen Ignatius gelesen wurde, bei. Die großen Räume der Kirche waren so gedrängt voll, daß es fast eine Unmöglichkeit war, sich von der Stelle zu bewegen; dennoch herrschte während der heiligen Feier (wie dieß in dieser Kirche vorzugsweise der Fall ist) die erbaulichste Ruhe und — Dank dem unbeschreiblich schönen, von Römern und Fremden bewunderten Gesange der deutschen Jesuitenzöglinge daselbst — die gehobenste Andacht. Nach Beendigung des heil. Opfers begab sich Seine Heiligkeit in das Ordenshaus, frühstückte und ließ dann die Ordensleute und die Zöglinge des deutschen Collegiums — Collegium Germanicum — zum Fußkusse zu. (Es ist dieses Collegium ein auf den Rath und nach dem Plane des heil. Ignatius durch Papst Julius III. 1552 zu Rom gegründetes Institut zur Erziehung deutscher Jünglinge für den heil. Priesterstand, welche später als Männer von musterhaftem Wandel und wissenschaftlichen Kenntnissen in ihr Vaterland zurückkehren und dem weit verbreiteten Protestantismus mit dem Lichte der katholischen,

reinen Lehre und des entsprechenden Lebens entgegentreten sollten.)

Bezeichnend für das Streben einer schon jetzt rührigen Partei war bei diesem Besuche folgender Umstand. Beim Aussteigen aus dem Wagen schrieen zwei Subjecte aus der Hefe des Volkes dem Papste zu: „Heiliger Vater! die Chocolade der Jesuiten ist vergiftet!" Warum nicht lieber der Opferwein der Messe? sagte ein wohlgekleideter Mann aus den Umstehenden. Nichts desto weniger nahm Pius nach der Messe sein Frühstück, und jene beiden Warner, polizeilich über ihren Ruf befragt, bekannten, ein fremder Signore, den sie nicht gekannt, habe ihnen für diese grida Geld gezahlt.[1])

Eine etwas sonderbare Feier hatte Tags darauf, am Gedächtnißtage der Kettenfeier des heiligen Petrus, in der Kirche San Pietro in Vincoli Statt. Hier wollten — angeblich zur Danksagung dafür, daß, wie einst ein Engel dem Petrus, so auch ihnen ein Engel in der Gestalt Pius' IX. die Ketten gelöset — die vom Papste begnadigten Staatsverbrecher, nachdem mehrere von ihnen, wie Sterbini, Renzi und der bereits erwähnte Galetti vorher vom heil. Vater wahrhaft väterlich als wiedergefundene Söhne waren zur Audienz zugelassen worden, aus den Händen ihres großmüthigen Befreiers die heilige Communion empfangen. Die Rührung war oder schien wenigstens bei Vielen groß: das Communiontuch war mit Thränen getränkt, und als sie Pius dem Neunten den Ring küßten, fühlte er manche heiße Zähre auf seine Hand gleiten.

Hätte Pius der Gütige ahnen können, daß Viele von Denen, welchen er aus seiner Hand als Unterpfand vollkommener Aussöhnung den Leib des Herrn reichte, sich binnen Kurzem schon als Judasse, ihre vergossenen Thränen sich als Krokodilsthränen erweisen sollten! Ja, daß sie mit dem heil. Abendmahl weiter Nichts als eine Maskerade veranstalteten

---

[1]) Historisch-politische Blätter. Jahrg. 1850. Erster Band. S. 764.

und mehr als Einer sich rühmen würde, vor der Communion ein fettes Frühstück mit Rostbraten und Cotelettes gehalten zu haben!!

Und welch' herzliche, ja romantische Theilnahme fanden diese Unwürdigen selbst bei den Guten und Besten! Man sammelte für die Dürftigen unter ihnen Beiträge, sogar in Klöstern und Sacristeien, eröffnete Einzeichnungslisten zu ihren Gunsten und hielt Versammlungen. Bereits waren in einer Versammlung, die zu diesem Ende Statt gehabt, namhafte Summen zusammengeflossen, als der Papst Monsignor Marini, den Gouverneur von Rom, zu sich kommen ließ und ihn mit Besorgniß fragte, was man eigentlich mit jener Zusammenkunft bezwecke. Marini antwortete: er vermuthe bei den angeblichen Unterzeichnern ein politisches und gefährliches Endziel, aber darüber sich aussprechen wollte er nicht. Der Papst erklärte ihm, er wolle darüber nachdenken. Marini entfernte sich. Einen Augenblick nachher rief er ihn zurück und sagte zu ihm: „Ich weiß, was ich thue, geben Sie mir die Einschreibeliste.“ Dann zeichnete er hundert Scudi für die Familie Mastai, sechszehn Scudi für Monsignor Marini und verlangte nunmehr, daß man die Liste in den vornehmsten Häusern Rom's circuliren lasse.

Die von den Römern so überschwänglich gefeierte Amnestie-Verordnung war gleichwohl, wie bereits erwähnt, nicht die erste freisinnige Maßregel der Regierung Pius' IX. Eine Reihe wahrhaft liberaler und väterlicher Entscheidungen waren diesem großen Act bereits vorhergegangen. Der Papst hatte die in der Romagna noch bestehenden verhaßten Militär-Commissionen aufgehoben; er hatte festgesetzt, daß sein Palast allwöchentlich jeden Donnerstag für Jedermann, der eine Gnade von ihm zu erbitten oder irgend eine Klage und Beschwerde vorzubringen habe, offen stehen solle, und hatte wirklich am 30. Juli zum ersten Male etwa vierzig Personen nacheinander eine öffentliche Audienz gegeben; er hatte die vorzüglich naturhistorische Zwecke verfolgende, seit längerer Zeit aufgehobene

Akademie de Lincei unter seinen Schutz nehmen und den Zusammentritt wissenschaftlicher Congresse in seinen Staaten eher begünstigen als hindern zu wollen erklärt; er hatte sich für den Bau von Eisenbahnen günstig ausgesprochen. So viel dieses Alles auch an und für sich war, so bekam es in den Augen des Volkes doch erst seinen vollen und rechten Werth durch die Amnestie, wie diese hinwiederum jenen welterschütternden Freudensturm mehr durch das Weitere, was man daran knüpfte, als durch das Unmittelbare, was sie gewährte, hervorrief.

Etwas Wichtiges, was man außer der Amnestie noch erwartete, war die Ernennung des Cardinals Gizzi zum Staatssecretär. Die Römer waren, wie wir gesehen, in Gizzi nun einmal wie vernarrt. Da sie ihn nicht zum Papst bekamen, hatten sie schon am Tage der Wahl Pius' IX. die Hoffnung geäußert, Cardinal Gizzi werde an Mattei's Stelle als Staatssecretär des Innern und Cardinal Altieri an Lambruschini's Stelle als Staatssecretär des Aeußern treten. Ein Herrscher wie Pius IX. und an seiner Seite als Ministerpräsident ein Mann wie Gizzi: was mußte das für ein gottgleiches Regiment sein! Diesem Gedanken und Begehren gab das bereits in etwa verwöhnte Volk, oder richtiger gesagt, der durch Geheimbündler bearbeitete Pöbel, bei jeder Gelegenheit und in allen Tonarten Ausdruck, und der Notabeln viele stimmten ihm bei.

Pius IX., obwohl ihm des Cardinals schwankende Gesundheit und manches Andere Besorgniß einflößte, gab nichts desto weniger dem allgemeinen Verlangen nach. Unter'm 30. Juli wurde durch amtliches Schreiben dem diplomatischen Corps, den apostolischen Nuntien u. s. w. die Ernennung des Cardinals Gizzi zum Staatssecretär bekannt gegeben und zwar dabei eine wesentliche Veränderung zur Anzeige gebracht. Unter Gregor XVI. nämlich war, der früheren Sitte zuwider, das Amt des Staatssecretärs getheilt gewesen, so zwar, daß ein Anderer den inneren Angelegenheiten des Kirchenstaates vor-

stand, ein Anderer die Verhandlungen mit den auswärtigen Höfen leitete. Gizzi ward alleiniger Staatssecretär sowohl für die innern als die äußern Angelegenheiten, und seine Verwaltung zerfiel in eine erste, die ausländische Section, und eine zweite, die inländische Section. Für die Vereinfachung und schnellere Beförderung der Geschäfte mußte diese Einrichtung von der besten Wirkung sein, da die ganze Regierung sich dadurch centralisirte und vereinfachte.

Rom schwamm von Neuem in Freude. Doch gab es schon jetzt Tieferblickende, welche in den allgemeinen Jubel nicht einstimmen mochten, dieweil sie in den ungeheuern, Pius IX. vergötternden Weihrauchwolken jener ersten Honigwochen die verpestenden Dämpfe verspüren wollten, die nur in allzu kurzer Frist jene Weihrauchwolken in schwarze, mit Aufruhr, Brand und Mord geschwängerte Wetterwolken umwandelten. Ja, es fehlte nicht an Solchen, die sogar des Papstes Absicht verdächtigten, indem sie diese rasch aufeinander folgenden, tief eingreifenden Veränderungen einer allzu großen Nachgiebigkeit gegen das Volk und diese einem Haschen nach dessen Gunst und begeisterungsvollen Evvivarufen zuschrieben. Diese verkannten jedoch Pius IX. ganz und gar und thaten ihm offenbar Unrecht an. Nein! Pius, der Demüthige und Fromme, haschte nie und zu keiner Zeit nach dem Beifall der Menge. Namentlich waren ihm, wie er dieß selber zu öfteren Malen äußerte, die Rufe: Evviva Pio Nono, weil sie lediglich seiner Person und der Politik galten, gründlich zuwider; dagegen klang der Ruf: Evviva il Santo Padre — es lebe der heilige Vater! — weil der Religion entspringend und dem Nachfolger des heil. Petrus geltend, süß in seinen Ohren.[1])

Nein! Pius IX. kannte seine Leute recht wohl und wußte sie richtiger zu behandeln, wie irgend Jemand; er schloß die Uebelwollenden in die Arme der Gnade, überzeugt, daß, wenn je ihre Sinnesänderung noch gehofft werden dürfe, dieß nur

---

[1]) Pie IX. par Castille. S. 34.

so der Fall war. Gott hatte ihm ein helles Verständniß der Uebel der Zeit und ein tieffühlendes Herz für dieselben verliehen; er wollte den falschen Liberalismus durch den wahren ersetzen, wollte mit Festhaltung der von Gott bestimmten Ordnung in Verwaltung der Kirche und der mit dieser übereinstimmenden Formen und Gesetze des Staates — dem Volke Das wahrhaft geben, was der Liberalismus ihm bisher nur trügerisch versprochen hatte; er wollte, die Unvermeidlichkeit einer Umwälzung vorhersehend, durch so weit als möglich gehende Bewilligungen den Umsturzmännern jeden vernünftigen Vorwand zu einer Revolution benehmen und dem Liberalismus den mächtigen Hebel, den er bis jetzt mit so großem Glück gegen die ewigen Grundsätze der christlichen Ordnung gehandhabt hatte, zu entwinden suchen. Mißbrauchten dann Jene diese Güte und Milde, verharrten sie in ihrem Verrath und in ihrer Empörung gegen Gott und die Kirche noch mehr, dann sammelten sie sich selbst glühende Kohlen auf das Haupt, und Italien, Europa, die ganze Welt mußte sehen, daß sie verkommene, unverbesserliche Geister, daß sie ein niederträchtiges, undankbares, rebellisches Gezücht sind, gegen das sich alle vernünftigen, ordentlichen Menschen zusammenthun müssen, um es aus der Gesellschaft zu verbannen, die sie mit ihrem Athem verpesten und mit der Fackel der Rebellionen in Brand und Flammen setzen.

Von Interesse dürfte es sein, aus jener Zeit über Pius' IX. Politik das Urtheil eines Staatsmannes zu vernehmen, dessen Namen schon eine Autorität, dessen Meinung eine Macht ist. Guizot, der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten am Tuilerieen-Hofe, schrieb unter'm 5. August 1846 an den Grafen Rossi:

„Was Sie mir inhaltlich Ihrer ersten Audienz bei Seiner Heiligkeit berichten, ist ein Beweis, mit welch' richtigem Urtheil und erhabenem Geiste der Papst sich seiner Stellung bewußt ist, und wie gründlich er die Zeit kennt, in der Gott ihn berufen hat, in seiner Doppel Eigenschaft als Kirchenoberhaupt

und als Souverän des Kirchenstaates eine Sendung zu erfüllen, welche, wenn sie jederzeit bewunderungswürdig war, in unseren Tagen, nach den Stürmen, die wider die Religion wütheten, und wo es gilt, Letzterer die heilsame Obmacht über die Gesellschaft, die sie, allen Wandlungen im Menschengeiste und in der inneren Staatenordnung zum Trotz, allzeit ausüben soll, wieder zu verschaffen, mehr als bewunderungswürdig, über allen Ausdruck hehr und erhaben ist."

Da haben wir den Schlüssel zu der Absicht, in der Pius IX., von seinem gerechtigkeitsliebenden und väterlich milden Herzen geleitet, Alles that und unternahm, was immer er that und unternahm.

Achtzehntes Capitel.

Einige Züge der Gerechtigkeitsliebe und väterlichen Güte Pius' IX. — Der erste falsche Berichterstatter. — Der neuernannte Domherr. — Der mit Unrecht zurückgesetzte, dann mit Glanz beförderte Beamte. — Der mit seiner Beschwerde abgewiesene Adelige. — Der Soldat und das Commisbrod. — Der Papst auf dem Polizei-Amte. — Der fremde Beichtvater im Spital. — Der arme Kärrner und sein Gaul. — Der Knabe mit der Bittschrift. — Der Schulknabe bei öffentlicher Audienz. — Verschiedenartige Kundgebungen der Liebe aller Classen. — Die Transteverianer und Montigianer.

Einige Züge der Gerechtigkeitsliebe und väterlichen Güte Pius' IX., wie sie in jenen Tagen bekannt wurden und Pius IX. zum Abgott des Volkes machten, wie niemals ein Fürst es war und zu sein verdiente, mögen hier, obwohl sie

der Zeit nach etwas auseinander liegen, ihrer innern Zusammengehörigkeit wegen auch äußerlich zusammengestellt werden und sein Charakterbild vervollständigen.

Ein Beamter hatte dem Papste einen falschen Bericht eingereicht, auf welchen hin Letzterer seinen Entschluß wirklich schon gefaßt hatte. Als er jedoch von einem Cardinal erfuhr, daß die Sache sich anders verhalte, ließ er den Beamten selbst kommen und ersuchte ihn um Aufschluß. Dieser bestand auf seinem ersten, offenbar falschen Berichte, worauf ihn der heil. Vater sofort mit den Worten entließ: „Sie sind der Erste, der mich zu täuschen gewagt hat, kommen Sie mir nicht mehr vor die Augen.“

Als ihm für eine zu Sanct Peter erledigte Domherrnstelle mehrere vornehme Candidaten vorgeschlagen worden waren, bemerkte der Papst, das seien zwar lauter sehr wackere Leute, allein er habe seine Wahl schon getroffen, er wolle den Abbate Poncileone, einen gelehrten und eifrigen Priester, der sein ganzes Leben guten Werken gewidmet, zum Domherrn machen. Solche Männer seien ihm werth und er wolle sie auf angemessene Weise befördern.

Ein Beamter beklagte sich beim Papste über die Zurücksetzung, welche man ihm unter dem Vorwande zugefügt, daß er unfähig sei, diese Stelle zu versehen, auf welche er schon seit zwanzig Jahren gehofft habe. Pius antwortete ihm nicht gleich, sondern gab ihm drei schwere, auf jenes Amt sich beziehende Fragen zu beantworten. Der Beamte löste die Aufgabe des Papstes zur Zufriedenheit. Darauf ließ dieser den Präsidenten zu sich rufen, von dem jener Beamte zurückgesetzt worden, und sagte zu ihm: „Bedenken Sie wohl, daß ein Mann, der einer solchen Arbeit fähig, auch des Amtes fähig ist, welches Sie ihm verweigern; ich will, daß er binnen zwei Tagen in sein Amt eingesetzt werde, und daß ähnliche Fälle nicht mehr vorkommen.“ Auf diese Weise belohnt Pius IX. in seinem Reiche das Verdienst und handhabt so Recht und Gerechtigkeit!

Und handhabt sie gegen Jeden, ohne Unterschied, mit Verstand und mit Wohlwollen. Davon diese Probe:

In Folge der väterlichen Sorgfalt Pius' IX. war auch die Straßenpolizei eine geordnetere und thätigere geworden. Zur Erleichterung des Verkehrs und um die Unfälle zu verhüten, welche die Versperrung öffentlicher Wege gewöhnlich verursacht, untersagte sie den Kleinhändlern die Aufstellung ihrer Waaren auf den erhöheten Fußwegen längs den Straßen, den Trottoirs. Diese so einfache und gerechte Maßregel erregte das Murren der Eigenthümer, welche seit lange die Frontseite ihrer Häuser zu diesem Zwecke vermiethetеn und durch jenes Verbot sich eines Gewinnes beraubt sahen, der für Einige sich auf beträchtliche Summen belief. Ein Adeliger, dem diese Maßregel ein bedeutendes Einkommen schmälerte, kam zum Papste, um sich darüber zu beschweren. Pius nahm ihn mit seiner gewöhnlichen Güte auf und suchte ihn zu beschwichtigen. Wie er aber den geringen Erfolg seiner Trostworte merkte, richtete er an den Edelmann die Frage: „Diese Polizeiverordnung verursacht Ihnen also eine große Geldeinbuße?"

„Ja! Heiliger Vater, eine Einnahme von dreitausend römischen Thalern kommt mir dadurch auf einmal in Wegfall."

„Und seit wie lange beziehen Sie schon eine so schöne Miethe für den Theil des öffentlichen Weges, der längs Ihrem Palaste sich hinzieht?"

„Die erste Pacht datirt vom Jahre 1791. Seit dieser Zeit habe ich diese Miethe ohne Unterbrechung bezogen."

„Sechs und fünfzig Jahre zu dreitausend Scudi, das macht hundert acht und sechszig tausend Thaler, die Sie eingenommen haben: das ist eine namhafte Summe."

„Gewiß", sagte der Hochgeborene, der auf seines Fürsten Angesicht bereits die Zurücknahme des Polizeiverbotes zu lesen vermeinte.

„Nun gut, mein Sohn", versetzte Pius, „ich rathe Ihnen, gehen Sie ruhig nach Hause und vertrauen Sie Niemanden

das Geständniß an, das Sie mir da gemacht haben; wenn die Stadt Rom wüßte, welche enorme Summe sie das Recht hat, von Ihnen zurückzufordern, so würde sie einen Prozeß gegen Sie anstrengen und ihn gewinnen, denn das Trottoir Ihrer Straße ist Municipal-Eigenthum. Seien Sie also klug. Was mich angeht, so können Sie auf meine Verschwiegenheit rechnen."

Eines Tages begab sich der Papst zur gewöhnlichen Spazierzeit aus dem Innern des Palastes in den Garten des Quirinal. Wie er vorüberging, tritt ein Soldat vor und händigt dem Offizier der Nobelgarde, der Seine Heiligkeit begleitete, eines von jenen Commisbroden ein, die man den Truppen zur Nahrung verabreicht. Aus den Händen des Offiziers geht das Brod sofort in die des Papstes über, der es kostete und außerordentlich schlecht fand. Er läßt den Soldat rufen, befragt ihn wohlwollend und befiehlt ihm, am nächsten Morgen ein neues Brod zu bringen, wie es eben ausgetheilt worden. Als diese zweite Probe die erste bestätigte, befahl Pius, die Sache zu verfolgen, und eine strenge Untersuchung gegen die Brodlieferanten nimmt ihren Anfang; mittlerweile läßt er auf ihre Kosten bei den andern Bäckern der Stadt alles für die Garnison nothwendige Brod kaufen, was sich da vorfand. Was den Soldaten betrifft, dessen Vertrauen in die Gerechtigkeitsliebe seines Fürsten diesen strafbaren Betrug an das Licht gezogen hatte, so befahl der heil. Vater, um ihn vor jedem Verweis und vor jeder Rache sicher zu stellen, dem Offizier der Garden, ihn auf seinen Posten zu begleiten und ihn in seinem (des Papstes) Namen seinem Vorgesetzten zu empfehlen.

Eines Morgens befand sich Pius IX. auf dem Polizei-Amte. Als er aus dem Fenster sah, bemerkte er eine Menge Landleute, welche bereits eine Stunde auf ihre Pässe warteten, weil der dienstthuende Beamte noch mit seinem Frühstück beschäftigt war. Der Papst ließ ihn rufen, gab ihm einen ernsten Verweis und fügte hinzu: „Jetzt geben Sie diesen

Leuten noch fünfzig Paoli (etwa sieben Thaler) zum Ersatze für die Zeit, die Sie ihnen gestohlen haben." „Soviel Geld habe ich nicht bei mir", entgegnete verdutzt der Beamte. „Hier ist es", sagte der Papst, „aber es soll Ihnen vom Gehalte abgezogen werden."

Eines Abends kam ein Mann in einfacher geistlicher Kleidung in ein Hospital, und da er einen Kranken sehr schmerzlich stöhnen hörte, so näherte er sich theilnehmend dem Bette desselben. Der Leidende war ein armer französischer Handwerker, welcher sein Ende nahe fühlte und sich sehr nach einem Priester sehnte. Der Hausgeistliche war nicht zu finden, aber der Papst — denn er war der Fremde — reichte die Sterbesacramente dem armen Dulder, der auch in seinen Armen starb. Der Geistliche wurde am folgenden Tage seiner Stelle entsetzt.

Dieser strengen, aber doch stets mit Zartheit und möglichster Schonung geübten Gerechtigkeit des Papstes ging von Anfang an bis zu dieser Stunde eine wo möglich jene noch überstrahlende, wahrhaft väterliche Milde und Güte gegen Alle, insbesondere auch, wie wir bereits gesehen, eine engelgleiche, fast spielende Herablassung gegen die Kleinen zur Seite.

Ein Bewohner der Monti, dem kein anderes Erwerbsmittel für sich und eine alte, kranke Mutter zu Gebote stand, als ein elender Karren, und dem sein Gaul gefallen war, gerieth auf den Gedanken, dem Papste im Quirinal seine Noth zu klagen und ihn um ein Pferd aus den päpstlichen Ställen zu bitten, um eines von den Ausschußpferden, die keine Dienste mehr thun. Glücklicher Weise begegnete er dem Secretair Seiner Heiligkeit, der ihm seine Bittschrift abnahm, und der Papst fand den Einfall so vortrefflich, daß er dem armen Menschen ein Pferd und noch obendrein zwei Goldstücke geben ließ, um seine Angelegenheiten wieder zu ordnen. Die Freude dieses Mannes hätte Einer sehen sollen. Stolz auf seinem neuen Pferde sitzend und die beiden Goldstücke hoch in die Luft haltend, sprengte er in das Quartier der Monti hinein und rief in Einem fort: Viva Pio Nono! Viva Pio Nono!

In den ersten Tagen des Winters 1846 versuchte ein kleiner Knabe mit Thränen in den Augen, durch die Reihen der Schweizergarde zu dringen, um eine Bittschrift zu überreichen. Der Papst, der die Störung bemerkte, fragte nach der Ursache und ließ sich die Bittschrift einhändigen. Sie war in folgenden Worten abgefaßt: „Heiligster Vater! Meine Mutter ist alt und kränklich. Ich bin noch zu jung, um uns beide zu ernähren. Unser Hauswirth, ein schlimmer Mann, will uns morgen aus dem Hause weisen, wenn wir die rückständigen vier Scudi nicht bezahlen. Geruhen Sie, uns dieselben vorzustrecken. Ich will das Geld zurückzahlen, wenn ich größer geworden bin." — „Wie heißest Du, mein gutes Kind, und wie alt bist Du?" fragte der Papst. — „Ich heiße Paul und bin zehn Jahre alt." — „Was hat Dein Vater für ein Geschäft?" — „Er wartet schon zehn Jahre im Himmel auf uns", erwiderte der Kleine mit erregter Stimme. — „Und Deine Mutter?" fragte der Papst weiter. „Sie stickt und betet vom frühen Morgen bis in die späte Nacht." — Nachdem der Papst noch nach der Wohnung des Knaben gefragt hatte, gebot er ihm, am nächsten Tage wiederzukommen, er wolle ihm dann das nöthige Geld für seine Mutter geben. Mittlerweile ließ Pius Erkundigungen einziehen, welche die Angaben des Knaben bestätigten, und als dieser wiederkam, gab er ihm zehn Scudi. „Ich habe aber nicht um zehn gebeten", sagte der Kleine, und legte sechs wieder auf den Tisch. — „Behalte sie nur, mein gutes Kind", versetzte der Papst, „und sage Deiner Mutter, daß ich in Zukunft für sie sorgen werde."

„Bei einer jener öffentlichen Audienzen, welche der heil. Vater alle vierzehn Tage gab und bei denen Jedermann Zutritt hatte, erschien in dem Vorzimmer des Papstes auch ein S c h u l k n a b e. Er hatte seinen Namen aufgeschrieben und war, wie alle Andern, durch ein amtlich ausgefertigtes Billet zur Audienz zugelassen worden. Er trägt sein Gesuch vor, welches darin besteht, Geld zum Ankaufe von Schulbüchern zu erhalten. Der Papst giebt ihm eine Doppie (ein Goldstück im Betrage

von drei Scudi und zwei Paoli). Der Junge dankt, sagt aber ganz naiv, das sei nicht genug; er übergiebt dem heil. Vater eine Liste, wornach sich sein Bedarf auf fünf Scudi beläuft. Er erhält sofort eine zweite Doppie, und jetzt antwortet der zuversichtliche Bittsteller eben so naiv, er sei nicht im Stande, herauszugeben, worauf natürlich der Papst erwidert, „Schon gut, schon gut!" und ihn entläßt. Da der Junge wirklich zu dem Buchhändler Marini gegangen war, um sich für das erhaltene Geld den nöthigen Bücherbedarf zu kaufen, und es sich überdieß zeigte, daß er der Sohn einer armen Wittwe sei, schickte ihm der Papst noch zehn Scudi in das Haus.

Aus allem Diesem erklärt sich die namenlose, an's Fabelhafte grenzende Zuneigung des Volkes, der Hohen und Niedern, der Männer und Frauen zu ihrem Pio Nono und der fast in's Kleinliche und Lächerliche gehende Wetteifer, mit dem man diese an den Tag legte. Die prächtige, begeisternde, von Rossini componirte Pius-Hymne — man kann sie die römische Marseillaise nennen — wurde an allen Orten, zu jeder Zeit, selbst von Kindern gesungen. Alles trug die päpstlichen Farben, Weiß und Gelb, zur Schau. Die ganze elegante Damenwelt prangte in diesen beiden Farben; die Männer trugen entweder weißgelb eingefaßte oder gestreifte Halsbinden oder Westen, weiße Hüte mit gelbem Band und Quasten; selbst die Taschentücher waren päpstlich und meistens noch besonders mit dem Bilde des Papstes und dem des Cardinalstaatssecretärs Gizzi verziert. Das Volk machte seinen überströmenden Gefühlen der Liebe und Verehrung durch laute, vertraulich klingende Zurufe, wo immer der heilige Vater sich sehen ließ, Luft.

Als zu Anfang Septembers (des nächstfolgenden Jahres) sich das Gerücht verbreitete, der heilige Vater liege krank darnieder, entstand eine große Bewegung in Trastevere; alles Volk wollte in den Quirinal und sich mit eigenen Augen vom Zustande seiner Gesundheit überzeugen. Da man jedoch einsah, daß ein solcher Besuch für einen Kranken doch gar zu

geräuschvoll und lärmend sein mußte, so wurde endlich der Beschluß gefaßt, eine Deputation abzusenden, und es kamen demgemäß vier Männer in den Quirinal, die den Papst sehen wollten. Weil gerade kein öffentlicher Audienztag und Pius in seinem Studirzimmer beschäftigt war, wurden ihnen Anfangs einige Schwierigkeiten gemacht, die jedoch das Verlangen der Abgesandten nur noch steigerten, weil sie einen neuen Beweis darin sahen, daß der heilige Vater wirklich krank, ja gefährlich krank sei. Als die guten Leute unabweislich darauf bestanden, Seine Heiligkeit zu sehen, ließ sie der heilige Vater, bei dem man angefragt hatte, ohne Weiteres eintreten. — „Nun, meine Kinder", sprach er, „was wünschet Ihr?" — „Nichts, heiliger Vater. Wir wollen Sie bloß sehen, und da in Trastevere das Gerücht verbreitet ist, Eure Heiligkeit sei krank, so wollten wir uns bloß überzeugen, ob es wahr sei oder nicht." — Der Papst dankte und gab ihnen die Versicherung, daß er sich recht wohl befinde, was sie ja daraus ersehen könnten, daß er so fleißig arbeite. „Heiliger Vater", sagten sie zum Abschiede, „vergessen Sie nicht, daß Sie auf uns zählen können, wenn Sie unser je bedürfen sollten."

Eine ähnliche loyale Gesinnung, wie die Transteveriner sie hier äußerten, ist auch bei den Bewohnern der Monti gegen das jeweilige päpstliche Regiment erblich. Mit mütterlicher Zärtlichkeit beobachteten insbesondere die Frauen aus dem Volke dieses Stadttheiles die Gesichtszüge ihres väterlichen Herrschers; die leichteste Veränderung auf dem Gesichte desselben flößte ihnen Besorgniß ein und zutraulich riefen sie ihm zu: „Heiliger Vater, tragen Sie für Ihre Gesundheit Sorge!"

Dieser Rath war mit Rücksicht auf die erdrückende Last von Arbeiten und Sorgen, die den Papst Tag und Nacht in Anspruch nahmen, wahrlich nicht überflüssig. Kommen wir jetzt auf sie zurück.

Neunzehntes Capitel.

Vorbereitungen zu Reformen. — Ein Erlaß zu Gunsten der Proletarier, der ärmsten Volksclasse, der ganz den Geist des ehemaligen Directors vom Tata Giovanni athmet. — Die neue Rettungsanstalt für sittlich verwahrlosete Kinder. — Wie obiger Erlaß von Einigen gedeutet wird. — Ein niederschlagendes Mittel für allzu überschwänglich Hoffende. — Pius IX. und die Jesuiten. — Das Schulfest im Collegium Romanum. — Der 8. September. — Wiederbesetzung des durch Mastai erledigten bischöflichen Stuhles von Imola. — Der erste Besuch als Papst in San Michele.

Der neue Staatssecretär war rücksichtlich aller Verwaltungsgegenstände Anfangs mit dem Papst im besten Einverständniß. Alles Gute, was seinem Dafürhalten nach unbeschadet der Ordnung und Kraftentwickelung der Staatsgewalt sich ausführen ließ, auszuführen, war er redlich entschlossen. Reformen in der Staatswirthschaft, Eisenbahnen, Verbesserungen im Zoll-, Post- und Polizeiwesen, Reform des criminal- und civilrechtlichen Verfahrens, Einrichtung eines allgemeinen, unentgeltlichen Erziehungssystems für die Kinder der armen Classen, Abschaffung der Bettelei und selbst des Müßigganges: alle diese und ähnliche Maßregeln, welche zwischen dem Papste und ihm besprochen und den dazu niedergesetzten Commissionen überwiesen wurden, fanden im Grunde seine vollste Billigung; nur hinsichtlich der Grenze, wo die Volksfreiheiten mit der Sicherheit der Regierungsgewalt vereinbar zu sein aufhörten, waren ihre Ansichten hin und wieder abweichend.

Aus den ersten Regierungsacten des neuen Cabinets sprach unverkennbar der Geist des ehemaligen Zöglings der Piaristen

zu Volterra, des Directors vom Tata Giovanni und San Michele. Ueberzeugt, daß Nichts gefährlicher für die öffentliche Ruhe und Ordnung sei, als die Proletarier (die ärmste Volksclasse), wenn ihnen nicht von Jugend auf Religion eingepflanzt wird und sie an ein thätiges Leben gewöhnt werden, widmete Pius IX. vorzugsweise ihrer Erziehung alle Aufmerksamkeit. Es erging daher unter dem 24. August ein Rundschreiben an die Statthalter der Provinzen und die Communalbehörden, in welchem unter Anderm vorgeschrieben war: „In jeder Legation oder Delegation ist nach vorausgegangener Berathung der Provinzialstände eine Anstalt in's Leben zu rufen, und sind darin arme und hülflose Knaben der untersten Volksclasse zu verwahren und zu erziehen. Die Kosten der ersten Anlage, sowie des Unterhaltes der Institute tragen die Provinzen. Es soll erlaubt sein, die öffentlichen Gebäude, auch ganz oder fast gänzlich verlassene Wohnungen geistlicher Körperschaften, diese jedoch gegen eine angemessene Vergütung, zu verwenden. Die Regierung wird durch ihre Autorität die Ueberlassung von dergleichen Gebäuden erwirken, falls sie nicht Communal- oder Provinzial-Eigenthum wären. Bis zur völligen Einrichtung sind die jungen Proletarier provisorisch in die Centralinstitute Rom's abzuliefern. Die Provinzialräthe haben zu entscheiden, ob die Anstalt eine landwirthschaftliche oder eine industrielle sein soll. Ihre ökonomische und disciplinarische Verwaltung ist außer dem Monsignor Delegaten und einem Geistlichen ausschließlich hohen Laien anvertraut, welche im Staats- oder Communaldienste stehen. Den Provinzialräthen ist am Jahresschlusse Rechnung abzulegen. Die jungen Proletarier dürfen bei ihrer Aufnahme nicht jünger als acht Jahre sein; sie verbleiben in der Anstalt bis zum zwanzigsten Jahre. Es ist ein Patronat zu gründen, welches diejenigen

Jünglinge wenigstens ein Jahr hindurch streng überwacht, die das Institut verlassen haben. Die unverbesserlichen Individuen sollen an die bestehenden Correctionshäuser oder eigens für sie zu stiftenden Strafanstalten abgegeben werden. Die Zöglinge lernen in den landwirthschaftlichen Instituten lesen, rechnen und schreiben, in den industriellen auch zeichnen. Der Religionsunterricht ist einem Geistlichen anvertraut, den der Bischof des Ortes zu ernennen hat."

Vollkommen im Einklange mit diesen menschenfreundlichen Erlassen, ja gewissermaßen als Grundlage dazu, hatte vor einigen Wochen die Einführung einer neuen Wohlthätigkeitsanstalt in der an solchen so reichen Tiberstadt, nämlich die Gründung einer Rettungsanstalt für sittlich verwahrlosete Kinder unter dem Namen Opera Pia di San Raffaele Statt gehabt. Zwei Grafen von Bergamo — Passi ist der Name der Edlen — sind die Gründer des Instituts, das von dem heiligen Stuhle approbirt, schnell in vielen Städten Italiens Eingang fand und Wurzel faßte. Der Zweck desselben ist, sich der armen Kinder aus der niedrigsten Volksclasse, die aus Nachlässigkeit der Eltern oder sonstiger Unvermögenheit ohne alle religiöse und anderweitige Bildung aufwachsen würden, mit besonderer Sorgfalt anzunehmen. Die Mitglieder dieser Opera Pia machten es sich zur Pflicht, umherschweifende Kinder, deren es in Rom, wie in jeder andern großen Stadt, ganze Schaaren gab, aufzusuchen, sie, durch die milde Wohlthätigkeit von menschenfreundlichen Geistlichen oder Laien unterstützt, bald in öffentliche Elementarschulen zu schicken, bald bei braven Handwerkern in die Lehre zu geben, sie an Sonn- und Feiertagen in einer Kirche oder Capelle zum Religionsunterrichte zu versammeln, um auf diese Weise auch aus der niedrigsten Menschenklasse für Kirche und Staat nützliche Mitglieder heranzubilden. Die Ehre, diese dem Tata Giovanni so nahe verwandte, aber daneben und darüber hinaus wirkende

Einrichtung nach Rom verpflanzt zu haben, gebührt einem frommen, eifervollen Geistlichen, dem Pfarrer an der Kirche S. Carlo e Biagio, Carlo Capelli. Am ersten Sonntage des August hatten die Römer Gelegenheit, eine Versammlung von hundertdreißig solcher Knaben, die sonst wild durch die Gassen liefen, in der Kirche des genannten Pfarrers zu sehen, der ihnen auf eine recht faßliche Weise den Katechismus erklärte und dann mit ihnen einer gesungenen Messe beiwohnte; die Kinder sangen hierauf selber die Litanei der seligsten Jungfrau und empfingen mit rührender Andacht den dreifachen Segen mit dem Allerheiligsten, welchen Seine Eminenz Cardinal Mezzofanti ertheilte.

Welche Wonne muß die Einführung eines so ganz und gar seinem Herzensdrange und einem von Niemand so tief als von ihm empfundenen Bedürfnisse entsprechenden Institutes dem Vaterherzen des neunten Pius bereitet haben! Wie wird er den Segen des Allerhöchsten über dasselbe herabgefleht und es dem Schutze des heil. Erzengels, nach welchem es sich nennet, und der Fürbitte der unbefleckten Gottesmutter und des heil. Joseph von Calasanza, des unvergeßlichen Schirmheiligen seiner ersten Studienjahre, anempfohlen haben!

Um wieder auf obigen Erlaß zurückzukommen, so erregte derselbe natürlich allgemein große Freude. Die „Fortschrittspartei" las darin obendrein Manches, was ihr genehm war, zwischen den Zeilen, z. B. die Vorbedeutung parlamentarischer Theilnahme der Stände an der Besprechung und Leitung nationaler und öffentlicher Angelegenheiten; ja, in den Worten des Circulars: „Seine Heiligkeit würden gern sehen, daß in allen Gesellschaftsclassen die jungen Leute ohne bestimmte Beschäftigung sich militärischen Uebungen widmen", wollte sie eine Anspielung auf eine demnächst in's Leben zu rufende allgemeine Volksbewaffnung „behufs Behauptung der eingeführten und noch einzuführenden Reformen jedem Einspruch der Fremden gegenüber" erblicken.

Minder erfreulich, ja geradezu niederschlagend klang nun

freilich für diese Schwärmer der Schluß des Umlaufschreibens, wo es heißt, Seine Heiligkeit habe mit Verwunderung in Erfahrung gebracht, wie man in seinen Bemühungen, die Wohlfahrt des Staates zu fördern und gerechten Wünschen seiner Unterthanen zu entsprechen, einen Beweis gesucht habe, daß er gewisse neuere Theorieen über das Staatswesen begünstige. Wie er fest entschlossen sei, für die Wohlfahrt des Staates Alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, so werde er jenen Theorieen, welche vielmehr die Wohlfahrt der Völker untergraben und Nichts als Unheil hervorbringen, sich stets abhold zeigen.

Dieser abgedrungenen Erklärung gab der heilige Vater unmittelbar darauf durch einen auffälligen Schritt noch tiefern Nachdruck. Die Radicalen gaben sich fortwährend alle Mühe, das Volk zu überreden, daß der Papst ein Feind der Jesuiten und diese Feinde des Papstes seien. Vielleicht sollten diese Aussprengungen eine dem Papste bedenkeneinflößende Kundgebung gegen die Ehre sein, die er am Ignatiustage den verhaßten Loyoliten bewiesen. Der heilige Vater achtete indessen dieses so wenig, daß er vielmehr dem General der Gesellschaft, dem heiligmäßigen Pater Roothaan aus Amsterdam, sagen ließ, er möge doch auf all' das Gerede keinen Werth legen und sich nicht beunruhigen lassen. Weil man aber auch, wie bemerkt, sich bemüht hatte, die Jesuiten ihrerseits als Feinde des Papstes, die ihm unter Anderem auch wegen der Amnestie gram wären, zu schildern, so veranstalteten Diese am Schlusse des Schuljahres (2. September) in der Kirche des römischen Collegiums eine feierliche Schul-Akademie zu Ehren des Papstes, welche eine so große Aufmerksamkeit erregte, daß sie in vollem Sinne des Wortes das Tagesgespräch bildete. (Das besagte Collegium Romanum ist nämlich die vorzüglichste Jesuiten-Universität. Es wurde vom Papst Gregor XIII. errichtet und von Pius VII. wiederhergestellt. Es hat fünf Professoren für die Theologie, fünf für die Mathematik und Physik, vier für die schönen Wissenschaften, sechs für die römische

Literatur, sechs Directoren, von welchen einer für das naturhistorische Museum und für die Alterthümer. Nur die Rechtswissenschaft und Arzneikunde sind von dieser höheren Lehranstalt ausgeschlossen.)

Die zahlreichen Schüler dieses Collegiums nun benutzten diese Festlichkeit, um auch ihrerseits der allgemeinen Freude über das Gnadengeschenk der Amnestie-Acte Ausdruck zu geben und den „Triumph der Milde" zu feiern. Sie thaten dieß in einer Reihe von Gedichten, die zum Theil declamirt, zum Theil mit Gesang und Musik vorgetragen wurden. Selbstredend war der Gegenstand nicht von seiner politischen Seite, sondern in rein menschlicher und religiöser Beziehung aufgefaßt. Der vorherrschende Gedanke war, daß Pius IX., als Statthalter Gottes auf Erden, auch die göttliche Milde und Barmherzigkeit gegen die Sünder, und besonders den Geist Desjenigen, der am Kreuze für seine Peiniger bat, in seinen Handlungen habe offenbaren wollen, und daß er das Zutrauen zu seinem Volke gehegt, die Offenbarung dieses Geistes werde stärker auf die Gemüther wirken, als jedwede Strenge. Die Revolution aber wurde schlechtweg als „gottloses Wagniß", als „Verbrechen" und dergleichen bezeichnet. Sechs Cardinäle, mehrere Bischöfe und Prälaten, Hunderte von Priestern und eine Menge angesehener Bürger und Beamten waren zugegen. Der Beifall war sehr groß, aber viel größer der Eindruck, den dieses Schulfest auf das ganze Publikum machte. Man redete davon wie von einem Ereignisse, und nachdem die Liberalen so lange gesagt hatten, daß die Jesuiten alles Mögliche gethan, um die Amnestie zu verhindern, wußten sie jetzt Nichts zu erwidern, als daß sie — Heuchler seien.

Mochte es dem heiligen Vater nun lieb sein oder nicht, eine neue, glänzende Festfeier war ihm auf den 8. September zugedacht. An diesem Tage, dem Feste der Geburt Mariä, pflegen die Päpste sich zu der am äußersten Ende des Corso auf dem Platze gleichen Namens gelegenen Kirche Santa Maria del Popolo zu begeben.

Die Fahrt dahin — so wollte es das römische Volk — (wir werden bald gewahr werden, welche eigentlich darunter gemeint sind) sollte für Pius IX. ein wahrer Triumphzug sein. Eine lange vorher zu diesem Behufe in Umlauf gesetzte Subscriptionsliste verschaffte die erforderlichen Geldmittel dazu. Der Architekt Felix Cicconetti erhielt den Auftrag, am Eingange des Platzes einen Ehrenbogen zu errichten, unter welchem der Papst hindurchfahren sollte. Die ausgezeichnetsten Literaten Rom's erboten sich, die Inschriften, die Maler, die sinnbildlichen Darstellungen zu denselben zu fertigen. Auf einer Seite las man: „Ehre, Preis Pius dem Neunten, dem ein Tag hinreichte, seine Unterthanen zu trösten und die Bewunderung der Welt auf sich zu ziehen!" und auf der andern: „Zur Feier des Triumphes des Friedens errichtet das römische Volk diesen Bogen Pius dem Neunten. Er besiegte die Zwietracht durch die Güte, gewährte die öffentlichen Audienzen, traf Anstalten zur Anlage von Eisenbahnen, eröffnete damit eine Quelle der Gesittung und des Reichthums. Klatschet Beifall, Nationen! Pius ist der Liebesname, den alle Jahrhunderte segnen werden."

Auf der Corsostraße mußte das Gefolge des Papstes sich durch einen Blumenregen hindurcharbeiten; die Mauern der Häuser verschwanden unter ganzen Behängen von Sammet und Seide. Rechts und links wehten Fahnen, hingen Gemälde, Wappenschilde, Sinnbilder, welche theilweise etwas ganz Anderes, als die Verherrlichung Pius' IX. bedeuteten. Es war da die Landkarte von Italien, reich umkränzt; es waren da Bildnisse von Gioberti und Ganganelli (der Eine als Schriftsteller, der Andere als Papst der Jesuiten Feind), und in deren Mitte das Bild Pius' IX.; eine höchst sonderbare Zusammenstellung, deren Zweck wir bereits errathen können. Unzählbare Massen besetzten die Estraden, die Fenster, die Altane und die Trottoirs. Der Fahrweg war in seiner ganzen Breite von einer Truppe junger Leute besetzt, die in Reihe und Glied aufgestellt, abwech-

selnd Fahnen und Oelzweige emporhielten. Von der Erregung der Menge, als sie den Papst in einfacher weißer Kleidung daherkommen sah, kann man sich kaum einen Begriff machen. Die Begeisterung riß selbst die weniger Wohlwollenden mit sich fort, selbst Fremde sah man Thränen vergießen.

Bei der Rückkehr in den Quirinal gab der Papst vom Balcon herab den Segen. Abends kam das Volk wieder, vorauf ein Banner, auf welchem die Worte standen: „Ewige Treue Pius dem Neunten!“ Und noch einmal mußte der Gute hervortreten und die knieende Menge segnen, unter der — sagen wir es nur schon gleich — Viele waren, die insgeheim dieses Segens und der „langen Kreuze“, welche die Frommen bei Empfang desselben schlugen, spotteten.

Am 21. desselben Monats fand im Quirinal ein Consistorium Statt, das man nicht so bald erwartet hatte. In demselben ernannte Pius den allgemein verehrten Prälaten Monsignor Baluffi zu seinem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhl von Imola. Es scheint, daß der heilige Vater durch diese beschleunigte Ernennung seinen ehemaligen Diöcesanen einen Beweis seiner fortdauernden Zuneigung habe geben wollen. (Baluffi wurde später auch Cardinal und ist Verfasser einer schönen Schrift unter dem Titel: „Die Römische Kirche, als die wahre Kirche Christi, nachgewiesen aus ihrer Nächstenliebe.“)

Am 29. stattete Seine Heiligkeit dem Apostolischen Hospiz San Michele, das an diesem Tage sein Patronsfest begeht, seinen ersten Besuch ab. Mit welcher Freude er diese Anstalt wieder sah, deren oberster Vorstand er eine Zeitlang gewesen, und wie freudig ihm dort alle Herzen entgegenschlugen; mit welcher Theilnahme und Sachkenntniß er Alles und Jedes in diesem großartigen Polytechnikum in Augenschein genommen, haben wir bereits bei einer andern Gelegenheit umständlicher erwähnt und können deßhalb hier darauf zurückweisen.

Zwanzigstes Capitel.

Der October in Rom mit seinen Belustigungsorten und Volksfesten. — Die Villa Doria=Pamfili und Villa Borghese. — Charakter der römischen Volksfeste und Spiele. — Villeggiatur oder Landvergnügen der Cardinäle. — Wie der Papst Ferien macht. — Einige Ausflüge nach Castel Gandolfo, Albano und Tivoli. — Landesväterliche Vorkehrungen. — Ein willkommener und ein sehr ungelegener Klosterbesuch. — Die geheilte Gichtkranke.

So war der October gekommen, der Wonnemonat der Römer. Da feiern die Canzleien, die Schulen. Da sind an den Sonntagen und Donnerstagen der Monte Testaccio (ein von Scherben angehäufter, einem natürlichen Rasenhügel ähnlich sehender Berg), die Osterieen (Speise= und Schenkwirthschaften) von Transtevere, die Villen (prachtvolle, fürstliche Landhäuser), vorzüglich die Villa Pamfili=Doria und die Villa Borghese, die Vereinigungsplätze, wo die Römer und Römerinnen bei Wein, Spiel und Tanz (bocali, morra und saltarello) sich der Sorgen und Kümmernisse des Alltagslebens entschlagen und ihres Daseins sich freuen.

Unter den vielen Villen um Rom sind die schönsten, eigentliche Prachtvillen, die Villa Albani, Bolognatti=Torlonia, Ludovisi, Doria=Pamfili, die Villa Pinciana oder Borghese. Vorzüglich die beiden Letzteren werden im October stark besucht. Den größten und reizendsten Park hat die Villa Doria=Pamfili, er hat sechs Miglien an Umfang, ist herrlich gelegen, voll der lieblichsten Anlagen, die Kunst hat hier die Natur sehr geistreich unterstützt, Landschaftsgemälde hervorgebracht und die Natur der Kunst viel Stoff geliefert. Pinienwäldchen, Grotten,

majestätische Buchen, schattige Bosket's, Wasserkünste, große Wiesenplane, Pomeranzenhaine u. s. w. bieten viele Abwechselung. Sind es in der übrigen Zeit des Jahres nur vereinzelte Fremde, welche trotz des langen, unangenehmen Weges die schöne, aber zwei Miglien von der Stadt entfernt liegende Villa besuchen, so sieht man dagegen im October Schaaren fröhlicher, hüpfender, singender, sich neckender Mädchen ihn durchziehen, während gleichzeitig, im schroffen Gegensatze zu ihnen, Schaaren junger Candidaten des geistlichen Standes in langen Talaren, in feierlich ernster Haltung (ungefähr so, wie man in einer gewissen norddeutschen Residenzstadt unbärtige Aspiranten des höheren Militärstandes einherstolziren und auch wohl tändeln sieht), diese Räume durchschreiten, bisweilen auch wohl, nicht weniger gemessen, das eigenthümliche, italienische Ballspiel treiben.

Näher der Stadt und bequemer als die oben genannte befindet sich die ebenfalls sehr schöne, drei Miglien umfassende Villa Borghese, zunächst der Porta del Popolo. Ein hohes Portal führt in die großartigen, sehr gut erhaltenen Gartenanlagen, darin die Baumgruppen besonders ausgezeichnet sind, zwischen denen oft weiße Marmorstatuen durchschimmern. Die Nähe dieser Gärten macht sie zur beliebtesten Promenade und es herrscht hier viel Leben, am Meisten aber im October, wenn der durch seine Freigebigkeit ausgezeichnete Fürst Borghese die bekannten Octoberfeste veranstaltet. Mit diesen können ähnliche Feste, wie sie in Deutschland, z. B. in München und Wien (Brigittenau) um dieselbe Zeit gefeiert werden, nicht in die Schranken treten. Es wird hier nicht gewalzt und getrunken, es hat Alles noch das Aeußere des alten, aber durch das Christenthum veredelten Rom. Die Biga's (zweiräderige Wagen) mit schneeweißen Rossen, worin die wettrennenden Jünglinge und Mädchen, im altrömischen Costüm mit goldenen Helmen und flatternden Fahnen, die auf den terrassenförmigen Erhöhungen und auf Tribünen sitzenden Römerinnen, der Anblick der großen Rennbahn, der ungeheure Wiesenteppich, das

fröhliche, beifallklatschende, heitere, nicht unanständig ausgelassene Volk, Alles mahnt gewissermaßen an die Wettrennen der Alten, und höher und begeisterter erscheint Einem das Ganze, als unsere Volksfeste mit Bier und Lampenbeleuchtung und Johlen und dem übrigen Geklimper. Dabei die Luft so stille, so milde, so duftig, der Himmel so blau — man fühlt den Süden in allen Pulsen. Es sind oft fünfzig bis sechszig tausend Zuschauer aus allen Ständen, kein Taumelnder, und was noch mehr zu wundern, kein Bettler sichtbar. Die Ordnung musterhaft. In anderen Parthieen des Gartens sieht man fröhliche Volksgruppen, die bald einem heftig gesticulirenden Improvisator (Dichter aus dem Stegreif) zuhorchen, bald den Saltarello, einen langsam anfangenden, dann immer rascher, feuriger und lebendiger werdenden Tanz, tanzen, bis endlich nicht bloß die Füße, sondern der ganze Körper in Bewegung ist. Die Musikbegleitung ist die Guitarre. Die Rückfahrt von einem solchen Volksfeste bietet ein glänzendes Residenzbild, eine unabsehbare Wagenreihe, in der Mitte wogende Menschenmassen, die sich auf dem prächtigen Platze del Popolo, auf den Seiten in die langen Straßen Babuino, Ripetta und den Corso ergießen — eine malerische Fernsicht, eine Perspective, wie sie kaum Paris, London und Wien zeigen können, und dabei schaut der Obelisk von Heliopolis im alten Aegypten so erhaben ruhig darein.[1])

Abends geht es dann in die Vorstellungen der Burattini oder Marionetten, die im Erdgeschoß des Palastes Fiano ihre Bühne haben. Der Character derselben ist durchaus im Geschmack des altgriechischen Dichters Aristophanes. Die Burattini — die Hauptperson ist Cassandrino — sind beißend, ihr Witz

[1]) Eine Reise nach Rom von Dr. Ignaz Jeitteles. Siegen und Wiesbaden 1844. Jeitteles war ein gelehrter Wiener Jude und Handelsmann. Er schaute also die Dinge zu Rom gewiß nicht durch eine allzu rosenfarbige Brille. Seit der Revolution (1848) ist die Villa für dergleichen Volksfeste geschlossen.

oft sehr glücklich, dazu verleiht die Volkssprache mit ihren Eigenthümlichkeiten und Sprüchwörtern ihnen einen besondern Reiz, wodurch die Zuschauer am Meisten angezogen werden. Die freie Sprache der Burattini und ihr Spott dürfen selbst — in gewissen Schranken — die wichtigsten Tagesereignisse und die hochgestellten Personen mitnehmen, wie denn — selbst nach dem Geständnisse von Fremden — nirgends eine freiere Sprache geführt werden darf, als eben in Rom. Das ist für Rom und seine Beherrscher gewiß ein günstiges Zeugniß, ein Beweis, daß sie vor einem freien Wort nicht zu zittern brauchen und die Wahrheit nicht scheuen. Es ist das leider in vielen, vielen Ländern und Städten nicht so.

Während in dieser Weise die römische Bevölkerung das heiterste Bild eines in sich reichen und beglückten Volkslebens bietet, benutzen auch viele Cardinäle und hohe Beamte die kurze Ferienzeit zu Ausflügen auf das Land, namentlich auf die reizenden Höhen von Tivoli, Albano und Frascati, wo sie dann längere oder kürzere Zeit ihre Villeggiatur halten.

Auch die Päpste pflegen seit Urban VIII. (1623—1644) während der Ferienzeit auf dem hoch auf einem Hügel in der Nähe des wundervollen Albanersee's gelegenen, von einem Städtchen mit hübscher Kirche umgebenen Landschlosse Castel Gandolfo, der hier herrschenden gesunden Luft wegen, eine Weile von ihren erdrückenden Sorgen und Arbeiten auszuruhen, wenn sie anders es nicht vorziehen, in Rom zu bleiben, wo sie dann an den October-Donnerstagen, während das Volk sich auf seine Weise belustigt, ihre Freude darin finden, durch unerwarteten Besuch den Kranken in den Spitälern und den in ewiger Abgeschlossenheit lebenden frommen Ordensfrauen in ihren Klöstern eine Freude zu bereiten. Pius IX. zog, wie auch sein Vorgänger in seinem letzten Lebensjahre dieß gethan, vor, statt eines längeren, allemal mit größeren Kosten verbundenen Aufenthaltes auf dem gedachten Schlosse nur einige Spazierfahrten dahin und in benachbarte Ortschaften anzustellen und die darnach übrig bleibende Zeit auf die angedeutete Weise

zu verwenden. Am 7. October begab er sich nach Albano und von dort nach Castel Gandolfo. Rührend war die herzliche Freude, womit das gute Volk zu Albano den heiligen Vater empfing und ihn überall hin in großer Menge begleitete. Als er gleich nach seiner Ankunft in den Dom kam, um das Hochwürdigste anzubeten, vergaß die dichtgedrängte Menge, welche das Gebäude füllte, die Heiligkeit des Ortes und brach (nach echt italienischer Sitte) in ein lautes Freudengeschrei aus. Se. Heiligkeit bestieg unverweilt die Stufen des Hochaltares, und kaum hatte er ein Zeichen mit der Hand gegeben und auf das hochwürdigste Gut hingewiesen, als auch sogleich das tiefste Stillschweigen erfolgte, während dessen sodann der heilige Vater mit dem gesammten Volke eine geraume Zeit in stiller Anbetung des heiligen Sacramentes zubrachte. Sobald er aber den Dom verlassen, empfing ihn wieder der Jubel der Menge, der erst gegen Mitternacht, als der heilige Vater längst nach Rom zurückgekehrt war, verhallte. Er hatte übrigens absichtlich seine Rückkehr etwas verzögert, um in Rom nicht mit lauten Freudenbezeugungen empfangen zu werden. Allein er konnte dadurch nicht verhindern, daß Viele ihm eine Stunde weit entgegenfuhren, und ein zahlreiches Volk ihn in der Stadt erwartete. Die Straßen, durch die er fuhr, waren zum Theil erleuchtet, und die Menge, welche sich vor dem Quirinal versammelt hatte, verließ den Platz nicht eher, bis der heil. Vater sich auf dem Balcon gezeigt und den Segen gegeben hatte.

Acht Tage später stellte Pius eine ähnliche Lustreise nach Tivoli an und kehrte, auch hierin dem Beispiele seines erhabenen Vorgängers folgend, bei den Jesuiten ein. Noch ein paar andere Spazierfahrten wurden im Laufe dieses Monats gemacht; der heil. Vater hatte aber bereits vor seinen Ausflügen (am 8. October) Maßregeln getroffen, daß die Städte, welche er besuchte, zu seinem Empfange durchaus keine kostspieligen Vorbereitungen machten, und zwar durch einen Erlaß des Cardinalstaatssecretärs an die Legaten und Delegaten der Provinzen. Es ist dieser Erlaß ein neues urkundliches

Zeugniß wie von der landesväterlichen Gesinnung, so auch von der Weisheit und Festigkeit, womit Pius IX. gewissen, schon jetzt sich kundgebenden unbotmäßigen Bestrebungen entgegentrat, wozu ein fast gleichzeitiger Erlaß Mazzini's (siehe unten) aufforderte. Er lautete also:

„Die Aeußerungen festlicher Freude, durch welche die Einwohner des Kirchenstaates unseres allergnädigsten Herrn Pius' IX. Erhebung auf den Thron und sein öffentliches Handeln seither feierten, sind überzeugende Beweise von der Höhe des über so glückliche Ereignisse Alle begeisternden Jubels. Die Freude, welche mit dem Volke sein Oberhaupt und dessen Regierung theilen, hat den höchsten Hohenpriester rührend bewegt. Sein Geist indessen, nur darauf bedacht, das wahre Wohl seiner Unterthanen eigener Verherrlichung vorzuziehen, betrübt sich in etwa bei der Erwägung, daß jene Feste durch freiwillige Geldzusammenschüsse veranstaltet wurden. Er kann nicht zugeben, daß seine Unterthanen seiner Person wegen durch nicht unbedeutende Ausgaben belästigt werden. Zudem sieht er mit Schmerz, daß viele Volksmassen, solchem Enthusiasmus sich hingebend, ihre häuslichen Beschäftigungen verabsäumen, welche ihnen in den verschiedenen Berufsthätigkeiten ihren Lebensunterhalt gewähren. Sein väterliches Herz trauert so doppelt über diesen zwiefachen Verlust eines Theiles seiner vielgeliebten Unterthanen. **Er will** daher aus den dargelegten Gründen, daß diese kostspieligen Festlichkeiten aufhören und Jeder seiner gewohnten Berufsthätigkeit sich wieder zuwende, ruhig den Ausgang der die Regierung für das Beste des Staats beschäftigenden Berathungen erwartend. Ew. u. s. w. wollen Sorge tragen, daß diese Absichten des heil. Vaters zur öffentlichen Kenntniß kommen, vorzüglich bei der Gelegenheit, wo Sie von den Gemeindebehörden und Andern um Gestattung neuer Festlichkeiten und Wanderzüge großer Volkshaufen von einem Orte zum andern ersucht werden. Wären hier und da bereits Geldsammlungen für eine ähnliche Feier vorgenommen, und wäre nicht möglich, die Beiträge den Einzelnen zurückzuerstatten, so könnten sie zu Nutz und Frommen der Armen für den Winter mittels öffentlicher Arbeit am Schönsten verwendet werden" u. s. w.

Dieser Erlaß drang Vielen wie ein Nagel in's Fleisch und wurde nebst manchem noch Schlimmeren, z. B. angebliche Vergiftungsversuche des Papstes, der vermeintlichen Gegenpartei, die nun einmal der Prügeljunge für alles Mißliebige sein mußte, in die Schuhe geschoben. Die Verständigeren unter

dem Volke sahen die Zweckmäßigkeit der obigen Verordnung ein und billigten sie; daß ihr aber dennoch keine Folge gegeben ward, dafür sorgten Einige, deren Bekanntschaft zu machen nunmehr an der Zeit ist.

Zuvor jedoch ist noch der Besuche zu gedenken, womit Pius IX. während des Octobers verschiedene Klöster und Spitäler überraschte. So geschah es (am 20. halb zehn Uhr Morgens) den Klosterfrauen vom heil. Herzen Jesu in ihrem Hause auf Trinità dei Monti. Hier führte die ehrwürdige Mutter Makrena Mieczyslawska, gewesene Aebtissin von Minsk, in tiefster Zurückgezogenheit ein der Buße und Abtödtung gewidmetes Leben. Wegen ihrer Standhaftigkeit im römisch-katholischen Glauben war sie von der russischen Regierung auf eine unmenschliche Weise körperlich mißhandelt und überdieß als Betrügerin arg verleumdet worden. Dafür ward ihr von dem heil. Vater, der davon gehört haben mochte, eine glänzende Genugthuung zu Theil. Bei der äußerst huldreichen und herablassenden Unterhaltung mit ihr bediente sich Pius IX. des Jesuitenpaters Ryllo (der bald nachher in seine Mission nach Africa abreiste) als Dolmetschers und gab dadurch von Neuem den Beweis, daß er in die Väter der Gesellschaft Jesu, aller erdenklichen Verdächtigungen derselben ungeachtet, kein Mißtrauen setze.

Weniger erfreulich lief der Besuch des heil. Vaters für ein Mannskloster ab, bei welchem Seine Heiligkeit einige Zeit nachher vorsprach. Es war bereits Abend und ziemlich spät, als Pius, nur von einem Kammerdiener begleitet, an die Klosterpforte anklopfte und den Prior zu sprechen begehrte. — „Kommt morgen wieder", gab der halb eingeschlafene Pförtner zur Antwort; „der Prior ist bereits zu Bett und die ganze Communität liegt schon im Schlafe."

— „Geht und sagt Eurem Prior", entgegnete der Papst, seiner Stimme Nachdruck gebend, „Bruder Mastai wäre da und wünsche ihn unverweilt zu sprechen."

Wie er das Wort Mastai hört, reißt der Pförtner die

Augen auf und erkennt Se. Heiligkeit, Papst Pius IX. Bebend öffnet er und läßt ihn und seinen Begleiter ein. Pius IX. hieß durch Namensaufruf sämmtliche Hausbewohner vorladen, und da Zwei abwesend waren, erkundigte er sich, wo sie wären. Man sagte ihm, sie seien der großen Hitze wegen ausgegangen, um frische Luft zu schöpfen. Am folgenden Morgen nahmen die Betreffenden jeder eine Zelle in einem geistlichen Verbesserungshause ein.

Daß auch die Zufluchtsstätten der Leidenden von Pius IX. nicht unbesucht blieben, und daß jeder dieser Besuche mit geistlichen und leiblichen Wohlthaten bezeichnet war, ist wohl selbstredend. Erzählte man sich doch sogar damals schon von einem Besuche des heil. Vaters im Spital zum heil. Geiste, wobei eine außerordentliche Krankenheilung vorgekommen. Als nämlich Pius, bei'm Eintreten in den Saal, wo die an der Gliedergicht Leidenden lagen, bemerkte, daß ein altes Mütterchen, welches auf sein persönliches Verwenden in das Spital war aufgenommen worden, sich abmühete, aufzustehen, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen, reichte er ihr die Hand zum Kusse dar, indem er sagte: „Belästiget Euch nicht, meine gute Mutter." Die Kranke, kühner als jenes Weib im Evangelium, das kaum den Saum des Kleides Jesu zu berühren wagte, erfaßte die Hand, welche bindet und löset, erhob sich und fing an zu gehen, wie in den Tagen ihrer Kraft und Jugend. Mögen Ungläubige diese Heilung durch eine Wirkung des Magnetismus zu erklären suchen, immerhin! Das aber werden sie zugestehen müssen, daß dieser Magnetismus der Liebe und des Glaubens allen andern Heilversuchen durch Magnetisirung weit vorzuziehen sei.

Einundzwanzigstes Capitel.

Angelo Brunetti, zugenannt Ciceruacchio. — Sein Porträt und Charakter. — Seine häusliche Niederlassung. — Sein Gewerbe. — Er wird Geheimbündler und weiß unter der Maske eines Volksfreundes meisterhaft das Volk zu verführen. — Das Programm Mazzini's von Brunetti treu befolgt. — Die Komödie mit dem alten Romagnolen. — Das Fest des 8. September hauptsächlich durch Ciceruacchio, angeblich zu Ehren, im Grunde aber gegen Pius IX. veranstaltet. — Eine vereitelte Besorgniß. — Die Ueberschwemmung, oder: Wasser auf Ciceruacchio's Mühle. — Wahre Großmuth des h. Vaters. — Ein Iscarioth seinem Herrn und Meister gegenüber. — Ciceruacchio's Einfluß auch außerhalb der ewigen Stadt.

Was vor zweihundert Jahren ein Fischer, Namens Masaniello, für die Bevölkerung Neapels gewesen, das war zu dieser Zeit für das Römische Volk ein gewisser Angelo Brunetti, welcher unter dem Zunamen Ciceruacchio eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Er war ein guter Vierziger, groß und stark gebaut. Sein Gesicht, auf den ersten Anblick voll und offen, hatte für den Schärferblickenden Etwas von der List des Tigers, von dem Blutdurst der Hyäne. Sein kastanienbraunes Haar und die großen blauen Augen deuteten mehr auf nordische denn auf südliche Abkunft. Er trug einen oben eingedrückten Hut, dessen Krämpe er über das linke Ohr herabzog und von dem ihm eine Hahnenfeder in schönem Bogen auf die Bandschnalle herabschwankte. Sein Leibchen war eng und zierlich und zwischen diesem und dem Hosengürtel sah man rings herum unter einer roth- und grünseidenen Schärpe einen Theil seines Hemdes hervorschauen. Sein blausammtenes

Camisol war kürzer als das Leibchen, vorn herum und hinauf mit saffrangelben Schnüren eingefaßt; an Festtagen zog er es im Wirthshause aus und warf es sich — nach Art der dortigen Landleute — auf die linke Schulter. Wie das (wegen der häufig dabei vorkommenden Streitigkeiten) verbotene Passatellenspiel, verstand er das Ball- und Kegelspiel vortrefflich. Dabei war er ein geschickter Tänzer und als solcher von dem jungen Weibsvolk gern gesehen. Wehe dem Burschen, der seiner „Minente" (so heißen in Rom gefallsüchtige Mädchen von geringer Abkunft) auch nur auf Schussesweite zu nahe kam, und da er deren mehrere hatte, so hörten die Händel mit den Raufern von der Regola, von Ripetta und Borgo San Pietro nie auf. Er griff eben so rasch nach dem Dolche, wie er jähzornig war, fluchte und wetterte wie ein Türke, zerriß gar manches Wamms und lag nicht selten mit dem Gerichte in Zwist; aber da er hinter seinem frischen, offenen Gesicht einen verschlagenen Geist barg, so wußte er sich die meisten Male aus der Patsche zu ziehen.

Sechs und zwanzig Jahre alt, gründete er einen eigenen Hausstand. Sein Häuschen in der Ripetta-Straße, nahe bei'm Popolo-Platze, war das beständige Stelldichein für alle Volksbewegungen. Dazu war die Lage ausnehmend geeignet: vermittelst eines Dutzends Leute aus dem Volk, die wie ein Generalstab fortwährend auf den Bänken der Osteria ihm gegenüber lagerten, konnte er in einem Nu von hier aus die ganze Stadt in Bewegung setzen.

Er war Kärrner von Gewerbe und schaffte den Wein für die Gast-, Schenk- und Kneipwirthe eines großen Theils von Rom herbei; daneben trieb er Handel mit Kohlen und Heu aus den von ihm gepachteten umfangreichen Wiesengründen. Er stand besonders in Beziehung mit den Schiffern, nicht minder aber mit den Kärrnern und zwar vorzüglich mit Denen, welche die verwegensten und mit Messer- und Dolchstichen am schnellsten bei der Hand waren, und diesen vertraute er vorzugsweise die Fuhren an, wobei den Carabinieren gegenüber

Etwas zu riskiren war. Wenn sie abgeladen hatten, nahm er sie zu einem guten Vespertrunk in die Osteria mit, wo er die Zeche bezahlte. Angelo galt daher für einen vermöglichen, gutmüthigen Burschen. Aber weder das Eine noch das Andere war er. Sein Vermögen war mehr ein fremdes, ihm zu gewissen Zwecken geliehenes, und statt gutmüthig war er heimtückisch, voll Lug und Trug und Härte. Schon seit dem Jahre 1831 hatte er sich den Carbonari, die damals in Rom selbst ihre Hütten aufgeschlagen hatten, wo der Exkönig Jerome, unter der Maske guter Gesinnungen, zu Gunsten der Napoleoniden die päpstliche Herrschaft unterwühlte, mit Leib und Seele verschrieben und den Auftrag erhalten, das gemeine Volk von Rom liederlich und schlecht zu machen, indem er die Leute an Trunk und Spiel und Ueppigkeit gewöhne; aber er wußte so täuschend seine Heucheleien zu treiben, daß die Behörden in Rom keine Veranlassung fanden, ihn besser zu beobachten, ja, daß Gutgesinnte und Ehrenmänner ihn lange Zeit für einen Volksmann im guten Sinne des Wortes hielten und sogar Grafen und Fürsten ihm die Hand drückten, ihn nur so im Wamms in ihren Wagen nahmen und mit ihm über den Corso in das Caffé Nuovo fuhren.

Des ihm gewordenen Auftrages hat der „Volkstribun" sich seitdem auf das Geschickteste zu entledigen gewußt. Um auf die Regierung den Schein fallen zu lassen, als vernachlässige sie die Jugenderziehung, und um sich auf die Jugend, diese Hoffnung der Zukunft, sowohl für Schlimmes wie für Gutes, Einfluß zu ermöglichen, nahm er, der Rohe, Unwissende, sich der Armen-Schulen in den volkreichen Stadtvierteln an und hielt in dem Habit eines Bettelbruders, die Geldbüchse in der Hand, Collecten für die Armen ab.

Während des Sommers hatte er behufs der Heuernte auf den umfangreichen, von ihm gepachteten Wiesen in der Campagna manchmal nahezu dreitausend Mäher in seinen Diensten: er bezahlte und hielt sie gut: wozu und womit, das sollte die Folge lehren.

Selbst das Cholerajahr 1837 suchte die niemals rastende Revolution für ihre Zwecke auszubeuten. Ihr Werkzeug war der Händler Brunetti. Er reizte mehrere Schiffsleute und Lastträger auf, einige öffentliche Gebäude in Brand zu stecken, um so die Sicherheitsbehörden zu beschäftigen, während dessen Mord und Plünderung vor sich gehen sollte. Die Polizei entdeckte jedoch den Plan noch rechtzeitig und ergriff viele der Schuldigen; Brunetti aber, der mit ausgesuchter Schlauheit das Ganze geleitet, konnte in keiner Weise überführt werden![1])

Das war just der Mann, den die Verschworenen des „jungen Italiens", an deren Spitze Mazzini stand (und noch steht), brauchen konnten. Sie schenkten ihm daher ihre ganze Aufmerksamkeit und stellten ihm ihre Geldmittel zur Verfügung. Den Operationsplan, nach welchem zu Werke gegangen werden sollte, hatte Mazzini, der größeren Deutlichkeit und Einstimmigkeit wegen, in folgendem Sendschreiben, das wir auszugsweise mittheilen, im October 1846 von Paris aus zur Kenntniß der Seinigen gebracht:

„. . . Der Papst", heißt es darin, „wird aus Grundsatz und aus Nothwendigkeit sich der Reform in die Arme werfen. . . . Benutzet die geringste Bewilligung, um die Volksmassen zu versammeln, wäre es auch nur, damit sie ihre Dankbarkeit an den Tag legen. Festzüge, Gesänge, Versammlungen knüpfen mancherlei Beziehungen unter Menschen von verschiedener Denkungsart an, begünstigen die Ausbreitung von Ideen, geben dem Volke die Ueberzeugung seiner Kraft und machen es lüstern nach der Herrschaft . . . Die Hauptsache dabei ist, daß der Abgrund der großen Revolution ihnen unbekannt bleibt; wir dürfen sie nie mehr als den ersten Schritt dazu sehen lassen. In Italien besitzt die Geistlichkeit große Schätze und das Vertrauen des Volkes. Ihr müßt sie in beiden Beziehungen gehörig zu behandeln wissen und ihren Einfluß Euch möglichst zu Nutze machen. Könntet Ihr einen Savonarola — einen einflußreichen, schonungslosen Tadler der Geistlichkeit im Mönchsgewande — in jeder Hauptstadt schaffen, so würden wir mit Riesenschritten weiter kommen. Die Geistlichkeit ist freisin-

---

[1]) La rivoluzione Romana l. 1. c. 3.

nigen Staatseinrichtungen nicht abhold. Sucht sie daher für dieses erste Werk zu gewinnen, welches als nothwendige Vorhalle zum Tempel der Gleichheit zu betrachten ist. . . . Sprechet oft, viel und überall vom Elende und den Bedürfnissen des Volkes. Das Volk versteht es nicht, aber der thatkräftige Theil der Gesellschaft wird durch diese Theilnahme für das Volk gewonnen und geht früher oder später zum Handeln über. . . . Es giebt einige Schlagwörter, welche Alles ausdrücken, was dem Volke öfters in's Gedächtniß gerufen werden muß. Freiheit, Menschenrechte, Fortschritt, Gleichheit, Brüderlichkeit — das sind Wörter, welche das Volk schon versteht, besonders, wenn man sie mit Ausdrücken, wie Despotismus, Vorrechte, Tyrannei, Sclaverei u. s. w. in einen gehörigen Gegensatz bringt. . . . Erläßt ein Fürst ein freisinniges Gesetz, so spendet ihm Lob und bittet um ein anderes, welches diesem folgen muß. Zeigt ein Minister einige Neigung für den Fortschritt, so posaunet ihn als ein Muster der Staatsklugheit aus. . . . Das stehende Heer ist der größte Feind der Ausbreitung des Socialismus. Man muß ihm durch die moralische Erziehung des Volkes (d. h. durch Entchristlichung in confessionslosen Schulen, durch Turnanstalten und Bürgerwehr) ein Gegengewicht schaffen. . . . Die geistliche Gewalt ist personificirt in den Jesuiten: der Haß, der sich an diesen Namen knüpft, ist bereits eine Macht für die Socialisten. Benutzet diese Macht. . . . Stiftet Vereine! stiftet Vereine! In diesem Worte liegt Alles. Die geheimen Gesellschaften geben der Partei, welche sich auf sie stützen kann, eine unwiderstehliche Macht. . . . Vermöge dieser Mittel werden die Gesinnungsgenossen zu ihrem Erstaunen sehen, wie Könige, Adelige, Reiche und Priester, welche das Fachwerk des alten socialen Gebäudes bildeten, bloß vor der Gewalt der öffentlichen Meinung davonfliehen. Also nur Muth und Ausdauer!"

Mit diesem Mazzini'schen Programm vergleiche man Brunetti's Vorgehen und man wird gestehen müssen, daß er treu nach Wortlaut und Geist desselben gehandelt habe.

Als Mitte Juni die Cardinäle in ihrem Conclave mit bewunderungswürdiger Umsicht den Cardinal Giovanni Maria Mastai, der den Namen Pius IX. annahm, zum Oberhaupte der heiligen Kirche gewählt hatten, und vollends, als derselbe einen Monat später jenes alle Erwartung überflügelnde Amnestie-Decret erließ, da sollte (zum Dank dafür!) der von der Partei aufgenommene Plan in Ausführung gebracht, der

edelste und einflußreichste Fürst Italiens durch die Schmeicheleien und Huldigungen des Volkes gewonnen, ihm die Lockspeise des Lobes vorgeworfen, er mit Beifall berauscht, mit Rosen bekränzt werden, um ihn so nach ihrer Pfeife tanzen zu lassen und durch ihn die andern Machthaber in ihr Garn zu locken. Da war es also an Ciceruacchio, sich zu zeigen. Und er zeigte sich. Sofort durchrannte er in allen Richtungen die Stadt, blies die Begeisterung der Menge, die sich in dichten Massen auf dem Popolo-Platze versammelte und von ihm die Parole empfing, zur lichterlohen Flamme an. Während der drei Festtage, die der Amnestie folgten, stand ganz Rom unter seinem Commando.

Ciceruacchio leitete die Dankbezeigungen, bezahlte die Fackeln und die Erfrischungen, die er im Uebermaß herumreichen ließ. Als dann zum Besten der armen Amnestirten eine Einzeichnung zu freiwilligen Beiträgen eröffnet wurde, da war wieder er es, der die Listen in Umlauf setzte und durch sein Vorgehen mehr denn eine Börse sich zu öffnen zwang.

Ein paar Tage nach diesen Festlichkeiten watschelte der Volksmann (sein Gang hatte in der That etwas Watschelndes) wie von ungefähr über den Spanischen Platz: eine Gruppe Landleute aus der Romagna nahm dessen Mitte ein und schien über das Schicksal eines Greises, der unter ihnen stand und jammerte, sehr gerührt. Angelo hörte im Vorbeigehen die mit zitternder Stimme gesprochenen Worte: „Nun bin ich in einer verzweifelteren Lage denn je." — „Wer ist in einer verzweifelten Lage?" rief er, sich in die Unterhaltung mischend. — „Was ist Euch geschehen, Bruder? Laßt sehen, kommt und erzählt mir Eure Geschichte, mit dem Glas in der Hand. Was Teufel! Man muß nie verzweifeln. Für Alles in der Welt giebt es ein Mittel!" Damit nimmt er den alten Romagnolen vertraulich unter den Arm und schleppt ihn mit in seine Wohnung. Hier ließ er ihn sich gegenüber am Tische Platz nehmen, schenkte wacker ein und nöthigte ihn, seine Geschichte zu erzählen.

Der Alte war anläßlich der Amnestie nach Rom gekommen, in der Hoffnung, einen seiner Söhne, der wegen politischer Vergehen im Bagno von Civita-Vecchia saß, mit sich nach Hause zu nehmen; allein durch irgendwelche unglückliche Verkettung von Umständen konnte der Jüngling erst nach einem Monat in Freiheit gesetzt werden. Der arme Vater hatte, auf bloß eintägigen Aufenthalt in der Stadt rechnend, nur wenig Geld mitgenommen und sah sich nun, da seine Baarschaft alle geworden, genöthigt, ohne seinen Sohn und noch dazu ohne Geld in sein Dorf zurückzureisen.

— „Wieviel braucht Ihr zur Heimreise, Bruder?" fragt ihn nach Anhörung dieser Trauergeschichte der Volkschef.

— „Mit fünf Scudi würde ich auskommen", antwortete der Greis.

— „Gut! Da sind sie, geht nun und Gott sei mit Euch."

Der Landmann wollte durchaus einen Empfangschein über diese Summe ausstellen; allein Padron Angelo litt es nicht; „lasse ich Dich, der Du schreiben kannst, unterzeichnen, so werden die des Schreibens Unkundigen nicht mehr kommen und mich um ein Darlehn ansprechen."

Klingt das nicht zum Verwundern großmüthig und schön? Und doch ist das Geschichtchen im Kerne faul und Nichts weiter, als ein fuchsschlau angelegtes, demagogisches (auf Volksköderung abzielendes) Manöver. Zwischen den Romagnolen und den Römern bestand nämlich von Alters her eine gewisse Abneigung. Diese zu beseitigen und jene Staatsangehörigen mit der ewigen Stadt, das heißt mit den Geheimbündlern in derselben, in nähere Beziehung zu bringen, das war Ciceruacchio's leitender Gedanke dabei, der vielleicht den ganzen Vorfall zu diesem Zwecke in Scene gesetzt hatte.

Von ihm auch ging, trotz der wiederholten Abmahnungen des Papstes gegen Dergleichen, die erste Idee zur Errichtung jenes Denkmals zu Ehren Pius' IX. am 8. September auf dem Popolo-Platze aus. Der Triumphbogen sollte — so war es sein Wille — ganz und gar das Werk der Volksclassen

Rom's sein. Behufs Ausführung dieses Planes ließ er einige Bewohner der Vorstädte in seinem Hause zusammenkommen, rief ihnen die Uneinigkeit und Zaghaftigkeit, die während der vorigen Regierung unter dem Volke herrschten, in die Erinnerung zurück, sprach mit Feuer von der Ordnung, Eintracht, Gerechtigkeit, von dem Glück, welches Pius IX. allen Classen der Gesellschaft wolle zu Theil werden lassen. — „Keine Spione mehr! keine Häscher mehr! keine Bayonette mehr! Er rettet Euch aus der Gesetzlosigkeit, er befreit Euch vom Willkühr-regiment! Freunde! alle Tyrannen Rom's haben bei Lebzeiten Triumphbogen und Bildsäulen gehabt. Und Rom's Befreier sollte keine haben?"

Diese wenigen Kraftworte übten eine zündende Wirkung auf die Menge. Einstimmig ward der Triumphbogen beschlossen und die Einzeichnung im selbigen Augenblick eröffnet. Leider gehörten die Unterzeichner großentheils der Arbeiterclasse an, deren ganzer Reichthum in ihrer Zeit und in ihren Armen bestand. Man mußte daher unter der Bürgerschaft für sie Ersatz suchen. Diese Sorge übernahm Ciceruacchio; innerhalb drei Tage brachte er vierhundert Scudi zusammen, und ungesäumt nahmen die Arbeiten ihren Anfang. Seine Pferde leisteten unentgeltlich den Transport des Zimmerholzes; Pippo Frittata und Guerra aus dem Monti-Viertel, Beide Fuhrleute und hübsche Kerle, schafften die anderen Materialien herbei. Paolelli und Antonini, der Eine Zimmermann, der Andere Maurer, machten sich an der Spitze ihrer Leute an die Arbeit. Dieses Beispiel fand bei allen Handwerkern Nachahmung, und Brunetti sah unter den freudigen Anstrengungen von Tausenden, deren Begeisterung ihre Kräfte verzehnfachte, sein Werk wie durch Zauber aus der Erde erstehen und emporsteigen.

Man erzählte sich, am 8. September habe der heilige Vater, von der sinnreichen Anordnung des Festes überrascht, den Wunsch geäußert, dem Veranstalter desselben persönlich seine Genugthuung auszusprechen. Der aber habe sich (weislich) zurückgehalten und Seine Heiligkeit bedeuten lassen, nicht

Einer, sondern das ganze Römische Volk sei des Festes Veranstalter.[1])

Die Ernte (1846) war eine unergiebige gewesen. Mit Angst sahen Viele dem Winter entgegen und dieselbe Partei, deren Hauptagent im Cholerajahre 1837 durch einen so fluchwürdigen Bubenstreich im Trüben zu fischen gesucht hatte, benutzte diesen panischen Schrecken, um die Gefahr zu vergrößern und das Vertrauen der Einwohner in die Regierung zu erschüttern, zumal man wohl wußte, daß von dem völlig erschöpften Staatsschatz keine Hülfe zu erwarten war. Allein Pius IX. hatte bereits vorgesorgt. Lange bevor andere Staaten daran gedacht, hatte er die Getreideeinfuhr von Außen her gestattet und durch Erlaß der Einfuhrzölle dazu eingeladen. So herrschte in Rom anstatt Mangel Ueberfluß, und die Getreidemagazine von Bologna konnten Neapel und Toscana mit Mehl versorgen.

Für Ciceruacchio und seine Partei war dießmal kein Wasser auf ihre Mühle geflossen; das geschah aber buchstäblich bald nachher. Am 10. Dezember erwachten alle niedrig gelegenen Stadtviertel Rom's unter einem Schrei des Entsetzens. Die Tiber, durch Regenströme angeschwollen, war über Nacht ausgetreten und bedeckte mit ihrem schlammigen Wasser bereits mehr denn ein Drittel der Altstadt. Einen ganzen Tag lang blieb die Fluth am Steigen, von Minute zu Minute neue Rionen erfassend, die niederen Stockwerke der Häuser unter Wasser setzend und deren Bewohner mit zweifachem Tode, dem des Verhungerns und dem des Ertrinkens bedrohend.

Brunetti, dessen Wohnung nahe am Tiberufer lag, war Einer der Ersten, die, durch das Brausen der andringenden Wogen aufgeschreckt, die Gefahr merkten. Und da entfaltete

---

[1]) Vie et portrait de Pie IX. par Félix Clavé. Paris 1848. p. 164. Clavé schrieb sein Buch, noch ehe Ciceruacchio sich in seinem wahren Lichte zeigte. Das entschuldigt einigermaßen seine naive Schwärmerei für ihn.

er, unterstützt von seinen zwei Söhnen, eine Geistesgegenwart, eine Thatkraft und Opferwilligkeit, die ihn, wäre seine Triebfeder, wie mit Grund zu bezweifeln, eine edele, seine Absicht eine lautere gewesen, des Ehrentitels als Volkschef (capo popolo Romano) in der That hätten würdig erscheinen lassen. Nachdem er das Beispiel gegeben, schlossen sich ihm in Bälde der Hülfeleistenden viele an. Fürsten, Mönche, Soldaten, schlichte Handwerksleute sah man um die Wette, den Rücken beladen, die Beine im Wasser, oder in Kähnen und Fuhrwerken überall hin Lebensmittel und Rettung bringen, wo immer aus Fenstern oder auf Dächern sich ein Nothschrei vernehmen ließ. Dank diesem Liebeseifer der guten Bürger, konnte allerwärts rechtzeitig geholfen werden und waren zwar wohl harte Verluste an Hab und Gut, aber kein Menschenleben zu beklagen.

Wer aber in jenen Tagen der Bedrängniß vor Allen sich groß erwies, das war Rom's Herrscher und Vater, Pius IX. Lebensmittel, Geld, Kleidungsstücke, Alles, was den von der Ueberschwemmung Betroffenen von Nutzen sein konnte, ließ er ihnen auf's Reichlichste aus dem Quirinal verabfolgen. Seine väterliche Bekümmerniß war für seine Umgebung wahrhaft rührend anzusehen. Angesichts der stets steigenden Gefahr wollte er seinen Palast verlassen und sich in die von den Fluthen überschwemmten Stadttheile begeben, um die Opfer der Geißel zu trösten und ihre Befreier aufzumuntern: nur mit Mühe konnte man ihn davon zurückhalten. Als die Ueberschwemmung vorüber war, eröffnete er selber eine Subscription, welche die erlittenen Schäden jeder Art zu ersetzen bestimmt war. Er unterschrieb sich mit dreitausend Scudi. Sein Name an der Spitze des Verzeichnisses rief in allen Provinzen des Kirchenstaates einen bewunderungswürdigen Wetteifer wach; alle in Niederungen wie auf Höhen gelegenen Städte suchten sich in der Ziffer ihrer Beiträge zu überbieten. Sieben Monate lang währte das Zuströmen der Opfergaben aus den Provinzen. Allerwärts veranstaltete man aus dem Stegreif — wir begreifen schon, auf welchen Anlaß — Bankette, Feste,

Schauspiele und Concerte „zum Besten der Ueberschwemmten“. Der Ertrag der Einzeichnungen deckte weit über das Bedürfniß hinaus die Folgen des Mißgeschicks. So liefen die von der Natur gelegten Hindernisse — anscheinend zu des Papstes Verherrlichung — in der That aber zur Förderung der Umtriebe und schlimmen Absichten der Geheimbündler aus.

Als Rom von der schmerzvollen Erregung, worein jene Tage es versetzt hatten, wieder zur Ruhe gekommen, äußerte Pius den Wunsch, die Menschenfreunde, die bei jenem Schreckensereigniß vor Allen sich hervorgethan, in Audienz zu empfangen. In eigener Person wollte er ihnen seinen Glückwunsch und seine Anerkennung aussprechen. Daß Angelo Brunetti da nicht vergessen wurde, braucht nicht erinnert zu werden. Dießmal begab er sich in den Palast. Der Papst und der geheime Mazzinist, der edelste Mensch und ein abgefeimter Schurke standen sich da Auge in Auge gegenüber. Ciceruacchio's innere Erregung war groß. Man versichert, Pius IX. habe ihn aus der Menge errathen. — „Der Große da, der mich mit so hellen Augen anblickt, ich bin gewiß, das ist mein Capo popolo.“ Er ließ ihn näher treten und richtete einige wohlwollende Worte an ihn. Brunetti, dessen Redseligkeit ihm eben den Spitznamen Ciceruacchio (Cicerönchen[1]), den der eitle Mann für Ernst nahm, erworben hatte, konnte in des Papstes Gegenwart (man begreift leicht, warum) keine Worte finden. Er beugte das Knie, küßte den Pantoffel und als er, aufstehend, die Hand des Papstes sich ihm zuneigen sah, berührte er mit seinen Lippen den Fischerring.

Zu erwähnen ist noch, was als Schlüssel zu vielem Folgenden dienen kann, daß Ciceruacchio's Einfluß sich nicht auf Rom beschränkte, sondern weithin bis in die Provinzen reichte, die um ihn die Römer beneideten und nicht selten — natürlich zur Förderung „patriotischer Zwecke“ — in ihre Mitte einluden.

[1]) Cicero war seiner Zeit ein berühmter Redner und Staatsmann im alten Rom, dessen Schriften noch jetzt der studirenden Jugend als Muster einer schönen Schreibart gelten.

Rütjes, Heinrich Gisbert,

Leben, Wirken und Leiden Sr. Heiligkeit des Papst-Königs Pius I Xvon
seinen frühesten Jugendjahren bis zur Gegenwart

Oberhausen [ca. 1870]